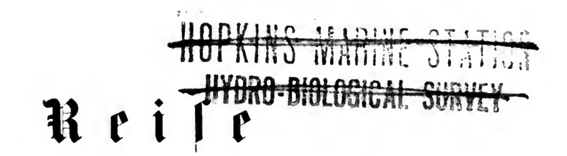



STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES
Stack

Dr Pauer
Berlin im August 1862.



Reise

der

Oesterreichischen Fregatte Novara

um die Erde,

in den Jahren 1857, 1858, 1859,

unter den Befehlen des Commodore

B. von Wüllerstorf-Urbair.

Beschreibender Theil.

Zweiter Band.

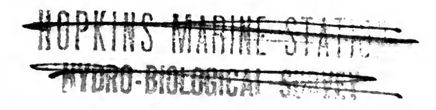
Mit XV Karten, VII Beilagen und 78 Holzschnitten.

Wien.

Aus der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

1861.

In Commission bei Karl Gerold's Sohn.



Inhalt des zweiten Bandes.

X. Die nikobarischen Inseln.

Aufenthalt vom 23. Februar bis 26. März 1858.

Seite

XI. Singapore.

Aufenthalt vom 15. bis 21. April 1858.

*

XII. Java.

Aufenthalt vom 5. bis 29. Mai 1858.

XIII. Manila.

Aufenthalt vom 15. bis 25. Juni 1858.

XIV. Hongkong.

Aufenthalt vom 5. bis 18. Juli 1858.

XV. Schanghai.

Aufenthalt vom 25. Juli bis 11. August 1858.

XVI. Die Insel Puynipet.

Aufenthalt 18. September 1858.

XVII. Die Koralleninsel Sikayana.

Aufenthalt 17. October 1858.

Beilagen.

Reise der Novara um die Erde.

II.



Die nikobarischen Inseln.

Aufenthalt vom 23. Februar bis 26. März 1858.

Historische Mittheilungen über den Archipel. — Ankunft auf Car-Nikobar. — Verkehr mit den Eingeborenen. — Dorf Sáui und Capitän John. — Begegnung mit zwei Weißen. — Fahrt nach der Südseite der Insel. — Dorf Komios. — Urwaldbild. — Batte Malve. — Tillangtschong. — Ankunft und Aufenthalt im Nangkauri-Hafen. — Dorf Itóë. — Mongkata-Hügel auf Kamorta. — Die Dörfer Enuang und Malakka. — Trinkat, die einstige Ansiedlung mährischer Brüder. — Ulála-Bucht. — Fahrt im Archipel. — Die Insel Treis. — Pulo Milu. — Pandanuswald. — St. Georgs-Canal. — Die Insel Kondúl. — Ausflug nach der Nordküste von Groß-Nikobar. — Mangrovesümpfe. — Malayische Handelsleute. — Mittheilungen der Eingeborenen über Groß-Nikobar. — Ein Unfall mit einem zu geodätischen Zwecken ausgesandten Boote. — Besuch der Südbucht von Groß-Nikobar. — Einige Resultate der Thätigkeit der Expedition während des Aufenthaltes im Archipel. — Nautisches und Klimatologisches. — Geognostische Verhältnisse und Vegetation. — Thierleben. — Ethnographisches. — Aussichten für Ansiedlung und Cultur der Inselgruppe. — Fahrt durch die Malakkastraße. — Ankunft in Singapore.

Als die ersten Besucher der Nikobaren-Gruppe,[1] von denen man bestimmtere Kunde hat, werden arabische Kaufleute bezeichnet, welche auf ihren Fahrten nach dem südlichen China das erste Mal im Jahre 851, das zweite Mal im Jahre 877 n. Chr. auf diesen zu jener Zeit unter den Namen Megabaln und Legabaln bekannten Inseln landeten. Abu-Zeyd-Hassan, einer der Unternehmer, gab einen umständlichen Bericht über diese Reise, den Eusebius Renaudot ins Französische übersetzt und veröffentlicht hat.[2]

[1] Zwischen den 6° 50′ und 9° 10′ nördl. Br. und den 93° und 94° östl. L. von Greenwich im Meerbusen von Bengalen gelegen.

[2] Anciennes relations des Indes et de la Chine de deux voyageurs mahométans qui y allèrent dans le IXe s. Traduit de l'Arabe avec des rémarques par Eus. Renaudot. Paris chez Coignard. 1718, en 8°.

Nach der Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung im Jahre 1497 wurden die Nikobaren häufig von Ostindien-Fahrern berührt, ohne daß jedoch derlei Besuche irgendwie zur Vermehrung unserer Kenntnisse über den durch seine geographische Lage so wichtigen Archipel beigetragen hätten.

Im Jahre 1602 verweilte der englische Schiffscapitän Lancaster zehn Tage auf den Nikobaren und besuchte nicht blos die südlichen Inseln, Groß- und Klein-Nikobar, sondern auch das nördlich gelegene Inselchen Sombreiro, jetzt Bampoka genannt. Er fand daselbst Bäume von solchem Umfange und solcher Höhe, um Schiffsbauholz für die größten Fahrzeuge zu liefern. Gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts erschien der Schwede Koeping im Archipel. Am Bord eines holländischen Schiffes, das 1647 an einer der Inseln anlegte, glaubte er in den Bewohnern geschwänzte Menschen zu erblicken, während in der That nur ihre eigenthümliche Kleidung, nämlich ein langes schmales Stück Zeug, das um den Leib gewunden, rückwärts hinab hing, zu dieser Sage Anlaß gab. Erst mit dem Auftreten Dampier's, jenes eben so kühnen als wahrheitliebenden Seefahrers in den indischen Gewässern, wurden die Nachrichten über die Inseln verläßlicher. Er landete in der nordwestlichen Bucht der größten derselben, die er unter den 7° 30′ nördl. Br. versetzte, und giebt eine höchst umständliche Beschreibung über seine abenteuerlichen Schicksale vom Augenblicke an, wo er das europäische Corsarenschiff verließ, um auf einer der Inseln Hülfe zu suchen, bis zur Zeit, wo er in einem Canoe mit sieben seiner Leidensgefährten nach einem furchtbaren Sturme halb todt die Nordspitze Sumatra's erreichte.

Im Jahre 1708 besuchte der englische Capitän Owen unfreiwillig diesen Archipel, indem er mit seinem Schiffe bei der unbewohnten Insel Tillangschong strandete und sich mit seiner Mannschaft auf die nur vier Meilen westlich gelegenen Eilande Ning und Sonri, wahrscheinlich das heutige Nangkauri, rettete. Zum ersten Male berichtet jetzt die Geschichte von Gewaltthätigkeiten, welche sich die Eingeborenen gegen Fremdlinge zu Schulden kommen ließen.

Als nämlich nach vorhergegangener überaus freundlicher Aufnahme der Capitän sein Messer weglegte, und ein Inselbewohner, wahrscheinlich aus Neugierde, nach demselben griff, stieß ihn ersterer mit Händen und Füßen und nahm ihm dasselbe weg. Während nun am folgenden Tage Owen unter einem Baume sein Mittagsmahl einnahm, tödteten ihn mehrere

Eingeborene, indem sie eine Menge von Pfeilen auf ihn abschossen; der Mannschaft hingegen, aus sechzehn Personen bestehend, gaben sie Canoes und Lebensmittel, so daß dieselben, ohne irgend eine Unbill zu erfahren, glücklich Junkseilan erreichten.

Den ersten Versuch einer Niederlassung auf den Nikobaren machten die Jesuiten im Jahre 1711, und zwar auf der nördlichsten Insel Kar-Nikobar. Sie unterlagen aber alle den schädlichen klimatischen Einflüssen, und die wenigen Neophyten sanken bald wieder ins Heidenthum zurück.

Der zweite Versuch einer europäischen Ansiedlung geschah im Jahre 1756 durch den dänischen Lieutenant Tank, welcher von der ganzen Gruppe im Namen des Königs von Dänemark Besitz ergriff, dieselben Friedrichs-Inseln (Frederiks oerne) nannte und auf der Nordseite von Groß-Nikobar oder Sambellong die erste Colonie gründete. Im Jahre 1760 wurde diese von Tank's Nachfolger nach der Insel Kamorta verlegt, aber bald darauf auch hier der Ungesundheit des Klimas wegen wieder aufgelassen.

Im Jahre 1766 ließen sich, aufgefordert durch die ostindisch-dänische Handelscompagnie, vierzehn mährische Brüder auf Nangkauri nieder. Die Unkenntniß der Verhältnisse, mit welcher diese Ansiedlung ins Leben gerufen wurde, ward zugleich der Keim ihres Unterganges. Binnen weniger als zwei Decennien waren bereits die meisten Ansiedler dem tödtlichen Einflusse des Klimas erlegen.

Am 1. April 1778 landete das kais. österreichische Schiff „Joseph und Theresia" unter den Befehlen des Capitän Bennet im Nordosten von Kar-Nikobar oder Neu-Dänemark, mit der Bestimmung, im Namen Sr. Majestät des Kaisers Joseph II. jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung Pflanzorte und Handelsplätze anzulegen. — Ueber diese merkwürdige Expedition ist in weiteren Kreisen nichts mehr bekannt, als was der biedere Nikolaus Fontana, welcher dieselbe als Schiffswundarzt begleitete, in seinem im Jahre 1782 in Leipzig in Druck erschienenen Reisetagebuche erzählt.[1] Weder die Bibliotheken noch die Archive des Kaiserstaates scheinen ausführlichere Mittheilungen über dieses interessante Unternehmen zu besitzen. Dagegen ist es

[1] Tagebuch der Reise des k. k. Schiffes Joseph und Theresia nach den neuen österreichischen Pflanzorten in Asien und Afrika, von Nikolaus Fontana, gewesener Schiffswundarzt, an Herrn Brambilla, Leibwundarzt des Kaisers, Protochirurgus der Armee. Aus der italienischen Handschrift übersetzt von Joseph Eyerle. 1782. Dessau und Leipzig in der Buchhandlung der Gelehrten.

durch die gnädigste Verwendung Sr. kais. Hoheit des Herrn Erzherzogs Ferdinand Maximilian bei der königl. belgischen Regierung gelungen, einige höchst werthvolle, auf diese Expedition Bezug habende Documente im königlichen Archive zu Brüssel aufzufinden, welche der dortige Staatsarchivar Mr. Gachard ihrem ganzen Umfange nach mitzutheilen die Güte hatte, und von denen wir im Folgenden nur die interessantesten Daten hervorzuheben beabsichtigen, indem eine ausführlichere Behandlung dieses, für die Entwicklungsgeschichte unseres Handels so interessanten Gegenstandes dem commerciellen Theile des Novara-Werkes vorbehalten bleibt.

Ein Holländer, Namens Wilhelm Bolts, früher in den Diensten der britisch-ostindischen Compagnie, machte im Jahre 1774 dem damaligen Gesandten der großen Kaiserinn in London, dem Grafen Belgiojoso, Vorschläge zu einer directen Handelsverbindung der Niederlande und Triests mit Persien, Ostindien, China und Afrika, um die österreichischen Häfen ohne die kostspielige Vermittelung anderer Länder mit den wichtigen Producten Indiens und China's zu versehen. Diese Vorschläge, zur Kenntniß des Hof- und Staatskanzlers Fürsten Kaunitz in Wien gebracht, fanden bei demselben eine so wohlwollende Aufnahme, daß Bolts die Einladung erhielt, an das kaiserliche Hoflager zu kommen, um daselbst seine Pläne persönlich ausführlicher zu entwickeln. Bolts traf im April 1775 in Wien ein und erhielt kurze Zeit darauf von der Kaiserinn zur leichteren Ausführung seiner großartigen Projecte umfassende Privilegien zugestanden. Die kais. Verwaltung in Triest wurde mit der Armirung seiner Schiffe beauftragt, der Hofkriegsrath mußte die nöthige Anzahl von Soldaten und Unterofficieren zur Verfügung stellen, und in einem besonderen Documente wurde Bolts förmlich ermächtigt, im Namen der Kaiserinn und Königinn, so wie in jenem ihrer Nachfolger auf dem Throne von allen den Ländereien Besitz zu ergreifen, die er von indischen Fürsten zu Gunsten jener Unterthanen der Kaiserinn, welche mit Indien in Handelsverkehr zu treten beabsichtigen, überlassen erhalten sollte.

Es war der Wunsch der Regierung, daß die erste Expedition von Triest ausgehen möchte; allein Bolts wendete dagegen ein, daß sein Schiff einen Theil der Ladung in London einnehmen müsse, erklärte sich jedoch bereit, Anstrengungen machen zu wollen, um in Triest ein Handelshaus zu gründen und dafür zu sorgen, daß jedenfalls das zweite Schiff des Unternehmens, so wie alle künftigen Expeditionen direct von Triest absegeln.

Bolts verfügte sich hierauf mit seinen vortheilhaften Privilegien zuerst nach Amsterdam, sodann nach London, ohne jedoch in Bezug auf die beabsichtigte Gründung einer Handelsgesellschaft in dem einen Orte glücklicher zu sein als in dem andern. Erst in den Niederlanden, in Antwerpen, gelang es ihm, einen gewissen Baron v. Proli und zwei Kaufleute, Namens Borrekens und Nägeles, für sein Project zu interessiren und mit diesen Männern am 20. September 1775 einen Gesellschaftsvertrag zu schließen. Man kam überein, zur Ausrüstung zweier Handelsschiffe nach Ostindien und China einen Fond von 900.000 Gulden zu bilden und auf gemeinschaftliche Kosten ein Handelscomptoir in Triest zu etabliren. Welche große Erwartungen die österreichische Regierung an dieses Unternehmen knüpfte, geht daraus hervor, daß die Kaiserinn nach den Stipulationen des Privilegiums vom 5. Juni 1775 aus den Vorräthen des Staates Gegenstände im Werthe von 360.000 Gulden der Gesellschaft zu liefern befahl.

Im Besitze von 25.000 Pfund Sterling, welche Bolts von seinen Gesellschaftern erhielt, verfügte sich derselbe nach London, kaufte daselbst ein Schiff, das er „Joseph und Theresia" nannte, versah es mit einem Theil der Ladung und segelte hierauf am 14. März 1776 nach Livorno. Hier sollten jene Artikel eingenommen werden, welche die Regierung zu liefern versprach, und die in Kupfer, Eisen, Stahl und Waffen bestanden. Noch ehe Bolts den Hafen verließ, um nach Indien zu segeln, wurde derselbe von der Kaiserinn mit dem Range eines Oberstlieutenants in ihren Diensten bekleidet und ihm zur besseren Erreichung seiner Zwecke von der Staatskanzlei mehrere umfassende Vollmachten [1] und ein Paß für die Berberei, ein sogenannter Scontrino [2] übersendet. Zugleich versah die Kaiserinn den kühnen Unternehmer mit von ihrer eigenen Hand unterschriebenen Empfehlungsbriefen an den Kaiser von China, den „König" von Persien und die indischen Fürsten, deren Staaten er besuchen dürfte.

[1] „Ich habe diese Documente in einer Weise abgefaßt", sagt Fürst Kaunitz in einem Berichte an die Kaiserinn vom 27. März 1776, „um die Absichten Eurer Majestät in Bezug auf die Herstellung eines österreichischen Handels in Indien zu unterstützen, ohne sich den Unannehmlichkeiten auszusetzen, welche aus dem Zugeständnisse einer unbeschränkten Macht hervorgehen könnten."

[2] Ein Stück Pergament im Zickzack aus einem Buche herausgeschnitten, welches in früheren Zeiten im Verkehr mit den Barbaresken gebräuchlich war, damit die Capitäne der Caperschiffe, wenn sie nicht lesen konnten, durch Vergleichung des Gegenbogens mit dem herausgeschnittenen Blatte (scontrino), welches in der Regel den Kauffahrern mitgegeben wurde, zu bestimmen vermochten, welcher Nation das Schiff gehörte.

Baron Proli, einer der Hauptbetheiligten, verfügte sich zuerst nach Wien, dann nach Livorno und traf mit Bolts das Uebereinkommen, in den Jahren 1777, 1778 und 1779 jedes Jahr ein Schiff nach Indien zu expediren, dessen Ladung mindestens einen Werth von 30.000 Pfund Sterling erreichen sollte, während Bolts seinerseits sich verpflichtete, drei und ein halbes Jahr vom Tage seiner Ankunft daselbst, in Indien zu verbleiben, um Factoreien zu gründen und den Verkauf der gesandten Waaren auf die vortheilhafteste Weise zu besorgen. Die Kaiserinn Maria Theresia, um Proli für die bereits geleisteten Dienste sowohl, wie für jene zu belohnen, welche derselbe durch die Errichtung von Handelscomptoirs in Triest und Brügge zur Belebung des überseeischen Handels in den österreichischen und belgischen Provinzen noch zu erweisen sich bestrebte, erhob denselben in den Grafenstand.

Das Schiff „Joseph und Theresia", nach der Ostküste Afrika's, so wie nach der Küste von Malabar, Koromandel und Bengalen bestimmt, segelte im September 1776 mit 155 Mann von Livorno ab. Ungünstige Winde zwangen Bolts, die brasilianische Küste zu berühren, um frische Lebensmittel einzunehmen. Hierauf setzte er die Fahrt nach Delagoa, an der Ostküste Afrika's, gegenüber der Insel Madagascar, fort, und hatte das Unglück, am 30. März 1777 daselbst zu stranden und einen Theil seiner Ladung einzubüßen. Bolts benutzte gleichwohl seinen Aufenthalt an dieser Küste, um von zwei afrikanischen Königen, Namens Mohaar Capell und Chibauraan Matola, an beiden Seiten des Flusses Masoûmo Grundstücke anzukaufen und mit einem Kostenaufwande von 126.267 Gulden (einschließlich der Ankaufskosten der benöthigten Fahrzeuge) eine Factorei zu gründen, zu deren Vertheidigung sogar zwei kleine Forts errichtet wurden, die Bolts mit Kanonen versah, und denen er die Namen seiner beiden erlauchten Beschützer, Joseph und Theresia, beilegte.

Nach einem längeren Aufenthalte an der Küste von Malabar, wo Bolts vom Nabob Hyder Ali Khan in der Nähe von Mangalore, Carwar und Balliapatam, dem Mittelpunkte des Pfefferhandels, gleichfalls eine Anzahl Grundstücke kaufte und mit einer Summe von 28.074 Gulden eine Factorei errichtete, segelte der unternehmende Mann nach der Koromandelküste und dem Meerbusen von Bengalen, und besuchte zu Anfang des Jahres 1778 die nikobarischen Inseln, um daselbst ebenfalls eine Factorei anzulegen. Leider finden sich über diesen Versuch nirgends nähere Angaben, und das einzig vorhandene Document von Bolts Hand, welches darüber einigen Aufschluß giebt, ist ein

Ausweis der, durch die Errichtung einer Factorei auf den Nikobaren verursachten Kosten, welche sich nebst dem Ankauf einer Goëlette und einer Schnaue oder zweimastigen Fahrzeuges für den Küstenverkehr zwischen Madras, Pegu und der Inselgruppe auf 47.659 Gulden 48 Kreuzer beliefen.

Zu Ende des Jahres 1780 kehrte Bolts nach Europa zurück und ankerte im Mai 1781 im Hafen von Livorno. Seine Bemühungen und Speculationen waren nicht von dem erwarteten Erfolge begleitet gewesen, und trotz neuen Zugeständnissen von Seite der österreichischen Regierung an die Gesellschaft, welche anfänglich dem Unternehmen eine günstigere Wendung zu geben versprachen, zogen doch die inzwischen eingetretenen politischen Verhältnisse, und namentlich der plötzliche, völlig unerwartete Friedensschluß zwischen Frankreich, England und Holland bald darauf den gänzlichen Ruin der Handelsgesellschaft nach sich, so daß dieselbe im Jahre 1785 ihre Zahlungen einstellen mußte.[1] Bolts starb in großer Armuth in Paris im April 1808, und Michaud widmete dem mehr kühn unternehmenden als scharfsichtig besonnenen Manne einen Artikel in seiner Biographie universelle.[2]

Ungefähr zwei Jahre nach dem Erscheinen des österreichischen Schiffes im nikobarischen Archipel versuchten die Dänen daselbst eine Missionsstation der mährischen Brüder zu gründen. Zu Ende des Jahres 1778 segelten die Missionäre Hänsel und Wangemann von Tranquebar nach Naugkauri, wo sie im Jänner 1779 ankamen. Im Jahre 1787 wurde die Mission auf Nangkauri neuerdings aufgelassen und der einzige mährische Bruder, welcher noch am Leben geblieben war, kehrte nach Tranquebar und später nach Europa zurück.

Im Jahre 1795 besuchte der englische Major Symes während seiner Gesandtschaftsreise nach Ava und Birma die Insel Kar-Nikobar; seine daselbst gemachten Beobachtungen finden sich im 2. Bande der Asiatic Researches Seite 344 im Artikel „Description of Carnicobar" mitgetheilt.

[1] Noch wenige Jahre früher, im August 1782, hatte ein gewisser C. F. v. Brocktroff von Kiel aus ein Memoir an den Kaiser Joseph II. gerichtet, in welchem derselbe die Besitznahme, Besiedlung und Cultur der nikobarischen Inseln warm empfiehlt und auf Grund fünfzehnjähriger Erfahrungen in Indien sich von dieser Maßregel für den österreichisch-deutschen Handel große Vortheile verspricht. Diese interessante Abhandlung befindet sich im kaiserlichen Staatsarchive in Wien und wird in ihrem ganzen Umfange an einer andern Stelle mitgetheilt werden.

[2] Bolts hatte sich auch mehrere Male als Schriftsteller versucht. Im Jahre 1771 gab er in London ein Werk in 2 Bänden in 4° unter dem Titel: „Considerations on India Affairs" heraus, welches auch ins Französische übersetzt wurde. Ferner veröffentlichte er einen „Recueil des pièces authentiques relatives aux affaires de la ci-devant société impériale asiatique de Triest gerées à Anvers", welcher 116 Seiten stark in 4° im Jahre 1787 in Paris erschien.

Im Jahre 1831 machte Dänemark neuerdings einen Versuch, die bald Neu-Dänemark, bald Friedrichs-Inseln genannte Gruppe durch die Gründung einer Mission zu colonisiren. Pastor Rosen landete im August 1831 auf der Insel Kamorta, legte daselbst zuerst auf der sogenannten Friedrichshöhe, dann auf dem benachbarten Monghatahügel, später auf der Insel Trinkut, und endlich an der unterhalb des Monghatahügels gelegenen Küste sein Etablissement an. Im December 1834, nach einem mehr als vierjährigen Aufenthalte, verließ Pastor Rosen die Inseln wieder und gab im Jahre 1839 in Kopenhagen unter dem Titel: „Erindringen om mit Ophold paa de nikobariske oerne" (Erinnerungen von meinem Aufenthalte auf den nikobarischen Inseln) seine Erfahrungen daselbst heraus.

Im Jahre 1835 schickte der katholische Bischof der Malakka-Straße zwei französische Missionäre, die Paters Chopard und Borie, nach Kar-Nikobar. Allein nachdem eine Zeit lang ihre Bekehrungsversuche die besten Resultate versprochen und sie bereits über ein Jahr auf der Insel gelebt hatten, scheiterte das fromme Werk an der Leichtgläubigkeit und dem Vorurtheile der Eingeborenen, welchen die beiden Missionäre durch die Mannschaft eines von den benachbarten Küsten gekommenen Schiffes als englische Spione geschildert wurden, deren Absicht es blos wäre, „die Producte des Landes kennen zu lernen, welches bald von der englischen Regierung besetzt werden würde." Die Missionäre mußten flüchten und Borie starb in den Armen seines Gefährten, noch ehe sie die Insel verlassen hatten. Chopard veröffentlichte später im Asiatic Journal of the Indian Archipelago vom Jahre 1849 unter dem Titel: „A few particulars respecting the Nikobar islands" seine Erlebnisse auf dieser Inselgruppe.

Vor ungefähr dreizehn Jahren unternahm der dänische Consul in Calcutta, Mr. Mackey eine kleine Expedition nach dem Nikobaren-Archipel; derselbe hoffte auf den südlichen Inseln Steinkohlenlager zu finden und unternahm zur Aufsuchung derselben im März 1845 eine Reise dahin am Bord des von einem Engländer Namens Lewis befehligten Schooner Espiègle, begleitet von zwei Dänen, Herrn Busch, dem eigentlichen Leiter der Unternehmung, und einem Herrn Lowert. Ende Mai waren die Reisenden bereits wieder in Calcutta zurück. Steinkohlen fanden sie mit Ausnahme einzelner Stücke auf den südlichen Inseln nirgends, und zur Gründung der zugleich beabsichtigten Ackerbaucolonie waren nicht die nöthigen physischen Kräfte

vorhanden. Die wissenschaftliche Ausbeute dieser Reise ist in einer kleinen Broschüre: „H. Busch's Journal of a cruise amongst the Nikobar islands" (Calcutta 1845) niedergelegt.

Eine weitere wissenschaftliche Untersuchung der Nikobaren-Gruppe geschah durch die Naturforscher der dänischen Corvette Galathea im Laufe ihrer Weltreise in den Jahren 1845 bis 1847. Die Durchforschung der Nikobaren war eine der Hauptaufgaben der unter den Auspicien der dänischen Regierung unternommenen Expediton. Am 25. Jänner 1846 geschah auf Nangkauri durch den Capitän Steen Bille die feierliche Besitzergreifung der Inselgruppe im Namen des Königs von Dänemark. Zwei Eingeborene, Luha und Angre, Vater und Sohn, ersterer in Malakka, letzterer in Enuang wohnhaft, wurden bei dieser Gelegenheit als Häuptlinge installirt; ein jeder mit einem Stock mit der Chiffre Christian VIII. bekleidet und mittelst eines in dänischer und englischer Sprache ausgefertigten Documentes über ihre Obliegenheiten unterrichtet, welche indeß hauptsächlich im Aufziehen der dänischen Flagge beim Anlaufen fremder Schiffe im Hafen von Nangkauri bestanden.[1]

Nach dem Ableben des Königs Christian VIII. zeigte sich indeß die dänische Regierung bei der damals herrschenden politischen Strömung nicht geneigt, die Nikobaren-Inseln durch eine dauernde Besiedlung factisch in Besitz zu nehmen, sondern sandte vielmehr im Jahre 1848 die königliche Corvette Valkyrien nach dem Archipel, um Flaggen und Stöcke wieder abzuholen.[2]

In Folge dessen haben nach Thorton's Gazetteer of India[3] die Häuptlinge der Insel Kar-Nikobar die englische Flagge gehißt und durch englische, in

[1] Die Resultate dieser Forschungsreise sind theils in einem zweibändigen Werke: Steen Bille's Bericht über die Reise der Corvette Galathea um die Welt (Kopenhagen, Leipzig 1852), theils in einer geographischen Skizze über die nikobarischen Inseln mit specieller Berücksichtigung der Geognosie von Dr. H. Rink (Kopenhagen 1847) enthalten. Auch im Journal of the Asiatic Society of Bengal befinden sich unter der Ueberschrift „Nikobar Islands", sowie im 3. Bande des Journal of the Indian Archipelago, S. 261, unter dem Titel: „Sketches at the Nikobars" schätzenswerthe Beiträge zur Kenntniß dieser Inselgruppe. Eben so hat Herr A. E. Zhisbman, Professor an der k. k. Handels- und nautischen Akademie in Triest, angeregt durch den beabsichtigten Besuch des Archipels durch die Fregatte Novara, eine werthvolle historisch-geographische Skizze: Die Nikobaren-Inseln (Triest, Buchdruckerei des österreichischen Lloyd 1857), veröffentlicht, welche sich gleichzeitig in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft vom Jahre 1857 abgedruckt findet.

[2] Vergleiche „India Polit. Disp." vom 1. Februar 1848; ferner „Hamburger Correspondent" vom 30. August 1848, und „Friend of India for 1853", S. 455.

[3] A Gazetteer of the territories under the government of the East India Company and of the native states of the Continent of India. Compiled by the Authority of the Hon. Court of Directors and chiefly from documents in their possession.

Moulmein ansässige Kaufleute den Wunsch aussprechen lassen, sich unter den Schutz der britischen Krone stellen zu wollen. Diese Mittheilung scheint, in so fern dieselbe das Benehmen der eingeborenen Häuptlinge betrifft, ungenau. Die Einwohner hissen zwar irgend eine Flagge, die man ihnen schenkt, weil sie gerne die Europäer nachzuahmen suchen und sich dadurch gegen die Ansprüche anderer Nationen gesichert glauben; aber sie fürchten nichts mehr als eine wirkliche Besitznahme ihrer Inseln und sind bei dem Erscheinen eines Kriegsschiffes stets ungemein besorgt, sich ihrer Freiheit und ihrer Kokosnüsse beraubt zu sehen. Ja es herrscht sogar unter ihnen die, wahrscheinlich durch schlaue Häuptlinge verbreitete Sage, daß, wenn sich ein Europäer bei ihnen niederließe, sogleich alle Kokosnüsse von den Bäumen fallen und sie dadurch ihres wichtigsten Nahrungsmittels für immer beraubt werden würden. Wahrscheinlicher dagegen ist es, daß englische Schiffscapitäne, welche mit diesen Inseln verkehren, zur größeren Sicherung ihres so einträglichen Handels mit Kokosnüssen, bei der ostindischen Regierung Vorstellungen machten, von diesem wichtigen Archipel in ähnlicher Weise Besitz zu ergreifen, wie dies in letzterer Zeit mit den Andamanen geschehen ist.

Seit dem verunglückten Versuche zu Ende des vorigen Jahrhunderts, den vaterländischen Handel mit Indien und der afrikanischen Küste durch Gründung einiger Pflanzorte in Asien und Afrika zu beleben, hat kein Schiff mit österreichischer Flagge die nikobarischen Inseln wieder berührt, und es lag daher bei der Aussendung eines kaiserlichen Kriegs-Fahrzeuges nach jenen Gewässern der Wunsch nahe, daß dasselbe auf seiner Fahrt nach China auch jenen Archipel besuchen möge, auf dessen Küsten schon einmal das Banner Oesterreichs als Symbol des Besitzes geweht hatte. Der Zweck war diesmal ein mehr wissenschaftlicher als politischer. Es sollten, so weit es die für den Besuch der Inseln bestimmte Zeit und die vorhandenen Kräfte zuließen, an den für die Navigation wichtigsten Punkten geodätische Aufnahmen, astronomische und magnetische Bestimmungen, meteorologische Beobachtungen und Fluth-Messungen vorgenommen und gleichzeitig in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften Untersuchungen und Sammlungen angestellt werden, um auf solche Weise die schönen Arbeiten zu ergänzen, welche im Jahre 1846 von den Mitgliedern der dänischen Expedition auf den nikobarischen Inseln ausgeführt worden sind. Die nachfolgenden Blätter beschränken sich jedoch darauf, über unsern, durch ungünstige Winde leider wesentlich beeinträchtigten

ich unter te
ichent, n i
ngenen. D
ift, weil i
e Anforde
hr als ein
ers Krieg
sse bereit
ch jählen
en nieder-
urch ihre
abrichen
n Inseln
t Kokos
diesen
letztere

nderts,
durch
Schiff
es lag
jenen
auch
inner
smal
den
an
no-
und
gen
:n,
ts
:n
h
t

Aufenthalt auf dieser in so vielfacher Beziehung interessanten Inselgruppe im Allgemeinen Bericht zu erstatten, während umständlichere Mittheilungen der verschiedenen daselbst gewonnenen wissenschaftlichen Resultate in den von den einzelnen Fachmännern herausgegebenen Specialwerken niedergelegt werden sollen.

Am 25. Februar gegen zehn Uhr früh versuchten die Naturforscher und die mit wissenschaftlichen Arbeiten betrauten Officiere und Cadetten auf der Insel Kar-Nikobar in einer Bucht (nach unseren Beobachtungen 9° 14′ 8″ nördl. Br. und 92° 44′ 46″ östl. L. von Greenwich) zwischen den Dörfern Moose und Sáui hinter einem Korallenriff zu landen, was ihnen jedoch nur mit großer Mühe gelang. Denn ohne Aufhören rauscht hier die Brandung über vielgestaltige Korallenfelsen gegen die weißschimmernde Sandwüste, welche in sanftem Bogen sich von Felseck zu Felsecke zieht. Sie wirft Korallentrümmer und Sand höher und höher auf, und baut das Land langsam immer weiter. Die schweren, vielleicht von fernen Gestaden, die sie ausgeworfen, hergeführten Früchte sind auf dem Korallensande aufgegangen, und ein Kranz üppiger Palmenkronen auf schlankem Stamme, belastet mit Tausenden von Nüssen, ladet den Menschen zum Aufenthalte ein. Ohne die Kokospalme wäre die Insel wahrscheinlich noch bis heute unbewohnt.

In der Nähe unseres Landungsplatzes lag eine Barke aus Moulmein mit malayischen Matrosen vor Anker, von welchen die meisten auf den Schenkeln außerordentlich kunstvoll tättowirt waren. Sie beschäftigten sich daselbst schon seit längerer Zeit Kokosnüsse zu laden, die sie von den Eingeborenen gegen verschiedene Waaren eintauschten. Ungefähr dreißig braune Bewohner, fast gänzlich nackt und größtentheils ohne Kopfbedeckung, die schönen pechschwarzen Haare bis über die Schultern herabhängend, und theils blanke Säbelklingen, theils lange hölzerne Spieße mit Spitzen aus Thierknochen in der Hand tragend, standen in der Nähe des Ufers und schrien uns mit sichtbarer Aufregung schon von weitem in gebrochenem Englisch zu: „Good friend? no fear?“ gleichsam als wollten sie erst von uns die Bestätigung abwarten, daß wir wirklich gute Freunde seien und sie von uns nichts zu fürchten hätten, bevor sie sich ganz in unsere Nähe wagten. Als sie nur mehr zwanzig Schritte entfernt waren, machten sie plötzlich Halt, einige von ihnen, welche Häuptlinge zu sein schienen, übergaben ihre Säbelklingen den Umstehenden und kamen uns dann ziemlich freundlich entgegen, indem sie die Hand zum Gruße reichten. Es

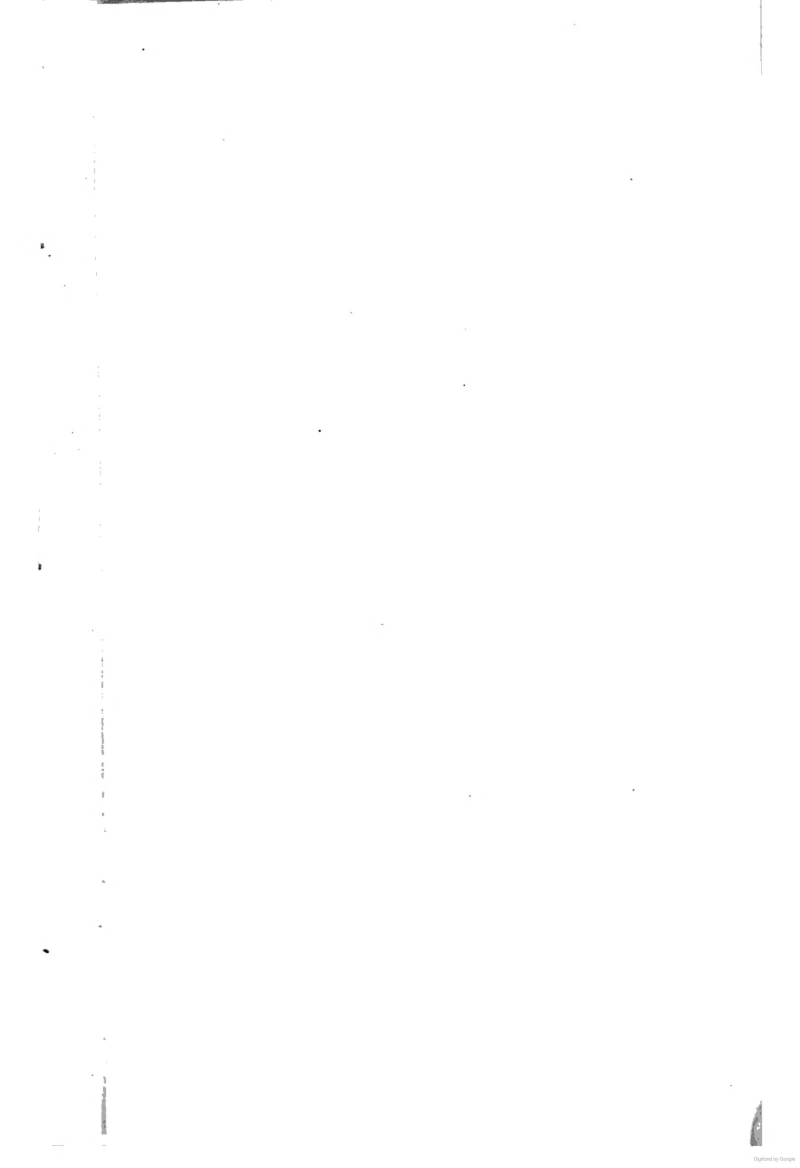
waren meist große, wohlproportionirte Menschen von einer dunkelbronzenen Hautfarbe.

Das Häßlichste an ihrer Erscheinung ist der Mund, welcher durch den ekelerregenden Gebrauch des unaufhörlichen Kauens der Betelblätter völlig krankhaft verändert erscheint. Bei einzelnen Individuen hatte diese garstige Sitte eine derartige Deformität in den Zähnen zur Folge, daß diese nur wie eine bösartige Geschwulst zwischen den dicken aufgeschwollenen Lippen hervortraten. Die Bekleidung der Eingeborenen ist im Allgemeinen eine höchst primitive, sie besteht in nichts Anderem als einem langen, sehr schmalen Streifen aus dunkelblauer Leinwand, den sie um den Leib winden, zwischen den Beinen nach rückwärts ziehen, am Gürtel befestigen und hinten herabhängen lassen. Einzelne Bewohner machen von den alten Kleidungsstücken, welche sie von Schiffscapitänen eintauschten oder zum Geschenk erhielten, einen höchst wunderlichen Gebrauch, indem sie bald in einem schwarzen Hut, bald in einem Rock oder Hemd ohne alle sonstige Bekleidung erscheinen.

Fast jeder der Eingeborenen, die sich uns vorstellten, brachte ein schmutziges, zerknittertes Zeugniß zum Vorschein, welches seinen ehrlichen Charakter und seine Redlichkeit im Handel mit den Früchten der Kokospalme bestätigen sollte und von einem oder dem andern Schiffscapitän herrührte, der hier gegen verschiedene Waaren reife Kokosnüsse eingetauscht hatte, um sie in Ostindien oder auf Ceylon mit großem Vortheil zu verwerthen. Die meisten dieser Zeugnisse waren in englischer Sprache abgefaßt; nur Ein einziges deutsches, vom Capitän eines Bremer Schiffes, und ein holländisches kamen uns zu Gesichte. Auf denselben sind gleichzeitig die gesuchtesten Gegenstände, so wie das Verhältniß der getauschten Artikel zur Anzahl der gelieferten Kokosnüsse verzeichnet, ein Verfahren, welches sowohl späteren handeltreibenden Besuchern zum großen Nutzen dient, als auch einen interessanten Blick in die Culturgeschichte der Bewohner gestattet. [1]

[1] So sehen wir z. B. auf der Insel Kar-Nikobar vertauscht:

Für eine Art Hirschfängerklinge (cutlass, im Werthe von ungefähr $1^1/_2$ Dollars) 300 Paar reife Kokosnüsse
„ eine kleine Messerklinge . . . . 100 „ „ „
„ sechs Tischmesser-Klingen . . . . 300 „ „ „
„ ein amerikanisches Messer . . . . 50 „ „ „
„ eine Hacke . . . . 300 „ „ „
„ eine Muskete . . . . 500 „ „ „
„ eine Doppelflinte . . . . 2.500 „ „ „
„ einen großen Löffel . . . . 150 „ „ „



Diese Zeugnisse enthalten manchmal zugleich höchst drollige Bemerkungen über die betreffenden Eingeborenen, welche sich gewiß weniger mit dem Vorzeigen derselben beeilen würden, wenn ihnen deren Inhalt bekannt wäre. Einer der ersten, welcher uns die Hand zum Willkommen reichte, war ein Eingeborener, der sich Capitän Dickson nannte, eine schöne schlanke, dunkelbraune Gestalt mit glänzenden feinen, lang herabfallenden Haaren, welche ein Bastband zierlich zusammenhielt. In dem Zeugnisse, das er uns überreichte und welches das Datum 15. Jänner 1858 und die Unterschrift des Capitän des Schiffes Arracan trug, stand unter anderm: „Capitän Dickson, obschon ein lumpig aussehender Kerl, ist doch ein Mann von Gehalt.“ [1] In einem zweiten Zeugnisse hieß es von einem Eingeborenen: „Er wird dem nahenden England Ehre machen.“ (He will do justice to England coming!) Eine Bemerkung, welche deutlich die Hoffnung englischer Schiffscapitäne auf eine baldige Besetzung der Insel durch die Engländer durchschimmern läßt. Diese Certificate enthalten zugleich verschiedene wichtige Winke, namentlich in Bezug auf das Verhalten mit den Eingeborenen, auf die besten Ankerplätze, die Schwierigkeiten an der Küste zu landen u. s. w. [2]

Schon die flüchtigste Unterhaltung mit den Eingeborenen zeigte uns, daß dieselben bereits öfters mit englischen Schiffscapitänen verkehrt haben

Für	dreißig Schuh langen Silberdraht	2.500	Paar	reife	Kokosnüsse.
„	ein Faß Rum	2.500	„	„	„
„	eine Flasche Arrak	10	„	„	„
„	drei Stangen (sticks) Tabak	100	„	„	„
„	ein Fläschchen Kastoröl	50	„	„	„
„	eine Cabin-Lampe	500	„	„	„
„	einen Sack Reiß	300	„	„	„
„	ein Stück blauen Calico (circa 6—8 Ellen)	100	„	„	„
„	ein Halstuch	100	„	„	„

Auch Bittersalz (Epsom-salt), Terpentin, Kamphergeist, Kölnerwasser und Pfeffermünze sind seltsamer Weise gesuchte Tauschartikel, so wie sie nach alten Kleidern, nach Zwiebel, Salzfleisch und Zwieback großes Verlangen tragen.

[1] Dickson, although a shabby looking fellow, is a man of substance!

[2] So stand z. B. in einem dieser Zeugnisse: Im Dorfe Aurong oder Arrow ist gegenüber von Capitän Marschall's Hütte in 13 bis 15 Faden der beste Ankergrund. An vielen Punkten ist die Küste so gefährlich, daß ein Schiff zwei Mann verlor, welche in einem Boote zu landen versuchten. — In einem anderen Zeugnisse wurde mitgetheilt, daß die mit Reiß beladene Barke Batavier aus Rotterdam, mit 442 Tonnen Gehalt, auf der Fahrt von Rangoon nach Europa am 7. April 1857 in der Danson's Passage Schiffbruch litt und deren Schiffsmannschaft von den Eingeborenen von Kar-Nikobar sehr freundlich aufgenommen wurde. Fast jedes dieser Zeugnisse schließt mit der Bemerkung, daß, wer die Eingeborenen zu Freunden haben will, mit ihren Weibern nicht scherzen, noch ihre Hühner und Schweine im Walde schießen dürfe.

mußten, welche ihnen einige Kenntnisse der englischen Sprache und gewisse humane Begriffe beigebracht hatten. Als wir ihnen zu verstehen gaben, daß wir als Freunde unter ihnen erschienen, erwiederten sie in gebrochenem Englisch: „Nicht blos Freunde, Brüder! Alle Brüder! Alle nur Einen Vater und Eine Mutter!“ Jeder zündete hierauf mit großer Freude eine der ihnen geschenkten Cigarren an, während sie die übrigen in Ermanglung eines andern Behälters in den Oeffnungen ihrer weit durchlöcherten Ohrläppchen aufbewahrten und sodann mit großer Freigebigkeit, als Zeichen ihrer Gastfreundschaft, eine Anzahl junger Kokosnüsse vom Baume holten und deren flüssigen Inhalt uns zum Trinken darreichten. Ganz wunderbar ist die Art und Weise, wie dies geschieht. Sie binden ihre beiden Füße an den Knöcheln mit derselben Bastschleife zusammen, welche ihnen in der Regel, die schwarzen langen Locken umschließend, zu einem so malerischen Stirnband dient, und klettern dann flink wie Katzen zum Wipfel der Palme hinauf, werfen die abgehauenen Früchte zur Erde und langen wieder eben so schnell am Boden an. In der einen Hand eine ziemlich schwere junge Frucht, in der andern eine scharfe Säbelklinge haltend, verstehen sie mittelst eines sicher geführten Hiebes die Nuß an dem einen Ende so geschickt zu durchhauen, daß eine kleine Oeffnung entsteht, und auf diese Weise der flüssige, labende Inhalt bequem getrunken werden kann. Ist die Nuß ausgeleert, so wird sie gewöhnlich in zwei Hälften zerhauen und dient sodann noch den Hühnern und Schweinen zur gedeihlichen Nahrung. Trotz dieser Gastfreundschaft war jedoch bei Allen eine große Angst und Aufregung erkennbar, und den Schluß ihrer Reden bildeten immer die stereotypen Fragen: Was wir denn eigentlich hier wollen, ob wir Kokosnüsse zu kaufen wünschen und ob wir bald wieder fortgehen?

So sehr es uns auch gelüstete, von dem dicht mit Kokospalmen bedeckten Strande ins Innere der ziemlich flachen Insel zu dringen und die bienenkorbähnlichen Hütten näher zu besichtigen, welche unter den Waldbäumen zum Vorschein kamen, so hielten wir es doch für weit gerathener, die Eingeborenen erst zutraulicher zu machen, und luden sie daher ein uns an Bord zu begleiten. Acht von ihnen ließen sich endlich bewegen, in ihren zierlichen Canoes aus dem Holze des Callophyllum inophyllum, einem der schönsten Bäume des nikobarischen Urwaldes, an Bord zu folgen. Als wir jedoch die Fregatte erreichten, entschloß sich nur Ein einziger, Capitän Dickson, am Fallreep

hinaufzuklettern, alle andern wagten nicht ihre Fahrzeuge zu verlassen, und einer von ihnen, der sich Capitän Charley nannte, ein kleines schmächtiges Männchen von fast knabenhaftem Aeußern, der statt aller Bekleidung blos eine schmutzige Tuchmütze am Kopfe trug, zitterte am ganzen Leibe vor Schrecken, als er die großen Kanonen sah. Auch Capitän Dickson fühlte sich nicht ganz geheuer am Bord und obwohl Vieles seine Neugierde im höchsten Grade anzog, sehnte er sich doch bald wieder aus dem großen bequemen Schiff zurück in seinen gebrechlichen Kahn. Ganz besonders fiel ihm eine lebende Kuh auf; Thiere von solcher Größe, meinte er, gäbe es nicht auf seiner Insel.

Inzwischen hatten sich eine Anzahl Eingeborener in Canoes der Fregatte genähert, welche Schweine, Hühner, Bananen, Yams und Eier in den ausgehöhlten Schalen der Kokosnuß als Geschenke brachten, zugleich aber auch frugen, was man ihnen als Anerkennung dafür geben wolle. Sie verlangten Zwieback, Branntwein, Medicinen, Kleider, und vor allem schwarze Hüte, was hauptsächlich daher kommen mag, daß sie zuweilen die Capitäne englischer Schiffe runde Hüte tragen gesehen und nun zu glauben scheinen, ein solches Toilettestück sei das Abzeichen der Capitänswürde oder des Mannes von Ansehen.

Ihre Kenntniß des Geldes beschränkte sich auf Rupien, von welchen sie zwei Gattungen unterschieden, nämlich die wirklich ostindischen Silberstücke und die englischen Sechspencestücke, welche sie „kleine Rupien" nannten, und mit denen sie häufig als Zierde die beiden Ecken jener kleinen Bambusstäbchen bedecken, welche sie in ihren Ohrläppchen zu tragen pflegen.

Ueber die beiden katholischen Missionäre Borie und Chopard, welche sich im Jahre 1835 einige Zeit auf der Insel aufhielten, wußte uns kein einziger Eingeborener nähere Auskunft zu geben, auch von der dänischen Corvette Galathea, welche diese Insel im Jahre 1846 besuchte, bewahrten sie nur eine dunkle Erinnerung, und selbst diese war keine wohlwollende, weil die armen Leute von der Furcht beherrscht wurden, man wollte sich ihrer Insel bemächtigen und sie dem Hungertode preisgeben. „Die Dänen", bemerkten sie wiederholt, „sind ein feindliches Volk, sie wollten uns unsere Insel wegnehmen! Angenommen, wir kämen auf Eure Insel und möchten davon Besitz ergreifen!! Das ist nicht gut, das ist kein gutes Volk!" [1]

[1] Danish bad people, wanted to take our island! Suppose, I would come to your island and take it. Not good, no good people.

Wir fuhren mit den Eingeborenen, welche durch die freundliche Aufnahme am Bord etwas ruhiger und vertrauter geworden waren, wieder zurück ans Land und Jeder gab sich nun der ihm zugewiesenen Thätigkeit mit Freuden hin. Zelte wurden aufgeschlagen, astronomische und geodätische Instrumente, so wie Barometer und Thermometer aufgestellt, an dem geeignetsten Punkte der Fluthmesser angebracht und die Insel nach allen Richtungen hin, so weit es die Dichtigkeit des Waldes und das Mißtrauen der Eingeborenen zuließ, zu naturwissenschaftlichen Zwecken durchstreift.



Dorf Sáui.

Noch am selben Tage besuchten wir die Bucht Sáui, in der sich das gleichnamige Dorf befindet, dessen Häuptling Capitän John heißt. Derselbe hatte eben erst einen alten, ausgemusterten blauen Uniformfrack, welcher, wenn wir nicht irren, von einem Bandisten der ehemaligen Triester Nationalgarde herstammte, zum Geschenk erhalten und machte nun große Anstrengungen, seine wenig biegsamen Gliedmaßen in dieses enge, dicke Tuchkleid hinein zu zwängen und dasselbe trotz tropischer Hitze am nackten Leibe bis an den Hals zuzuknöpfen. Er wollte sich, wie es schien, nicht nachsagen lassen, daß er die ihm gewordene Auszeichnung nicht zu würdigen und vom Geschenke

nicht den gehörigen Gebrauch zu machen verstehe. Ungleich seinen übrigen Landsleuten, trug Capitän John auch Schuhe und Beinkleider und gehörte daher offenbar zur bevorzugten Classe. Er war von einer großen Anzahl Eingeborenen umgeben, die sich uns als Capitän Morgan, Capitän Douglas, Dr. Crisp, Lord Nelson, Lord Byron u. s. w. vorstellten, und ihre Namen dem bizarren Einfalle englischer Schiffscapitäne verdankten, welche einen Scherz darin zu erblicken glaubten, diesen braunen Schmutzgestalten so hochgefeierte Namen der englischen Geburts- und Geistesaristokratie beizulegen!

Capitän John begleitete uns längs des Ufers auf einem höchst unwirthbaren sonnigen Pfad nach seiner Behausung und verhehlte uns geflissentlich, daß ein weit bequemerer Weg durch den Wald nach dem Dorfe führt, welches nur sieben Hütten zählt. Diese sind auf einem großen gelichteten Platze erbaut und stehen, wegen der großen Feuchtigkeit des Bodens während der nassen Jahreszeit, auf acht bis zehn Pfählen von sechs bis acht Fuß Höhe, so daß man unter denselben bequem durchgehen kann. Sie enthalten einen einzigen großen Raum, zu dem eine aus Bambusrohr zierlich gearbeitete Leiter führt, welche des Nachts, oder wenn die Bewohner ihre Hütte verlassen, in der Regel weggenommen wird, und daher auch ohne Schloß und Riegel schwer zugänglich erscheint. Der Boden ist aus Bambusstäben, welche mit Rotang (Calamus rotang) verbunden sind, derart construirt, daß die Luft von unten zwischen den einzelnen Stäben frei durchstreichen kann, und darüber wölbt sich das niedliche Flechtwerk des bienenkorbähnlichen Baues. Eine dicke Blätterbedachung hält sowohl das Eindringen der Sonnenstrahlen wie des Regens ab. Die innere Einrichtung ist höchst einfach. Im Hintergrunde zeigt sich eine Art Feuerherd, ein niederer, ausgehöhlter, mit Sand und Steinen gefüllter Holzpflock, und auf diesem verschiedene Gefäße aus Thon, welche von der benachbarten Insel Tschaura, wo allein im ganzen Archipel etwas Industrie herrscht, importirt werden. An den Dachbalken hängen ausgehöhlte, paarweise zusammengebundene Kokosnußschalen, als Wassergefäße dienend, so wie auch zierlich geflochtene Körbe und die wenigen Habseligkeiten der Familie, endlich einige Früchte, Betelblätter und Tabak, als Opfergaben für die Iwi's oder bösen Geister, im Falle diese einen Besuch machen und nach solchen Dingen gerade ein Gelüste tragen sollten. Mehr nach vorn gegen den Eingang der Hütte zu, stecken an der Seitenwand als Zeichen von besonderem Reichthum eine große Anzahl von Säbelklingen, Wurfspieße und Ruder. Außerdem

liegen noch geflochtene Strohmatten am Boden, welche, während des Tages zusammengerollt, des Nachts ausgebreitet werden und nebst kleinen hölzernen Schämeln statt Kopfkissen zum Schlafen dienen. Die Hütte bietet genügenden Raum für dreißig Menschen, um darin zu schlafen. Da in derselben auch gekocht wird und keine Ventilation nach oben besteht, so ist das Innere sehr durchräuchert und alle darin befindlichen Gegenstände sehen geschwärzt und rußig aus. Die Eingeborenen scheinen aber absichtlich keine Vorkehrungen zu treffen, sich dieses Rauches zu entledigen, weil ihnen derselbe dazu dient, weit lästigere Gäste, die Musquitos zu verscheuchen, welche namentlich in der Regenzeit für ihre nackten Leiber eine fürchterliche Qual sein müssen.

Capitän John hatte in den schattigen Raum unter der Hütte, welcher zugleich zur Arbeit dient, — wenn man die Verrichtungen der Nikobarer überhaupt so nennen kann, — an einem Querbalken eine Art Schaukel aufgehängt, in welcher er sich mit besonderem Wohlgefallen fortwährend wiegte, während daneben für seine Gäste ein hölzerner Lehnstuhl bereit stand, in dessen Besitz er wahrscheinlich durch ein Tauschgeschäft mit dem Capitän eines Kauffahrers gekommen war.

Der alte Häuptling sprach mit ganz besonderer Vorliebe von dem Capitän der Barke Rochester aus London, Namens Green, welcher durch sein humanes, streng rechtliches Benehmen bei den Eingeborenen in hohem Ansehen zu stehen schien und ein erhebendes Beispiel giebt, welch wohlthätigen Einfluß einzelne englische Schiffscapitäne auf die wilden Völker, mit denen sie verkehren, ausüben und wie sehr sie dadurch beitragen, ihrer Nation in allen Theilen der Erde Ansehen zu verschaffen. Ja, wir wagen zu behaupten, daß englische Kauffahrer durch ihren zeitweiligen Besuch mehr die Civilisirung der Nikobarer angebahnt, als dänische und französische Missionäre durch jahrelangen Aufenthalt. Kein einziger Eingeborener versteht ein Wort dänisch oder französisch, aber er weiß meistens so viel englisch, um sich in dieser Sprache verständlich machen zu können. Der geschwätzige Alte holte eine kleine englische Bibel hervor, welche er auf einen der Querbalken seiner Hütte sorgfältig aufgehoben hatte und die ihm, wie er erzählte, vom Capitän Green bei dessen letztem Besuche zum Geschenk gemacht worden war. „Dies ist mein Jesus Christ“, sagte Capitän John voll blinden Vertrauens in die Wunderkraft der heiligen Schrift; „wenn ich mich krank fühle, lege ich dieses Büchlein unter meinen Kopf und dann werde ich wieder gesund!“ Der brave Mann

konnte weder lesen, noch war er sich's bewußt, was eigentlich in dem Buche gedruckt stand, aber er schien instinctmäßig zu fühlen, daß es kein gewöhnlicher Inhalt sei, und hielt das Geschenk hoch in Ehren, gleich einem Talisman, dessen Macht und Wirkung man vertraut, ohne sich über dieselben genau Rechenschaft geben zu können. Wir durchblätterten das enggedruckte Büchlein, welches aus der berühmten, segenverbreitenden Presse der Londoner Bibelgesellschaft hervorgegangen war, und fanden am ersten Blatt einige englische Verse von Green's Hand geschrieben und einige Lobreden auf die Bewohner von Kar-Nikobar, „dem tugendhaftesten Volke, welches dem Capitän Green während achtunddreißigjähriger Seereisen vorgekommen", mit der Bemerkung schließend: „Wie schade, daß sie keinen geistlichen Lehrer haben!"

In der That sind die Bewohner von Kar-Nikobar die vollkommensten Naturmenschen. In ihrem Verkehr mit uns zeigten sie sich als ein kindliches, unwissendes, aber biederes, zutrauliches Volk, ohne Ehrgeiz und Wissensdrang, aber auch ohne Scheelsucht und Neid. Wenn sie sich je gegen Europäer ein Verbrechen zu Schulden kommen ließen, so geschah dies sicher mehr durch diese aufgestachelt, gewissermaßen aus Nothwehr, als aus bloßem Hange zum Bösen. Als wir einen Eingeborenen fragten, auf welche Weise auf der Insel Verbrechen bestraft würden, entgegnete er höchst naïv: „Wir begehen deren nicht, wir sind alle gut; — aber in eurem Lande muß es viele böse Menschen geben, wozu braucht ihr sonst so viele Kanonen und Gewehre?"

Wir hatten mit einigen Eingeborenen eine Wanderung durch einen reizenden Kokoswald längs der Küste angetreten und waren nach mehreren zerstreut im Dickicht herumliegenden Hütten gekommen, deren Besitzer uns freundlich aufnahmen. Ihre Weiber und Kinder aber befanden sich sämmtlich auf der Flucht und kamen während der ganzen Dauer unseres Aufenthaltes nicht wieder zum Vorschein. Ja die Eingeborenen hofften unsere Abreise dadurch zu beschleunigen, daß sie vorgaben, ihre Familien seien aus Furcht vor uns in die Wälder geflohen und müßten verhungern, wenn wir noch lange hier blieben und sie nicht bald in ihre Wohnsitze zurückkehren könnten. Dies war aber nur ein Vorwand. Die Eingeborenen kannten ganz genau das Versteck ihrer Angehörigen und versorgten sie mit Speise und Trank. Diese große Scheu des weiblichen Theils der Bevölkerung rührt höchst wahrscheinlich von Unzukömmlichkeiten her, welche sich die Matrosen von Handelsschiffen gegen die Eingeborenen zu Schulden kommen ließen, deren Sittlichkeitsgefühl und

Rechtssinn bei der niedern Culturstufe, auf welcher sie stehen, doppelt bewunderungswerth ist.

Ein Versuch, tiefer ins Innere der Insel zu dringen, scheiterte an den Schwierigkeiten, die eine Alles überwuchernde Tropennatur entgegensetzte. Die Pflanzenwelt reicht bis dicht ans Meer, welches nur die felsigen Riffe und die von schäumender Brandung bespülten, schmalen Sandbänke der überaus üppigen Vegetation zu entreißen vermag. Ein breiter Saum von Rhizophoren, riesigen Armleuchterbäumen (Barringtonien), Pandanen, Kokos- und Arecapalmen umgürtet die Insel, auf welcher eine höher gelegene mit hohem, dichtem Grase bewachsene Fläche folgt, aus der sich endlich einige 150 bis 200 Fuß hohe, bewaldete Hügel erheben. Bietet schon dieser Saum gewaltige Hindernisse, um sich durch denselben Bahn zu brechen, so ist es dagegen völlig unmöglich, durch das Gewirr von Schlingpflanzen und Rotang über die Grasfläche weiter in den Wald zu gelangen, ohne vorher mit einem Waldmesser einen Pfad durchzuhauen, was selbst bei längerem Aufenthalte große Anstrengung erheischen würde. Unsere Untersuchungen mußten daher nothgedrungen größtentheils auf die Küstenregion beschränkt bleiben.

Nach mehreren Stunden des Wanderns, Sammelns und Forschens fanden sich sämmtliche Mitglieder wieder auf dem Platze vor der Hütte des Capitän John ein, wo inzwischen von unsern Matrosen am offenen Feuer ein Schwein gebraten worden war, das wir dem fettleibigen Dr. Crisp für drei Schillinge abgekauft hatten. Die Eingeborenen schienen mit diesem improvisirten Herd durchaus nicht einverstanden, aus Furcht das Feuer könnte die mit Palmenstroh gedeckten Dächer ihrer Hütten erreichen. „Es ist wie Pulver", bemerkte der alte Häuptling ängstlich, als unsere Leute mit wenig Vorsicht das Feuer zu nahe den Bauten angezündet hatten. Capitän John und seine Stammgenossen ließen sich nicht zweimal zur Theilnahme an unserem Mahle einladen und zeigten einen ganz vortrefflichen Appetit. Die Nikobarer genießen in der Regel nur Vegetabilien, der Genuß des Fleisches ist bei ihnen größtentheils auf festliche Gelegenheiten beschränkt. Der Gebrauch von Salz ist ihnen noch nicht bekannt. Blos zum Abbrühen der Schweine und Hühner verwenden sie Meerwasser, wodurch dem Fleisch etwas Salzgeschmack mitgetheilt wird. Während unseres Imbisses, welcher die Eingeborenen einigermaßen zutraulicher gemacht hatte, fanden wir Gelegenheit mehreres über ihre verschiedenen Feste zu hören.

Wenn ein Eingeborener von einem Baume herabfällt, oder von einer Schlange gebissen wird, sich sonst wie verwundet oder gar stirbt, dann stellen die Nikobarer sogleich jegliche Arbeit ein und feiern ein Fest, das sie Uráka nennen. Beim Beginn des Südwestmonsuns oder der Regenzeit (wenn der Wind von „dorther" kommt, sagte Dr. Crisp, und deutete mit seinen feisten Fingern gegen Süden) feiern die Bewohner von Kar-Nikobar das Hauptfest, welches vierzehn Tage hindurch dauert und Oilere genannt wird.

Ein ähnliches Fest feiern sie zu Ende der nassen Jahreszeit oder des Nordostmonsuns, welchem die Schweine, die dabei eine höchst seltsame Rolle spielen, einen ganz besondern Charakter geben. Schon mehrere Wochen vor Beginn der Feier wird eine große Anzahl dieser unschönen Nutzthiere in kleine Ställe eingesperrt, um am Festtage in einen eingezäunten Raum ausgelassen und daselbst von jungen, muthigen oder vielmehr muthwilligen Eingeborenen gereizt und mit Spießen gepeinigt zu werden. Die Jugend von Kar-Nikobar scheint einen besonderen Ruhm darein zu setzen, die Schweine wild zu machen und sich in einen förmlichen Kampf mit denselben einzulassen, so daß nicht selten ernste Verwundungen vorkommen sollen. Wir sahen selbst mehrere junge Leute, welche wenige Tage vorher bei einem ähnlichen Anlasse von halbwilden Schweinen arg zugerichtet worden waren. Wenn nun diese nichts weniger als ästhetischen Spiele eine Zeit lang gedauert haben, so werden die Schweine getödtet, am Feuer gebraten und von Kämpfern und Zuschauern verzehrt.

Ein nicht minder seltsames und noch mehr barbarisches Fest ist dasjenige, welches sie fast zur selben Zeit, wie das eben erwähnte feiern. Es werden die Gebeine jener Verstorbenen ausgegraben, welche bereits ein Jahr lang, nämlich seit dem letzten Nordostmonsun, auf einem besonderen Begräbnißplatz, Cuyucúpa[1] genannt, in der Erde lagen. Hierauf bringen sie dieselben in eine Hütte, setzen sich im Kreise herum und schreien und heulen wie am Sterbetag des Verblichenen. Während dieser Trauerscene wird gewöhnlich dem Todtenschädel eine brennende Cigarre in das knöcherne Gebiß gesteckt und dieser sodann wieder begraben. Die Gebeine aber werden ins Meer oder tief in den Wald geworfen und gleichzeitig als Zeichen der Trauer

[1] Dieser Begräbnißplatz befindet sich dicht in der Nähe eines kleinen Dorfes an der Nordostseite der Insel und die Gräber erscheinen durch eine Anzahl runder, 3 bis 4 Fuß aus der Erde ragender Holzpfähle bezeichnet, welche mit allerhand bunten Stoffen und Bändern verziert sind.

eine Anzahl Kokospalmen umgehauen und deren Früchte nach allen Winden zerstreut. Sie wollen dadurch wahrscheinlich das Ueberwältigende ihres Schmerzes, den Lebensüberdruß, die Gleichgültigkeit selbst für die kostbarste Naturgabe andeuten und würden sich in der That eines ihrer wichtigsten Nahrungsmittel berauben, möchte es sich bei der Leichtigkeit der Verbreitung dieser Seeuferpalme nicht fügen, daß die im Kummer gleichgültig zerstreuten Nüsse rasch Wurzel schlagen und in wenigen Jahren als nahrungspendende Waldzierden sich wieder erheben!

Zu allen diesen Festen versammeln sich die Eingeborenen aus den verschiedenen Dörfern und verbringen dann Tage und Wochen mit einander. Frühere Besucher von Kar-Nikobar geben die daselbst befindlichen Dörfer nur auf sechs oder sieben an. Die Eingeborenen nannten uns jedoch die Namen von folgenden dreizehn Dörfern: Arrong (oder Arrow), Sáuí, Moose, Lapáte, Kinmái, Tapóimai, Tschuktschnítsche, Kinkúrka, Tamálu, Páka, Malakka, Kómios und Kankéna, welche indeß zusammen kaum mehr als 100 Hütten und 8 bis 900 Einwohner zählen dürften.

Im Süden von unserm Ankerplatze trafen wir einen kleinen Fluß, der sich nahe der Mündung am Strande in eine Sandbarre verliert. Einige Expeditionsmitglieder versuchten in einem ganz kleinen flachen Boote,[1] welches über die Barre gebracht wurde, diesen Fluß hinaufzurudern. Derselbe hatte anfänglich eine Tiefe von 2½ Fuß und eine Breite von ungefähr 36 bis 40 Fuß; seine Richtung war in zahlreichen Schlangenwindungen eine ostsüdöstliche. Der Wald zeigte rings umher ein Bild, von dessen Wunderlichkeit phantastische Theaterdecorationen vielleicht am ersten eine dunkle Ahnung geben dürften. Am steilen Flußufer erhob sich die nahezu 100 Fuß hohe, schlanke Nibongpalme mit ihren Blüthen und Fruchtbüscheln sowohl am Schafte als unterhalb der Krone, und neben ihr die zierliche Catechúpalme. Riesige Bäume mit niedern, dicken Stämmen wölbten ihre schattigen Laubkronen über den Fluß, Pandanen hoch auf gerüstartigen Wurzelstöcken ruhend, spiegelten sich auf der glatten Wasserfläche, Bambusgebüsche belebt von Schmetterlingen, nymphäenartige Wasserpflanzen, grüne Algenbänke, baumartige Farren mit unbeschreiblich zierlichen Kronen vereinigten sich zu einem Vegetationsbild der üppigsten Fülle im Wasser, am Ufer und in den Lüften. Ueberall hing es

[1] Zum Putzen des Kupferbeschlages oder der sogenannten „Haut“ am äußeren Theil des Schiffes verwendet.

herab in Blättern und Blüthen, in dicken und dünnen lebenden Tauen, und eine Riesenguirlande von Schlinggewächsen und Kletterpflanzen zog sich im hohen Bogen über das fließende Element, umschlungen und umwunden von tausend grünenden und blühenden Schmarotzern! Und aus dem geheimnißvollen Dunkel ließen sich Thierstimmen der seltsamsten Art vernehmen, ohne daß es möglich gewesen wäre die lauten Schreier selbst zu erspähen. Im Wasser, das ganz süß schmeckte, wimmelte es von 1 bis 4 Zoll langen Fischen. Nach einer Fahrt von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Seemeilen stromaufwärts verhinderten Stromschnellen und Felsen ein weiteres Vorwärtskommen; der Fluß hatte nur mehr eine Breite von 12 Fuß. Weiter nach Osten befindet sich ein ähnlicher Fluß, der aber weniger Wasser führt und an seiner Mündung noch mehr versandet und unzugänglich ist.

Als wir bereits sechs Tage an der Nordwestküste von Kar-Nikobar vor Anker lagen und uns eben wieder zu einer mühevollen Wanderung durch seine fast undurchdringlichen Wälder anschickten, gewahrten wir plötzlich am fernen Strande zwei Männer in europäischer Kleidung, mit Flinten über die Achsel gehängt, welche, begleitet von einem Troß nackter Eingeborenen, auf uns zukamen. Einer derselben, ein hübscher, stattlicher junger Mann von ungefähr 20 Jahren, redete uns französisch an und sagte, er sei Supercargo der sardinischen Brigg Giovannina aus Singapore und auf der Südseite der Insel mit einer Ladung von Kokosnüssen beschäftigt. Die Eingeborenen waren über die Ankunft eines Kriegsschiffes dermaßen beunruhigt, daß sie laut schrien, es sei ein Piratenschiff angekommen, welches sie alle berauben und vernichten wolle, und die Vielgeängstigten baten daher die einzigen Weißen, welche sich zufällig unter ihnen befanden, bewaffnet nach der nördlichen Seite der Insel, wo der gefürchtete Koloß vor Anker lag, aufzubrechen, um sich wenigstens über das ihnen bevorstehende Schicksal Gewißheit zu verschaffen. Im Laufe des Gespräches, welches sich hierauf zwischen den beiden Fremden und uns entspann, erfuhren wir, daß der Supercargo ein in St. Denis auf der Insel Bourbon geborener Franzose Namens August Tigard, und dessen Begleiter ein Sarde sei. Beide waren bei der ersten Begegnung ungemein befangen und bleich, wahrscheinlich aus Freude und Ergriffenheit, sich auf einem so einsamen Punkte ganz unverhofft mit Weißen zusammen zu finden; bald aber fühlten sie sich sehr behaglich, besuchten die Fregatte, wurden mit Kleidern, Medicinen und Wein beschenkt und waren

uns später in dem Verkehr mit den Eingeborenen von mehrfachem Nutzen. Tigard bemerkte, daß das Zuckerrohr, welches schon jetzt im wilden Zustande auf der Insel wächst, nach seinen persönlichen Erfahrungen mit großem Vortheil für Zuckererzeugung gebaut werden könnte, so wie, daß Tabak, Baumwolle und Reiß vortrefflich gedeihen würden.

Gegenwärtig ist die Kokospalme die einzige Pflanze, welche von den Bewohnern von Kar-Nikobar gepflegt wird. Sie liefert ihnen Alles, was sie zur Wohnung und Speise, zum Hausgeräth und zum Verkehr mit fremden Völkern bedürfen. Der 60 bis 100 Fuß hohe, 2 Fuß dicke Stamm dieser schlanken Säule mit ihrem wiegenden grünen Blätterdache ist zwar porös und schmächtig, aber doch fest und stark genug, um Balken, Latten und Masten für Hütten und Boote zu geben. Die Fasern der Rinde und der Nußschale (im Handel unter dem Namen Coir vorkommend) liefern Tauwerk und Stricke; die bis zu 3 Fuß breiten, 12 bis 14 Fuß langen mächtigen Wedel ihrer Krone dienen zur Dachbedeckung, zu Flechtwerk und Körben. Der Saft der kopfgroßen, eiförmigen, dreikantigen unreifen Nuß läßt die Eingeborenen den Mangel an genießbarem Quellwasser nicht im Geringsten empfinden und ist der einzige Trank, welcher den Wanderer in dieser Waldwüste labt und erfrischt. Immer ergriff uns ein Gefühl des innigsten Dankes gegen eine gnadenreiche Natur, so oft uns, von mühsamer Wanderung ermattet und durstend, ein gastlicher Eingeborener eine grüne Kokosnuß, jene vegetabile Quelle des Tropenwaldes, zur Erquickung darreichte.[1] Der wohlgetrocknete ausgepreßte Kern der reifen Nuß liefert ein starkes, reines, geschmackloses Oel, welches den Eingeborenen zum Salben der Haut und der Haare dient und gleichzeitig in der europäischen Industrie eine so wichtige Rolle spielt, daß jährlich über 5 Millionen Stück reifer Kokosnüsse durch fremde Kaufleute gegen europäische Fabricate eingetauscht und ausgeführt werden. Die harte Kokosschale ist das einzige Trinkgefäß der Nikobarer und der kühlende belebende Saft, den man der unentfalteten Palmenblüthe

[1] Man pflegt den flüssigen Inhalt der grünen unreifen Kokosnuß gemeinhin Kokosmilch zu nennen; allein es ist weit mehr ein klares, lieblich mundendes Wasser, das weder durch seine Farbe noch durch seinen Geschmack an Milch erinnert. Diese wird erst aus dem weißen, süßen, festen Mandelkern der reifen Nuß gewonnen, der selbst außerordentlich nahrhaft und die tägliche Speise der Eingeborenen ist. Am Bord der Fregatte versuchten wir Monate lang, die aus dem Kern der reifen Kokosnuß gewonnene Flüssigkeit in Ermangelung von Kuh- oder Ziegenmilch zum Thee und Kaffee zu benützen, und fanden dieselbe so vortrefflich, daß wir animalische Milch nur wenig vermißten.

mittelst Einschnitte in die Scheide abzapft, ist zugleich das einzige Getränk, welches die Eingeborenen zu bereiten verstehen. In Gährung gebracht, scheint dasselbe von ähnlicher berauschender Wirkung, wie die Chicha der Indianer Amerika's. Auch hier machten wir, wie schon früher bei andern halbwilden Völkern die Bemerkung, daß der Hauptnahrungsstoff der Eingeborenen gleichzeitig zur Bereitung ihres Luxusgetränkes Verwendung findet; und wie dem Indier der Reiß, dem Afrikaner die Jucca und Yamswurzel, dem Südsee-Insulaner die Kawa, dem Mexikaner der Mais und die Agave, so dient dem Nikobarer die Kokosnuß eben so zur Befriedigung seines ersten Bedürfnisses, wie bei Festen zur künstlichen Erregung seiner Sinne.

Am 27. Februar in den Abendstunden, nach einem siebentägigen Aufenthalte auf der Nordseite von Kar-Nikobar, welcher zu den verschiedensten wissenschaftlichen Arbeiten verwendet worden war, setzten wir wieder unter Segel und ließen am darauffolgenden Morgen an der Südseite der nämlichen Insel in der Nähe des Dorfes Kómios den Anker fallen. Die Strömung macht hier, so lange die Fluth dauert, drei Meilen in der Stunde, nach Ost-Südost, während sie bei eintretender Ebbe umsetzt, und dann eine weit geringere Geschwindigkeit hat. Die Landungsplätze sind an der Südseite der Insel, welche sich von der Nordspitze durch reichere Vegetation auszeichnet, sehr schwierig aufzufinden, indem fast allenthalben Riffe und Korallenbänke vom Strande weit in die See hinein ragen, so daß man sich beim Umschiffen des Caps stets auf eine ziemlich große Distanz vom Lande halten muß.

Während wir die Ostküste entlang segelten, konnte man durch das Fernrohr bei dem aus 8 bis 10 Hütten bestehenden Dorfe Lapáte eine große Menge von Weibern und Kindern wahrnehmen, welche in ängstlicher Hast zwischen den Hütten hin und her liefen und sodann schnell im Walde verschwanden. Es waren offenbar Flüchtlinge von der Nordseite, welche nun mit den weiblichen Eingeborenen von der Ost- und Südseite abermals in den Wald sich retteten, als sie den gefürchteten schwimmenden Riesen sich nähern sahen. Ein blendend weißes Gestade von Korallensand, übersäet mit Tausenden lebendigen Muschelschalen, die mit ihren usurpatorischen Bewohnern, den merkwürdigen Bernhardskrebsen, alle laufen können, traurige Mangrovesümpfe und ein prachtvoller, hochstämmiger Wald, durch den ein schmaler Fußpfad führte, war alles, was die flache Küste unsern Blicken bot. Der schon erwähnte Franzose hatte zwar die Eingeborenen auf unsere Ankunft

vorbereitet und ihnen unsere friedlichen Absichten zu erklären versucht, allein es half nichts, der größte Theil der Bevölkerung war entflohen und nur Hunde und wehrfähige Männer waren zurückgeblieben. Auch hier bekamen wir keine Frauen zu sehen. Indeß erzählte uns Mr. Tigard, welcher seit mehreren Wochen im Dorfe Kankéna lebte und den die Eingeborenen bereits als einen der Ihrigen betrachteten, daß die Nikobarerinnen die Haare ganz kurz geschoren haben und auf ihren braunen mit Oel gesalbten Körper blos um die Lenden ein Stück weißen oder rothen Calico winden; sie sollen nicht schön aber tugendhaft sein und die Europäer den Eingeborenen gegenüber als eine niedrere Race betrachten.

Als wir in der Nähe des Dorfes Kómios, in der sogenannten Kómiosbucht (nach unsern Beobachtungen 9° 7' 32" nördl. Br. und 92° 43' 42" östl. L. von Greenwich), ans Land stiegen, kamen zahlreiche männliche Eingeborene aus dem Walde auf uns zu, von denen sich besonders ein gewisser Capitän Wilkinson durch Intelligenz, Anstand und Zutraulichkeit hervorthat. Derselbe wußte uns so Manches über die südlicher gelegenen Inseln des Nikobaren-Archipels zu erzählen, mit welchen die Bewohner der Südküste mehr Verkehr als jene der Nordseite zu unterhalten scheinen. Während des Nordostmonsuns sollen zuweilen Canoes von hier nach den Inseln Teressa, Bampoka und Tschaura gehen. Wilkinson besuchte selbst einmal mit der Barke Cäcilia aus Moulmein diese Inseln, um Kokosnüsse zu holen. Auf Teressa benahmen sich jedoch die Eingeborenen so feindlich gegen den Capitän der Barke, daß Wilkinson rieth, die Insel unverweilt wieder zu verlassen, noch ehe die beabsichtigte Ladung von Kokosnüssen ausgeführt war.

Ein anderer englischer Capitän, Namens Iselwood, soll einmal Leute aus Teressa nach Kar-Nikobar gebracht und wieder nach der ersten Insel zurückgeführt haben. Ein beständiger Verkehr aber zwischen Kar-Nikobar und den übrigen Inseln des Archipels besteht nicht. Die Fahrzeuge der Eingeborenen sind viel zu klein und ungeeignet, um daß ohne besonders wichtigen Anlaß, wie z. B. um Töpferwaaren von der Insel Tschaura zu holen, wo diese allein im ganzen Archipel fabricirt werden, Fahrten in größere Entfernungen unternommen würden.

Der Franzose Tigard behauptete, es lebe im Munde der Eingeborenen die Sage, daß sich im Innern der Insel eine andere Menschenrace blos mit

einem Auge mitten auf der Stirne befinde, welche keine festen Wohnsitze habe, die Nächte gleich Thieren auf Bäumen zubringe und sich blos von den Früchten und Wurzeln des Waldes nähre. Diese Sage kann sich um so leichter unter den Eingeborenen erhalten, als wohl kein Einziger derselben noch das Innere der Insel besucht hat. Alle Dörfer liegen am Ufer, in der Region der Kokospalme, so weit der Korallensand reicht. Hier findet der frugale Eingeborene zugleich alles, was er zur Befriedigung seiner äußerst geringen Lebensbedürfnisse bedarf. Die Kokospalme und der Pandanus, deren Früchte seine Hauptnahrung bilden, so wie der Betelstrauch und die Arecapalme, welche das beliebte Kaumittel liefern, wachsen hier, und der Korallensand, aus dem der vortrefflichste Kalk für Bauzwecke erzeugt werden könnte, dient ihm blos zur Gewinnung jener zahnfeindlichen Ingredienz, welche dem Betel erst die rechte Würze verleiht. Kein einziger der Eingeborenen wußte uns über das Innere der Insel, die noch immer eine undurchdringliche Wildniß ist, eine nähere Auskunft zu geben. Aus einer flüchtigen Bemerkung Wilkinson's entnahmen wir, daß während des Südwestmonsuns auf Kar-Nikobar zuweilen Erdbeben vorkommen und diese vulcanische Erscheinung auf der Nachbarinsel Bampoka noch häufiger ist. Trotz einer fast erdrückenden Hitze, welche die Quecksilbersäule im Schatten bis auf 30° Celsius steigen ließ, versuchten doch einige Mitglieder der Expedition im Sumpfwalde der Küste mit unbeschreiblicher Anstrengung zu jagen, und brachten eine zwar an Zahl geringe, aber höchst werthvolle Beute zurück.

Ein ziemlich betretener Fußpfad führte mitten durch den Wald, die südliche Ecke der Insel abschneidend, an die Westseite. Die Eingeborenen hatten uns vergebens mit den üblichen Mahnworten abzuhalten gesucht, diesem Pfade zu folgen, indem sie vorgaben, daß wir hier „im Dschungel" kämen, der voll giftiger Schlangen sei; es half nichts, wir wollten einmal tiefer hinein in den Wald gelangen. Ein junger Nikobarer, vom schönsten ebenmäßigen Körperbau, war uns lange Zeit gefolgt, mit einem Male aber seitwärts im Dickicht verschwunden. Wir wanderten im tiefsten Schatten fort, zwischen kolossal hohen Banyanenbäumen und Stämmen mit gewaltigen Mauerwurzeln, von deren Kronen Lianen von allen Größen und Dimensionen herabhingen, an welchen man wie an Tauen zur Höhe klettern konnte; zwischen Bäumen mit glatter, sauberer und anderen mit narbiger, zerrissener Rinde, die mit zahllosen Schmarotzerpflanzen dicht bedeckt waren. Große

Krabben mit feurig rothen Scheren und einem Leibe vom schönsten Blau-schwarz, liefen vor uns in ihre Verstecke im Boden des Waldes. Rechts und links rauschte es im dürren Laube von Eidechsen, in den Kronen imposanter Waldbäume musicirten Cicadenschwärme, während grüne, rothwangige Papageien kreischend von Baum zu Baum flogen, und von den Aesten und Zweigen der Ruf des Mainavogels und der dumpfe Lockton der großen nikobarischen Taube ertönte. Wie ferner Donner wurde die Brandung allmählig neuerdings hörbar, einzelne Kokospalmen und Pandanen mischten sich unter die Laubbäume, wir standen wieder an der Küste.

Am selben Tage gegen vier Uhr Nachmittags verließ die Fregatte die Südküste von Kar-Nikobar und steuerte gegen das ungefähr 21 Seemeilen in südsüdöstlicher Richtung entfernte Eiland Batte-Malve, bei dem wir den ganzen folgenden Tag kreuzten, ohne in Folge schwacher Brise und heftiger



Batte-Malve.

Gegenströmung so nahe zu kommen, um zur genauern Untersuchung desselben ein Boot aussetzen zu können. Batte-Malve ist eine kleine, ungefähr zwei Meilen lange völlig unbewohnte Insel, deren Form nahezu viereckig zu sein scheint; der obere Theil derselben ist dicht bewaldet; der höchste Punkt dürfte 150 bis 200 Fuß erreichen. Gegen Nordwesten verflacht sich die Insel etwas gegen die Küste zu, während auf der Westseite, so wie gegen Süd und Südost die Felsen steil gegen das Meer abfallen. Nach den von uns angestellten Beobachtungen ergiebt sich in der Länge, wie selbe durch die Officiere der Corvette Galathea bestimmt worden war, ein Unterschied von zehn Seemeilen.

In den Frühstunden des 3. März sahen wir noch im Nordwesten Batte-Malve, während in südöstlicher Richtung in einer Entfernung von acht bis zehn Seemeilen bereits die Inseln Teressa, Tschaura und Bampoka sichtbar wurden. Vom Großmast aus vermochte man auch die mehr

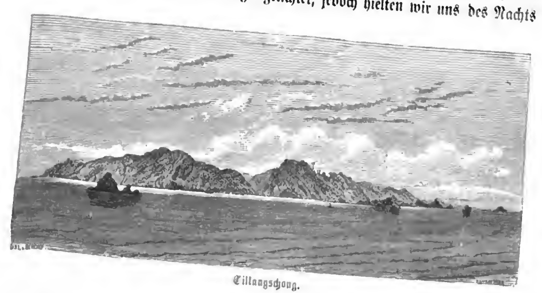
östlich gelegene Insel Tillangschong wahrzunehmen, nach welcher unser Curs gerichtet war.

Am folgenden Morgen, 4. März, befanden wir uns bereits ganz nahe ihrer Nordostspitze. Wind und Wetter waren ungemein günstig, ein Ausluger stand auf dem Fockmast, das ausgeworfene Senkloth gab mit vierzig Faden noch keinen Grund, das Wasser hatte die blaue Farbe der tiefen See. Wir mochten uns gefahrlos der Küste nähern und segelten nun bis auf kaum 100 Fuß Entfernung nach der oktaëdrischen Felsklippe, welche sich an der Nordspitze der Insel gleich einem Fort erhebt. Sodann wendeten wir mit der Fregatte und liefen in Lee der Insel an ihrer Westküste von Nord nach Süd, immer nur in einer Entfernung von ungefähr 100 bis 200 Fuß vom Ufer, derart, daß man vom Deck das steil aufsteigende Land fast mit den Händen erreichen zu können glaubte, und jeden Stein und jeden Strauch zu unterscheiden vermochte. Nur ein schmales Felsband über der Brandung erscheint vegetationslos, sonst ist die ganze Insel mit dichtem Urwalde bedeckt, über dem 400 bis 600 Fuß hohe, steile Kuppen ragen. Es war eine unvergeßlich reizende Fahrt längs der gebirgigen Küste, deren romantische Naturschönheiten wie grüne Wandelbilder vor unsern Blicken vorüberzogen. Das Meer war so ruhig und glatt, daß man auf einem Fluß zu segeln meinte. Endlich öffnete sich eine kleine sandige Bucht, in welcher einige Kokospalmen uns entgegenblickten. Das Loth ergab einen guten Grund, der Anker fiel.

Ein Seitenboot führte die mit den astronomischen Arbeiten betrauten Officiere so wie die Naturforscher ans Land. Nur mit größter Mühe war es möglich durch die Brandung zu kommen und hinter einem Riffe anzulegen, von dem aus man mittelst eines Sprunges das Ufer erreichen mußte. In dem Theile, wo wir landeten (von uns Morrockbucht genannt und nach unseren Beobachtungen 8° 32′ 30″ nördl. Br. und 93° 34′ 10″ östl. L. von Greenwich), war die Insel hauptsächlich mit Laubholz bedeckt. Nur am Ufer traten einige Kokospalmen auf. Obschon zur Zeit unseres Besuches unbewohnt, zeigten doch die Spuren verlassener Feuerplätze, zerhauener Kokosnüsse u. s. w., daß Menschen diese Insel zeitweilig zu ihrem Aufenthalte wählen, wennschon die Angabe mehrerer Schriftsteller, als sei Tillangschong das Sibirien der nikobarischen Verbrecher, nur auf einer mißverstandenen Aeußerung der Eingeborenen oder einem abenteuerlichen Einfall beruhen kann.

Es scheint, daß die Bewohner von Tschaura und Bampoka zuweilen auf diese Insel kommen, um Kokosnüsse und Pandanusfrüchte hier zu sammeln. Mit vieler Anstrengung drangen wir längs Rinnsalen, über welche während der Regenzeit Bergwässer mit großer Gewalt herabstürzen müssen, durch eine dichte Colonie von Pandanen in den eigentlichen Hochwald, der überreich an den mannigfaltigsten Repräsentanten der Tropenzone war. Den Botanikern lieferte er eine Menge interessanter Pflanzen und Hölzer, den Jagdfreunden zahlreiche Vögel und namentlich so viele Tauben, daß sämmtliche Tischgesellschaften am Bord reichlich damit versorgt werden konnten.

Gegen Sonnenuntergang waren wir wieder auf der Fregatte zurück und die Anker wurden neuerdings gelichtet, jedoch hielten wir uns des Nachts



Tillangschong.

über so nahe der Nordseite der Insel, daß am nächsten Morgen ein gutbemanntes und wohlversorgtes Boot mit einem Officier ausgeschickt werden konnte, welcher den Auftrag erhielt, die Nordspitze zu umfahren, mit dem Stampfer'schen Nivellirinstrumente, welches sich während der Reise bereits wiederholt vortrefflich bewährt hatte, die Ost- und Nordseite der Insel aufzunehmen und an der Südseite derselben wieder mit uns zusammen zu treffen. Einer der Zoologen, dem die kleine Expedition eine günstige Ausbeute an niederen Seethieren zu versprechen schien, schloß sich derselben an. Die Fregatte fuhr inzwischen an der Westseite gegen Süden. Die Vegetation sah von der Ferne völlig europäisch aus. Die Hügel zeigten abwechselnd eine Höhe von 250 bis 300 Fuß. Nach der Richtung der Baumflora zu

urtheilen, scheint der Südwestmonsun große Verheerungen anzurichten. Allenthalben längs der Küste, namentlich aber an der Südseite, kam das wenig Fruchtbarkeit bekundende Serpentingestein zu Tage. Die Kokospalme fehlte an vielen Punkten gänzlich, und schon dieser Umstand muß die Besiedlung einer Insel für einen Volksstamm wenig verlockend machen, dem alle übrigen Naturschätze, besonders aber ihr Reichthum an Nutzhölzern völlig unbekannt und werthlos erscheinen.

Nahe der Südspitze wurden wir plötzlich durch die veränderte Farbe des Meeres überrascht, welche das Vorhandensein einer Sandbank vermuthen ließ. Das zum Lothen ausgesandte Boot fand indeß mit 45 Faden noch keinen Grund. Dagegen war das Wasser mit einer ungeheueren Menge von Crustaceen und kleinen bräunlichen, zuweilen in Büschel zusammengehaltenen Fäden von 1/4 bis 1 Linie Länge bedeckt, welche dasselbe trüb und schmutzig machten und die anfangs so befremdende Erscheinung leicht erklärten. Gegen fünf Uhr Abends passirten wir die Südspitze der Insel und entdeckten später an der Südostseite eine gut geschützte Bucht.

Große Besorgniß erfüllte uns, als die Sonne untersank und das nach der Nordseite geschickte Boot noch immer nicht zurückgekehrt, ja nicht einmal in der Entfernung sichtbar war. Bei völlig eingetretener Nacht wurden an Bord der Fregatte mehrere Blaufeuer abgebrannt, von denen endlich das dritte von der Mannschaft des Bootes, das ebenfalls einige Blaufeuer mitführte, erwiedert wurde. Dasselbe schien auf der Fahrt nach der Fregatte begriffen zu sein. Allein Stunde um Stunde verging, ohne daß dasselbe näher kam und alle späteren Blaufeuersignale blieben unerwiedert. So kam der Morgen heran und noch immer war kein Boot in Sicht.

Gegen halb acht Uhr früh endlich wurde das ersehnte kleine Fahrzeug in einiger Entfernung wahrgenommen und eine halbe Stunde später legte es glücklich an der Fregatte an. Die beabsichtigten Arbeiten konnten in Folge der großen Schwierigkeit des Landens nur theilweise ausgeführt werden. Von der Nacht überrascht, war es nicht mehr möglich gewesen, die mindestens zehn Seemeilen entfernte Fregatte zu erreichen, und die kleine Bemannung sah sich daher genöthigt, in der Nähe der Küste zu ankern und im Boot den Morgen und sein Licht abzuwarten. Daß die späteren Blaufeuersignale nicht mehr erwiedert wurden, lag blos in dem Mangel an Leuchtstoff, der theils schon verbraucht, theils feucht geworden war.

Wir steuerten nun dem Nangkauri-Hafen zu. Die Nordseite der Insel Kamorta lag ganz in Sicht und rückte, wie wir ruhig auf glatter See dahin fuhren, langsam näher; ein flachhügeliges Land, das, trotz seiner Urwüchsigkeit durch die Abwechslung von Wald und Grasflächen am weißen Korallensand, umgrenzt von Kokospalmen, ein fast parkähnliches Ansehen hatte. Allmählig trat die äußerst flache, an Kokospalmen und eßbaren Seegurken (Holothurien) reiche Insel Trinkut hervor, welche vor dem Eingange des Hafencanals zwischen Kamorta und Nangkauri liegt. Unsere Fahrt, an einem heiteren Abend, bei einer sanften Brise, die uns langsam aber sicher vorwärts brachte, war in der That außerordentlich genußreich. Der niedere Strand von Trinkut glänzte blendend weiß hervor unter dem dunkelgrünen Laubdach, indeß hell schäumende Wellenmauern, an den Korallenriffen brandend, sich weithin in das sonst spiegelglatte Meer zogen, welches kaum merkbar wie in tiefen ruhigen Athemzügen auf- und abwogte. Zur Linken lag das waldige Nangkauri. Zu beiden Seiten auf Kamorta und Nangkauri kamen Hütten und Dörfer am Strande zum Vorschein, von welchen zahlreiche Eingeborene in Canoes auf die Fregatte zuruderten, sich aber fortwährend in sehr respectvoller Entfernung hielten und uns blos wie ein Beobachtungsgeschwader folgten. Rechts erblickte man noch durch den Canal zwischen Trinkut und Kamorta das einsame Felseneiland Tillangschong. Alle Küsten und der ganze Horizont wiederstrahlten von einer wunderbaren Fata Morgana. Die südlichsten kleinen Felsenklippen von Tillangschong schienen ganz in der Luft zu schweben; die Küstenecken von Trinkut und Kamorta zeigten keilförmige Lufteinschnitte am Meereshorizont; auf diesen selbst tanzten die brandenden Wellengipfel in der Luft; die Canoes der Eingeborenen spiegelten sich nach abwärts und die darin sitzenden Gestalten waren dadurch nach unten so verlängert, daß man glauben konnte, Riesen gingen auf der Meeresfläche einher.

Als wir in dem großen Hafen bei dem Dorfe Malakka vorbeisegelten und das ausgeworfene Senkloth noch kurz vorher dreiundzwanzig Faden Tiefe angezeigt hatte, wurde bald darauf vom Auslugers eine Untiefe gemeldet. Trotz des sogleich vorgenommenen Manövers war dieselbe nicht mehr ganz zu vermeiden und die Fregatte lehnte sich mit dem Vordertheile auf Backbord oder der linken Seite an die Bank. Obschon gerade Ebbe war, so zeigte sich doch vor- und rückwärts der Fregatte tiefes Fahrwasser und es wurde nun versucht, durch ein Springtau das Schiff wieder flott zu machen,

was auch in der That rasch gelang, so daß gerade mit Sonnenuntergang gegenüber dem Dorfe Itóe auf der Insel Nangkauri in sicherem Grunde geankert werden konnte. Da lagen wir nun in einem so ruhigen Wasserbecken, wie noch niemals früher auf der ganzen Reise, umgeben von dunklem Urwald, aus dem das unheimliche Geschrille der Cicaden und der dumpfe Ruf der großen nikobarischen Waldtaube bis aufs Schiff herübertönte. Sonst lautlose Stille. Nicht die leiseste Bewegung, weder in der Luft noch an der Wasserfläche. Obschon wir auf Kar-Nikobar bei unseren Excursionen große Hitze zu erdulden hatten, so wurde doch hier erst die drückende, erschlaffende Schwüle der mit Wasserdämpfen gesättigten Tropenluft in ihrer ganzen Qual fühlbar. Das Thermometer hielt sich fortwährend auf 29 bis 30° Celsius und selbst in den Fluthen, durchschnittlich noch wärmer als die Luft, war keine rettende Kühlung zu finden. Von allen Seiten eingeschlossen und die wohlthätig fegende Seebrise oft wochenlang entbehrend, schien es fast ein unlösbares Räthsel, wie dieser Hafen immer wieder von Neuem zu Ansiedlungszwecken von deutschen und dänischen Missionären gewählt werden konnte, wenn nicht seine gesicherte Lage, die Lieblichkeit der ihn umgebenden Hügellandschaft und seine zahlreichen natürlichen Grasflächen den Schlüssel dazu liefern würden.

Gleich am Morgen nach unserer Ankunft unternahmen wir eine kleine Recognoscirung des Terrains, um zu bestimmen, was unter den herrschenden Umständen auszuführen, und was bei der Kürze unseres Aufenthaltes ein für allemal aufgegeben werden mußte. Unser erster Besuch galt dem Dorfe Itóe, welches dem Ankerplatze der Fregatte gerade gegenüber lag. Die Eingeborenen hatten sich sämmtlich in den Wald geflüchtet und nur ihre Hunde waren zurückgeblieben, welche bei unserer Ankunft ein furchtbares Geheul erhoben. Die wenigen Hütten sahen eben so ärmlich als erbärmlich aus; sie waren dicht am Kokoswald angebaut, so daß nicht der geringste freie Raum zwischen Hütten, Wald und Vegetation übrig blieb und der freie Durchzug der Luft völlig gehemmt wurde. Vor dem Dorfe war eine Anzahl Bambusstangen mit großen Büscheln flatternder Bänder am oberen Ende ins Wasser hinausgesteckt, in der Absicht, die allenfalls sich nahenden bösen Geister zu vertreiben und ins Meer zu jagen. Im Innern der auf sechs bis acht Pfählen erbauten Hütten, von weit schlechterer Construction wie auf Kar-Nikobar, war eine große Anzahl roh geschnitzter Figuren von allen möglichen Größen, in den verschiedensten Posituren an Schnüren aufgehängt, welche von dem

Aberglauben der Bewohner das unverkennbarste Zeugniß gaben. Wir hatten diese Art Teufelsscheucher auf Kar-Nikobar niemals gesehen, auch nicht davon sprechen gehört. Ganz dicht bei den Hütten befand sich der Begräbnißplatz. Auf einem Grabe, das ganz frisch zu sein schien, war ein geschmückter Pfahl aufgerichtet, mit zahllosen flatternden weißen und blauen Streifen, an dem man verschiedene Aexte, Feilen, Stangen, Nägel und andere Arbeitswerkzeuge und Geräthe des Verstorbenen aufgehängt hatte, so daß das Ganze einem Trödlerkram weit ähnlicher sah, als einer Grabstätte.

Von Itóe fuhren wir nach dem Monghata-Hügel auf der, Nangkauri gegenüber liegenden Insel Kamorta. Hier war es, wo Pastor Rosen im Jahre 1831 die beabsichtigte Ansiedlung gründen wollte. Derselbe hätte keinen ungünstigeren Punkt wählen können, indem die Umgebung theils dichtester Urwald, theils Mangrovesumpf ist. Die gelichteten Stellen sind mit mannshohem Lalanggrase (Saccharum Koenigii) überwuchert, welches hier gemeiniglich auf jedem verlassenen Culturfleck folgt und nur sehr schwer wieder ausgerottet werden kann. Von dem kaum zweihundert Fuß hohen Hügel steigt man auf einer kleinen Fußspur in die Uála-Bucht hinab, deren Ufer mit fast undurchdringlichem Mangrovedickicht bewachsen sind und einen höchst traurigen, düsteren Anblick darbieten.

Unser nächster Ausflug war nach dem Dorfe Enúang oder Enong, wo zwei malayische Fahrzeuge (Prahus) aus Pulo Pinang unter englischer Flagge mit malayischer Mannschaft vor Anker lagen, um reife Kokosnüsse, eßbare Schwalbennester und Trepang zu laden. Der Capitän und ein großer Theil der Mannschaft waren fieberkrank. Der Supercargo, ein Chinese Namens Owi-Bing-Hong, sprach geläufig englisch und war uns im Verkehr mit den Eingeborenen von mehrfachem Nutzen. Enúang ist größer als Itóe, es zählt ungefähr ein Dutzend Hütten, aber sie sind sämmtlich verfallen, schmutzig und verwahrlost. In allen Hütten trafen wir eine Anzahl auf die roheste Weise aus weichem Holze geschnitzte Figuren in stehender Stellung, meist mit drohenden, kämpfenden Geberden, bestimmt die bösen Geister oder Iwi's, vor welchen die Eingeborenen große Furcht zu haben scheinen, zu vertreiben; denn es ist auf den Nikobaren einmal Sitte, alles, was sich immer ereignen mag, dem Einflusse eines bösen Geistes zuzuschreiben und gewiß hat man auch das Erscheinen der Novara im Hafen von Nangkauri der üblen Laune irgend eines Iwi zur Last gelegt. Man sieht häufig Früchte, Tabak, Betel-

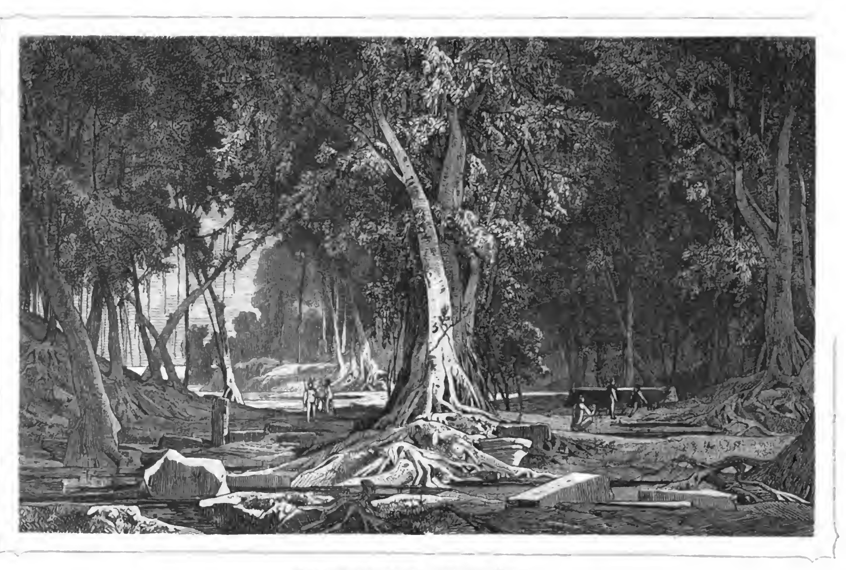
blätter mit Kalk bestrichen, in kleinen Portionen auf verschiedene Punkte im Innern der Hütte hingelegt oder an der Bambusleiter, welche in dieselbe führt, aufgehängt, um den Iwi bei seiner Ankunft zu befriedigen, im Falle derselbe hungrig sein sollte. In einer der verlassenen Hütten fanden wir eine katzenähnliche Figur aus Holz geschnitzt, welcher die Eingeborenen Tabak und Kokosnüsse vorgesetzt hatten; fast alle diese Figuren waren mit Ruß und rother Farbe beschmiert, und deren Unterleib mit getrockneten, lang herabhängenden Pandanusblättern behängt.

Kein Einziger der Eingeborenen auf Enúang verstand englisch. Nur ein paar alte Männer sprachen einige Worte portugiesisch, worauf sie sich nicht wenig einbildeten. Die Portugiesen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts scheinen die erste europäische Nation gewesen zu sein, welche mit den Nikobarern in Handelsverkehr trat. Eine Anzahl von Wörtern in ihrer Sprache, welche sich auf Gegenstände der Civilisation beziehen und blos eine Corruption des Portugiesischen sind, wie z. B. pang (von pan, Brot), sabato, cuchillo u. s. w., deuten darauf hin. Die Eingeborenen sahen hier noch häßlicher aus als auf Kar-Nikobar, besonders das unaufhörliche Betelkauen entstellte ihren Mund auf eine furchtbare Weise. Es ist indeß unrichtig, was man von einer besonderen Substanz erzählt, mit der sie sich die Zähne färben, und welche diese fürchterliche Entartung des Mundes und Gebisses hervorbringen soll; es ist ausschließlich der übergroße Genuß des Betels (bestehend in Arecanuß, Betelblatt und Korallenkalk), welcher diese ekelerregenden Zerstörungen verursacht. Auch in dieser Ansiedlung waren alle Kinder und Frauen entflohen. Eine einzige, mit einem Malayen aus Pulo Pinang verheirathete Eingeborene, deren Mann auf einem vor Anker liegenden malayischen Schooner als Koch diente, hatte den Muth, sich uns vorzustellen. Sie war nach malayischer Sitte in Seide gekleidet, trug aber an ihrem Körper alle die unschönen Spuren nikobarischen Ursprungs.

Von Enúang besuchten wir die erste Ansiedlung mährischer Brüder, auf der schmalen Landzunge zwischen Enúang und Malakka gelegen, wo wahrscheinlich der biedere Pater Hänsel gelebt zu haben scheint, dessen interessanten Bericht über seinen langjährigen Aufenthalt auf den Nikobaren wir der Güte des Dr. Rose von der Mission mährischer Brüder in Gnadenthal in Südafrika verdanken. Jetzt ist wieder alles dichter, majestätischer Urwald; ein wundervoller Blätterdom wölbt sich gleich einem grünen

Pantheon über die Stätte der einstigen Thätigkeit aufopfernder Missionäre. Nur ein verfallener Brunnen und zerstreut umherliegende Backsteine geben noch Zeugniß davon, daß einmal eine Behausung hier gestanden. — Im Brunnen zwischen den Steinen sprossen herrliche Blümchen hervor. Der Ort heißt noch immer wie damals Tripjet oder „die Wohnung der Freunde". Da hier in kurzer Aufeinanderfolge die meisten Brüder starben, von dreizehn nicht weniger als elf, so verlegte man die Mission nach der gegenüberliegenden Insel Kamorta, nach dem Orte Kaláha und endlich nach Kamút. Aber alle diese Punkte waren nicht günstiger gewählt als der erste. Ein Aufenthalt zwischen Sumpf und Urwald, von welchem letzteren kaum tausend Fuß im Umkreise gelichtet waren, mußte den Colonisten in kürzester Zeit verderblich werden. Im Dorfe Enúang scheint es auch gewesen zu sein, wo im Jahre 1835 der letzte Ansiedlungsversuch der beiden französischen Missionäre gemacht wurde; wenigstens sagten uns mehrere Eingeborene, die einige 30 Jahre alt sein mochten, daß sie im Knabenalter standen, als die letzten Missionäre auf Nangkauri lebten. Sie erinnerten sich nur mehr, daß die riesigen Kokospalmen, welche jetzt den Wald umsäumen, damals ganz kleine Bäumchen und die einzige Vegetation waren zwischen dem Ufer und dem Missionshause. Gegenwärtig überwuchern riesige Baumwurzeln die Fundamente der frühern Ansiedlung. Die uns begleitenden Eingeborenen sprachen mit großer Achtung von den Missionären und schienen ihren Abgang zu bedauern. Manche nannten sich sogar mit Vorliebe „Christianos", obschon sie dies nur dem Namen nach waren. Wie aus ihren Reden hervorging, müssen auf der Insel Tschaura und Bampoka zu jener Zeit viele Eingeborene getauft worden sein.

Es war eine der Bemühungen der Expeditionsmitglieder während ihres Besuches von Enúang und Malakka ein kleines Wörterverzeichniß der Sprache der Eingeborenen zu entwerfen, und da ergab sich bald, daß dieselbe von jener der Bewohner von Kar-Nikobar trotz der Nachbarschaft der beiden Inseln gänzlich verschieden ist; selbst für Bäume und Pflanzen, für die gefiederten Bevölkerer des Waldes, wie für die Hausthiere haben die Bewohner der mittleren Inselgruppe verschiedene Bezeichnungen. Die Kokospalme und ihre edlen Früchte, der Betel und seine Ingredienzien werden hier völlig anders benannt. Das richtige Niederschreiben der einzelnen Wörter im Deutschen nach der Aussprache der Eingebornen machte große Schwierigkeit. Es bedurfte



Tripjet (Haus der Freunde) auf der Insel Kamorta.

der Arbeit von zwei Tagen, um ein Vocabularium von einigen hundert Wörtern zu Stande zu bringen. Und selbst dies wäre ohne die Beihülfe des dienstfreundlichen Chinesen Bing-Hong, welcher zwei Jahre in Pulo Pinang in die Schule gegangen war und ziemlich fertig englisch lesen und schreiben konnte, kaum möglich gewesen. Die Mißbildung ihres Mundes ist Ursache, daß die Eingeborenen die meisten Worte sehr unverständlich aussprechen; es ist mehr ein Lallen als eine Sprache. Dabei erscheint ihr Vorstellungsvermögen so wenig ausgebildet, daß man ihnen nur mit Mühe begreiflich machen kann, um was es sich eigentlich handelt. Will man z. B. das Wort wissen, was in ihrer Sprache blau bezeichnet und deutet zum besseren Verständniß auf mehrere Gegenstände von blauer Farbe, so nennen sie gewöhnlich die Gegenstände selbst und nicht deren Farbe. Man wünscht z. B. zu erfahren, wie sie in ihrer Sprache das Wort Blatt ausdrücken und deutet auf das Blatt eines nebenstehenden Baumes; die Eingeborenen aber antworten uns mit den Namen des Baumes, anstatt mit jenen des Blattes. Es scheint nicht unwichtig dieser Umstände Erwähnung zu thun, um die großen und vielfältigen Schwierigkeiten besser vor Augen zu führen, welche sich der Abfassung von Wörterverzeichnissen in Sprachen von halbwilden Völkern entgegenstellen, und dadurch die Mangelhaftigkeit eher zu entschuldigen, die solche Arbeiten zuweilen zur Schau tragen.[1]

Bing-Hong lud uns zu einem Besuche auf seiner Barke ein, welche schon mehrere Monate lang im Nangkauri-Hafen vor Anker lag, um eine Ladung reifer Kokosnüsse einzunehmen, von denen ein Pikul oder 300 Stück auf dem Markte von Pulo Pinang $5\frac{1}{2}$ Dollars werthen. Der freundliche Chinese erzählte, es sei gegenwärtig die am wenigsten ungesunde Jahreszeit im Nangkauri-Hafen; sobald der Südwestmonsun beginnt, fliehen alle fremden Schiffe aus Furcht vor den Krankheiten, welche mit demselben einziehen. Indeß sind Fieberanfälle das ganze Jahr hindurch an der Tagesordnung. Von der Mannschaft der Barke waren unter dreizehn Mann zehn fieberkrank, darunter der Capitän, ein Malaye. Die unordentliche Lebensweise der fremden Besucher ist an diesen häufigen Erkrankungen wohl oft noch mehr Schuld, als das ungesunde Klima. Sie lassen sich meistens unzählige Diätfehler und Sorglosigkeiten zu Schulden kommen, baden während der größten Tageshitze ohne

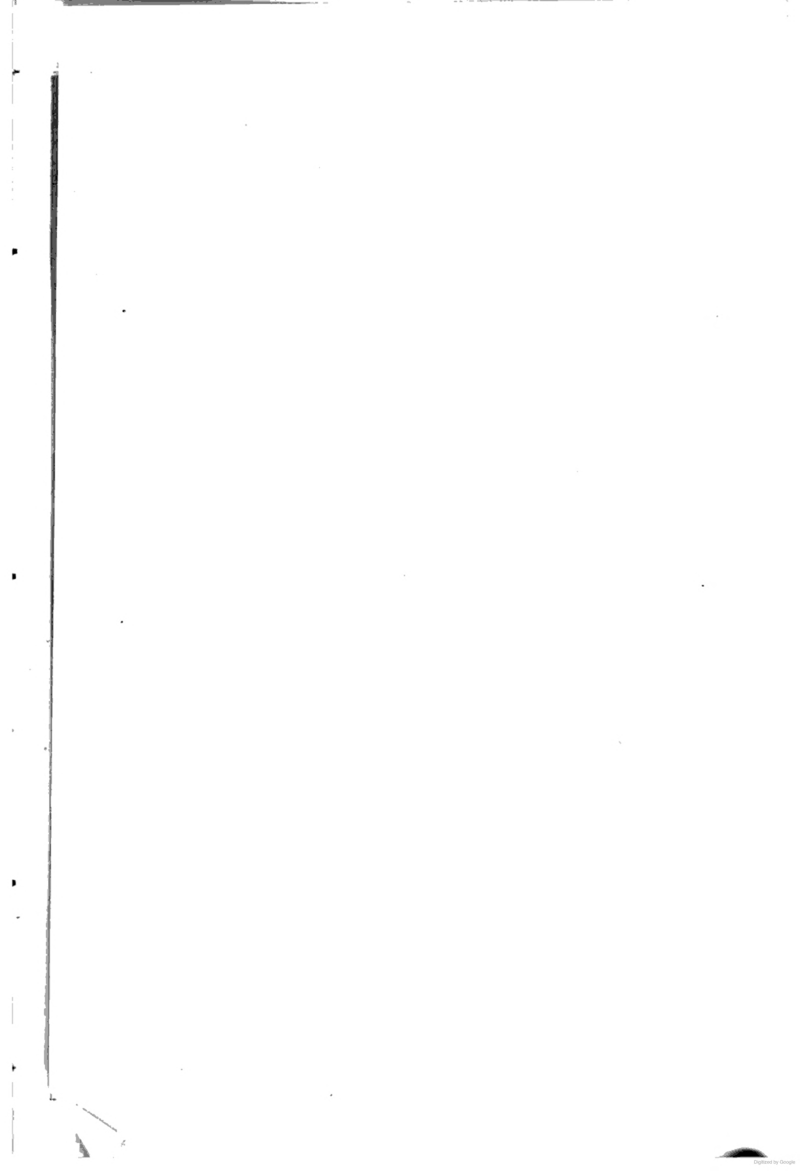
[1] Die erwähnten, für die vergleichende Sprachforschung wie für spätere Reisende vielleicht nicht ganz werthlosen Wörterverzeichnisse finden sich am Schlusse dieses Bandes im Anhange mitgetheilt.

Kopfbedeckung, setzen sich den versengenden Strahlen der Mittagssonne aus, trinken massenhaft das Wasser der jungen Kokusnuß, essen viele fleischige Früchte, deren allzuhäufiger Genuß dem Körper des Fremdlings nicht zuträglich ist, und schlafen auf feuchtem Boden im Freien, allen schädlichen Einwirkungen der Atmosphäre eines tropischen Urwaldes ohne den geringsten Schutz ausgesetzt. Bing-Hong zeigte uns die getrockneten eßbaren Nester der Salangan-Schwalbe[1] und bot uns ein Packetchen von ungefähr 30 Stück an. Im getrockneten Zustande sollen 72 solcher winziger Nester einen Catti oder 1¼ Pfund wiegen und deren Verkaufspreis 2 Rupien (2 Gulden österr. Währ.) für drei Stück minderer Sorte betragen. Die beste Qualität ist noch viel kostspieliger. Wir ließen einige dieser chinesischen Leckerbissen ganz nach der Angabe Bing-Hong's bereiten, nämlich eine Stunde lang in heißem Wasser sieden, fanden aber die gallertartige Masse völlig geschmacklos, ungefähr wie aufgelösten Gummi. Die Schwalbe, welche diese eßbaren Nester liefert, scheint indeß auf den Nikobaren kein häufiger Besucher zu sein, und die Ausbeute dieses Handelsartikels, welcher für Java und andere Sunda-Inseln eine so große Wichtigkeit besitzt, ist hier höchst unbedeutend, die Qualität eine sehr geringe.

Man hat sich lange darüber gestritten, woraus wohl das emsige Thierchen das Material für seine Nester gewinnt, und vielleicht war es gerade der Umstand, daß man dasselbe aus Theilchen von Seetang, Fischrogen und quallenartigen Seethieren zusammengetragen glaubte, welches diesen Nestern bei den chinesischen Gourmands zu solcher Berühmtheit verhalf. Ein deutscher Naturforscher, Professor Troschel in Bonn, behauptet aber auf Grund einer Analyse dieser Nester, daß die bisherige Annahme über die Bestandtheile ihres Materials irrig war und dasselbe aus nichts anderem bestehe, als aus einem dicken, zähen, aus den Speicheldrüsen abgesetzten Schleim, welche zur Zeit des Nestbaues der indischen Schwalbe zu großen weißlichen Massen anschwellen. Dieser Schleim, den man in langen Fäden aus dem Schnabel des Thieres gleichsam hervorspinnen kann, verhält sich ganz ähnlich wie Gummi arabicum. Wollen die Vögel ihr Nest bauen, so kleben sie den zu jener Zeit reichlich abgesonderten Speichel so lange an den Felsen, bis der zierliche Bau vollendet ist.

Der Geolog der Expedition unternahm eines Tages, während die Fregatte im Nangkauri-Hafen lag, in einem Canoe eine Fahrt längs den Küsten

[1] Hirundo esculenta, malavisch salang, nikobarisch hegäl.



von Kamorta und Trinkut, indem diese die einzigen geognostischen Aufschlüsse geben, während auf den Inseln selbst Wald oder dichte Grasbedeckung alles Gestein verbirgt. Der schon erwähnte Chinese Bing-Hong diente als Dolmetsch. Von der Fregatte entfernter hatten die Eingeborenen ihre Dörfer nicht verlassen, und der Reisende allein, unbewaffnet und von Eingeborenen gerudert, bekam sogar Weiber zu Gesicht. Sie waren fast so groß wie die Männer, hatten eben so häßliche Gesichter, den Mund gleichfalls durch Betelkauen entstellt, die Haare völlig abgeschoren. Am Leibe trugen sie nichts als einen kurzen, von den Hüften bis zu den Knieen reichenden Rock aus rothem oder blauem Zeuge.

Ein anderer Ausflug wurde nach der ungefähr vier Seemeilen von unsern Ankerplatz entfernten Uuála-Bucht an der Westseite der Insel Kamorta in einer für solche Untersuchungsfahrten besonders zweckmäßigen venetianischen Gondel unternommen. Die Bucht mißt an der Einfahrt ungefähr dreiviertel Seemeilen, dehnt sich in ungleicher Breite gegen Osten bis tief ins Land hinein und sendet zahlreiche Canäle nach allen Richtungen aus. Die Vegetation ist hier besonders reich und üppig und besteht längs der sumpfigen Ufer größtentheils aus dichten Mangrovesträuchen, welche das Landen an den meisten Stellen fast unmöglich machen und der ganzen Bucht ein trauriges unheimliches Ansehen geben. Aus den wenigen an den Ufern gelegenen Dörfern waren sämmtliche Eingeborene geflüchtet. Diesmal schien sie nicht blos kindische Furcht, sondern das böse Gewissen zur Flucht getrieben zu haben, denn auf den Bewohnern dieser Bucht lastet die schwere Anklage, zu wiederholten Malen die Mannschaften kleiner Schiffe ermordet und sich dann ihrer Habseligkeiten bemächtigt zu haben. Sogar die Eingeborenen der Nachbar-Inseln wollen mit diesen bösen Menschen, wie sie sagen, nichts zu thun haben und waren durch nichts zu bewegen uns in ihren Canoes nach der Uuála-Bucht zu begleiten.

Die Fregatte lag fünf Tage im Hafen von Naugkauri, bis die Sondirung und Aufnahme des großen, vielbuchtigen Wasserbeckens vollendet war, und segelte am 11. März Morgens mit frischer Nordnordwest-Brise durch die kaum hundert Klafter breite, durchschnittlich nur vierzehn Faden tiefe, durch zwei Felsthore bezeichnete westliche Einfahrt. Dieser gegenüber liegt die Insel Katschal, dicht bis an die Ufer bewaldet, lang gestreckt, aber ohne besondere Erhebung. Wir segelten nun zwischen Katschal und Kamorta hindurch nördlich

gegen die Insel Teressa und Bampoka. An der Westseite Kamorta's kamen zahlreiche Dörfer zum Vorschein; in Nordwest erblickten wir viele natürliche Grasflächen und hier trat auch allmählig der höchste Punkt der Insel hervor, ein kegelförmiger Berg, der ziemlich nahe am Ufer liegt, fast ganz ohne Baumvegetation, nur am Gipfel in einer Art Schlucht eine Anzahl Bäume beherbergend. Drei Tage gingen in vergeblichen Versuchen, gegen Wind und Strömung aufzukreuzen, verloren und wir befanden uns vier Tage in Sicht der Inseln Bampoka, Teressa und Tschaura, ja kaum zwanzig Seemeilen von ihnen entfernt, ohne gleichwohl eine derselben erreichen zu können. Da dies die ganze für deren Besuch bestimmte Zeit war, so mußten wir uns mit tiefem Bedauern den Genuß versagen, unsern Fuß auf eine dieser Inseln zu setzen, von welchen namentlich Tschaura die seltene Gelegenheit geboten hätte, den Einfluß der Uebervölkerung auf den tropischen Menschen zu beobachten. Diese ziemlich unfruchtbare Insel besitzt mehr Bewohner, als ihre Bodenfläche zu



Die Inseln Teressa und Tschaura.

ernähren im Stande, und scheint der einzige Ort der ganzen Nikobaren-Gruppe zu sein, wo die Eingeborenen Industrie treiben. Alle Töpferwaaren kommen aus Tschaura und fast hat es das Ansehen, als habe hier die traurige Erscheinung von Uebervölkerung den ersten Anstoß zu einer industriellen Thätigkeit der Bewohner gegeben.

An die Insel Teressa knüpfte sich für die österreichische Expedition insofern noch ein besonderes Interesse, als es nach den neuesten Erhebungen nicht ganz unwahrscheinlich ist, daß der unternehmende Bolts, welcher mit dem österreichischen Schiffe Joseph und Theresia im Jahre 1778 den Nikobaren-Archipel besuchte, dieser Insel, ähnlich wie einem Fort an der Küste von Afrika, den Namen der ruhmreichen österreichischen Kaiserin beilegte, welcher allmählig, durch die Aussprache der Eingeborenen corrumpirt, in Teressa und Terassa verwandelt wurde.

Am 17. März bei Sonnenaufgang tauchten am Horizont in südöstlicher Richtung zuerst die Insel Meroe, dann die beiden kleinen Inseln Treis und Track und endlich die lange Bergkette von Klein-Nikobar mit dem schönen Eilande Pulo Milú auf. Die Brise war schwach und eine Strömung von fünf Meilen Geschwindigkeit in der Stunde, welche wie ein Fluß durch die ruhige See rauschend und brandend dahin schoß, hatte uns derart erfaßt, daß der Anker ausgeworfen werden mußte. Dies verschaffte uns ganz unerwartet das Vergnügen, die beiden kleinen Waldinseln zu besuchen. Eine Landung konnte der heftigen Brandung wegen nur mit Hülfe einiger Eingeborenen ausgeführt werden, welche wir auf den sonst unbewohnten Eilanden zufällig mit ihren Canoes trafen. Treis ist eine wahre Tauheninsel, voll der mannigfaltigsten schönsten Taubenarten; dennoch gelang es nur ein einziges Exemplar der überaus prachtvollen nikobarischen Taube zu erbeuten. Hier war es auch, wo der Geolog die ersten Spuren von Braunkohle fand, welche indeß nicht in bauwürdigen Flötzen, sondern blos als sogenannte Agatkohle vorkam.

Am selben Nachmittag mit eintretender Fluth setzte die Strömung zu unsern Gunsten um und wir erreichten gegen zehn Uhr Nachts mit großer Mühe den Hafen, welcher östlich von der Nordspitze Klein-Nikobars, westlich von der Insel Pulo Milú und südlich von der Insel Klein-Nikobar selbst gebildet wird. Derselbe ist nicht sehr groß, besitzt aber einen guten Ankergrund und mag Schiffen in jeder Jahreszeit als sicherer Zufluchtsort dienen. Da die meisten Dörfer auf Klein-Nikobar auf der Nordwest- und Südseite der Insel liegen und von unserm Ankerplatze nur schwer zugänglich waren, so wurde vorgezogen, die kleine aber schöne Insel Pulo Milú für einen Besuch zu wählen. Noch als wir vor der Insel Treis vor Anker lagen, waren einige Eingeborene an Bord der Fregatte gekommen und benahmen sich ziemlich zutraulich, sie hatten ganz denselben Typus wie die Bewohner von Nangkauri und sprachen auch mit wenigen Veränderungen das nämliche Idiom. Nur für einzelne Gegenstände, seltsamer Weise gerade für solche des ersten Bedürfnisses, wie Kokospalme, Pandanus u. s. w., besaßen sie verschiedene Ausdrücke und Bezeichnungen.

Die Insel Pulo Milú mit ihrer reichen Baumvegetation und ihren reizenden Waldpartien entfaltet alle Pracht und alle Zauber der Tropenwelt. Der Pandanus (aus der Familie der Pandaneen), jener eigenthümliche Baum, welcher den Wäldern Asiens ein so verschiedenes Ansehen von denen

Amerika's verleiht, erscheint hier von besonderer Größe und Schönheit. Nirgends haben wir diesen wunderlichen Baum in solcher Ueppigkeit getroffen wie auf Pulo Milú, wo derselbe völlig waldartig auftritt und einen so fremdartigen Eindruck macht, als wäre er ein Ueberbleibsel aus einer frühern Schöpfungs-Periode unserer Erde. Staunend über den bizarren Einfall der Natur, betrachtet man diese seltsamen Gewächse, welche spiralförmig geordnete Blätter besitzen wie die Dracenen, Stämme wie Palmen, Aeste wie Laubbäume, Fruchtzapfen wie Coniferen, und doch nichts mit allen diesen Pflanzengestalten gemein haben, sondern eine besondere Familie für sich bilden. Wir sahen auf Pulo Milú Pandanen mit 40 bis 50 Fuß hohen, schlanken, glatten Stämmen, welche auf einem 10 bis 12 Fuß hohen Wurzelsockel stehen, wie auf einem künstlich aus rundgedrechselten Stäben aufgebauten, konisch zusammengestellten Pfeilerwerk. Manche dieser Wurzelstäbe erreichen den Boden nicht und nehmen in ihrem Jugendzustand als Luftwurzel höchst eigenthümliche Formen an. Gegen oben wiederholt sich dieselbe Form in den Aesten. An diesen hingen prächtige, 1½ Fuß lange, 1 Fuß dicke, reife, orangegelbe Fruchtkolben.

Der Pandanus ist auf den nikobarischen Inseln nicht gepflegt, er wächst in üppigster Fülle wild und ist nach der Kokospalme für die Eingeborenen die wichtigste Nahrungspflanze, das am meisten charakteristische Gewächs. Die immensen Fruchtkolben, welche der Baum trägt, bestehen aus vielen einzelnen keilförmigen Früchten, die zwar im rohen Zustande ungenießbar sind, aber in Wasser gekocht, läßt sich aus denselben eine mehlige Masse (das sogenannte „Melori" der Portugiesen, „Larohm" der Eingeborenen) auspressen, welches mit den fleischigen Theilen der reifen Kokosnuß zugleich genossen wird und das tägliche Brot der Inselbewohner ausmacht. Der Geschmack der ausgepreßten Fruchtmasse hat viele Aehnlichkeit mit Aepfelmus und ist dem Gaumen des Europäers keineswegs unangenehm. Die holzigen bürstenähnlichen Fasern der Frucht, welche übrig bleiben, wenn der mehlige Inhalt ausgepreßt ist, werden von den Eingeborenen als natürliche Bürsten und Besen benützt, während die getrockneten Blätter des Pandanus das Papier zu ihren Cigarretten liefern.

Die Kokospalme kommt auf Pulo Milú, wie überhaupt auf den südlichen Inseln nicht so reichlich vor wie auf Kar-Nikobar, und diesem Umstande mag es wohl hauptsächlich zugeschrieben werden, wenn die Eingeborenen

damit nicht so freigebig sind, wie auf der ersten Insel. Der dänische Naturforscher Dr. Rink, welcher zur Kenntniß der Nikobaren-Gruppe so



Vegetationsgruppe von Pulo Milu

werthvolle Beiträge geliefert hat, hielt sich mit einigen vierzig chinesischen Arbeitern längere Zeit hier auf und hat in der Absicht eines Colonisations-

versuches einige Wege durch den Urwald hauen lassen, wodurch diese Insel weit zugängiger geworden ist als irgend eine andere dieses Archipels. Die Wahl war eine äußerst glückliche, und würde die durch Steen Bille so emphatisch vorgeschlagene, durch die dänische Regierung beabsichtigte Colonisirung dieser Insel zu Stande gekommen sein, so hätte man gewiß hier ganz andere Resultate erzielt, als Rosen im Nangkauri-Hafen. Nächst Kar-Nikobar ist Pulo Milú entschieden der wichtigste Punkt für eine erste Niederlassung, im Falle sich jemals wieder eine europäische Regierung oder Capitalisten die Besiedlung dieses Archipels zur Aufgabe machen sollten.

In der Bucht, wo wir landeten, standen am Ufer fünf Hütten, denen auf Nangkauri ziemlich ähnlich, und vor denselben im Wasser eine Anzahl hoher, wunderlich aufgeputzter Stangen, von den Eingeborenen Handschúop genannt, bestimmt die Teufel von dem Dorfe fern zu halten und jenen Scheuchen nicht unähnlich, durch welche man bei uns die gefährliche Schaar näschiger Vögel von der reifenden Saat abzuschrecken sucht. Diese Teufelsbanner werden von dem Manlunéna oder Teufelsbeschwörer in der See aufgerichtet, welcher hier, wie der „Medicineman" unter den Rothhäuten Nordamerika's oder der Ach-itz unter den Indianerstämmen des Hochlandes von Guatemala, auf alle Ereignisse des Lebens einen so großen Einfluß übt. Die meisten Eingeborenen waren auch hier bei unserer Annäherung verschwunden. Wir trafen nur fünf Menschen, welche indeß alle, wenigstens theilweise bekleidet waren; einige trugen Hemden, Hosen und Mützen, ein anderer hüllte sich in ein großes nicht gerade sehr reinliches Leintuch. Einer derselben, welcher uns mitten durch die Insel führte und John Bull hieß, war nicht in Pulo Milú, sondern in Klein-Nikobar ansässig und blos zur Verfertigung von Canoes aus ausgehöhlten Baumstämmen auf die Insel gekommen. Er sprach mit Vorliebe englisch und freute sich kindisch, so oft man ihm das eine oder das andere englische Wort in die Erinnerung zurückrief, das er durch den Mangel an Uebung bereits wieder vergessen hatte. John Bull wurde bald sehr zuthunlich und wollte uns nach Groß-Nikobar begleiten, wo er, wie er sagte, in Hinkoála, einem der Dörfer an der Südseite, mehrere Verwandten habe, darunter einen Eingeborenen Namens London, der uns von großem Nutzen sein könne. Wir versprachen ihm für seine Bemühungen ein Geschenk, worauf er ganz naïv frug: „You not talk lie?" (Ihr nicht sprecht Lüge?), eine Frage die vermuthen läßt,

daß nicht alle Zusicherungen, die ihm Fremde gemacht, auch erfüllt worden sind. Die Hütten der Eingeborenen waren ganz in derselben Weise auf Pfählen construirt, wie jene in den Dörfern auf den mittleren Inseln; auch die innere Einrichtung war die nämliche. Ueberall trifft man auch hier holzgeschnitzte Figuren oder Iwi-Scheucher, und zwar im Innern von mancher Hütte in solcher Zahl und drolliger Costümirung, daß man fast glauben möchte, die Bewohner derselben seien die Besitzer eines Marionettentheaters. Wir erwarben hier verschiedene aus weichem Holze geschnitzte Gegenstände, darunter eine große Schlange, eine Schildkröte und mehrere drollige Figuren, auch eine siebenlöcherige Flöte aus Bambusrohr, zu welcher jedoch augenscheinlich malayische Schiffsleute das Modell aus Pulo Pinang mitgebracht hatten.

Am selben Abend wurde der Anker gelichtet und längs der Ostküste der mit Sümpfen und Urwäldern bedeckten Insel Klein-Nikobar gesteuert. Am 19. März Morgens segelten wir an der Insel Montial vorüber nach dem St. Georgs-Canal, wo wir in den Abendstunden an der Nordseite von Groß-Nikobar, südöstlich von der im Canal liegenden Insel Kondúl ankerten. Noch vor Sonnenaufgang wurden einige Boote gestrichen und alles zu einem Besuche der kleinen aber anmuthigen Insel Kondúl in Bereitschaft gesetzt, welche, in Nordwest hoch, felsig und fast unzugänglich, an der östlichen Seite (nach unsern Beobachtungen 7° 12′ 17″ nördl. Br. und 93° 39′ 57″ östl. L. von Greenw.) einen ziemlich sichern Landungsplatz hat. Hier standen eine Anzahl Hütten, aber kein einziger Eingeborener war sichtbar. Wir bemühten uns, dem Bette eines Sturzbaches folgend, den höchsten Punkt der Insel zu erklimmen, welcher ungefähr 350 bis 400 Fuß hoch sein mochte. Nur mit der größten Anstrengung, und indem wir zuweilen an den steilsten Abhängen die Hülfe von riesigen Baumwurzeln und gleich natürlichen Tauen herabhängenden Kletterpflanzen in Anspruch nahmen, um uns von schroffen Felsblöcken nach einen sichern Standpunkt zu schwingen, gelang dieser Versuch. Statt aber, wie wir vermutheten, auf der Höhe ein kleines Plateau, oder wenigstens einen minder beschwerlichen Rückweg aufzufinden, sahen wir, erschöpft an der höchsten Stelle angekommen, zu unserer größten Bestürzung den Fels auf der andern Seite steil abfallen, so daß jedes weitere Fortschreiten unmöglich wurde. Auf der Anhöhe wehte eine herrliche erquickende Luft. Obschon es Monate lang nicht mehr geregnet hatte, war doch die

Vegetation wunderbar frisch und reich, der Urwald prachtvoll und herrlich „wie am ersten Schöpfungstage".

Wir mußten auf dem nämlichen unwirthbaren Wege zurückkehren, auf dem wir den Hügel hinan geklettert waren. Am Ufer trafen wir einige Eingeborene, deren Neugierde ihr Angstgefühl überwältigt hatte, und welche aus dem Walde herausschlichen, um auszuspüren, was wir denn eigentlich auf der Insel wollten. Unter ihnen befand sich auch ein Manluéna oder einheimischer Doctor und Teufelsbeschwörer; er zeichnete sich indeß von den andern braunen Menschenkindern durch nichts anderes als einen übermäßig starken Wuchs seiner Kopfhaare aus, welche tief bis über die Schultern herabhingen. Eines der Expeditionsmitglieder, welchem daran lag die Art und Weise kennen zu lernen, wie diese schlauen Betrüger bei ihren armen, leichtgläubigen Patienten zu Werke gehen, versprach dem braunen Doctor ein Geschenk, wenn er ihn durch seine Heilmethode curiren wollte, und gab einen heftigen unerträglichen Schmerz im linken Arme vor. Der Manluéna schien seiner Cur gewiß, packte den vermeintlichen Kranken beim Arm, drückte und knetete diesen, bis kein Fleckchen unberührt blieb, indem er zugleich bald schrie, bald pfiff, bald wieder die Haut anhauchte, gleichsam als wollte er den bösen Geist hinwegblasen. Im Glauben des Volkes ist nämlich jeder Körperschmerz nichts anderes, als ein durch den feindlichen Einfluß eines Iwi's in den Organismus hineingezauberter Dämon. Der Manluéna fing oben am Arme zu drücken an, und setzte dieses nichts weniger als behagliche Verfahren mit seinen vom Fette der Kokosnuß glänzenden Händen nach unten fort, in der Absicht, wie er sagte, um den Iwi, der im Arm stecke, bei den Fingerspitzen herauszutreiben. Obschon er mit dem Patienten nichts weniger als zart umging, so schien er doch im Sinne der Eingeborenen nicht ganz seine Schuldigkeit zu thun, und weit weniger Lärm und Sprünge zu machen, als dies bei der Behandlung eines eingeborenen Kranken der Fall gewesen wäre. Auch schien seine anfängliche Zuversicht der Sorge zu weichen, es möchte ihm ein Leid widerfahren, wenn ihm dieser Heilversuch mißlänge, und darum entfernte er sich auch rasch, sobald ihm einige Dreipencestücke für seine Mühe geschenkt worden waren, und kam den ganzen Tag nicht wieder zum Vorschein.

Einige Expeditionsmitglieder hatten es unternommen die ganze Insel, deren Umfang kaum zwei deutsche Meilen betragen dürfte, zu umwandern.

Sie waren am frühen Morgen voll Hoffnungen auf eine reiche Ausbeute mit Flinten und Botanisirbüchsen von der Ostküste nach der Nordseite der Insel gegangen und kamen erst Abends nach Sonnenuntergang völlig erschöpft und ermattet auf der Südseite an. Im Eifer des Jagens und Sammelns hatten sie sich zu tief ins Innere des Waldes gewagt, und dabei dermaßen alle Richtung, in welcher sie kamen, verloren, daß, als sich bereits die Sonne zum Untergange neigte, kein anderes Mittel übrig blieb, als sich mit dem Waldmesser den Weg durch das Dickicht bis hinab zum Strande zu hauen. Bald über Abhänge kletternd, bald wieder, wo die Felswand senkrecht ins Meer abfiel, stellenweise schwimmend, kamen sie hungernd und durstend in einem Zustande der größten Ermattung an der Stelle unserer Einschiffung an, so daß wir anfangs sogar für ihr Leben besorgt waren. Merkwürdiger Weise hatte dieses Ereigniß für keinen Einzigen der Betheiligten ernstere Folgen, wenn schon es zeitlebens nicht aus ihrer Erinnerung entschwinden dürfte.

Der 21. März gehörte dem Herrn. Es war ein vielbenöthigter Ruhetag; kein Boot ging ans Land. Gegen Mittag fiel ziemlich starker Regen, der erste seit mehreren Monaten. Mehrere Eingeborene kamen mit ihren Canoes an Bord und brachten Hühner, Eier, Kokosnüsse und andere Früchte, so wie Affen und Papageien zum Verkauf. Rupien, englische Schillinge, und Sixpencestücke waren ihnen durchaus nicht unbekannt, sie nahmen dieselben sogar lieber wie Tauschartikel, besonders wenn diese in Tand und Flitterwerk bestanden.

Am 22. März machten wir einen Ausflug nach einer Bucht auf der Insel Groß-Nikobar oder Sambelong. Der ganze Theil der unserm Ankerplatze gegenüberliegenden Küste war, vermuthlich wegen der hier mangelnden Kokospalme, völlig unbewohnt, während sich auf der Westseite mehrere große Dörfer befanden. Dieselben lagen aber leider viel zu weit von der Fregatte entfernt, um einen Ausflug dahin wagen zu können. Als unsere Boote nach einstündigem Rudern der kleinen Bucht näher kamen, hatten wir an der Mündung eines Flusses den eigenthümlichen Anblick eines abgestorbenen Mangrovewaldes. Durch irgend ein stürmisches Ereigniß hatte sich hier wahrscheinlich vor längerer Zeit eine Sandbarre gebildet und dem fluthenden Meerwasser den Eintritt versagt. Da der Mangrovebaum nur im Salz- oder Brackwasser gedeiht, so wurde ihm dadurch sein wichtigstes Lebens-

element entzogen und die Bäume starben. Die hohen Stämme standen da abgedorrt, gebleicht, ein gespenstiger Leichengarten zwischen üppiggrünen Urwaldhügeln. Als die Sonne aufging, lagerte ein weißer Nebel über dem

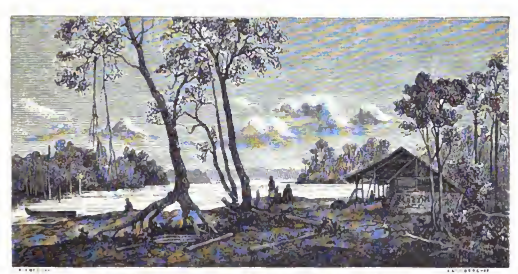


Mangrovewald.

todten Sumpf; man hatte das unheimliche Gefühl, sich an einem Orte zu befinden, dessen miasmatische Dünste die Luft verpesteten, dessen Boden Gift aushauchte. Die starren Baumgerippe mahnten den Fremden, der hier die allgewaltig schaffende und zerstörende Natur bewundert, an die Leichen

so mancher seiner Brüder, welche die feuchte Erde dieser Insel bedeckt. Glücklicher Weise hatte der Fluß von neuem die Barre durchbrochen und dem Meerwasser Zutritt gegönnt, so daß unter dem todten Walde wieder ein junges grünes Leben aufzuschießen begann.

Die Mannschaft eines malayischen Fahrzeuges aus Pulo Pinang hatte sich diesen wenig einladenden Punkt zur Niederlassung gewählt, um daselbst eine Ladung reifer Kokosnüsse anzusammeln und Trepang, die schon erwähnte eßbare Seegurkenart, für den chinesischen Markt zu bereiten. Diese Leute bewohnten eine große Holzbude und waren vollkommen für einen längeren Aufenthalt eingerichtet. Sonst befand sich keine einzige Hütte daselbst, alles



Provisorische Ansiedlung von Malayen zur Bereitung von Trepang.

rings umher war dichter Urwald und Sumpf, doch ruderten mehrere Eingeborene in ihren Canoes von der Insel Kondúl herüber, um uns Eier und Hühner zum Verkaufe anzubieten. Die malayischen Fahrzeuge, welche diese Inseln besuchen, kommen zumeist aus Pulo Pinang mit dem Beginne des Nordostmonsuns an und bleiben während der ganzen trockenen Jahreszeit hier, um mit den verschiedenen Naturproducten der Inseln eine Schiffsladung voll zu machen. Sie bringen in Austausch feinen chinesischen Tabak, Calico, Messer, Hacken, Säbelklingen, Kleider und schwarze Hüte; vor Jahren brachten sie auch den Betelstrauch zum Anbau nach Groß-Nikobar, wo er im Walde gepflanzt wurde. Seither hat sich derselbe jedoch derart vermehrt, daß seine weitere Einfuhr nicht mehr lohnend scheint. Mit Anfang

des Südwestmonsuns und der Regenzeit kehren die malayischen Handelsleute mit ihren einträglichen Ladungen nach Pulo Pinang und andern Küstenpunkten der Malakka-Halbinsel zurück. Durch die Anwesenheit dieser Leute wurden die Expeditionsmitglieder in die Lage versetzt, das Idiom der Nikobarer mit dem Malayischen vergleichen und die große Verschiedenheit dieser beiden Sprachen constatiren zu können. Diese Kauffahrer führen gewöhnlich mehrere Individuen mit sich, welche von der Sprache der Nikobarer einige Kenntniß besitzen, indem das Malayische allein nicht genügt, sich auf irgend einer Insel des Archipels den Eingeborenen verständlich zu machen.

Einer dieser malayischen Matrosen Namens Tschingi aus Pulo Pinang, mit einem langen, blaugrünen Siwastreifen zur Kastenbezeichnung mitten auf seiner dunkelbraunen Stirne, erzählte uns, daß er als Knabe beim dänischen Pastor Rosen auf der Insel Kamorta in Diensten stand und bis zu dessen Rückkehr nach Europa bei ihm verblieb. Er sprach voll Verehrung von diesem würdigen, eifrigen Manne, und bemerkte, daß viele Chinesen und andere Ansiedler mit ihm nach Kamorta gekommen waren, welche alle nach einiger Zeit am Fieber starben.

Der Eingeborne Namens John Bull, welcher uns von Pulo Milú bis hierher gefolgt war, kam mit einigen seiner braunen Genossen nach der Bucht und brachte uns Lebensmittel. Er schien an dem Glauben fest zu halten, daß es an der Südseite im Innern von Groß-Nikobar Baju-oal-tschúa oder Dschungelmen (Waldmenschen) gebe, welche sich im Dickicht in der Nähe von Flüssen aufhalten, nur ganz kleine Hütten haben und scheu entfliehen, sobald sich ihnen Jemand zu nähern versucht. Er sagte zugleich, daß sich auf der Süd- und Südwestseite jener Insel elf Dörfer befinden: Hinkóata, Tschanganhéi, Hinháha, Haenganglóeh, Kanálla, Taéingha, Dayák, Káuschingtong, Dagoák, Hinláwua, Kalémma.

Im Laufe des Tages wurde nicht nur den gefiederten Bewohnern des Waldes eine förmliche Schlacht geliefert, auch die Fischlein im Meere waren ihres Lebens nicht sicher; ein, kaum eine halbe Stunde lang ausgeworfenes Netz wurde mit einer Beute von mehr als einem Centner Fische ans Land gezogen. Die ganze Schiffsmannschaft aß sich daran satt und es blieb noch für den nächsten Tag übrig. Die Jagd im Sumpfe und Urwalde lieferte Schnepfen, den zierlich gefiederten Mainavogel (Gracula indicus), Adler und Affen; leider ging eine Anzahl der geschossenen Thiere

im undurchdringlichen Dickicht verloren und konnte nicht wieder aufgefunden werden.

Am 23. März des Morgens nahm die Fregatte längs der Westküste von Groß-Nikobar ihren Curs, während zwei Boote mit der nöthigen Mannschaft und Instrumenten ausgesandt wurden, die noch völlig unbekannte Küste aufzunehmen. Allein dieser Plan kam nur halb zur Ausführung. Die starke Brandung, welche durch eine lange Schwellung aus Südwest hier verursacht wird, warf das größere Boot mit solcher Heftigkeit an die Küste, daß es umschlug, ein großer Theil seines Inhaltes verloren ging und die Bemannung nur schwimmend das Ufer zu erreichen vermochte. Das kleine Boot, eine sogenannte Jölle, kam mit zwei Matrosen an Bord, um diese betrübende Nachricht zu überbringen. Einer derselben, welcher den Vorfall in höchst bezeichnender Weise eine „piccola disgrazietta" nannte, berichtete zugleich den fast gänzlichen Verlust der mitgenommenen Instrumente, Notizbücher und Jagdgewehre. Es wurde nun sogleich ein Seitenboot abgesandt, um die Gescheiterten aufzunehmen, welche sich inzwischen in einer wenig beneidenswerthen Lage, ganz durchnäßt, hungernd und durstend am Ufer befanden, und einige der ins Wasser gefallenen Gegenstände aufzufischen versuchten. Erst spät nach Mitternacht erreichten die Boote wieder die Fregatte, aber an eine Fortsetzung der begonnenen Aufnahme konnte unter den herrschenden Umständen nicht mehr gedacht werden. Wir setzten unsern Curs nach der Südbucht von Groß-Nikobar fort, wo wir am 24. März bald nach neun Uhr Abends in der Nähe des von der dänischen Expedition benannten „Galatheaflusses" Anker warfen. Da Tags darauf ein Feiertag der katholischen Kirche war, so unterblieben die Arbeiten am Lande und die ganze Mannschaft gab sich der Ruhe hin; jedoch wurde ein Boot ausgesandt, um für den nächsten Morgen den geeignetsten Landungsplatz aufzusuchen. Der mit dieser Mission beauftragte Cadet kam nach mehreren Stunden mit der wenig tröstlichen Nachricht zurück, längs der ganzen Küstenstrecke, die er befuhr, nur eine einzige Stelle gefunden zu haben, wo man mit einem Boote von europäischer Construction ohne Gefahr landen könne. Im Laufe des Tages erhielten wir zahlreiche Besuche von Eingeborenen an Bord, darunter ein noch ziemlich junger Mann mit einer großen Brille, welche derselbe unzweifelhaft mehr zur Gesichtsverschönerung, als aus Bedürfniß trug. Sie brachten einige Affen, Papageien, Hühner, Schweine,

Kokosnüsse, dann etwas Harz und Schildpatt, Amber und große ovale Eier eines Waldhuhns zum Verkauf, welches die Eingeborenen Mekéin nannten, das wir aber leider trotz allen Bemühungen niemals zu sehen bekamen.

Am folgenden Morgen — es war bereits der 26. März und allenthalben zeigten sich schon Spuren der herannahenden Regenzeit — versuchten die Expeditionsmitglieder an einer Stelle zu landen, wo dies für die breiten schweren Boote des Mittelmeeres allein möglich schien. Es gelang. Wir setzten glücklich, wenngleich durchnäßt, unsern Fuß neuerdings auf nikobarischen Boden. Es war zum letzten Male, daß wir ihn betraten. Nirgends am Ufer zeigten sich Spuren menschlicher Niederlassungen, überall dichter Tropenwald, umsäumt von riesigen Armleuchterbäumen (Barringtonien), welche in ihrer Urthümlichkeit mit ihren wild verschlungenen Zweigen häufig bis ins Wasser reichten. Nach einer halbstündigen Wanderung dem heißen Strande entlang, kamen wir mit einem Male südlich von unserem Landungspunkte zu ein paar armseligen, dürftigen Hütten. Kein menschliches Wesen war sichtbar, nur ein paar Hühner und ein Schwein liefen sorglos herum; die Bambusleitern, auf denen die Eingeborenen in ihre auf Pfählen ruhende Hütten zu steigen pflegen, waren weggenommen. Indeß kostete es nicht viel Mühe, auch ohne dieselben ins Innere zu gelangen. Einige Waffen, eine Anzahl ausgehöhlter, angeräucherter Kokosschalen, welche über dem Feuerherd hingen, einige aus dünnem Rohr geflochtene Körbchen, ein Segel aus Pandanusblättern, Strohmatten und ein paar wunderlich geschnitzte Figuren machten das ganze bescheidene Inventar des nikobarischen Haushaltes aus. Die Schnitzereien und ein überaus niedlich gearbeitetes Körbchen zogen als interessante Belege nikobarischer Fertigkeit und Industrie unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich. Wir konnten nicht widerstehen uns dieselben anzueignen und legten dafür eine Anzahl glänzender Sixpencestücke, wohl der zwanzigfache Werth des Eroberten, in eines der Körbchen, welches am augenfälligsten mitten in der Hütte hing.

In der Nähe des Gehöftes stand ein Wald von Kokospalmen. Wir drangen in denselben und befanden uns plötzlich zu unserem größten Erstaunen auf der Spur eines vortrefflichen Pfades, vielleicht mit Ausnahme der Wege auf Groß-Nikobar und Pulo Milú von besserer Beschaffenheit als irgend einer, den wir bisher auf den Nikobaren angetroffen hatten. Was war gerechtfertigter als die Vermuthung, daß ein mit so viel Sorgfalt

gebahnter Pfad nach einer bedeutenden Ansiedlung leiten müsse? Derselbe ging erst durch eine große herrliche Pandanuspflanzung, sodann durch einen äußerst lieblichen Wald von Laubbäumen einem Bächlein entlang, das gegenwärtig am Ende der regenlosen Jahreszeit völlig ausgetrocknet war. Verschiedene Male mußten wir über steile Felsblöcke klettern, in welche durch Menschenhände zur leichtern Ersteigung Fußstapfen eingehauen waren, und kamen endlich nach mehrstündiger interessanter, aber mühevoller Wanderung auf einen gelichteten Punkt an der Küste am Meeresufer, ohne die geringste Spur einer bereits bestehenden Ansiedlung zu finden. Dagegen schien es über allen Zweifel erhaben, daß der Pfad sowohl als einige gelichtete Stellen die Vorarbeiten für eine beabsichtigte Niederlassung waren, welche hier erst stattfinden kann, wenn vorher die Kokospalme und der Pandanus sich angesiedelt haben. Einige Matrosen, welche uns als Träger und Begleiter dienten, gingen bis ans äußerste Ende der Bucht und fanden auch dort keine menschlichen Ansiedlungen. Nach kurzer Ruhe kehrten wir wieder auf dem nämlichen Wege nach unserm Ausschiffungspunkte zurück, wo wir uns mit einigen Officieren zusammenfanden, welche, glücklicher als wir, mehrere Eingeborene getroffen und diese in ihren Behausungen besucht hatten. Sie schilderten den Zustand der letzteren eben so ärmlich wie auf den übrigen Inseln, nur schienen die Bewohner weniger scheu und ängstlich. Die wackeren Leute hatten unsere Gefährten mit Palmenwein bewirthet und ihnen bis zu uns das Geleite gegeben. Mit diesem Besuche schloß unser 32tägiger Aufenthalt im Nikobaren-Archipel, von welchem jedoch nur die Hälfte auf dem Lande verwendet werden konnte, während wir ungünstiger Winde wegen die übrige Zeit unter Segel zubringen mußten.

Bevor wir aber von dieser wichtigen Inselgruppe scheiden, um unsere Fahrt nach den Sunda-Inseln und dem chinesischen Reiche fortzusetzen, möge es uns noch vergönnt sein einen flüchtigen Blick auf die Hauptresultate unserer Bestrebungen und Untersuchungen daselbst zu werfen, während wir den Leser bezüglich einer detaillirteren Beschreibung des Beobachteten und Erforschten auf die einzelnen, später erscheinenden Fachwerke verweisen.

Die nikobarischen Inseln, auf dem größten Handelsweg der Welt gelegen, welcher mit der muthmaßlichen Eröffnung des Suez-Canals noch an Bedeutung gewinnen wird, und in ihrer Mittelrichtung von Süd-Südost nach Nord-Nordwest streichend, sind gleichsam eine Verlängerung der centralen

Gebirgskette Sumatra's gegen Norden, welche später auf die nördlich von den Nikobaren gelegenen Andamanen übergeht und in bogenförmiger Reihe mit der Convexität gegen Westen sich am Cap Negrais der malayischen Halbinsel anschließt. Zieht man von diesem Archipel als Mittelpunkt einen Kreis von einen Halbmesser von 1200 Seemeilen, so liegen innerhalb derselben die bedeutendsten Handelsplätze Indiens, so wie Ceylon, die meisten Sunda-Inseln und Cochinchina. Die hier herrschenden regelmäßigen Winde erleichtern die Ueberfahrt von den benachbarten Ländern und Küsten und erhöhen noch mehr den Werth dieses Archipels.

Die Küsten sämmtlicher Inseln sind mit wenigen Ausnahmen aus Korallensand oder Korallenbänken gebildet, welche sich sogar bis zu einer Tiefe von dreißig Faden ins Meer erstrecken. Ebenso erscheinen fast sämmtliche Buchten stark mit Korallen besetzt, wenn nicht gar mit denselben völlig ausgefüllt. Die vorspringenden Landspitzen erstrecken sich oft mit Klippen ober und unter dem Meeresspiegel bis auf zwei Meilen in See, was bei den, zuweilen sehr reißenden Strömungen besonders mit schwacher Brise sehr zu beachten ist. Die herrschenden Winde sind die beiden Monsune, der Nordost in den Monaten November, December, Jänner, Februar und März, der Südwest in den Monaten Mai, Juni, Juli, August und September. Die Monate April und October haben veränderliche Winde und Windstillen, welche mehr oder weniger in die nächststehenden Monate übergreifen. Die Strömungen richten sich nach den von den Inseln gebildeten Canälen und hängen von der Ebbe und Fluth des Meeres ab, wechseln also mit diesen in Stärke und Richtung. Im Allgemeinen sind dieselben bei wachsendem Wasser von Südwest nach Nordost, bei fallendem in umgekehrter Richtung fühlbar.

Im Süden von Kar-Nikobar fanden wir vor Anker die steigende Strömung zu 3½ Meilen in der Stunde zwei Tage nach dem Vollmonde; im Norden von Klein-Nikobar, nahe der kleinen Insel Treis, wo wir wegen der Strömung ankern mußten, ist die fallende Geschwindigkeit derselben zu 4½ Meilen in der Stunde zwei Tage nach dem Neumonde bestimmt worden. Diese Beobachtungen beziehen sich auf die Zeit, in welcher das Maximum der Strömungsgeschwindigkeit eingetreten war. Bei schwachem Winde und in der Nähe der Küsten muß man daher immer die Anker oder einen starken Wurfanker bereit halten, welch letzterer indeß kurz nach

dem Voll- oder Neumonde an vielen Punkten kaum genügen dürfte. Die Hafenzeit für Kar-Nikobar wurde aus den Beobachtungen von fünf Tagen nahe dem Vollmonde zu $9^h 40'$ und der Unterschied in der Höhe der Fluth zu 5 Fuß bestimmt.

In diesen Gewässern, so wie überhaupt in der Höhe von Sumatra, kommen jene Stromwellen vor, welche von den Engländern „Ripples" genannt werden. Das Wasser ist hier zonenweise in einem Zustande, als ob es kochen würde, und macht ein gewaltiges Geräusch, bezeichnet aber keineswegs eine stärkere Strömung, vielmehr fanden wir, daß diese gerade in solchen Fällen geringer war als sonst. Wir möchten diese Erscheinung dem Wechsel von sich kreuzenden, zuweilen interferirenden, partiellen Fluthwellen und besonderen Temperaturverhältnissen des Wassers in verschiedenen Tiefen zuschreiben. Die Stunden der Hafenzeit für verhältnißmäßig so nahe Küstenpunkte sind so sehr verschieden, die Höhen, zu welchen das Wasser gelangt, stimmen so wenig überein, daß nothwendiger Weise irgend welche Erscheinungen auf der Oberfläche des Meeres sich kund geben müssen.

Während die Hafenzeit bei Kar-Nikobar $9^h 40'$ ist, wird dieselbe auf der englischen Detailkarte bei dem Diamant-Cap Sumatra's zu 12^h, bei den Sandbänken in der Straße von Malakka aber zu $5^h 30'$ angegeben. Eben so groß ist der Unterschied der Wasserhöhen; für Kar-Nikobar 5, für das Diamant-Cap 10 und für die erwähnten Sandbänke 15 Fuß.

Die Orkane des Golfes von Bengalen berühren, so viel uns bekannt ist, die Nikobaren niemals; dieselben gehen zum Theil von den Andamanen, zum Theil von der Westküste Sumatra's aus; im ersten Falle gegen den nördlichen Theil des Golfes, im zweiten gegen die Küste von Koromandel und gegen Ceylon.

Während des Südwestmonsuns, in welcher Periode die Regenzeit fällt, sollen manchmal starke Gewitter, wahrscheinlich in der Nähe von Groß-Nikobar, und sogar Stürme vorkommen. Der trockene Nordostmonsun bringt schönes Wetter, weht aber zuweilen ziemlich heftig.

Kar-Nikobar hat keinen eigentlichen Hafen, es besitzt aber an der Nordseite eine große, nahezu rechtwinkelig eingehende Bucht und bietet einen sowohl von Südwest als Nordost gut geschützten Ankerplatz in 10 bis 16 Faden und Korallensand. Während des Nordostmonsuns ist es rathsam, sich näher an die hervortretende Nordspitze der Insel zu halten. In dieser

Jahreszeit dürfte es schwer fallen, einen guten Platz an der Küste zum Anlegen für Boote zu finden. Indeß kann man in der Nähe der Nordspitze der Insel in einer kleinen Bucht ans Land kommen, deren westliche Begrenzung einige hervortretende Korallenfelsen bietet, wo man mit einem großen Boote bei Tiefwasser anzulegen im Stande ist. Das Dorf Sáui, welches der Rhede den Namen giebt, kann während des Nordostmonsuns der Brandung wegen mit Booten nicht unmittelbar erreicht werden, doch gewährt die nächste gegen Osten sich bildende Einbuchtung, an ihrem östlichen Strande durch Korallenriffe gedeckt, einen gesicherten Landungsplatz, wo die Boote auf den feinen Korallensand auffahren und dann ans Land gezogen werden müssen.

Während des Nordostmonsuns kann man auch die im Süden von Kar-Nikobar gebildete Bucht, oder auch die Westseite der Insel zu Ankerplätzen benützen, jedoch sind dieselben nicht weiter geschützt als durch mäßig hervortretende, wie gewöhnlich durch Korallenriffe verlängerte Landspitzen.

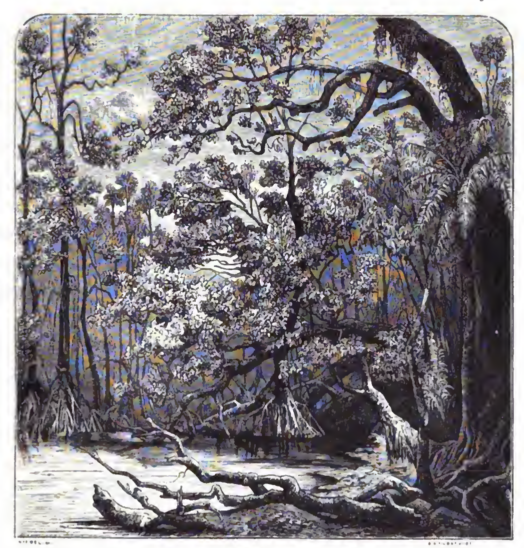
Sowohl in der Bucht von Sáui, als auch in der Südbucht von Kar-Nikobar, finden sich kleine Flüsse, welche selbst in der trockenen Jahreszeit Wasser führen. Es wäre indeß schwer Trinkwasser einzuschiffen, weil diese Flüsse durch Sandbarren geschlossen sind und die Brandung und das seichte Ufer das Anlegen von Booten in den meisten Fällen verhindert. Der Arecafluß in der Bucht von Sáui würde sich indeß im Nothfalle mit vieler Mühe benützen lassen.

Tschaura, Kamorta und Bampoka haben keine eigentlichen Ankerplätze; man ankert an derjenigen Küste, welche gerade Schutz gegen den herrschenden Monsun gewährt. Das Landen mit Booten soll äußerst schwierig sein und am besten ist es sich Canoes der Eingeborenen zu verschaffen, welche von der Brandung aus Land geführt, leichter ans Ufer gezogen werden können.

Tillangschong besitzt im Süden eine schöne Bucht, welche zwar gegen Südost offen ist, aber den größten Theil des Jahres hindurch einen guten Ankerplatz bieten dürfte. Die südlichste Spitze hat mehrere Klippen und Felsen in ihrer Verlängerung, man kann sich aber der südlichsten Felseninsel selbst mit einer Fregatte bis auf wenige Klafter sicher nähern.

An der Westseite der Insel, dort wo ihre beiden Hälften, die nördliche höhere, und die südliche niedere zusammenstoßen, dürfte ein guter Ankerplatz zu finden sein, der selbst gegen Südwest durch mehrere einzeln stehende

Felsen geschützt zu sein scheint. Im Allgemeinen, besonders aber gegen Norden und Osten, besitzt diese Insel steil abfallende Ufer, so daß, wenige einzelne nahe Felsen abgerechnet, fast rings herum bis auf ungefähr zehn Faden Tiefe reines Fahrwasser ist.



Mangrovewald.

Der Hafen von Naugkauri ist zwar sehr geräumig, aber von höchst ungleicher, und meist ziemlich bedeutender Tiefe; dieselbe beträgt in der Mitte des Hafens zwischen zwanzig und dreißig Faden. Die hervortretenden Landspitzen sind alle mehr oder weniger seicht und dicht mit Korallen besetzt, was um so mehr zu beachten, als man zuweilen von zwanzig und sechzehn

Faden plötzlich auf vier und selbst nur drei Faden Tiefe geräth. Der von den zwei Inseln Kamorta und Nangkauri gebildete Hafen hat zwei Einfahrten, die eine im Osten, die andere im Westen, deren Befahrung mit größeren Schiffen besondere Aufmerksamkeit erfordert. Die westliche Einfahrt ist kaum über eine Kabel breit und an deren Außenseite besitzt die Küste Nangkauri ebenfalls kein reines Fahrwasser. Der Hafen ist durch das Hervortreten beider Inseln in der Mitte verengt, so daß eigentlich zwei Häfen entstehen. In beiden ist man vollkommen und eigentlich zu sehr von allen Winden gedeckt, daher die Hitze oft erdrückend wird.

An der Westseite Kamorta's, sechs bis sieben Meilen nördlich von der westlichen Einfahrt des Hafens, trifft man ein schönes großes Wasserbecken, die Ulála-Bucht genannt, welche in ihrer ersten Hälfte sehr gut als Ankerplatz benützt werden kann; die Ausdünstungen zahlreicher Mangrovesümpfe machen aber den Aufenthalt daselbst höchst gesundheitsfeindlich. Da die Ulála-Bucht größtentheils mit dem Nangkauri-Hafen parallel läuft und von letzterem nur durch eine ziemlich schmale Hügelreihe getrennt ist, so üben die nahen Mangrovesümpfe auch auf die Luft im Nangkauri-Hafen ihren schädlichen Einfluß. Trinkbares Wasser fehlt hier gänzlich. Die Bewohner der Ulála-Bucht, welche bei unserm Besuche sämmtlich die Flucht ergriffen hatten, sollen sich Mordthaten und Schiffsraub zu Schulden kommen lassen, sobald sich nur die Gelegenheit dazu bietet.

Katschal hat sowohl an der Ost- als an der Westseite große Buchten, doch sind dieselben vielfach mit Korallenbänken ausgefüllt. Der Canal zwischen Katschal und Kamorta ist rein. Wir lavirten in demselben und näherten uns dem Lande auf beiden Seiten bis auf eine halbe Meile.

Klein-Nikobar besitzt an der Nordseite einen guten Hafen, gebildet durch die Insel Pulo Milú und die fast im rechten Winkel eingehende Nordküste Klein-Nikobars. Derselbe ist mit jedem Winde zugänglich und vollkommen geschützt; jedoch ein großer Theil davon an der Küste Klein-Nikobars durch Korallenbänke unbrauchbar gemacht.

Wir konnten trotz eines sorgfältigen Befahrens dieser Küste die Stelle nicht auffinden, wo auf der dänischen Karte Trinkwasser verzeichnet steht, und trafen blos Mangrovesümpfe mit vielen, Brackwasser führenden Canälen, wovon wir zwei, namentlich den größern, so weit dies möglich war, mit einer Gondel befuhren.

Einen andern ziemlich guten Ankerplatz gewährt im St. Georgs-Canal die Insel Kondúl; eben so findet man auf der Nordseite von Groß-Nikobar oder Sambelong ansehnliche Buchten, wovon die östlichste, der Ganges-Hafen, durch Korallenbänke gedeckt, aber aus diesem Grunde auch schwieriger zugängig ist. Der Ankerplatz bei Kondúl kann in einer Weise gewählt werden, um sowohl gegen Nordost als gegen Südwest Schutz zu genießen, und hat zugleich den großen Vortheil, luftig und von Mangrovesümpfen entfernt zu sein, während dieselben in den Buchten der Nordküste Groß-Nikobars in großer Menge vorkommen. Einer dieser Mangrovesümpfe in der Mittelbucht wurde von einigen Expeditionsmitgliedern befahren und dadurch die Ueberzeugung erlangt, daß daselbst ein Fluß mündet, welcher aber, so lange das Seewasser freien Zutritt hat, zur Gewinnung von Trinkwasser nicht benützt werden kann. Hingegen findet man auf Kondúl Bäche, die selbst in der trockenen Jahreszeit, wenn auch sparsam, Wasser führen, und es bedürfte keiner großen Arbeit, um sie durch eine Vereinigung wasserreicher zu machen.

An der Westseite Groß-Nikobars, die wir entlang segelten, aber der mangelnden Zeit und der ziemlich starken Schwellung des Meeres aus Südwest wegen nicht näher untersuchen konnten, scheinen mehrere Landspitzen und Buchten auf das Vorhandensein von Häfen und Flußmündungen zu deuten. An der Südspitze Groß-Nikobars bildet sich eine große Bucht, welche aber, von Südwest bis Südost offen, während des Südwestmonsuns keinen gesicherten Ankerplatz bieten dürfte. Zur Zeit des Nordostmonsuns scheint sie indeß zur Ankerung geeignet, wenn man die Ostspitze nach Südost zu Süd peilt, und in zehn bis dreizehn Faden den Anker fallen läßt. Das Landen bleibt aber immer überaus schwierig, da die Brandung heftig und der Seegang ziemlich hoch ist. An ihrem tiefsten Punkte mündet der Galathea-Fluß, welcher aber durch eine Sandbarre geschlossen ist, und daher nicht leicht benützt werden kann. Diese Bucht ist ihrer Lage wegen außerordentlich heiß und schwül, und schon in gesundheitlicher Beziehung kein empfehlenswerther Aufenthalt.

Das Klima des Archipels, obwohl ein tropisches, gehört nur deßhalb nicht zu den heißesten, weil es ein insulares ist, und die Inseln dicht mit Wald bedeckt sind. Nach den bisher theils von uns, theils von andern Forschern zu verschiedenen Jahreszeiten angestellten meteorologischen Beobachtungen dürfte die mittlere Jahreswärme nicht über 25° Celsius

betragen, was der Temperatur des Wassers in der frischen unreifen Kokosnuß gleich kommt. Im April aber und October, zu welcher Zeit die Windstillen sich über diese Inseln lagern, mag das Maximum wohl 30 bis 31° C. erreichen.

Bei dem sehr bedeutenden Niederschlage und dem Umstande, daß die trockene Zeit während des Nordostmonsuns vom November bis März und die nasse Zeit während des Südwestmonsuns von April bis October auf diesen Inseln nicht so scharf von einander getrennt erscheinen, als dies auf den nahe liegenden Festlandsküsten der Fall ist, und da nach den bisherigen Erfahrungen auch während der trockenen Saison Gewitter und Regenschauer keine Seltenheiten sind, so muß die jährliche Regenmenge sehr bedeutend sein. Sie wird jedenfalls nicht weniger als 100, vielleicht sogar 150 Zoll betragen, und so überraschend diese Ziffer erscheint, verglichen mit der jährlich in den verschiedenen Theilen Europa's fallenden Regenmenge, so erreicht sie gleichwohl noch nicht die Höhe jener von andern, dem regelmäßigen Wechsel der Monsune ausgesetzten Gegenden, wie z. B. die der Straße von Malakka, wo der jährliche Regenfall 208 Zoll, oder von Mahabullswar südlich von Bombay, wo derselbe sogar 254 Zoll beträgt. Der trockenste Monat des Jahres dürfte der März sein. Wir hatten während dieses ganzen Monats auf den Inseln und in deren Nähe nur dreimal heftige Gewitterregen. Dieselben werden im April häufiger, bis endlich im Mai und Juni der Südwestmonsun fortwährend schwere Regenwolken über die Insel wälzt. Wo also nicht besondere geognostische Verhältnisse einen raschen Abfluß der gefallenen Regenmasse bedingen, da müssen die Inseln im Allgemeinen wasserreich sein. Von der Richtigkeit dieser Annahme vermochten wir uns selbst zu überzeugen, so ungünstig auch das Ende der trockenen Jahreszeit für den Wasserstand von Flüssen und Bächen ist; sogar die kleinsten Inseln, wie Pulo Milú und Kondúl, wenn schon ihre kleinen Bäche kaum mehr flossen, besaßen doch noch eine Menge süßen Wassers in den häufigen bassinförmigen Vertiefungen der Bachbette. Von den waldigen Höhen von Tillangschong rieselten überall noch kleine frische Quellen herab. Die unbedeutenden Bäche und Flüsse der großen südlichen Waldinseln Klein- und Groß-Nikobar sind das ganze Jahr hindurch geschwellt von dem Segen des flüssigen Elements. Dagegen scheinen die nördlichen Inseln, so weit die Thonmergelformation reicht, wasserarm zu sein, dies gilt namentlich von

Nangkauri, Kamorta, Trinkut und wahrscheinlich auch von Teressa und Bampoka. Alle die kleinen Bäche, welche auf den beiden erstgenannten Inseln in den Nangkauri-Hafen münden, fanden wir völlig vertrocknet.

Das gewöhnliche Getränk der Eingeborenen dieser Inseln ist der flüssige Inhalt der unreifen Kokosnuß, und das süße Wasser, welches sie sonst noch zum Hausbedarf brauchen, holen sie wahrscheinlich aus den Süßwasserpfützen, welche hie und da in den Bachrinnen sich finden. Brunnen haben wir außer dem alten verfallenen der mährischen Brüder bei dem Dorfe Malakka auf Nangkauri nirgends gesehen. Kar-Nikobar, obschon zur nämlichen Thonmergelformation gehörig, wie die oben erwähnten Inseln, hat trotzdem keinen Mangel an gutem Trinkwasser, indem das ausgedehnte, acht bis zwölf Fuß über die Meeresfläche erhabene Land die Anlage jener merkwürdigen Brunnen erlaubt, deren süßes Wasser mit der Ebbe und Fluth fällt und steigt. Die Erklärung dieser seltsamen Erscheinung ist jedoch nicht in dem Umstande zu suchen, daß der poröse Korallenfels das Seewasser filtrirt, sondern liegt einfach darin, daß das leichtere Regenwasser auf dem schwerern Meerwasser ruht, und der poröse Korallenfels die gänzliche Vermischung des Meer- und Süßwassers verhindert. Wir haben auf Kar-Nikobar bei den Dörfern Moose und Sáui mehrere solcher Cisternen gesehen, welche alle bis zu einer Tiefe von acht bis zehn Fuß gutes Trinkwasser enthielten. Eigentliche Flüsse sind uns nur drei, der eine in der nördlichen Bucht von Kar-Nikobar, der andere an der Südspitze von Groß-Nikobar, der dritte im Norden derselben Insel bekannt geworden. Der erstere, dem wir wegen den an seinen Ufern üppig wachsenden Arecapalmen den Namen Arecafluß beilegten, ist ungefähr zwei Meilen landeinwärts, wo derselbe kleine Flußschnellen bildet, für flache Boote fahrbar. An dieser Stelle führt er gutes Trinkwasser, das nur wenig kalkige Bestandtheile aufgelöst enthält.

Mineralwässer oder warme Quellen sind uns nicht vorgekommen. Die Thonmergelfelsen im Nangkauri-Hafen sieht man aber mit zolldicken Krusten schwefelsaurer Magnesia, Bittersalz und feinen, seidenartig glänzenden Fasern überzogen. Dies deutet auf einen Gehalt der Thonmergel an schwefelsaurer Magnesia, so daß vielleicht durch Graben von cisternenförmigen Löchern auf ähnliche Weise Bittersalzwasser erzeugt werden könnte, wie dies mit dem Bittersalzmergel bei Bilin in Böhmen der Fall ist.

In Folge der außerordentlich üppigen Vegetation, der Feuchtigkeit des Bodens und der vielen, an der Küste bestehenden Mangrovesümpfe ist gegenwärtig begreiflicher Weise das Klima kein gesundes. Es erzeugt besonders in den Monaten des Monsunwechsels Fieber von so böser Natur, daß sie für den Europäer häufig tödtlich enden.

Aber kein tropisches Land der Erde ist, so lange noch Urwälder, Schlingpflanzen und Sümpfe den Boden bis zum Meere bedecken, der Gesundheit des Menschen zuträglich und überall leiden die Einwanderer oder Personen, welche einen längeren Aufenthalt in solchen Ländern nehmen, an bösartigen Krankheiten, unter denen Fieber und Dysenterie die Hauptrolle spielen.

Aehnliche Verhältnisse treten selbst in Europa an Orten auf, wo Sümpfe und uncultivirtes Land dem Einflusse einer hohen Temperatur ausgesetzt sind, wovon uns die Malaria in Italien und die Sumpffieber der venetianischen Lagunen und der Küsten Istriens genügende Beweise liefern. Und wenn diese Erscheinungen in Europa minder überraschen, so ist es nicht die geringe Gefahr, sondern nur die Regelmäßigkeit ihrer Wiederkehr, die Macht der Gewohnheit

Was haben die Engländer in Ostasien gelitten, was leiden deutsche Einwanderer noch jetzt an den Ufern des Mississippi und des Ohio, in Brasilien und in Peru, bis die Wälder gelichtet und urbar gemacht sind, bis die fortschreitende Cultur jene Miasmen verscheucht hat, welche sich in einer Natur entwickeln müssen, die in ihrer Ueppigkeit durch nichts gestört wird.

Wenn sich zu gewissen Zeiten des Jahres die Lebenskeime von Milliarden organischer Wesen regen, der Atmosphäre Sauerstoff entziehen und sie dafür mit Kohlensäure füllen, während wieder die Leiber anderer Organismen, dem chemischen Gesetze gehorchend, zerfallen und mit Hülfe der Atmosphäre und Feuchtigkeit in Gährung und Fäulniß übergehen, so kommen bei allen diesen Processen Emanationsproducte zu Stande, welche, in die Luft gehoben und von den Winden weggeführt, sich neuerdings nährend und befruchtend auf die Pflanzen niedersenken und der Tropenvegetation jene vielbewunderte Ueppigkeit und Ueberschwänglichkeit verleihen, die dem menschlichen Organismus so verderblich werden. Allein die Verhältnisse, welche Fieberluft erzeugen, sind nicht gewissen Oertlichkeiten eigenthümlich und an diese starr

gebunden; sie können verändert und mit ihnen auch die der Gesundheit schädlichen Dünste entfernt werden. Man versuche nur dem mächtigen alles überwuchernden Lebens- und Vegetations-Proceß, welcher unsere eigene Vegetation gefährdet, einen Damm zu setzen, entziehe dem gewaltigen Chemismus sein Zersetzungsmaterial, zwinge das Wasser des Himmels in vorgezeichnete Straßen, trockne jenes der Sümpfe aus, lichte den Wald, öffne das Dickicht, damit die Winde ungehindert über den urbar gemachten Boden streichen können, und in den klimatischen Verhältnissen der nikobarischen Inseln wird eine wunderbare Veränderung vorgehen. Was man in dieser Beziehung durch Energie und Ausdauer zu leisten im Stande ist, davon liefert das nur 350 Seemeilen entfernte Pinang den schlagendsten Beweis, welches binnen wenigen Jahrzehenden durch die fortschreitende Cultur des Bodens aus einem fieberausdünstenden, von den Menschen gemiedenen Aufenthaltsorte eine der gesundesten Localitäten Indiens, ja sogar eine Erholungsstation für Reconvalescenten geworden ist.

Angezogen und verlockt durch die Schönheit des Hafens von Nangkauri, haben sich die verschiedenen Niederlassungsversuche fast ausschließlich auf dessen Gestade beschränkt. Unterwirft man aber die Punkte dieser Ansiedlungen einer näheren Untersuchung, so zeigt sich bald, daß dieselben meist auf derjenigen Erdzunge geschahen, welche den geschlossenen, nicht ventilirten Hafen von Nangkauri von der mit dichten Mangrovesümpfen umgebenen Ulála-Bucht trennt.

An solchen Stellen bauten die Ansiedler ihre Hütten, dort fanden sie oft schon kurze Zeit nach ihrer Ankunft ihr Grab, und wenn wenige Einzelne dem tödtlichen Einflusse der miasmatischen Ausdünstungen widerstanden, wenn es ihnen sogar gelang, mehrere Jahre hindurch auf kümmerliche Weise dort zu leben, so kann dies höchstens als ein Zeichen einer besonders kräftigen Körperconstitution angesehen werden. Freilich waren die meisten Missionäre, welche hier Ansiedlungen versuchten, keineswegs derart behaust und genährt, wie es in solchen Klimaten zur Erhaltung der Gesundheit das erste Erforderniß ist. Mit dem Spaten in der Hand, oft schon vom Fieber befallen, mußten sie, um den Lebensunterhalt zu sichern, in der erdrückendsten Hitze den Boden bebauen, oder sammelten am Strande Konchylien, und jagten im sumpfigen Urwalde Reptilien oder Vögeln nach, um durch deren Verkauf in Europa sich die Mittel für ihre weitere Existenz zu verschaffen. Nicht ohne

das Gefühl der innigsten Rührung und Theilnahme vermag man die Schilderung zu lesen, welche einer dieser Missionäre, der Pater Hänsel, von seiner Lebensweise auf der Insel Nangkauri entwirft, wo derselbe sieben Jahre lang unter den größten Entbehrungen und Mühsalen gelebt hat.

„Während meiner häufigen Ausflüge längs der Seeküste“, erzählt der biedere, gemüthsheitere Missionär, „geschah es öfters, daß ich, von der Nacht überrascht, nicht mehr ohne Schwierigkeit zu meiner Hütte zurückzukehren vermochte; aber ich war niemals um ein Bett verlegen. Der größte Theil des Strandes besteht aus wunderbar feinem, weißem Sande, der, wo ihn die Fluth nicht mehr bespült, vollkommen rein und trocken ist. In diesen grub ich nun ein Loch, genügend groß für meinen Körper, und baute am obern Ende einen kleinen Hügel, der meinem Kopfe als Kissen dienen sollte; hierauf legte ich mich nieder und indem ich mit den Händen den Sand über mich häufte, begrub ich mich in denselben bis zum Nacken. Mein treuer Hund lag stets über meinem Körper, bereit Lärm zu machen, sobald von irgend einer Seite Gefahr drohen sollte. Ich hatte indeß niemals Furcht vor wilden Thieren; Krokodile besuchen die freie Küste nicht, sondern halten sich nur in Flüssen und Lagunen auf, und reißende Thiere giebt es keine auf den Inseln. Die einzige Plage, von der ich litt, waren die nächtlichen Wanderungen einer ungeheuren Menge von Bernhardskrebsen aller Größen, deren knirrendes Gelärme mich zuweilen nicht schlafen ließ. Aber sie wurden in ihren Bewegungen durch meinen Hund wohl bewacht und sobald einer nahe zu kommen wagte, ward er sicher plötzlich erfaßt und in eine gebührende Entfernung geschleudert. Schreckte dagegen eine Krabbe von imponirender Erscheinung meinen Hund ab, seine Nase ihren Krallen auszusetzen, so suchte er sie durch Bellen zu verscheuchen, wodurch ich allerdings oft ernstlicher geängstiget wurde, als es der Anlaß verdiente. Gar manche nächtliche Ruhe genoß ich in solchem grabähnlichen Schlafraum und selbst ein gewisses Behagen fehlte zuweilen nicht, wenn die Nacht heiter, der Himmel mit Sternen bedeckt war.“ [1]

[1] Letters on the Nicobar Islands, etc. Adressed by the Rev. J. Gottfried Haensel, the only surviving Missionary, to the Rev. C. J. Latrobe. London 1812. Wir verdanken dieses seltene Schriftchen der Güte des Herrn Dr. Roser von der Gemeinde der mährischen Brüder in Gnadenthal in Südafrika, und glauben nicht, daß dasselbe, trotz seines vielfachen Interesses für die Geschichte der Missionen, jemals in deutscher Sprache erschienen ist. Brown in seiner History of Mission theilt einige kurze Auszüge daraus mit.

Nach solchen Schilderungen muß es wahrhaft Staunen erregen, daß einzelne dieser glaubenseifrigen Männer Jahre lang einen derartigen Zustand ertragen konnten, und gewiß wird Niemand diesen Heroen des Christenthums die tiefste Bewunderung und Anerkennung versagen, welche sie um so mehr verdienen, als ihre Aufopferung bei den wenig empfänglichen Eingeborenen von fast gar keinem Erfolge begleitet war.

Höchst bemerkenswerth erscheint, daß die Mannschaft des österreichischen Schiffes Joseph und Theresia, welche gegen fünf Monate und zwar in der Regenzeit (April bis September) auf den Nikobaren zubrachte, größtentheils vom Fieber verschont blieb. Es beweist diese Thatsache neuerdings, daß die Regenzeit keineswegs die am meisten ungesunde Zeit des Jahres ist, sondern vielmehr die Perioden des Ueberganges von der trockenen zur nassen Saison und umgekehrt als absolut schädlich betrachtet werden müssen. Unstäte, schwache Winde wechseln dann mit Gewitterregen, worauf sich gewöhnlich eine sehr drückende Sonnenhitze fühlbar macht, welche dem feuchten Boden schädliche Dünste entlockt. Später, während der eigentlichen Regenzeit, bei fast immerwährend bedecktem Himmel und constanten Feuchtigkeitsverhältnissen der Luft und des Bodens tritt diese Erscheinung in geringerem Grade auf und wird so auch dem menschlichen Organismus minder gefährlich.

Wir sind daher der Ansicht, daß das Ende des Monats März bis Ende April, so wie die Monate September und October die ungesundesten Perioden bezeichnen, wennschon man zu jeder Jahreszeit auf den Nikobaren vom Fieber befallen werden kann, sobald die in uncultivirten Tropenländern doppelt nothwendigen Vorsichtsmaßregeln außer Acht gelassen werden. Ein Beispiel davon liefert die Mannschaft der dänischen Corvette Galathea. Von 30 Individuen, welche eine Expedition zur Erforschung des sogenannten Galathea-Flusses in der Südbucht Groß-Nikobars mitmachten und blos eine einzige Nacht, von einem Gewitter überrascht, im durchnäßten Zustande im Walde zubringen mußten, erkrankten nicht weniger als 21 Mann am Fieber, welches für vier sogar tödtlich endete.

Was unsere eigenen Erfahrungen betrifft, so war der Gesundheitszustand am Bord der Fregatte während eines zweiunddreißigtägigen Aufenthaltes im Archipel höchst befriedigend. Unter 350 Mann kamen im Laufe dieser Zeit nur sechs Fieberfälle vor, welche sich später, während der Fahrt nach der Malakkastraße, auf einundzwanzig steigerten. Seltsamer Weise hatten gerade

diejenigen von der Mannschaft, welche niemals während unsers ganzen Aufenthaltes auf den Nikobaren-Inseln ans Land gegangen waren, zu den Fieberfällen das größte Contingent geliefert, während sowohl von den Officieren als auch von den Naturforschern, welche sich Tage lang in Wald und Sümpfen aufhielten und den mannigfachsten Strapazen aussetzten, nur drei erkrankten. Im Ganzen aber hatten selbst die wenigen ernsteren Fälle einen günstigen Verlauf, und als wir im Hafen von Singapore Anker warfen, befanden sich sämmtliche Fieberkranke entweder schon wieder ganz wohl oder mindestens im Zustande der Genesung.

Da in Folge des fast undurchdringlichen Urwaldes die Untersuchung des Archipels größtentheils nur auf dem schmalen Streifen des Uferlandes, wir möchten sagen auf die Region der Kokospalme beschränkt blieb, so lassen sich dessen geognostische Verhältnisse nur ungenau, höchstens annähernd bestimmen. Wenn wir annehmen, daß eine von Menschenhand unberührte, durch Cultur nicht veränderte, völlig ursprüngliche Vegetationsdecke in ihrer Verschiedenheit zugleich der Ausdruck der verschiedenartigen Bodenverhältnisse eines Landes ist, so dürfte es uns gelingen, von dem Charakter dieser Urvegetation mit einiger Bestimmtheit auf die Beschaffenheit und die größere oder geringere Fruchtbarkeit des Bodens zurückschließen zu können. Nach dieser Annahme würde

Gemischter Urwald nahe an 0.70 der Gesammtoberfläche der Inseln einnehmen; ein kalk- und alkalienreicher, lockerer, thonig-sandiger, sehr fruchtbarer Boden.

Die ausschließliche Grasvegetation dagegen dürfte 0.15 der Oberfläche, ein unfruchtbarer Thonboden, in Anspruch nehmen.

Der Kokoswald mag auf 0.05 des ganzen Areals geschätzt werden; ein fruchtbarer Kalkboden, aus Korallen-Conglomerat, Korallensand und trockenem Meeres-Alluvium gebildet.

Der Pandanuswald dürfte ebenfalls 0.05 der ganzen Inseloberfläche bedecken; ein culturfähiger Sumpfboden aus Süßwassersümpfen und feuchtem Süßwasser-Alluvium bestehend.

Der Mangrovewald endlich, gleichfalls von einem muthmaßlichen Umfange von 0.05 des ganzen Flächenraumes, ist ein culturunfähiger Sumpfboden aus Salzwassersümpfen und feuchtem Salzwasser-Alluvium gebildet.

Die Gesammtoberfläche der Inseln mag auf ungefähr 545 Quadratseemeilen oder nahezu 34.10 deutsche geographische Quadratmeilen geschätzt werden. Rechnet man auch nur 0.70 der Gesammtoberfläche zum culturfähigen



Vegetationsbild aus dem Nikobaren-Archipel.

Boden, was ohne Bedenken angenommen werden kann, so ergiebt sich ein Umfang von 24 deutschen geographischen Quadratmeilen als ertragsfähig. Aber selbst jener Boden, welcher gegenwärtig ausschließlich mit Grasvegetation

bedeckt ist, könnte bei vermehrter Bevölkerung und entsprechender Cultur gewinnbringend gemacht werden und die gegenwärtig nur von circa 5.000 Menschen bewohnten Inseln leicht einer Bevölkerung von 100.000 zum gedeihlichen Aufenthalte dienen.

Das Hauptproduct der Inseln ist gegenwärtig die Kokospalme, welche hauptsächlich am Seeufer, so weit der Korallensand reicht, wächst. Aus diesem Grunde ist auch die Existenz der cultur- und industrielosen Bewohner auf diese Region beschränkt. Dieses kostbare Gewächs rückt selten tief landeinwärts und wird daher auch von Martius so bezeichnend „die Seeuferpalme" genannt. Es bleibt indeß noch immer unentschieden, ob die Kokospalme auf den Nikobaren einheimisch, ob sie dahin verpflanzt worden, oder ob sie bei ihrem bekannten Vorrechte, auch im Salzwasser zu keimen, durch die Wellen an diese Inseln gespült, sich allmählig ohne Hülfe des Menschen auf denselben weiter und weiter verbreitet hat.

Man behauptet, der Gewinn, welchen die Handelsleute vom Verkaufe der Kokosnüsse beziehen, belaufe sich zwischen 20 und 40 Procent; um wie viel mehr müßte sich derselbe noch steigern lassen, wenn, wie z. B. auf Ceylon, gleich an Ort und Stelle Oelpressen errichtet würden, wodurch der Transport der schwerfälligen Nüsse völlig erspart werden und die Ausfuhr des Oeles direct geschehen könnte. Auf den nördlichen Inseln nimmt der Kokoswald wohl ein verhältnißmäßig größeres Areal ein, dagegen fehlt er den südlichen, namentlich Groß-Nikobar fast ganz. Die nördlicheren Inseln sind daher auch bei weitem die bewohnteren und die Kokospalmen sind dort als Eigenthum vertheilt, während sie auf den südlichen Inseln das freie Gemeingut Aller zu sein scheinen.

Der Kokoswald ist fast nirgends ganz ungemischt. Er läßt den Hochwald, der gewöhnlich hinter ihm liegt, gleichsam zwischen sich hindurch bis an das Meeresufer vordringen. An solchen Stellen trifft man gigantische Ficus, Barringtonien, Hernandia, Terminalia, Calophyllum mit ihren riesigen Stämmen und schattigen Laubkronen dicht am Strande mit Tausenden von Schmarotzern bedeckt, die Wurzeln von der Brandung bespült. An diese gewaltigen Laubbäume, die den Blicken des Landenden am offenen Strande in ihrer ganzen majestätischen Größe zuerst entgegentreten, knüpft sich hauptsächlich der Eindruck von der Großartigkeit und Ueppigkeit der Vegetation auf den nikobarischen Inseln.

An Wichtigkeit in Bezug auf den Unterhalt der Bewohner steht der Kokospalme zunächst der Pandanus (Pandanus Melori) aus der Familie der Pandaneen, dessen Frucht den Reiß und das indische Korn ersetzen muß, welche beide, da die Eingeborenen keinerlei Cultur treiben, auf den Inseln nicht vorkommen, obschon die Bodenverhältnisse zu deren Anbau sich vortrefflich eignen würden. Aus den Blättern des Pandanus werden verschiedene Sorten von Matten, welche man auch zu Segeln verwendet, angefertigt.

Der Brotfruchtbaum (Podocarpus incisa), welcher einen so reichen Nahrungsstoff liefert, daß, wie Cook[1] erzählt, drei Bäume hinreichen, um einen Menschen acht Monate lang zu ernähren, kommt auf den Inseln in einzelnen Individuen vor, doch sahen wir dessen Früchte von den Eingeborenen niemals genießen. Auch die Banane erscheint nur spärlich gepflanzt, obschon dieses prachtvolle, nach der Kokospalme wohlthätigste Saftgewächs mit seinem lieblichen, grünen Blätterschmuck nur sehr geringer Pflege bedarf. Zuckerrohr, Muscatnußbäume (Myristica moschata) und Kardamomen (Elettaria) wachsen und gedeihen auf den meisten Inseln, und Orangen- so wie Citronenbäume von erstaunlicher Tragfähigkeit werden in ganz wildem Zustande in der Nähe von Wohnungen angetroffen.

Von Knollengewächsen fanden wir blos die Yamswurzel in größerem Maße vorkommen, sie scheint aber von den Eingeborenen mehr als ein Gegenstand des Tausches für die, diese Inseln besuchenden Schiffe, als für den eigenen Gebrauch gebaut zu werden. So weit uns die Bodenverhältnisse bekannt geworden, würde aber auch die Yucca (Jatropha Manihot), die süße Kartoffel (die Camote der spanischen Colonien), und andere amerikanische Knollengewächse hier eben so gut gedeihen, wie in den heißen, feuchten Niederungen an der Westküste des neuen Continents.

Noch sind es zwei Gewächse, welche, obgleich sie nicht zu den nahrungspendenden Vegetabilien gezählt werden können, gleichwohl als eine Hauptbedingung für die Existenz der Eingeborenen betrachtet werden müssen. Es sind dies die Arecapalme und der Betel-Pfefferstrauch.

[1] „Hat ein Eingeborener der Südsee Inseln im Leben nur zehn Brotbäume gepflanzt," sagt der edle Cook, „so hat er seine Pflicht gegen sein eigenes und sein nachfolgendes Geschlecht eben so reichlich und vollständig erfüllt, als ein Bewohner unseres rauhen Himmelsstriches, der sein Leben hindurch während der Winterkälte gepflügt, in der Sonnenhitze geerntet und nicht nur seine jetzige Haushaltung mit Brot versorgt, sondern auch seinen Kindern noch etwas an barem Gelde kümmerlich erspart hat!"

Die Nuß der Arecapalme (Areca Catechu) und das grüne Blatt des Betelstrauches (Piper betle) bilden, wie schon bemerkt, nebst gebranntem Korallenkalk die Hauptingredienzien des Betels, jener merkwürdigen Kaucomposition, welche für die Völker Ostindiens und die angrenzenden Inseln von einem Luxusartikel zu einem Gegenstande des ersten Bedürfnisses geworden ist. Die Arecapalme mit ganz gerade emporsteigendem Stamme und einer ungemein eleganten Krone geschmückt, ist auf der ganzen Inselgruppe einheimisch und kommt daselbst in großer Menge vor. Dieselbe könnte bei dem ungeheueren Verbrauch ihrer Früchte als Kaumittel sowohl, wie in der Heilwissenschaft, wenn die Eingeborenen nur etwas Sinn für Cultur hätten, einen äußerst gewinnbringenden Handelsartikel bilden. Auch der Betel-Pfefferstrauch findet sich fast auf allen Inseln in großer Menge und kommt ohne irgend eine Pflege fort.

Der Reichthum der Wälder an Schmuck- und Bauhölzern ist so groß, daß eine verständige Ausbeutung derselben, indem sie dem Ansiedler culturfähigen Boden gewinnen ließe, zugleich sehr bedeutende pecuniäre Vortheile bieten müßte.[1]

Die Zahl der von unseren Botanikern auf der ganzen Inselgruppe gesammelten Pflanzenarten erreicht 280 verschiedene Species, doch dürften bei einer gründlichen Durchforschung des Archipels die phanerogamischen Pflanzen wohl noch um die Hälfte vermehrt werden können.

Die Nikobaren-Inseln sind von einem gelehrten Mitgliede der Gesellschaft der Aerzte in Wien in den der Expedition übergebenen Desideraten als einer derjenigen Orte in Asien bezeichnet worden, welche sich durch Lage, Bodenverhältnisse und Klima zum Anbau der für die Heilwissenschaft so wichtigen Chinabäume ganz besonders eignen dürften. Es wurde auch, so weit es die Flüchtigkeit unseres Aufenthaltes gestattete, die Berücksichtigung dieses Gegenstandes nicht aus den Augen verloren, allein die im Laufe der

[1] Bei der großen Aehnlichkeit, um nicht zu sagen Gleichheit, der Vegetationsverhältnisse des Nikobaren-Archipels mit jenen der umliegenden Inseln und Continente, erlauben wir hier auf eine vortreffliche Arbeit eines österreichischen Naturforschers, des gelehrten Dr. Helfer hinzuweisen, welcher in der Blüthe seiner Jahre auf den Andamanen-Inseln, von einem vergifteten Pfeile der Eingeborenen getroffen, seinem Forschereifer zum Opfer fiel. Der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien gebührt das Verdienst, diese höchst werthvolle Abhandlung unter dem Titel: Dr. J. W. Helfer's gedruckte und ungedruckte Schriften über die Tenasserim-Provinzen, den Mergui-Archipel und die Andamanen-Inseln in ihren Mittheilungen III. Jahrg. 1859, 3. Heft zuerst in deutscher Sprache veröffentlicht zu haben.



Erdumsegelung gemachten Erfahrungen haben uns zu einer ganz anderen Ueberzeugung geführt als diejenige war, von welcher man ausging, als man die Verpflanzung der Chinabäume aus ihrer Heimat an der Westküste Südamerika's nach Asien für eine im Interesse der Menschheit dringendst gebotene Maßregel erklärte. Die Chinabäume sind nämlich in Peru, Bolivien und Ecuador durchaus nicht, wie man voraussetzte, der Ausrottung nahe; die Gewinnung der Rinde wird sogar an den meisten Orten systematisch betrieben, und an eine empfindliche Theuerung oder Abnahme des edlen Heilstoffes ist durchaus nicht zu denken. Wir werden Gelegenheit haben während der Schilderung unsers Aufenthaltes auf Java und an der Westküste Südamerika's auf diesen Gegenstand umständlicher zurückzukommen und wollen hier blos beifügen, daß schon die große Kostspieligkeit eines solchen Culturversuches und die außerordentliche Pflege und Sorge, welche die jungen Chinapflanzen eine lange Reihe von Jahren hindurch, ohne den geringsten Nutzen abzuwerfen, erheischen, ein derartiges Unternehmen auf den Nikobaren-Inseln als hoffnungslos erscheinen lassen, selbst wenn sich deren klimatische Verhältnisse besser als wir vermuthen, dazu eignen würden.

Die Thierwelt ist auf den Nikobaren nichts weniger als reichlich vertreten, denn selbst das Meer, welches die Inseln umgiebt, bietet verhältnißmäßig nur eine geringe Menge von Thieren und keineswegs in größerer Mannigfaltigkeit dar.

An Säugethieren sind sämmtliche Eilande, welche diese Inselgruppe bilden, arm. Wir trafen daselbst nur acht Arten an, von denen jedoch bis jetzt nur eine einzige beschrieben ist. Es ist dies eine zur Gattung der Makako's gehörige Affenart (Cercocebus carbonarius), welche sich in den Wäldern auf den Bäumen umhertreibt. Die übrigen Säugethiere, deren wir habhaft wurden, waren drei verschiedene Arten von Flughunden (Pteropus und Pachysoma), von denen zwei fast von der Größe des javanischen Kalongs sind, die dritte aber, welche häufig die Palmen umschwärmt, beträchtlich kleiner und so wie die beiden anderen, auf Kar-Nikobar und Sambelong oder Groß-Nikobar ziemlich häufig ist. Ferner eine zu den kleinsten Formen gehörige Fledermaus (Vesperugo), welche auf Kamorta während der Dämmerung um die Hütten der Eingeborenen herumfliegt, eine große Kletterspitzmausart (Cladobates), die auf der Insel Sambelong in den Palmenwäldern wohnt, und zwei verschiedene Mäusearten (Mus). Die eine derselben, fast von der

Größe unserer Wanderratte, welche wir nur auf Kar-Nikobar und Sambelong zu sehen Gelegenheit hatten, treibt sich stets in den Kronen der Kokospalmen umher, ist äußerst schnell, nur sehr schwer zu sehen und daher auch schwer zu schießen. Sie richtet arge Verwüstungen in den Palmenwäldern an, da sie sich hauptsächlich von den Kernen der Kokosnüsse nährt; unter 15 bis 20 Früchten, die von den Bäumen herabgeschlagen wurden, waren stets 4 bis 5 vollkommen ausgefressen, und zahlreiche angenagte Früchte lagen auch allenthalben auf dem Boden zerstreut. Eine zweite, an Größe unserer Hausratte gleichkommende Art lebt auf Kar-Nikobar in Erdlöchern und theilt ihren Aufenthalt mit einer Krabbenart (Gecarcinus), mit der sie in vollster Eintracht zusammen wohnt.

Eine größere Mannigfaltigkeit bietet die Classe der Vögel im Archipel dar, indem derselbe, so viel bis jetzt bekannt ist, wohl gegen vierzig Arten beherbergt. Von Papageien finden sich hier nur drei zur Gattung der Halsband-Parkit's gehörige Arten, von denen die eine (Palaeornis erythrogenys) auf Kamorta sehr häufig ist und allenthalben in den Hütten der Eingeborenen angetroffen wird. Die Raubvögel sind nur sehr sparsam vertreten, denn außer einer Nachteule (Syrnium seloputo) und einer Sperberart (Accipiter), die wir erlegten, sahen wir nur einen See-Adler (Haliaëtus), der auf Kar-Nikobar und Tillangschong oft zu mehreren Paaren vereint die Felsengipfel umkreiset.

Eine Krabbenfängerart (Todiramphus occipitalis) und eine Art aus der Gattung der Eisvögel (Alcedo) halten sich in der Nähe der Ufer auf. Weit zahlreicher dagegen sind die Bewohner der Wälder. Man trifft daselbst Repräsentanten der Familien der Kuckuke, Pirole, der Glanzstaare, Grakeln, Staare, Bulbuls, Drosseln, Drongo-Würger, Fliegenschnäpper, Buschkriecher und Honigvögel.

Besonders häufig sind auf Kar-Nikobar ein kleiner Honigvogel (Nectarinia pectoralis), ein Pirol (Oriolus macrourus) und eine Staarart (Sturnia erythropygia); dagegen kommen diese beiden letzteren Arten auf Kamorta in weit geringerer Menge vor, während hier wieder der Mainavogel (Gracula religiosa) in sehr großer Anzahl angetroffen wird und fast in keiner Hütte fehlt. Die Schwalben scheinen nur in zwei Salangan-Schwalben ihre Vertreter zu finden, von denen die eine (Callocalia fuciphaga), welche keine genießbaren Nester baut, längst bekannt ist und auf

Kamorta und Sambelong in Uferhöhlen nistet, die zweite Art aber (Collocalia Cinchi), deren Nester genießbar sind, erst neuerlichst beschrieben wurde.

Den größten Reichthum bieten die Nikobaren aber an taubenartigen Vögeln dar, von denen nicht weniger als sechs verschiedene Arten (Treron chalcopterus, Carpophaga sylvatica, bicolor und litoralis, Macropygia rufipennis und Caloenas nicobarica) und meist in sehr großer Anzahl daselbst getroffen werden. Doch sind nicht sämmtliche Arten auf allen Inseln und auch nicht in gleicher Menge vorhanden. Auf Kar-Nikobar halten sie sich vorzüglich auf der Südseite der Insel auf und zwar in Schaaren von 15 bis 20 Stücken, die nach der Brutzeit zu mehreren Familien vereint herumstreichen. Am häufigsten ist hier die Waldtaube (Carpophaga sylvatica), und noch weit zahlreicher auf Tillangschong. Auch auf Sambelong werden viele Tauben angetroffen, doch am reichsten an diesen Vögeln ist die Insel Treis, wo namentlich die weiße Litoraltaube (Carpophaga litoralis) in überwiegender Anzahl erscheint.

Das nikobarische Fußhuhn (Megapodius nicobariensis), welches der einzige Repräsentant der Scharrvögel auf dieser Inselgruppe ist, haben wir nur auf Kamorta und häufiger noch auf Sambelong getroffen. Dieser höchst merkwürdige Vogel legt seine Eier in große, einige Fuß hohe Sandhaufen, die er sich an den Ufern zusammenscharrt, und wird von den Eingeborenen fast als Hausthier benützt, indem sich dieselben zeitweise einen Theil der Eier aus jenen Sandhaufen zu ihrem häuslichen Gebrauche holen.

Unter den Wadvögeln sind die hühnerartigen Sumpfvögel noch am meisten vertreten, da bis jetzt sieben verschiedene Arten von den Nikobaren bekannt sind; eine Regenpfeiferart (Charadrius), welche wir auf Sambelong fanden, zwei Arten von Brachvögeln (Numenius), von denen die eine auf Kar-Nikobar, die andere auf Kondúl gesammelt wurde, und vier Arten von Wasserläufern (Totanus), die zum Theil auf Kar-Nikobar, zum Theil auf Sambelong und Kondúl angetroffen werden.

Weit ärmer an Arten sind die reiherartigen Sumpfvögel, da nur zwei Reiherarten (Ardea) und eine Laufreiherart (Dromas) bisher gefunden wurden. Die beiden ersteren trafen wir auf Kar-Nikobar, die letztere auf Sambelong, wo sie sich mit den übrigen Sumpfvögeln am Ufer herumtreiben.

Eine Seeschwalbenart (Omphoprion melanauchen), welche wir auf Trinkut auf den weit in die See hinausragenden Korallenriffen und auf

Kondúl am Ufer getroffen haben, ist der einzige Schwimmvogel, dem die Zoologen im Nikobaren-Archipel begegneten.

Die Classe der Reptilien lieferte nur eine geringe Ausbeute, da nicht mehr als zwölf verschiedene Arten daselbst erbeutet wurden, von denen aber sieben bisher noch nicht beschrieben sind. Fast die Hälfte der Arten haben diese Inseln mit Java gemein.

In den Wäldern von Kar-Nikobar trifft man in großer Menge zwei Arten aus den Familien der Kanten- und Kropf-Galeoten (Gonyocephali und Calotae) auf dem Boden an, die jedoch, wenn sie verfolgt werden, sich mit außerordentlicher Schnelligkeit bis hoch in die Wipfel der Bäume flüchten. Noch kommen daselbst zwei Arten von Kiel-Scinken, eine große und eine kleinere (Eutropis multifasciata und Liotropis Ernesti) vor, die beide auch Java angehören, so wie eine noch unbeschriebene Glanz-Scinkart (Lampropholis). Auf Kamorta trafen wir den Lappenschwanz-Gekko (Ptychozoon homalocephalum) an, der auch auf Java lebt.

Von Schlangen fanden wir in den Wäldern von Kar-Nikobar eine kleine höchst ausgezeichnete, zu den Blind-Schlangen (Typhlophes) gehörige Art und außerdem nur noch zwei kleinere Arten von Giftschlangen, und zwar aus der Familie der Gruben-Schlangen (Bothrophes). Nach der Aussage der Eingeborenen sollen aber sehr viele giftige Schlangenarten in den Wäldern daselbst hausen, durch welche sie an dem Eindringen in das Innere der Insel verhindert werden. Unsere Ausbeute an See-Schlangen beschränkte sich nur auf die im indischen Ocean weit verbreitete schöne gebänderte Ruderschlange (Platurus fasciatus), welche häufig im Meere um Kar-Nikobar herum lebt, und bisweilen nach der Ebbe auch in den Tümpeln auf den Korallenbänken zurückbleibt. Außer See-Schildkröten, welche bisweilen gefangen werden, scheint es keine anderen Arten auf den Inseln zu geben, und von Fröschen war es nur eine kleine Krötenart (Docidophryne), welcher wir auf Kar-Nikobar ansichtig wurden. Daß aber selbst Krokodile auf den Nikobaren leben, beweiset der Schädel eines jungen Thieres des auch auf Java und anderen Inseln des indischen Archipels heimischen Leisten-Krokodiles (Crocodilus biporcatus), den wir auf Kar-Nikobar vorfanden. — Auf Tillangschong, Kamorta, Sambelong und Kondúl trifft man die nämlichen Reptilienarten wie auf Kar-Nikobar, doch sind sie auf jenen Inseln in geringerer Menge vorhanden.

An Fischen ist das Meer um die Nikobaren nicht besonders reich. Weder die bei Kar-Nikobar, Kamorta, Kondúl, Milú und Sambelong ausgeworfenen Netze, noch der Fang mit der Angel erprobten einen größeren Reichthum. Auf Komorta machten wir nur eine geringe Ausbeute an Fischen, denn einige Klippfisch-Arten (Chaetodontes) waren nebst einem Schnäpperfische (Acanthurus), einem Seebarsche (Serranus), einem Hornfische (Balistes), einer Muräne (Muraena) und einer Rochenart (Raja) Alles, was wir hier erhielten. Um die Felsengruppen von Tillangschong tummelten blos buntfärbige Schleimfische (Blennius), aber in außerordentlicher Menge hurtig umher.

Selbst auf Sambelong, an dessen Küste noch die meisten Fische vorkommen und wo wir auch die größte Ausbeute an Seefischen machten, beschränkte sich dieselbe blos auf eine Meeräschen- (Mugil), Hornhecht- (Belone) und Stachelbauch-Art (Tetrodon), zwei Arten aus der Familie der Makrelen (Scomberi) und eine aus jener der Häringe (Clupeae), welche die häufigste unter allen war, so wie auch auf einige Arten von Stachelflossern (Acanthopterygii).

Noch ärmer als das Meer scheinen die süßen Gewässer zu sein. Der einzige Süßwasserfisch, welchen wir auf Kar-Nikobar zu sehen bekamen, war eine sechs bis acht Zoll lange, der Gattung der Weißfische (Leuciscus) nahe stehende Art, welche in einem durch dichte Wälder strömenden Flusse in ziemlich großer Menge vorkommt. Auf Kondúl trafen wir in den Tümpeln, welche die von den Felsen herabrieselnden Quellen zur trockenen Jahreszeit bilden, eine sehr schöne Art aus der Familie der Meeräschen (Mugiles) und eine Aalart (Anguilla), welche zwei Fuß in der Länge hatte. Beide sind aber wahrscheinlich Meeresbewohner, welche während der Regenzeit, wo die Gewässer angeschwollen sind, bis hierher in den Fluß herauffsteigen und nach Ablauf des Wassers in den Tümpeln zurückbleiben.

Selbst die Insecten-Fauna bietet auf den Nikobaren keinen besonderen Reichthum dar. Auf Kar-Nikobar ist im Allgemeinen nur wenig aus dieser Thierclasse vorhanden und namentlich erscheint die Zahl der Käfer auffallend gering. Am zahlreichsten sind noch die Schmetterlinge vertreten, und insbesondere die Pyraliden, deren Individuenzahl sehr bedeutend ist. Schwärmer hingegen dürften auf der Insel gänzlich fehlen. Einige Cicaden-, Wanzen- und Orthopteren-Arten, darunter eine große Gespenstschrecke (Bacillus),

waren nebst einer ziemlichen Anzahl von Netzflüglern und wenigen fliegen- und wespenartigen Insecten Alles, was wir sonst aus dieser Thierclasse auf Kar-Nikobar trafen.

Auf Tillangschong bemerkten wir in der Umgebung eines Felsenbaches im Walde mehrere Fliegenarten (Stratiomyden, Helomyziden, Calobata und Ochthera); auch eine Mückenart (Culex) fand sich in großer Menge vor und wurde durch ihre Stiche sehr lästig.

Eben so wenig zahlreich sind die Insecten auf Kamorta, mit Ausnahme der Stubenfliege, die in so ungeheuerer Menge schwärmt, daß man sich ihrer kaum erwehren kann. Auch eine große Chrysopa-Art ist hier nicht selten und eine Schwebfliegenart aus der Gattung Anthrax fanden wir mitten im dichten Walde. Auf Sambelong, wo überhaupt größere Mannigfaltigkeit im Thierleben herrscht, gab sich dieselbe auch unter den Insecten kund, obgleich auch hier die Zahl der Individuen keineswegs bedeutend erscheint.

Die Insel Treis bot nur einige Schwimmkäfer (Hydroporus und Hydrophilus) und eine Wasserwanzen- (Ploa) und Heuschreckenart (Tetrix), welche letztere in ungeheurer Menge auf dem zähen Schlamme umhersprang.

Von Spinnen kommen die meisten Arten auf Kamorta vor und darunter mehrere große, durch Schönheit in der Farbenzeichnung glänzende Arten.

Die krebsartigen oder Krusten-Thiere sind auf den Nikobaren nur in den Eremitenkrebsen (Paguri) in reichlicher Menge vertreten und zwar kommen dieselben am zahlreichsten auf Kar-Nikobar vor, wo nicht nur sehr verschiedene Arten angetroffen werden, sondern auch die Zahl der Individuen so bedeutend ist, daß sie allenthalben den Strand überdecken. Doch bleibt ihr Aufenthalt nicht blos auf die Gestade des Meeres allein beschränkt; sie ziehen auch bis auf eine Entfernung von einer halben Stunde vom Ufer weit in die Wälder hinein, wo sie, in den Gehäusen der verschiedenartigsten Seeschnecken eingeklammert, auf dem Boden oder auch selbst auf Sträuchern umherkriechen und sogar an den Stämmen der Bäume emporklettern. Selbst in den Gehäusen einer Landschnecke, und zwar einer Cyclophorus-Art, schlagen diese Thiere ziemlich häufig ihre Wohnung auf, von welcher sie jedoch offenbar erst auf dem Lande Besitz ergriffen haben. Die Zahl der kurzschwänzigen Krebse oder Krabben ist weit geringer. Auf Tillangschong sind die Eremitenkrebse seltener und von Krabbenlöchern war am Boden durchaus nichts zu bemerken. Dagegen fanden wir daselbst in einem

kleinen Bache, der bei seinem steilen Absturze von den Felsen mehrere Tümpel bildete, eine der Gattung Hippolytus nahe stehende, zur Gruppe der lang-schwänzigen Krebse gehörige Art. Eine kleine Art Muschelkrebse (Cypris) erbeuteten wir zwischen Wasserlinsen in einem Sumpfe auf der Insel Treis.

Mollusken sind auf allen Inseln, wenn auch nicht überall in größerer Mannigfaltigkeit und reichlicher Menge vorhanden. An See-Schnecken und Muscheln fehlt es nirgends am Strande, obgleich die Zahl der Arten im Allgemeinen nicht bedeutend ist. Repräsentanten der Gattungen Litorina, Melampus, Pyrazus, Telescopium, Natica, Nerita, Cerithium, Ostrea, Donax und Cyrene können auf Kar-Nikobar und Kamorta in einem Umfange von wenigen Schritten zu Hunderten gesammelt werden. An den Felsen-klippen, die während der Fluth unter Wasser stehen, trafen wir auf Kar-Nikobar eine kleine Parmophorus-Art, auf Tillangschong mehrere Arten von Schwimmschnecken (Nerita, Natica und Neritopsis), nebst einer großen Napfschnecke (Patella), welche an dem Gesteine hingen, und auf Milú eine Käferschnecke von sehr ansehnlicher Größe, die sich in den Löchern und Spalten der Klippen aufhält. Sehr arm ist das Meer aber um die Nikobaren an schalenlosen Mollusken, unter denen eine herrlich gefärbte Doris-Art, die wir an den Felsen um Kar-Nikobar gefunden, am meisten ausgezeichnet war.

In den Wasserpfützen, welche auf Tillangschong durch die von den Felsen herabstürzenden Bäche gebildet werden, trafen wir in ziemlich großer Menge mehrere Arten Schwimmschnecken (Nerita chrysostoma, costata und polita) an, die bis zu einer bedeutenden Höhe vom Meeresstrande hinauf-gewandert waren.

Süßwasser-Schnecken kommen allenthalben vor und zum Theile mit See- und Land-Schnecken gemengt, wie dies namentlich auf Kar-Nikobar der Fall ist, wo der ganze Boden im Walde, der, so weit er eben und nur wenig über dem Meeresspiegel erhaben ist, zur Regenzeit ausgedehnte Sümpfe bilden mag, mit Gehäusen von Melanien-, Neriten- und einer Scarabus-Art völlig übersäet ist. Eine Planorbis-Art fanden wir in den Sümpfen auf Treis. Auf Kondúl, wo Konchylien nicht sehr häufig sind, sammelten wir in den Pfützen eines Felsenbaches zwei Arten der Gattung Pyrena und eine Neritina-Art. Landschnecken kommen am zahlreichsten auf Kamorta vor, wo die Gattungen Helix, Carocolla, Pupina, Helicina, Cyclophorus, Bulimus und selbst Clausilia vertreten sind.

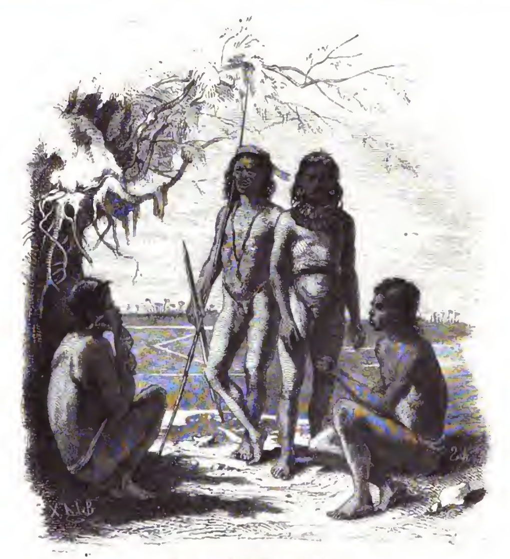
Die übrigen Classen der niederen Thiere scheinen auf den nikobarischen Inseln eben so wenig als die anderen eine größere Mannigfaltigkeit zu bieten. Auf Kar-Nikobar, wo sich die Korallenriffe auf der ganzen Insel, so weit man sehen konnte, längs des Strandes erstrecken und stellenweise auch ziemlich weit in die See hinein ragen, gewähren dieselben nichts weniger als eine reiche Ausbeute. Nur Bruchstücke von Tubiporen, Gorgonien, Edelkorallen, Madreporen, Milleporen, Alcyonien und Nephthyen bedeckten daselbst den Strand. Die flachen Klippenbänke, welche zur Ebbezeit zum Theile trocken liegen, sind nicht sehr reich an Thieren, da die meisten verborgene Stellen oder die Unterseite der Felsen zu ihrem Aufenthalte wählen. Eine Sipunculus-Art war fast das Einzige, was wir hier an ganz niederen Thieren sammelten. Planarien, Aphroditen, Würmer, Actinien und selbst Echiniden waren nicht zu sehen. Dagegen strecken zahlreiche Seesterne (Asterias) ihre Arme aus den Löchern, an deren Wänden sie so fest angeklammert sind, daß man sie nur zertrümmert aus denselben herausbekommen kann. Auch eine kleine Seeigel-Art (Echinus) war reichlich vorhanden und es scheint, daß das Thier die Vertiefung in dem Gesteine, in der es festsitzt, sich selbst aushöhlt, denn alle steckten in mehr oder weniger langen und bis auf vier Zoll tiefen sackförmigen Löchern, die an ihrem hinteren, geschlossenen Ende weiter als an ihrem vorderen Ausgange sind, so daß es schwer war diese Thiere unverletzt herauszuholen. In großer Menge lagen auch verschiedene Holothurien-Arten auf den Klippenbänken umher und insbesondere Holothuria quadrangularis und eine andere schwarzfärbige Art. Holothuria edulis, eine der genießbaren Seegurken, fanden wir hier zwar nicht, trafen sie aber bei den Eingeborenen für den chinesischen Handel zubereitet an. Quallen fehlen in dem Meere um die Ufer von Kar-Nikobar gänzlich. Auf Tillangschong, wo wir nur eine Actinien- und Sabellen-Art an den Felsenklippen bemerkten, erhielten wir eine durch ihre Schönheit besonders ausgezeichnete, sonst nirgends angetroffene Seeigel-Art (Echinus atratus) in der heftigsten Brandung an der steilen Küste, und auf Kamorta eine große herrlich gefärbte Seestern-Art (Echinaster).

An der Landungsstelle auf Pulo Milú stießen wir auf eine größere Korallenbank, auf welcher mehrere Holothurien-Arten lebten und darunter auch Holothuria edulis, wiewohl nur in sehr geringer Menge.

Die Hausthiere, welche von den Eingeborenen gehalten werden, sind Hunde, Katzen, Schweine und Hühner, und man trifft dieselben auf allen Inseln an, auf denen die Kokospalme wächst. Der Hund, ein glatthaariger Spitz von heller, bräunlichgelber Farbe mit aufrechtstehenden Ohren, ist feig. Sein Bellen macht mehr den Eindruck eines Geheules. Katzen und Hühner sind vollkommen mit den in Europa gehaltenen Racen übereinstimmend. Zug- und Melkvieh ist den Eingeborenen noch völlig unbekannt; jedoch könnte es ohne viel Schwierigkeit aus dem nahen Vorder-Indien eingeführt werden. Namentlich die sogenannten Zebuochsen, bereits einem tropischen Klima angehörend, müßten bei einer etwaigen Cultur des Bodens als Zugthiere gute Dienste thun. Ziegen und Schafe dürften nach den Erfahrungen, welche in Pulo Pinang gemacht wurden, auch auf den Nikobaren nur schwer fortkommen. Dagegen müßten alle Arten von Federvieh auf der Insel vortrefflich gedeihen.

Gehen wir von einer Skizzirung der Naturbeschaffenheit der Inseln auf die Menschen über, die sie bewohnen, so begegnen wir einem Volke, welches durch den völlig primitiven Zustand, in dem es sich noch befindet, unser Interesse auf sich zieht. Die Eingeborenen der Nikobaren-Gruppe, deren Gesammtzahl auf 5 bis 6000 Seelen geschätzt wird, sind, wie schon früher bemerkt, groß und wohlgestaltet, ihre Haut, von dunkelbrauner, bronzeähnlicher Farbe, erhält durch die Sitte, sich den Körper mit dem Oele der Kokosnuß zu salben, vielfach eine glänzende Tinte und einen eigenthümlichen Geruch. Wahrscheinlich hat diese Beölung in der Absicht ihren Grund, dadurch überflüssige Hautausdünstung, so wie Hautkrankheiten zu verhindern, ähnlich wie die Indianerstämme im Westen des Mississippi ihre nackten Leiber zum Schutz gegen die directe Einwirkung der Kälte mit Thierfett einreiben. Das Bemalen des Gesichtes scheint unter ihnen nicht so häufig vorzukommen, als frühere Schriftsteller über die Nikobaren angeben. Wir sahen nur einen einzigen Eingeborenen im Dorfe Malakka auf der Insel Nangkauri, welcher sich Stirne und Wangen mit dem rothen Färbestoffe der Samenkörner der Bixa orellana beschmiert hatte. Tättowirungen sind uns niemals aufgefallen, ja selbst den schönen, zuweilen wahrhaft kunstvollen Hautpunktirungen der sie besuchenden Birmesen und Malayen auf Händen und Füßen scheinen sie keinen Geschmack abzugewinnen. Leberflecke auf der Brust und auf den Armen sind eine ziemlich häufige Erscheinung. —

Die Stirne der Nikobarer ist leicht gewölbt, in vielen Fällen sogar schön geformt, fällt aber etwas zurück; ihr Gesicht ist in der Regel breit, und nähert sich, wenn man die ziemlich starken Jochbeine nicht berücksichtiget, der ovalen Form. Die Hinterhauptsschuppe ist platt und eingedrückt, ein Umstand, dessen schon Fontana in seinem bekannten Tagebuche Erwähnung thut, der aber



Eingeborene des Nikobaren-Archipels.

um so mehr eine besondere Berücksichtigung verdient, als wir in Folge angestellter Messungen und auf Grund eingezogener Erkundigungen mit Bestimmtheit annehmen zu können glauben, daß diese Modification in der Form des Schädels nicht in der natürlichen Structur der Race liegt, sondern künstlich

hervorgebracht ist. Wir erfuhren nämlich, daß unter den Eingeborenen Nangkauri's und anderer Inseln die Sitte besteht, den Kopf des neugeborenen Kindes, wahrscheinlich nach den Regeln des nikobarischen Schönheitsgesetzes, platt zu drücken, und daß dieses Experiment, eines bessern Erfolges wegen, eine geraume Zeit lang durch verschiedene künstliche Mittel wiederholt wird. Die Nase ist von gewöhnlicher Größe, aber immer ungemein breit und ohne feinen Schnitt; einzelne Individuen fanden wir auffallend langnasig. Durch den ekelerregenden Gebrauch des unaufhörlichen Betelkauens erscheint ihr großer Mund krankhaft verändert. Auf der Insel Treis sahen wir einen älteren Eingeborenen, dem das übermäßige Betelkauen die Zunge bereits in ähnlicher Weise angegriffen hatte wie die Zähne. Das Kinn ist gewöhnlich ohne hervorstechenden Charakter, etwas zurückweichend. Die Jochbeine sind breit und hervorragend, die Jochbrücke hat eine ziemlich starke Bogenspannung. Die Ohren sind klein, die Ohrläppchen dagegen so breit durchbohrt, um ein zolldickes Bambusröhrchen als Verzierung darin tragen zu können. Einzelne benützen diese breite Oeffnung, um Cigarren aufzubewahren.

Die spärlichen Augenbrauen wölben sich nicht über den ganzen Bogen des Augenhöhlenrandes. Das Haar ist meistentheils schön, schwarz, dicht und weich, manchmal auf beiden Seiten weit herabfallend. Der Bart ist bei allen Nikobarern sehr spärlich, und Fälle eines Schnurr- oder Spitzbartes sind seltene Ausnahmen. Indeß scheint ein Bart auch nicht zu den Dingen zu gehören, welche das Schönheitsideal eines Nikobarers ausmachen. Wenigstens sahen wir die Eingeborenen, so oft sie Gelegenheit fanden aus unseren Etuis eine Schere zu erhaschen, stets eifrig bemüht, sich selbst der wenigen Haare zu entledigen, welche auf der Oberlippe zu beiden Seiten des Mundes und in der Mitte des Kinnes zuweilen schüchtern zum Vorschein kamen. Ihr Gesichtsausdruck ist im Allgemeinen ernst, ruhig, gleichgültig. Wir bemerkten in ihren Zügen niemals eine Bewegung, welche eine Freude über ein erhaltenes Geschenk zu erkennen gegeben hätte, auch wenn sie erst großes Verlangen nach dessen Besitz zeigten. Die einzige Erregtheit, welche manchmal ihre, im Allgemeinen so gleichgültigen Gesichter verriethen, war ein Ausdruck der Angst und Besorgniß, wenn sie eine größere Anzahl Menschen auf der Insel landen sahen. Die überraschend große Physiognomien-Aehnlichkeit der einzelnen Individuen dürfte wohl in der Gleichartigkeit ihres psychischen Zustandes, in dem geringen Anlaß zu Gemüthsaffecten, so wie in den engen Heiraten ihren

Grund haben, welche unwillkürlich dort stattfinden müssen, wo, wie hier, ein paar hundert Menschen oft die ganze Bevölkerung eines Eilandes ausmachen und der Verkehr mit den Nachbarinseln ein so beschränkter ist.

Die Angabe Fontana's, daß die Eingeborenen sich niemals die Nägel schneiden, dagegen ihre Augenbrauen abrasiren, haben wir auf keiner der von uns besuchten Inseln bestätigt gefunden, wenngleich sich einzelne Individuen wahrscheinlich in Nachäffung der malayischen und chinesischen Sitte bisweilen ganz ungewöhnlich lange Nägel wachsen lassen. Verkrüppelte oder in ihrer Entwicklung zurückgebliebene Individuen sahen wir blos zwei, zu ersteren gehört ein Eingeborener auf Kar-Nikobar, dem durch eine Verrenkung der Armspeichen im Handwurzelgelenke der linke Arm völlig abgemagert und lahm war; zu den zweiten eine Art Zwerg auf derselben Insel mit markirter, kindlicher Fettleibigkeit an den Extremitäten und mit so schwulstigen verkürzten Fingern, daß er im Orte der Kurzfingerige (Kiutakuntf) genannt wird.

Von dem Fluche syphilitischer Krankheiten scheinen die Eingeborenen bisher noch verschont geblieben zu sein. Auch über das muthmaßliche zeitweilige Auftreten verheerender Seuchen vermochten wir zu keiner Gewißheit zu gelangen; indeß haben sie in ihrer Sprache ein Wort für Pocken (Mallók), wovon wir uns durch die Confrontation eines Malayen, dessen Gesicht von den Narben dieser bösartigen Krankheit fürchterlich entstellt war, zu überzeugen Gelegenheit fanden.

Obwohl bei einem Klima von einer jährlichen Durchschnittswärme von 25° C. das Bedürfniß einer Körperbekleidung völlig wegfällt, so tragen doch die Eingeborenen ein außerordentliches Verlangen nach europäischen Kleidungsstücken, und wenn es überhaupt möglich ist, ihren kalten, gleichgültigen, unbeweglichen Gesichtern irgend einen Zug der Befriedigung abzulocken, so kann dies gewiß nur durch die Beschenkung mit einem Hemd, einem Rock oder einem runden, schwarzen Seidenhute geschehen. Da aber die Eingeborenen selten mehr als ein Kleidungsstück erhalten und oft so manches Jahr wieder vergeht, bis sich zu diesem ein zweites findet, um den Anzug allmählig zu completiren, so erscheinen die Nikobarer vor den Fremden in den wunderlichsten Aufzügen, bald ganz nackt, blos einen runden, schwarzen Hut am Kopf; oder ohne Hemd, Hose und Kopfbedeckung nur in einem Frack gespreizt daher stolzirend, der am plumpen, nackten Leibe des braunen Natursohnes

weit mehr das Ansehen einer Zwangsjacke hat, als das eines behaglichen Toilettestückes.

Ueberhaupt tragen die Eingeborenen bei der Wahl eines Kleidungsstückes mehr der Eitelkeit als dem wahren Bedürfnisse und der Zweckmäßigkeit Rechnung. Ein großer, runder, weißer Hut mit breiter Krämpe, den wir einem Eingeborenen schenkten, fand nicht den geringsten Anklang, obwohl derselbe durch Farbe und Form weit mehr gegen die directe Einwirkung der Sonnen-



Inneres einer Hütte.

strahlen schützte, als ein hoher, schmalkrämpiger, schwarzer, modischer Seidenhut, auf dessen Besitz die Bewohner von Kar-Nikobar und Naugkauri einen ganz besondern Werth legen. Im Tauschhandel geben sie für eine solche, oft schon ganz abgenützte Kopfbedeckung gerne 1600 Kokosnüsse, während sie für ein langes, breites Stück buntfarbigen Musselin, in welches sie ihre Todten zu hüllen pflegen, nicht mehr als 1200 reife Kokosnüsse bieten. Der idealste Kopfputz der Nikobarer aber ist ein Stirnband aus getrocknetem Bast,

das ihnen ein äußerst malerisches Ansehen giebt. Zierathen, Halsschnüre, Glasperlen sahen wir sie nur wenig tragen, kaum zwei oder drei junge Männer hatten Hals und Hände mit ziemlich massiven Ringen aus Silber und Eisendraht verziert.

Die Wohnungen der Nikobarer sind größtentheils runde, bienenkorbartige Hütten, die auf 6 bis 8 Fuß hohen Pfählen ruhen. Einfach, wie der Bau dieser Hütten ist, entbehrt derselbe dennoch nicht, namentlich auf der Insel Kar-Nikobar, einer gewissen Zierlichkeit, wir möchten fast sagen Eleganz, und sowohl die Bedachung aus Palmenstroh, als auch die aus Palmenstäben und Rotanggeflecht gebildeten Wände sind Spuren einer beachtungswerthen Industrie. Die Eingeborenen kauern oder hocken im Allgemeinen auf der Erde oder sitzen auf einer zufällig am Boden liegenden Kokosnuß, während sie sich des Nachts auf eine Blüthenscheide der Arecapalme hinstrecken und ihrem Kopfe höchstens ein Stück hartes Holz zur Unterlage dienen lassen.

Die Nahrungsmittel der Eingeborenen sind nichts weniger als mannigfaltig. Da ihnen jede Kenntniß der Bodencultur fremd ist, so sind sie in ihren ersten Bedürfnissen hauptsächlich auf das angewiesen, was ihnen eine gütige Natur ohne Hülfe des Menschen von selbst beschert. Ihr Hauptnahrungsmittel ist die Kokosnuß und die Pandanusfrucht. Wie bei den Indiern findet auch bei den Nikobarern die Kokospalme die verschiedenartigste Verwendung, wennschon es schwer fallen dürfte, alle jene neunundneunzig Nutzanwendungen namhaft zu machen, zu welchen, nach der Hindusage, dieser edle Sprosse aus dem Königsgeschlechte der Palmen dienen soll. Die Kokospalme bildet zugleich den Hauptausfuhrartikel der ganzen Inselgruppe, während der Gewinn von Trepang, eßbaren Schwalbennestern, so wie von Schildpatt, Ambra u. s. w. im Handelsverkehr nur von höchst geringer Bedeutung ist.

Der Betelstrauch (Piper betle), nächst der Kokosnuß und der Pandanusfrucht eines der wichtigsten Bedürfnisse im Haushalte des Nikobarers, ist nicht auf den Inseln heimisch, sondern wurde von der malayischen Halbinsel eingeführt. Dermalen wird diese sich leicht ohne alle Pflege verbreitende Kletterpflanze in solcher Menge angetroffen, daß nicht nur deren Einfuhr schon lange aufgehört hat, sondern sogar nur ein Theil des Blättertrages von der geringen Bevölkerung verbraucht werden kann. Es war uns immer nicht recht erklärbar, wodurch wohl der widerliche Gebrauch des Betelkauens eine

so ungeheuere Verbreitung vom ärmsten Sclaven bis zum reichsten Fürsten Indiens erlangte, und Arme wie Reiche, ja Frauen und Kinder nicht minder wie Männer, zu fesseln im Stande ist, als uns der Zufall eine Stelle aus einem Sanskritgedichte (Hytopedesa) in die Hände spielte, welche die dreizehn Cardinaleigenschaften des Betelblattes in folgender Weise schildert:

„Betel ist scharf, bitter, gewürzig, süß, laugenhaft, herb, carminativ, ein Phlegma-Zerstörer, ein Wurmantidot, eine Zierde des Mundes, ein Verdufter des Athems, ein Beseitiger von Unreinigkeiten, ein Anfacher der Flamme der Liebe! O Freund! diese dreizehn Eigenschaften sind selbst im Himmel schwer wieder zu begegnen."

Es wäre immerhin eine interessante Aufgabe, den Einfluß zu untersuchen, den das beständige Kauen des Betels auf die Verdauung der Eingeborenen und die Entwicklung ihrer Kauorgane hervorbringt, welche dadurch fortwährend in so gewaltiger Bewegung erhalten werden.

Was uns allen bei den Nikobarern ganz besonders auffiel, war die furchtbare Entartung ihrer Zähne, während dieselben bei anderen betelkauenden Völkern, gleich dem Zahnfleische und den Lippen blos ganz dunkelroth gefärbt sind. Wir schrieben dies anfänglich der Verschiedenheit der gekauten Ingredienzien zu, haben uns aber zu wiederholten Malen überzeugt, daß der Betel der Nikobarer aus nichts anderem besteht, als aus einem Stückchen Arecanuß, das in ein grünes, mit etwas Kalk bestrichenes, aromatisches Betelblatt gewickelt und so in den Mund genommen wird. Die Hindus mischen dagegen zu diesen Ingredienzien, die sie fortwährend in eleganten Dosen bei sich führen, eine aus dem Marke der Acacia Catechu, einer Mimosenart, gewonnene adstringirende Substanz (früher Terra japonica genannt, weil man sie eine Zeit lang für ein Mineralproduct hielt); zuweilen fügen sie dieser gewöhnlichen Kaucomposition auch ein von der Melaleuca cajeputi gewonnenes Harz und etwas Tabak hinzu.

Die Ursache der so fürchterlich zerstörenden Wirkung des Betels auf Zähne und Lippen der Nikobarer dürfte daher wahrscheinlich in einem verschiedenen Mischungsverhältniß der Kausubstanzen, vielleicht im Verbrauch einer größeren Quantität von Kalk liegen. Was hingegen über die Sitte der Nikobarer, ihre Zähne zu feilen und sie mit gewissen ätzenden Stoffen einzureiben, verlautet, beruht ausschließlich auf einer Vermuthung, die wir weder durch persönliche Beobachtung, noch durch die Aussage der Eingeborenen und der

gerade auf Groß-Nikobar und Nangkauri anwesenden malayischen Kaufleute bestätigt fanden.

In gesellschaftlicher wie in geistiger Beziehung erscheinen die Bewohner des Archipels noch völlig im Zustande der Kindheit des Menschengeschlechtes. Sie pflegen sehr frühzeitig zu heiraten und nehmen nur ein Weib, altern aber ungemein rasch. Von einigen hundert Eingeborenen, mit denen wir während unsers Aufenthaltes auf den verschiedenen Inseln zusammentrafen, war kaum einer älter als 40 Jahre, die meisten waren nach einer oberflächlichen Schätzung 20 bis 30 Jahre alt. Wenn man also nicht voraussetzt, daß sämmtliche alte Männer gleich den Weibern und Kindern bei unserer Ankunft die Flucht ergriffen, so dürften die Eingeborenen kein sehr hohes Lebensalter erreichen.

Von der heilwirkenden Kraft gewisser Urwaldpflanzen haben die Eingeborenen nur sehr wenig Kenntniß. Was sie an Medicinen besitzen, haben sie größtentheils durch englische Schiffscapitäne aus Europa erhalten. Obschon sie auf deren Besitz ein ungeheueres Gewicht legen, so schaden ihnen diese Medicinen doch mehr als sie ihnen nützen, weil sie dieselben nicht zu gebrauchen verstehen und oft die unsinnigsten Anwendungen davon machen. Wahrscheinlich hat sich einmal ein Schiffscapitän, um ihren Zudringlichkeiten zu entgehen, seiner entbehrlichsten Artikel, wie Kastoröl, Epsomsalz, Kamphergeist, Terpentin, Pfeffermünze, Cölner-Wasser u. s. w. entledigt, und nun begehren sie von jedem Besucher Medicinen! Ein Eingeborener bat uns einmal inständig um etwas Terpentingeist; als wir ihn frugen, was er damit anzufangen gedenke, erwiederte er, er wolle sich damit einreiben und einige Tropfen innerlich einnehmen, weil er glaubte, daß dieses ein vortreffliches Mittel gegen Fieber und Brustweh sei!

Die unter den Eingeborenen am meisten vorkommenden Krankheiten sind Wechselfieber, Tuberculose und Rheumatismus. An einigen Individuen wurden arabische Elephantiasis an den Beinen (von ihnen Kelloidy genannt), und Hautausschläge bemerkt. Die häufigen Erkrankungen müssen jedoch weniger der Schädlichkeit des Klimas als der ungesunden Lebensweise zugeschrieben werden. Kann es Wunder nehmen, wenn nackte Menschen, welche nicht an vortheilhaft gelegenen, von regelmäßigen Winden bestrichenen Orten, sondern blos an der feuchten Küste, an sandigen Einbuchtungen hart am Urwalde wohnen, wo sie mit möglichst geringer Arbeit ihre Kokospalmen pflegen können,

welche ihren Körper bald heftigem Regen, bald einer gluthausstrahlenden Tropensonne aussetzen und deren Nahrung hauptsächlich in Kokosnüssen und Pandanusfrüchten besteht, häufig von Krankheiten befallen werden? Es ist irrig zu glauben, die Nahrung der Tropenbewohner sei am meisten naturgemäß und daher am zuträglichsten und zweckmäßigsten. Denn trotz aller Theorie, welche für Tropengegenden hauptsächlich Respirationsstoffe und wenig stickstoffhaltige Nahrungsmittel als nothwendig empfiehlt, sehen wir die Europäer und namentlich die Engländer in den heißesten Ländern der Erde, Angesichts eines Thermometerstandes, der selten unter 30° C. sinkt, gerade wie in ihrer nordischen Heimat Kraftbrühen, Riesenbeefsteaks und Hammelkeulen in großer Menge genießen, während sie, mit haarsträubender Verachtung der Kohlenhydrate, von den aufgetischten Marmeladen und Kuchen kaum naschen; gleichwohl sehen sie dabei gesund und blühend aus und befinden sich sogar viel wohler als die Eingeborenen. Ja es ist eine interessante, durch jahrelange Beobachtungen erhärtete Wahrnehmung, daß z. B. in der Präsidentschaft Madras die in ihren Sitten und Gebräuchen streng beharrenden Hindus und Mohamedaner ungleich häufiger fieberkrank werden, als die daselbst in völlig ungewohnten klimatischen Verhältnissen lebenden Europäer. Dagegen zeigt in sanitarischer Beziehung jener Theil der einheimischen Bevölkerung ein günstigeres Resultat, welcher mit den Europäern in Verbindung getreten und die Einrichtungen der Civilisation zu den seinigen machte.

Sobald die Eingeborenen ernstlich von einer Krankheit befallen werden, sollen sie rasch zu Grunde gehen. Jedoch haben wir niemals von Grausamkeiten erzählen hören, welche sich die Verwandten und Freunde des Opfers gegen den in seiner Behandlung unglücklichen Curirer erlauben, was auch um so unwahrscheinlicher, als es, wenn dies wirklich der Fall wäre, bei den geringen Vortheilen und Sporteln eines Heilkünstlers unter diesen armen Bewohnern schwerlich mehr einen Einzigen Manluéna auf der ganzen Gruppe geben würde! Das Hauptkennzeichen eines Doctors auf den südlichen Inseln sind ungewöhnlich lange, herabfallende Haare. Als wir einen Eingeborenen frugen, welche Eigenschaften wohl nöthig seien, um ein Doctor werden zu können, antwortete uns derselbe ganz trocken und naïv: „man müsse der Sohn eines Doctors sein". Aus dieser Antwort geht hervor, daß Doctorswürde und Heilwissenschaft auf den Nikobaren nur in gewissen Familien erblich ist. Wir fanden diese Angabe später bestätigt, indem wir erfuhren, daß der

junge Manluéna von Groß-Nikobar, welcher den Arm eines Expeditions-mitgliedes so fürchterlich knetete und abdrückte, der Sohn eines alten Doctors von der Insel Kondúl war und seinen Charakter blos seinem verwandt-schaftlichen Verhältnisse verdanke. Außer in Fällen der Krankheit werden der Rath, die Geschicklichkeit und der Eifer des Manluéna hauptsächlich zur Ver-treibung der bösen Geister oder Iwi's (Ewees der Engländer) in Anspruch genommen, von denen sich die Nikobarer, wie wir bereits erzählten, unauf-hörlich umgeben glauben.

Eigentliche Götzen, welche sie abbilden und verehren, denen sie Tempel errichten, giebt es nicht; eben so wenig andere Gegenstände der Anbetung, wie z. B. einen gewaltigen Baum, einen mächtigen Fels oder Hügel. Sie besitzen in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort für Götze, Gottheit oder gutes Wesen, und die roh geschnitzten Figuren, welche man in ihren Hütten in den possierlichsten Stellungen aufgerichtet findet, haben eigentlich keinen andern Zweck, als zum Schrecken jener bösen Geister zu dienen, die selbst der Manluéna niemals gesehen hat, obschon er mit ihnen verkehren zu können vorgiebt.

Die Vorstellung eines Wesens, dessen Weisheit und Liebe die Welt regiert, ist ihnen eben so fremd wie die eines geistigen Fortlebens nach dem Tode. Wir frugen wiederholt einen der begabtesten Häuptlinge, welcher auch etwas englisch sprach, ob er wohl glaube, seinen verstorbenen Freunden und Verwandten jemals irgendwo wieder zu begegnen? worauf er immer mit einem kalten, trostlosen never! never! antwortete. Was wir den Eingeborenen von den Vorstellungen gläubiger Christen, von einem göttlichen Wesen, von einem Jenseits, von dem Glauben an ein Fortleben nach dem Tode erzählten, setzte sie ungemein in Erstaunen, und sie lauschten nicht ungern solchen Mit-theilungen. Von dem Wenigen, was sie darüber von Missionären und eng-lischen Schiffscapitänen hörten, haben sie nur eine höchst irrige Vorstellung behalten.

Nach allem Gesehenen und Erfahrenen scheint die Lebensweise der Niko-barer eine äußerst einförmige, indolente zu sein. Sie kennen keine andere Eintheilung der Zeit als den Wechsel des Mondes und der Monsune. Beim Beginn der Regenzeit oder des Südwestmonsuns und zum Anfang der trockenen Saison oder des Nordostmonsuns finden gewisse Feierlichkeiten statt, die mit den Saat- und Erntefesten der amerikanischen Völkerstämme einige

Aehnlichkeit haben. Einen eigentlichen Ruhetag aber, welcher dem Sabbath der christlichen Kirche entsprechen würde, haben sie nicht, noch bedürfen sie dessen bei einer Lebensweise, wo jeder Tag zum Feiertage wird! Sie besitzen weder ein Maß für die Zeit noch für andere Gegenstände; kein Einziger weiß über sein Lebensalter Auskunft zu geben, oder viel höher als zwanzig zu zählen.[1] Die Zeit hat für sie nicht den geringsten Werth und das Feldgeschrei, welches gegenwärtig, von England ausgehend, durch alle civilisirten Länder tönt: „time is money!" würde an ihren harten Ohren schier erstarren. Die Anwesenheit christlicher Missionäre zu verschiedenen Epochen, so wie jene der königlich dänischen Corvette Galathea im Jahre 1847 sind fast spurlos an ihnen vorübergegangen. Kaum sind einzelnen von ihnen die Namen Galathea und Steen Bille (den sie Piller nannten) im Gedächtnisse geblieben.

Auch besteht nichts, was irgend einer bestimmten Regierungsform, einer gesetzlichen Eintheilung der gesellschaftlichen Verhältnisse, einer Autonomie, einem Fehderechte u. s. w. gleich käme. Sie achten die Familie und das Eigenthum; die Macht des Capitäns oder Häuptlings aber, welchen ein jedes Dorf besitzt, und den sie Mah oder Umiáha (alt) nennen, geht nicht darüber hinaus, mit den fremden Schiffen, welche nach den Inseln kommen, der Erste zu verkehren und den Tauschhandel einzuleiten. Ueberhaupt scheint die Institution eines Capitäns, obschon sie unter den Eingeborenen sehr beliebt ist, keine einheimische zu sein, sondern erst von der Zeit an zu datiren, wo englische Kauffahrer diese Inselgruppe regelmäßig zu besuchen anfingen.

Ueber das gesellige Leben der Eingeborenen, ihr Verhältniß zur Familie u. s. w. sind uns bei unserem so kurzen Aufenthalte auf den einzelnen Inseln und bei dem Umstande, daß Weiber und Kinder stets entflohen waren und selbst die männliche Bewohnerschaft uns nur wie im Zustande des Wanderns erschien, so wenig und so unsichere Daten bekannt geworden, daß wir nicht wagen, dieselben der Oeffentlichkeit zu übergeben. Die Ansicht aber sei uns gegönnt hier auszusprechen, daß, nach den Anfängen einer Bekleidung, nach der größern Zierlichkeit der Canoes und Hütten der Eingeborenen Kar-Nikobars im Vergleiche zur Dürftigkeit, Nacktheit und Verkommenheit der Bewohner der südlicheren Inseln zu urtheilen, die Civilisation muthmaßlicher Weise

[1] Wir trafen indeß einzelne Individuen auf den verschiedenen Inseln, welche mit einiger Anstrengung bis auf hundert zu zählen vermochten.

langsamen aber sichern Schrittes von Norden nach Süden vorrücken dürfte. Und dem Sprachforscher wird es vielleicht von Interesse sein, wenn wir hier die Bemerkung beifügen, daß sowohl auf Kar-Nikobar als auch auf Nangkauri die bedeutendste Ansiedlung den gleichen Namen führt, wie die alte Herrscherstadt auf der malayischen Halbinsel Malakka.

Da die Eingeborenen in einem süßen „far niente" blos von jenem kostbaren Naturgeschenke leben, das ihnen zugleich Trank und Speise giebt, so findet man bei ihnen auch nur sehr wenige Arbeitsgeräthe, und zwar nur solche, welche sie zum Bau ihrer Hütten, zur Verfertigung ihrer Canoes und zum leichtern Oeffnen der Kokosnüsse nothwendig haben. Und selbst diese sind ihnen, wie z. B. Hacken, Waldmesser, Säbelklingen, Feilen u. s. w., erst durch den Verkehr mit der Civilisation geworden.

Ihre Waffen bestehen blos aus Lanzen oder Wurfspießen mit hölzernen oder eisernen Spitzen, nach deren Zahl angeblich der Reichthum eines Nikobarers geschätzt wird. Eine Armbrust, die wir bei den Eingeborenen Kar-Nikobars sahen, ist, obschon auf der Insel verfertigt, offenbar fremdländischen, europäischen Ursprungs und blos nachgemacht.

An Musikinstrumenten fanden wir auf Kar-Nikobar kein einziges, dagegen auf den südlichen Inseln eine sechs- bis siebenlöcherige Flöte aus Bambusrohr, die, wie wir uns später überzeugten, von den malayischen Schiffsleuten hierher gebracht wurde, dann eine Art Guitarre aus einem ungefähr zwei bis drei Fuß langen, ausgehöhlten, an der Seite mit Lautlöchern versehenen, dicken Bambusrohr und einer Rotangsaite bestehend. Im Ganzen scheinen die Nikobarer ein viel zu apathisches, gleichgültiges Volk zu sein, um für Musik, Gesang und Tanz eine besondere Vorliebe zu haben. Auch bei den Monsunfesten und andern Feierlichkeiten besteht ihr Tanz nur in einem Herumhüpfen im Kreise mit geschlossenen Armen, während sie zugleich gedankenlos vor sich hinsummen.

Bei einem Volke, welches keine eigentliche Cultur und keine Industrie besitzt, kann auch von einem Erwerbszweige im engern Sinne des Wortes nicht die Rede sein. Das nämliche wohlthätige Gewächs, welches sie speiset und tränket, bringt sie auch mit der Civilisation in unfreiwilligen Contact und wird zur Vermittlerinn derjenigen Bedürfnisse und Gegenstände, welche nur das Product einer höhern Gesittung sind. Die reifen Nüsse der Kokospalme bilden den Hauptausfuhrartikel der nikobarischen Inseln und zugleich

denjenigen, welcher allein noch die Eingeborenen bis zu einen gewissen Grad in Thätigkeit erhält, obschon die meisten der verladenen Nüsse nicht von den Nikobarern selbst, sondern von der Mannschaft der malayischen Fahrzeuge eingesammelt werden. Alle andern Ausfuhrartikel, wie Trepang, eßbare Vogelnester, Schildpatt, Ambra u. s. w. sind von höchst untergeordneter Bedeutung, und werden nur als Beifracht benützt. Nach gedruckten Angaben sollen die nördlichen Inseln zehn Millionen Kokosnüsse erzeugen, von denen jedoch gegenwärtig kaum mehr als fünf Millionen, und zwar drei Millionen allein von Kar-Nikobar und zwei Millionen Nüsse von allen übrigen Inseln zusammen ausgeführt werden. Da diese Frucht hier sechsmal so billig ist wie an den Küsten Bengalens und der Malakkastraße, so vermehrt sich auch der Zuspruch englischer und malayischer Schiffe, namentlich aus Pulo Pinang mit jedem Jahre.[1] Der Handel geschieht mittelst Tausch, nicht durch Barzahlung, obgleich Silber großen Werth hat, und sich auch hier, trotz allem, was über die Begehrsucht der Nikobarer nach Tabak, Glasperlen und anderem Tandwerk verlautet, die Richtigkeit des Satzes bestätiget findet: „daß Geld die allgemeinste Waare ist". Von Silber kennen und nehmen die Eingeborenen blos Rupien, spanische Dollars und englische Dreipencestücke, die sie „small rupies" nennen. Gold ist auf den südlichen Inseln noch gar nicht bekannt und in den Augen der Bewohner daher werthlos.

So wie sich die Beziehungen der Eingeborenen zu fremden Völkern ausschließlich auf den Verkehr mit ein paar Dutzend englischen und malayischen Schiffen beschränken, welch letztere zur Zeit des Nordostmonsuns nach den Inseln kommen, während der ganzen Dauer desselben dort verweilen und mit dem Südwestmonsun wieder heimkehren, daher im Laufe eines Jahres nur eine einzige Reise machen, eben so unterhalten auch die Bewohner der verschiedenen Inseln unter sich eine nichts weniger als häufige und regelmäßige Verbindung. Schon die Mangelhaftigkeit ihrer zwar sehr zierlichen, aber schmalen, kleinen, für Fahrten von größerer Entfernung nur wenig geeigneten Canoes spricht zu Gunsten dieser Annahme.

Was jenen schwarzen, krausharigen, wilden, von den Küsten-Nikobarern völlig verschiedenen Volksstamm betrifft, der in den nie betretenen Wäldern Groß-Nikobars hauset, und nur von Schlangen, Ungeziefer, Wurzeln und Kräutern sich nähren soll, so haben wir unsere Kenntniß darüber nur mit

[1] In Pulo Pinang werthet gegenwärtig der Pikul reifer Kokosnüsse (300 Stück) $5^1/_2$ Dollars.

Sagen vermehrt, die offenbar ins Reich der Mythe gehören. Wenn man aber bedenkt, daß kein einziger der Reisenden und Schriftsteller, welche über diese Race geschrieben, so wie die Eingeborenen, die von ihr erzählen, dieselbe jemals gesehen haben, so dürfte es wohl erlaubt sein, zu den vielen über diese geheimnißvollen Bewohner bestehenden Muthmaßungen noch die hinzuzufügen, daß die angeblichen Bevölkerer des Innern von Groß-Nikobar weder ein von den Küstenbewohnern völlig verschiedener Menschenschlag sind, noch dem kraushaarigen schwarzen Stamme der Papuas von Neu-Guinea angehören, sondern, durch ein Zusammentreffen feindlicher Umstände verdrängt und herabgekommen, in einem ähnlichen Verhältnisse zu den Nikobarern der Küste stehen dürften, wie die Buschmänner des Namaqualandes zu den Hottentotten der Capcolonie.

In dem Zustande, in dem sich die Bewohner der Inselgruppe gegenwärtig befinden, ohne Ueberlieferungen, ohne Sagen, ohne Gesänge, ohne Denkmäler, überhaupt ohne irgend ein charakteristisches Moment in ihren Sitten und Gebräuchen, welches einen Lichtstrahl auf das Dunkel ihres Ursprunges zu werfen im Stande wäre, bleibt es ein gewagtes Unternehmen, über Abstammung und Herkunft dieses Volkes eine stichhältige Ansicht auszusprechen. Am allerwahrscheinlichsten dürften sie, wie dies auch Dr. Rink, welcher die dänische Expedition begleitete, annimmt, als die nordwestlichen Grenzpfeiler der malayischen Race zu betrachten sein, als ein Volk, das, indem es mit dem indo-chinesischen Zweige vieles gemein hat, in seinem physischen Charakter gleichsam die Mitte hält zwischen Malayen und Birmesen.

Bei dem gänzlichen Mangel sonstiger Anhaltspunkte in dem Studium der Sprache eine besonders wichtige Quelle der Forschung erkennend, haben es sich die Expeditionsmitglieder vor allem andern angelegen sein lassen, von den Sprachen der Eingeborenen von Kar-Nikobar sowohl als von jener (mit Ausnahme der Zahlen) völlig verschiedenen der Bewohner der südlichen Inseln nach Gallatin's bekanntem, von den meisten amerikanischen und englischen Reisenden benützten Schema ein Verzeichniß von ungefähr 200 Wörtern in jeder Sprache zu verfassen. Da zufällig während unserer Anwesenheit auf der Nordküste von Groß-Nikobar eine malayische Barke aus Pulo Pinang daselbst vor Anker lag, so wurde diese vortheilhafte Gelegenheit zugleich benützt um ein ähnliches Wörterverzeichniß von dem in Pulo Pinang gesprochenen malayischen Idiom zu erwerben, was dem Sprachforscher den Vortheil

gewähren dürfte, sich persönlich zu vergewissern, welche Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Idiomen und beziehungsweise Volksstämmen besteht, und beurtheilen zu können, ob diejenigen Gelehrten der Wahrheit näher kamen, welche wie Vater behaupten, die Sprache der Nikobarer habe das Malayische zur Grundlage mit Einmischung fremder, sogar europäischer Wörter, oder jene Philologen, welche, wie Adelung, die Idiome dieser Insulaner mit einigen Sprachen auf der indo-chinesischen Halbinsel für ähnlich halten.

Zugleich machte es sich der Ethnograph der Expedition zur Aufgabe, nach einem in Gemeinschaft mit dem Corvettenarzte Herrn Dr. Eduard Schwarz entworfenen anthropometrischen Systeme und unter des letzteren Mitwirkung an so vielen Eingeborenen als die Umstände gestatteten, Beobachtungen und Messungen vorzunehmen, welche, an den zahlreichen, die Erde bevölkernden Racen fortgesetzt, allmählig zu manchem neuen Schluß berechtigen, und vielleicht zur endlichen Feststellung der physischen Aehnlichkeiten oder Ungleichheiten der verschiedenen Völkerschaften beitragen werden. Dieses Verfahren giebt die Möglichkeit an die Hand, durch Ziffern, jene unwiderlegbarsten Zeugen auf dem Gebiete der Beweisführung, weit schneller und bestimmter das angestrebte Ziel zu erreichen, als durch noch so glänzende Erfolge auf dem minder sichern Felde philosophischer Speculation.

Die an den drei Haupttheilen, nämlich am Kopf, am Rumpf, so wie an den obern und untern Extremitäten angestellten Messungen wurden in einem besondern Memoir wissenschaftlich begründet;[1] hier genüge die Bemerkung, daß bei Bestimmung derselben nicht nur der Anthropologie im weitesten Sinne Rechnung getragen, sondern daß unter den 68 Rubriken, in welche diese Messungen zerfallen, sich auch solche befinden, die sowohl der Nationalökonomie in Bezug der Ermittelung der Arbeitskraft der verschiedenen Völker durch die Anwendung des Dynamometers, als auch der graphischen Kunst für die Darstellung des Skelets und der ganzen Figur manche wichtige Anhaltspunkte und Behelfe an die Hand geben.

Eben so wurde nicht unterlassen, von den meisten gemessenen Individuen Kopfhaare zu sammeln, seitdem die mühevollen Untersuchungen Peter Brown's

[1] Ueber Körpermessungen als Behelf zur Diagnostik der Menschenracen von Dr. Karl Scherzer und Dr. Eduard Schwarz. Entwurf eines anthropometrischen Systems, welches die Verfasser dem von ihnen während der Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde an Individuen verschiedener Racen angestellten Messungen zu Grunde gelegt haben. Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft. Wien, III. Jahrgang 1859, Seite 11.

in Philadelphia über das menschliche Haar dasselbe als ein so merkwürdiges Mitkennzeichen in der Beurtheilung der Racenunterschiede darstellten.

Als ein für die vergleichende Anatomie, so wie für die Anthropologie im Allgemeinen besonders erfreuliches Resultat muß ferner die Erwerbung von einigen Schädeln von Eingeborenen der nikobarischen Inseln betrachtet werden.

Endlich dürfte eine kleine Sammlung von ethnographischen Gegenständen, welche auf den verschiedenen Inseln erworben wurden, beitragen, theils dem Mitgetheilten zur Illustration zu dienen, theils Zeugniß zu geben von der Culturstufe der Bewohner des Nikobaren-Archipels.

Noch bleibt die Frage zu erörtern übrig, ob sich die nikobarischen Inseln zur Anlage einer Colonie eignen und ob die mehrfachen in dieser Beziehung angestellten Versuche nicht vielleicht aus andern als klimatischen Gründen verunglückt sind.

Nach den von den Mitgliedern der österreichischen Expedition gemachten Erfahrungen bietet die Inselgruppe durch ihre geographische Lage auf dem größten Handelswege der Welt und durch den Reichthum ihrer Bodenproducte für eine maritime oder commercielle Macht Anziehungspunkte genug, sich um deren Besitz zu bewerben. Von einer Besiedlung und Bebauung des Bodens durch freie europäische Einwanderer kann hier eben so wenig, als auf irgend einer andern Tropeninsel die Rede sein. Um solche Punkte der Civilisation zugängig zu machen, erfordert es außerordentlicher Maßregeln, ähnlich wie selbe von den Engländern in Pulo Pinang, Singapore, Sidney u. s. w. mit so großem Erfolge in Anwendung kamen. Das Klima ist auf den nikobarischen Inseln keineswegs so feindlich, daß sich schon der bloße Aufenthalt auf denselben für den Europäer tödtlich erweisen möchte, und es wird sich durch eine theilweise Lichtung der Wälder, Anbau des Bodens, Regulirung der Flüsse, Beseitigung der zahlreichen Sümpfe noch wesentlich bessern. Alle diese Arbeiten müßten aber durch malayische oder indische Arbeiter unter der Leitung von Europäern ausgeführt werden. Nachdem wir den überraschenden Einfluß durch persönliche Anschauung kennen gelernt, welchen das Deportationssystem in Australien auf die Cultur und die Entwicklung des Landes, so wie auf die sittliche Umwandlung der Deportirten selbst geübt hat, scheuen wir uns nicht, trotz der Abneigung, welche gegen derlei Experimente in gewissen philanthropischen Kreisen Europa's herrscht,

die Bemerkung auszusprechen, daß mit einiger Vorsicht und Schonung zahlreiche Arbeiten von Sträflingen ausgeführt werden könnten, welche sich dabei wohler und zufriedener befinden und der Menschheit nützlicher erweisen würden, als gegenwärtig daheim in ihren dumpfen, traurigen Gefängnißzellen.[1]

Wenn die verschiedenen bisherigen Versuche mißglückten, so lag die Schuld davon hauptsächlich in dem Mangel der zu solchen Unternehmungen nöthigen Fonds und in der geringen Anzahl von Menschenkräften, welche dabei verwendet wurden. Die Kosten der ersten Lichtung und Cultur müßten, um einen günstigen Erfolg erwarten zu können, mindestens auf 1 bis 1½ Millionen Gulden veranschlagt werden; die Zahl der im Ganzen beschäftigten Arbeiter müßte wenigstens 3 bis 400 betragen, von welchen alle Handwerker, wie Zimmerleute, Tischler, Schlosser, Schmiede, Maurer, Steinmetze, aus Europa mitzunehmen wären.

Die für die erste Anlage verausgabten Summen brauchten jedoch keineswegs als verloren betrachtet zu werden, indem die Fruchtbarkeit der Inseln an den wichtigsten Colonialproducten und die ungeheuere Menge werthvoller Kokospalmen unter dem Einflusse der Cultur und Industrie rasch unzählige Quellen des reichsten Gewinnes erschließen würden. Was die Bevölkerung betrifft, von welcher kaum mehr als 5 bis 600 Menschen auf den einzelnen Inseln leben, so dürfte dieselbe der Ansiedlung von Weißen nur geringe Schwierigkeiten entgegen stellen. In der That könnten die Eingeborenen geistig und materiell durch Hinzutritt eines fremden Elementes nur gewinnen. Dermalen sind sie auf den schmalen Küstensaum, die Region der Kokospalme, für ihren Unterhalt angewiesen. Das Innere der Inseln, so reich an Naturschätzen der verschiedensten Art und noch viel wichtiger durch den Vortheil, welchen eine verständige Benützung daraus zu ziehen verspricht, ist den Eingeborenen noch völlig unbekannt.

Durch eine, unter der Aegide einer europäischen Regierung gegründete Niederlassung würden die Bewohner des Nikobaren-Archipels unter den Schutz der Civilisation gestellt, und in ihren Transactionen nicht länger mehr der List und Willkür fremder Schiffscapitäne ausgesetzt sein. Es müßte für die Eingeborenen wie für Unmündige gesorgt werden, um sie auf solche Weise nicht blos für die materiellen Zwecke des Unternehmens zu gewinnen, sondern zugleich durch eine liberale, theilnehmende Behandlung für die Grundsätze

[1] Im Capitel Sidney (3. Bd.) wird der Leser die Deportationsfrage ausführlicher behandelt finden.

jener Lehre allmählig empfänglich zu machen, deren Einführung bisher trotz mehrfachen edlen Versuchen im verflossenen und im gegenwärtigen Jahrhunderte an der Ungunst äußerer Verhältnisse scheiterte. Der Nikobaren-Archipel wäre aber zugleich ein äußerst günstiger Centralpunkt, um von hier aus den Segen des Christenthums über die heidnischen Völker der nächstliegenden Inselgruppen ausstrahlen zu lassen.

* * *

Unsere Fahrt von der Südseite von Groß-Nikobar nach Singapore dauerte zwanzig Tage. Die Gunst des Wetters schien uns diesmal zu verlassen. Tag und Nacht, fast zu allen Stunden und aus allen Himmelsgegenden zogen heftige Gewitter herbei, mit Wasserhosen, Blitz, Donner und den stärksten Regengüssen. Man fühlte, daß man sich in den Tropen zu Anfang der Regenzeit befand. Eines Tages wurden von den Matrosen während einer solchen tropischen Wasserfluth in der ersten halben Stunde vier Tonnen, im Laufe von anderthalb Stunden acht Tonnen oder 8000 Maß Regenwasser in Kübeln und andern Gefäßen aufgefangen. Die Gewitter kamen bald von der Küste von Sumatra, bald von der malayischen Halbinsel hergezogen, bald wieder aus der Malakkastraße, und ließen unsere wackere Mannschaft Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen. Mit den Gewittern wechselten Windstillen bei drückend schwüler Hitze, und wenn sich einmal eine Brise erhob, so kam sie gerade uns entgegen und erschwerte, verbunden mit einer starken Gegenströmung, unsere Fahrt. Zwischen der Nordseite von Sumatra und Junk-Ceylon auf- und ablavirend, hatten wir in vierzehn Tagen kaum mehr Weg gemacht, als ein guter Dampfer in eben so vielen Stunden zurücklegt, und es war ein schlechter Trost, daß zahlreiche Schiffe in unserer Nähe, zuweilen sechs bis acht, dieses Schicksal theilten.

Ein Ereigniß ganz merkwürdiger Art brachte die Gemüther plötzlich in eine gewisse Aufregung. Unser verehrter Schiffscapellan verspürte nämlich, als er Abends in seiner Cabine lesend saß, einen eigenthümlichen Druck am Fuße. Der herbeigerufene Diener näherte sich mit einem Lichte dem Boden und gewahrte mit Entsetzen eine ziemlich große Seeschlange (Chorsydrus fasciatus), welche den Fußknöchel des Capellans umschlungen hielt. Gleichsam instinctmäßig schleuderte dieser das giftige Reptil mit einer starken Bewegung des Fußes von sich, während mehrere inzwischen herbeigeeilte Personen

bemüht waren, des gefährlichen Eindringlings lebendig oder todt habhaft zu werden. In dem engen Raume einer Schiffscabine ist ein Feldzug rasch beendet. Die Schlange wurde bald in ihrem Verstecke aufgefunden und im ersten Eifer in mehr Stücke zerhauen, als dem Zoologen erwünscht sein konnte, welcher dieses doppelt interessante Reptil gern möglichst unbeschädigt in Weingeist aufbewahrt hätte. Es war ein ziemlich großes Exemplar, zolldick, von ungefähr drei Fuß Länge und wahrscheinlich an der Ankerkette in die Cabine gekommen.

Am 9. April änderte sich endlich Wetter und Wind und wir liefen nun mit der ganzen Escadre von Leidensgefährten mit vollen Segeln vor dem Wind in die Straße von Malakka ein. Am 11. April Morgens lag Pulo Pinang, die Areca- oder Prince of Wales-Insel an der Backbordseite uns gegenüber. Ihre waldigen Bergkuppen, düster und trübe mit schweren Wolken behangen, ließen den Liebreiz dieses englischen Besitzthums, wie er von allen Besuchern geschildert wird, nicht ahnen.

Am 12. April steuerten wir zwischen den Sambelongs- oder Neun Inseln und der Insel Djara hindurch und erblickten die hohen Waldberge des Königreiches Perah. Das Fahrwasser der Straße wird von der Mündung des Perahflusses an mehr und mehr enge. Seichte Bänke und kleine Felsinseln erschweren die Navigation und es ist eine gewöhnliche Vorsichtsmaßregel, daß die Schiffe bei einigermaßen ungünstiger Witterung vor Anker gehen, was überall um so leichter möglich, als die Straße fast nirgends mehr als zwanzig Faden Tiefe und allenthalben guten Ankergrund hat. Zugleich sind die vorhandenen Seekarten äußerst zuverlässig und genau und an der gefährlichsten Stelle, auf einer fast im Curs der Schiffe gelegenen, nur einen Faden tiefen Sandbank befindet sich ein Leuchtschiff, welches wir am 13. April passirten, und selbst bei Nacht mit günstigem Winde die Fahrt fortsetzten.

Am Morgen des 14. April lag der Berg Ophir (auch Ledang oder Pudang, 5700 Fuß hoch) vor uns und bald darauf befanden wir uns der Stadt Malakka gegenüber. Die übliche Straße für Schiffe führt dermaßen nahe der Festlandküste, daß man ganz deutlich die Kirchen und Häuser der Stadt zu sehen vermag und unsere Fregatte mit der dort errichteten Telegraphenstation Signale austauschte.

Malakka, einst die malayische Hauptstadt, hat gegenwärtig ihre frühere Bedeutung gänzlich eingebüßt und ist von den drei Niederlassungen der

Engländer in der Malakkastraße oder den sogenannten „Straits Settlements“, die in politischer wie in commercieller Beziehung am wenigsten wichtige. Diese Gegend war noch vor wenigen Jahren wegen der daselbst verübten Seeräubereien arg berüchtigt. Eingeborene legten in kleinen Booten mit Waaren aller Art an die vorbeisegelnden Schiffe an, und indem sie dieselben mit Früchten und frischen Lebensmitteln versahen, spionirten sie zugleich die Bemannung und Vertheidigungsfähigkeit der Schiffe, und es kam dann häufig vor, daß wenig wehrfähige Fahrzeuge, während sie des Nachts in Windstille oder vor Anker lagen, von einer überlegenen Piratenzahl überfallen und ausgeplündert wurden. Selbst Steen Bille erwähnt noch, daß er hier im Jahre 1846 die Kanonen der Galathea mit Schrot laden ließ und die Wachen für die Nacht verstärkte.

Wir fuhren, vom Winde begünstigt, auch die ganze zweite Nacht hindurch und hatten die Genugthuung am Morgen des 15. April, ohne auch nur ein einziges Mal in der Straße ankern zu müssen, die Einfahrt von Singapore zu erreichen. Das Bild, das sich jetzt vor unsern Augen entrollte, war reizend; bergige Waldinseln an der Küste von Sumatra, ein ganzer Archipel kleiner Inseln vor uns und zwischen denselben in den Canälen segelnde Prahu's, chinesische Dschunken, aus- und einlaufende Voll- und Barkschiffe, alles die Nähe eines großen Handelsplatzes verkündend. Eben so glücklich wie die Fahrt durch die Straße, war jene durch das Labyrinth von Inseln, durch welches sich die Schiffe auf die Rhede von Singapore durchwinden müssen. Und diese Rhede selbst, welcher Anblick nach den einsamen Gestaden der nikobarischen Inseln! Tausende Schiffe jeglicher Größen und Formen, mit den Flaggen aller seefahrenden Völker der Erde! Wir trafen die englische Fregatte Amethist und die Propeller-Corvette Niger auf der Rhede und warfen in deren Nähe gegen zwei Uhr Nachmittags in dreizehn Faden Grund den Anker. Bald darauf kam ein Officier des Amethist an Bord uns zu begrüßen und zugleich die traurige Mittheilung zu machen, daß die Cholera seit mehreren Wochen in der Stadt ausgebrochen sei und auch auf den Schiffen im Hafen große Verheerungen anrichte. Eben war wieder ein Matrose und der Capitän eines englischen Kauffahrers dieser furchtbaren Seuche binnen wenigen Stunden erlegen und die Schiffe hatten als Zeichen der Trauer die Flagge auf halben Stock gesenkt. Diese Nachricht änderte mit einem Male alle vorher gefaßten Pläne und Absichten in Bezug auf unsern Aufenthalt

in Singapore, und hätten wir nicht eine Verproviantirung dringend nöthig gehabt, wir wären sogleich wieder unter Segel gegangen. Allein unter den waltenden Umständen mußten wir mindestens fünf bis sechs Tage in Singapore verweilen, und diesen Aufenthalt benützten wir, um möglichst viel von dieser merkwürdigen Ansiedlung und ihren nicht minder interessanten Bewohnern zu sehen und kennen zu lernen.



Iwi's und Geräthe.



Singapore.

Aufenthalt vom 15. bis 21. April 1858.

Lage der Insel. — Aeltere Geschichte derselben. — Von Sir Stamford Raffles der britischen Regierung zur Gründung eines freien Emporiums für alle seefahrenden Völker der Erde vorgeschlagen. — Die Insel geht in den Besitz der englischen Krone über. — Wunderbarer Aufschwung unter dem Einflusse einer freisinnigen Handelspolitik. — Verkürzter Aufenthalt in Folge der herrschenden Seuche. — Beschreibung der Stadt. — Tiger. — Gambir. — Betelstrauch-Pflanzungen. — Bevölkerung. — Vergleich zwischen chinesischer und europäischer Arbeit. — Klima. — Diamantenhändler. — Schwerfälligkeit der Geldtransactionen. — Bereitung des Perl-Sago. — Opiumladen, Opiumfabrik und Opiumraucher. — Geistige Regsamkeit. — Zeitungen. — Logan's Journal of the Indian Archipelago. — Schule für malayische Kinder. — Gerichtsverhandlungen. — Besuch der Strafcolonie für farbige Verbrecher. — Ein chinesischer Provianthändler in seinem Geschäft und zu Hause. — Unglücksfall am Bord. — Abreise von Singapore. — Die Novara durchschneidet das dritte Mal den Aequator. — Schwierige Fahrt durch die Gasparstraße. — Sporadisches Auftreten der Cholera am Bord. — Tod eines Schiffsjungen. — Erstes Begräbniß in See. — Trauergottesdienst für Marschall Radetzky. — Seeschlangen. — Ankunft in der Rhede von Batavia.

Die Insel Singapore oder Singhapura[1] ist an der südlichen Spitze der Halbinsel von Malakka gelegen, von welcher sie blos durch eine, durchschnittlich kaum eine Meile breite Wasserstraße getrennt ist. Ihre Längenausdehnung von Osten nach Westen beträgt 25½, jene von Norden nach Süden 14 englische Meilen. Die Oberfläche der Insel wird auf 206 englische Quadratmeilen angenommen, also ungefähr siebenzigmal die Größe der Insel Wight bei Portsmouth.

Bis zum Jahre 1819 war Singapore eine öde Waldwüste und die einzige Ansiedlung auf derselben bestand aus ein paar armseligen malayischen

[1] Löwenstadt, von Singha, im Sanskrit Löwe, ein Titel indischer Residenzen, dem wir auch in Singhala, Löwenreich, wieder begegnen, wie Ceylon in seinen ältesten Annalen genannt wird.

Fischerhütten, der Schlupfwinkel von Piraten, welche zu jener Zeit die Schifffahrt in diesen Gewässern so gefährlich machten. Da wurde nach der Zurückgabe der holländischen Colonien im indischen Archipel, welche bekanntlich während des ganzen europäischen Continentalkrieges bis zum Jahre 1814 im Besitze Englands geblieben waren, der frühere britische Gouverneur von Java, Sir Stamford Raffles, damit beauftragt, den geeignetsten Punkt in den malayischen Gewässern zur Gründung eines freien Emporiums namhaft zu machen, wo sich der allgemeine Verkehr aller handeltreibenden Völker concentriren und entwickeln könnte. England verband damit die Absicht, die, seinen Interessen feindlichen Holländer in diesen Gewässern keinen festen Fuß fassen zu lassen, ein Depot zur Ansammlung für die zum Austausch gegen Thee und Seide in China so wichtigen Producte des Archipels zu gewinnen, und endlich einen geeigneten Hafen zur Aufnahme und Ausbesserung seiner Kriegsschiffe und Kauffahrer zu besitzen, welcher, in der Nähe von Teakholz liefernden Ländern gelegen, zugleich den Vortheil bieten sollte, seine Kriegsschiffe zu einer Zeit mit Baumaterial zu versehen, wo an Eichenholz in England bereits Mangel eintrat.

Nachdem anfänglich die Aufmerksamkeit Sir Stamford's auf verschiedene andere Localitäten gerichtet war, fiel endlich seine Wahl auf Singapore, und bereits am 6. Februar 1819 wehte die englische Flagge von der einsamen Insel, weithin der seefahrenden Welt den Beginn einer neuen Aera verkündend! Indeß kam erst im Jahre 1824 der Cessionsvertrag zu Stande, wonach Holland seine Ansprüche an England abtrat und Singapore, bisher das Besitzthum des Sultans von Djohore, gegen eine Summe von 60.000 spanischen Dollars und einer jährlichen Leibrente von 24.000 Dollars völlig in den Besitz Englands überging. Die Sclaven auf der Insel erhielten die Freiheit, alle Monopole wurden abgeschafft und Singapore zum Freihafen erklärt. Merkwürdiger Weise war die Wichtigkeit Singapore's als Ansiedlungspunkt bereits ein Jahrhundert früher durch Capitän Alexander Hamilton gerühmt und hervorgehoben worden, welcher diese Gewässer zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts besuchte und in einem Werke: A new account of the East Indies (ein neuer Bericht über Ostindien), seinen Aufenthalt in Djohore im Jahre 1703 auf seiner Reise nach China umständlich beschreibt. Hamilton erzählt darin, wie ihm der Sultan von Djohore die Insel zum Geschenk machen wollte, und er dieses Anerbieten mit der Bemerkung

ausschlug, daß diese Insel einem Privatmanne nicht dienen könne, wohl aber für eine Colonisation und einen Handelsplatz ganz vortrefflich gelegen sei, weil die Winde daselbst alle Ausfahrt und Einfahrt in die Gewässer rings umher ungemein begünstigten.[1] Wenn Sir Stamford Raffles Wahl, dem die Angabe Hamilton's völlig unbekannt war, hundert Jahre später auf die nämliche Localität fiel, so zeugt dies eben so gut von der Vortrefflichkeit ihrer Lage, wie vom richtigen Blick des Gründers der britischen Niederlassung.

Vor der Ankunft der Europäer in Indien um das Cap der guten Hoffnung, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, lag der Handel dieser Länder ausschließlich in den Händen von Arabern und Hindus, welche als Vermittler dienten zwischen dem weiten Osten und Europa. Jede Insel im Archipel hatte im Verhältniß zum Reichthume ihrer Producte und der Ausdehnung des fremden Verkehres einen oder mehrere Seehäfen, in welchen die Bodenerzeugnisse der sie umgebenden Districte und Inseln aufgehäuft wurden, bis der Monsun die Ankunft der Kaufleute aus dem Westen gestattete. In der günstigen Jahreszeit liefen nun Araber und Indier mit ihren Schiffen in diese Häfen ein und brachten indische und andere Artikel und Waaren mit, welche sie gegen Gold, Gummi, Gewürz, Schildpatt, Harze, Juwelen und sonstige Producte vertauschten. Acheen im Norden von Sumatra, Bantam auf Java, Goa auf Celebes, Bruni auf Borneo und Malakka auf der malayischen Halbinsel waren die ansehnlichsten dieser Waarendepots und Handelspunkte. Gegenwärtig ist die Bedeutung aller dieser Häfen nur mehr eine historische, während Singapore durch seine außerordentlich günstige geographische Lage und den liberalen Geist seiner politischen Institutionen einen Aufschwung genommen hat, welcher völlig beispiellos dasteht in der Geschichte des Welthandels. Von einem wüsten, dem Verkehr feindlichen Versteck beutegieriger Seeräuber hat sich die Insel in ein blühendes Emporium verwandelt; an 1000 fremde Schiffe und über 3000 malayische Prahu's und chinesische Dschunken laufen jährlich mit Waaren und Producten aller Art beladen ein und aus, und an 110 Millionen österr. Gulden beträgt der Gesammtwerth der jährlich daselbst getauschten Güter! Das hat eine klug berechnete freisinnige Handelspolitik aus einem öden, ungesunden, malayischen Piratennest zu Stande gebracht! Wenn noch ein Zweifel über die glänzenden Resultate eines möglichst

[1] Capt. Alexander Hamilton, A new account of the East Indies, 1688—1723. Edinburgh 1727. 8°. Bd. 2, S. 68.



Singapore.

freien und ungehinderten Verkehres zwischen handeltreibenden Nationen bestehen könnte, so müßte er durch das Schauspiel gehoben werden, welches sich dem Auge des erstaunten Besuchers im Hafen von Singapore, dem Alexandrien des neunzehnten Jahrhunderts, darbietet!

Die Stadt Singapore, am südlichen Ende der gleichnamigen Insel gelegen, wird durch den Singaporefluß, an dessen Ufern sie erbaut ist, in zwei Theile getheilt, und zwar erheben sich am nördlichen Ufer die Kirchen, der Gerichtshof, die Häuser der angesiedelten Europäer und in etwas weiterer Entfernung die Wohnhütten der Eingeborenen und das Kampong-Klam oder Bugisviertel, so genannt weil sich daselbst meistentheils Bugis aus Celebes einfinden, um ihre Geschäfte abzumachen, während am südlichen Ufer, nur wenige Fuß über dem Meeresspiegel, die Magazine, Comptoirs und Verkaufsläden europäischer und chinesischer Kaufleute erbaut sind. Südlich von diesen letzteren und in einer andern kleinen Bucht, New harbour (neuer Hafen) genannt, befinden sich die Gebäude und Docks der ostindischen Dampfschifffahrtsgesellschaft (Peninsular and Oriental Steam-Company).

Hinter der Stadt ragen drei Hügel von geringer Höhe empor, der Perlhügel, der Gouvernementshügel und der Sophienhügel. Der mittlere, auf welchem das Wohnhaus des Gouverneurs steht, erhebt sich ungefähr eine halbe Meile vom Strande am linken Flußufer 156 Fuß über die Meeresfläche. Am Perlhügel, welcher den chinesischen und kaufmännischen Theil der Stadt beherrscht, wird eben eine Citadelle gebaut. Die ganze Umgebung der Stadt ist ein wellenförmiges Hügelland mit etwa 70 Anhöhen von 60 bis 170 Fuß, welche alle mit zierlichen Villas europäischer Kaufleute und Regierungsbeamte oder wohlhabender Chinesen und Malayen gekrönt sind. Die höchste Erhebung ist der Bukit Timah oder Zinnhügel, fast im Mittelpunkte der Insel gelegen, und 519 Fuß hoch. Obschon in wenigen Stunden von der Stadt aus erreichbar, wird derselbe nur äußerst selten als Zielpunkt eines Ausfluges benützt, weil die ihn umgebenden Wälder noch fortwährend der Aufenthalt zahlreicher Tiger sind. Sie sollen vom nahen Festlande über die kaum eine halbe Seemeile breite Straße schwimmend nach der Insel kommen, wo sie reiche Beute finden. Dr. Logan, der vielverdiente Herausgeber der Singapore free Press, versicherte uns, daß noch vor sechs oder sieben Jahren an 360 Eingeborene jährlich von Tigern zerfleischt wurden! Noch gegenwärtig sollen jährlich über 100 Menschen den in den Wäldern der Insel

hausenden Tigern zur Beute fallen. Kurz vor unserer Ankunft waren in einem einzigen Monat (März) vier Menschen von Tigern zerrissen worden. Um diese schaudererregenden Angaben erklärlich zu finden, muß man die große Fahrlässigkeit der Eingeborenen und die eigenthümlichen Culturverhältnisse der Insel in Betracht ziehen. Der Boden Singapore's ist nämlich nicht fruchtbar genug, um gewöhnliche Landwirthschaft zu lohnen. Selbst für die Reißcultur taugt er nicht, so daß sogar dieses Hauptnahrungsmittel der Bewohner von den benachbarten Inseln eingeführt werden muß. So weit die Insel bereits gelichtet ist, ungefähr fünf englische Meilen im Umkreise der Stadt, hat man Versuche mit der Anpflanzung von Muscatnuß-, Gewürznelken- und Fruchtbäumen gemacht. Allein die Mehrzahl der Eingeborenen beschäftiget sich damit, im Buschwald den Gambir- und Betelstrauch zu bauen, deren Blätter bei den betelkauenden Völkern des indischen Archipels als beliebte Kau-Ingredienzien guten Absatz finden. Die Cultur dieser beiden Gewächse ist aber ganz eigenthümlicher Art. Da dieselben den Boden, auf dem sie gebaut werden, rasch aussaugen und ertragsunfähig machen, so befinden sich die Pflanzer gewissermaßen fortwährend auf einer Art Wanderung. Sie hauen das dicke Gebüsch (Jungle) um, pflanzen den Gambir (Nauclea Gambir) und nachdem dieser Strauch ihrem Zwecke gedient, werden dessen dürre Blätter und Aeste als Dünger für den hierauf gepflanzten Betelstrauch (Piper methysticum) verwendet. Nach kurzer Zeit ist der Boden auch für diese Cultur untauglich und bedarf mehrjähriger Ruhe, um irgend einen Anbau wieder lohnend zu machen.

Durch diese Beschäftigung sind nun die Eingeborenen gezwungen, immer tiefer in den Wald einzudringen, um mit der Axt neue, jungfräuliche Stellen für ihre Gambirpflanzungen zu erobern. Sie bringen oft Monate lang im Jungle zu und lassen sich, sorglos wie die südlichen Völker sind, leicht von Raubthieren überraschen. Die Regierung verabsäumt indeß nicht, Maßregeln zu treffen, um diese furchtbaren Gäste so viel als möglich zu verscheuchen. Sie hat eine Prämie von 50 Dollars für jeden auf der Insel erlegten Tiger ausgesetzt und läßt diesen gefährlichen Waldbewohnern energisch nachstellen. Ist man einem Tiger auf der Spur, so wird gewöhnlich von den Eingeborenen eine Grube von 15 bis 20 Fuß Tiefe gegraben, leicht mit Gestrüpp und Gras zugedeckt und dabei eine Ziege, ein Hund oder ein anderes lebendiges Thier angebunden. Sobald nun der beutegierige Tiger das Thier erfassen

will, bricht das Gestrüpp durch und er fällt in die Grube, um sodann mittelst Flintenschüssen getödtet zu werden.

Die Gesammtbevölkerung der Insel beträgt gegenwärtig 100.000 Seelen, von welcher allerdings die meisten, über 60.000, in der Stadt Singapore und den umliegenden Dörfern wohnen. Man trifft hier eine wahre Völkermischung: Europäer, Malayen, Chinesen, Klings oder Eingeborene von der Koromandelküste, Araber, Armenier, Parsis (Feueranbeter), Bengalen, Birmesen, Siamesen, Bugis, Javanen und zeitweilig Besucher von allen Theilen des Archipels. Die Europäer, obschon auf den Handelsverkehr den größten und wichtigsten Einfluß übend, sind am schwächsten vertreten, und kaum dürften mehr als 3 bis 400 auf der ganzen Insel leben. Dagegen überflügelt die chinesische Bevölkerung alle andern und ist noch fortwährend im Zunehmen begriffen. Jedes Jahr kommen mit dem Nordostmonsun im December und Jänner eine große Menge Chinesen nach Singapore, die aus Armuth und Noth ihr Vaterland fliehen. Es giebt Menschen, welche ein eigenes Geschäft daraus machen, Kulies aus China und von der Koromandelküste nach Singapore zu importiren. Am Einschiffungsort verpflichtet sich jeder Kulie gegen den Capitän, bei seiner Ankunft in Singapore ein Jahr lang bei einem europäischen oder einheimischen Herrn in Dienst zu treten und sich das Ueberfahrtsgeld von seinem Monatlohn abziehen zu lassen. Derselbe beträgt gewöhnlich in der ersten Zeit 3 Dollars (6 fl. 60 kr.) monatlich oder 22 Neukreuzer täglich, und von diesem wird dem Kulie monatlich ein Betrag von 1½ Dollar abgezogen, um so allmählig seine Schuld gegen den Schiffscapitän zu tilgen. Das Ueberfahrtsgeld, welches vor wenigen Jahren nur 10 bis 12 Rupien betrug, ist gegenwärtig auf 20 Rupien gestiegen. Nach dem ersten Jahre wird gewöhnlich der Lohn auf 4 bis 5 Dollars monatlich erhöht. Hat aber der Kulie seine Schuld abgezahlt, so ist er frei, und kann dann einen beliebigen Lohn begehren, oder auf eigene Rechnung arbeiten. Die Leichtigkeit des Erwerbes ist für rührige und fleißige Menschen hier so groß, daß wenige Jahre des Aufenthaltes hinreichen, um diese nackten, schmutzigen, abgehärmten Gestalten in reinliche wohlgenährte Arbeiter zu verwandeln und Einzelnen sogar als Pflanzer und Kaufleute zu einem gewissen Wohlstand zu verhelfen. Mehrere Chinesen, welche gegenwärtig Männer von großem Reichthum und Einfluß sind, besaßen kaum einen Dollar, als sie am gastlichen Ufer der englischen Colonie landeten.

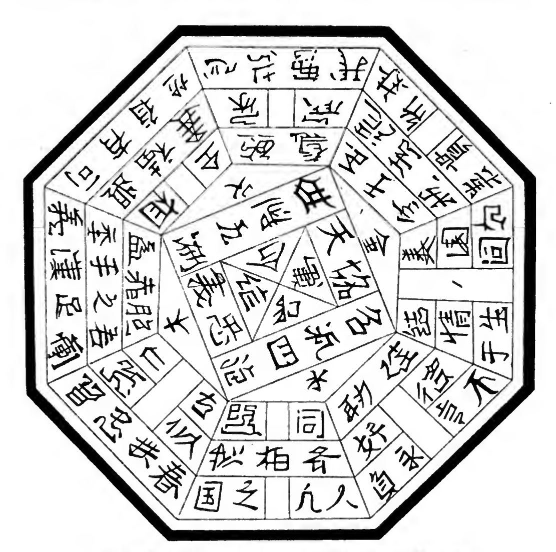
Man schätzt die Zahl der auf Singapore lebenden Chinesen auf nahe 60.000, also auf fast zwei Drittheile der Gesammtbevölkerung der Insel.

Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn die langzöpfigen Söhne aus dem Reiche der Mitte in Singapore anfangen einen gewissen Luxus zu entwickeln. Sie besitzen bereits ihr eigenes Theater: eine hölzerne Bude, einem riesigen Marionettenkasten vergleichbar, in dem Schauspieler aus China ihren Singsong produciren, während das Auditorium in einem geschlossenen Hofraume steht und staunend der ziemlich monotonen Darstellung folgt. In Singapore befindet sich zugleich ein chinesischer Tempel von solcher Schönheit, daß es sogar im Reiche der Mitte selbst schwer fallen soll, seines Gleichen zu finden. Es ist dies der Telloh-Ayer in der gleichnamigen Straße mit prächtigen Sculpturen und unzähligen geheimnißvollen Inschriften und seltsamen Figuren aus Stein und Holz. Die Chinesen, welche uns herumführten, waren außerordentlich freundlich und besonders als wir ihnen zum Schluß für ihre Bemühungen einige Silberstücke in die Hand drückten, machten sie ihrem Dankgefühl durch zahlreiche „Tschin-Tschin" Luft, ein Gruß, welcher mit dem „Salam!" der Mohamedaner gleichbedeutend ist.

Viele der Chinesen in Singapore gehören geheimen Gesellschaften (Höes) an, deren Mitglieder sich sowohl zu guten als zu üblen Zwecken verbinden und gegenseitig unterstützen. Ihre Statuten sind so strenge, und die geringste Uebertretung derselben wird so furchtbar geahndet, daß man kaum ein Beispiel kennt, wo sich ein Mitglied eine Denuncirung oder einen Verrath hätte zu Schulden kommen lassen. Wir haben eine auf ein rothes baumwollenes Gewebe gedruckte Legitimation der geheimen chinesischen Gesellschaft der Hoei oder Tinté-hyy (zu deutsch: Bruderschaft des Himmels und der Erde) mitgebracht, welche mit einundneunzig Schriftzeichen bedruckt ist, deren Uebersetzung sowohl, wie die folgenden Mittheilungen über den Zweck dieser merkwürdigen Gesellschaft wir der Güte des berühmten Sinologen Herrn Professor J. Neumann in München verdanken:

„Die Bruderschaft des Himmels und der Erde spricht es unumwunden aus, daß sie sich vom höchsten Wesen dazu berufen hält, den furchtbaren Contrast zwischen Reichthum und Armuth aufzuheben. Die Inhaber der irdischen Macht und des Vermögens sind nach ihrer Ansicht unter denselben Ceremonien in die Welt gekommen, und gehen auf dieselbe Weise hinaus, wie ihre betrogenen Brüder, die Unterdrückten, die Armen. Das höchste Wesen wolle nicht, daß

Millionen zu Sclaven einzelner Tausende verdammt werden. Vater Himmel und Mutter Erde haben nie und niemals den Tausenden ein Recht gegeben, das Eigenthum der Millionen Brüder zur Befriedigung ihrer Ueppigkeit zu verschlingen. Den Großen und Reichen war der Besitz ihres Vermögens vom höchsten Wesen nie als Sonderrecht verpachtet; es besteht vielmehr in



Legitimationskarte der geheimen chinesischen Gesellschaft Hoei oder Tinte-hng

der Arbeit und in dem Schweiße ihrer Millionen unterdrückten Brüder. Die Sonne mit ihrem strahlenden Antlitz, die Erde mit ihren reichen Schätzen, die Welt mit ihren Freuden ist gemeinschaftliches Gut, welches zur Bestreitung der Bedürfnisse von Millionen nackter Brüder aus den Händen der Tausende zurückgenommen werden muß. Die Welt soll endlich einmal

von allem Druck und Jammer erlöst werden; dies muß mit Vereinigung angefangen, mit Muth und Kraft fortgesetzt und vollendet werden. Der edle Samen der Bruderschaft darf nicht unter dem Unkraut erstickt werden; vielmehr ist es Pflicht, das Alles überschattende Unkraut zum Vortheil des guten Samens zu vernichten. Die Aufgabe ist freilich groß und schwierig, allein man bedenke, es kommt kein Sieg, keine Erlösung ohne Sturm und Kampf. Bis die größte Zahl der Einwohner aller Städte einer Provinz den Eid der Treue geleistet, mag jeder scheinbar den Mandarinen gehorchen, sich durch Geschenke mit der Polizei befreunden. Unzeitige Aufstände schaden dem Plane. Ist die größere Zahl der Einwohner in den Städten und in den Provinzen mit dem Bunde zur Einheit verschmolzen, dann sinkt das alte Reich in Schutt zusammen, und man kann das neue auf den Trümmern des alten gründen. Die Millionen glücklicher Brüder werden einst die Gründer dieser segensvollen Ordnung an ihren Gräbern verherrlichen, eingedenk der großen Wohlthat, die ihnen zu Theil geworden: der Erlösung aus den Fesseln und Klammern der verdorbenen Gesellschaft."

Das Vereinssiegel dieser Bruderschaft des Himmels und der Erde ist mit vielen Schriftzeichen bedeckt und vieleckig in seinem Innern zur Bezeichnung der Hauptglückseligkeiten, nach chinesischer Denkweise: Weisheit, Gerechtigkeit, Nachkommenschaft, Ehre und Reichthum. Diesen Glückseligkeiten entsprechen ihre Elemente: Erde, Holz, Wasser, Metall und Feuer, deren Charaktere an den Ecken des Siegels angebracht sind. Unmittelbar darunter sieht man andere Schriftzeichen des Sinnes: kräftige, unerschrockene Führer, chinesische Helden stehen fest zusammen, unerschütterlich. Dann folgen eine Anzahl Sprüche, zum Theil symbolischer Bedeutung und in gemessener Sprache, wie:

So steht die Heldenschaar im festen Bund,
Und horcht auf des hochweisen Führers Mund.

Ein Band verknüpft die älteren und jüngeren Brüder; in Schlachtordnung schaaren sich vereint die älteren und jüngeren Brüder. Jeder steht bereit dem Winke des Häuptlings zu gehorchen. Wie der angeschwollene Bergstrom die Ebene überschwemmt, so ergießen sich unermeßliche Schaaren von allen Seiten:

„Misch braun, weiß und roth
Und den Feind schlag todt."

In den britischen Besitzungen, wo die Regierung diesen Gesellschaften keinerlei Werth beilegt und, so lange nur sonst kein Verstoß gegen die Landesgesetze geschieht, ruhig gewähren läßt, sind derlei Verbindungen auch in der That ohne Bedeutung und üble Folgen; in Holländisch-Indien aber, wo die Regierung ihre Unterthanen noch immer bevormundet, und namentlich gegen die daselbst angesiedelten Chinesen höchst strenge verfährt, sollen diese geheimen Vereine einen weit gefährlicheren Charakter annehmen, und sogar Mordthaten aus rein politischen Gründen nicht selten sein.

Die Malayen sind die eigentlichen Eingeborenen Singapore's und ihre Sprache ist auch die am meisten gebräuchliche, die Umgangs- und Verkehrssprache. Aber als Feldarbeiter werden sie von den Chinesen bei weitem übertroffen, welche viel ausdauernder, ruhiger und gewandter sind. Von mehrfachem Interesse ist in dieser Hinsicht ein Vergleich, welchen ein Regierungs-Ingenieur Mr. J. Thompson in Singapore vor einigen Jahren zwischen europäischer und asiatischer Arbeit anstellte.[1] Um in England eine Mauer von 306 Kubikfuß Höhe aufzuführen, würde nach Thompson's Berechnung ein Maurer und ein Taglöhner $4^{44}/_{100}$ Tage nöthig haben und dafür der erstere $5^{1}/_{2}$ Schilling (2 fl. 75 kr.), der letztere $3^{1}/_{2}$ Schilling (1 fl. 75 kr.) Taglohn erhalten. In Singapore würde dieselbe Arbeit, von Chinesen ausgeführt, $8^{54}/_{100}$ Tage in Anspruch nehmen, und der tägliche Arbeitslohn für den chinesischen Maurer 38 Cents (84 kr.), für dessen Gehülfen 20 Cents (44 kr.) betragen. Die chinesische Arbeitszeit verhält sich daher in diesem Falle zur englischen, wie 100 zu 52; der chinesische Arbeitslohn dagegen verhält sich zum englischen wie 100 zu 351. Ein anderer interessanter Vergleich ist folgender: Es handelte sich in Singapore darum, einen Sumpf auszufüllen, wozu das Material von den beiden Enden desselben genommen werden konnte. Der Sumpf hatte 1200 Fuß Länge, war 1 Fuß tief und 21 Fuß breit. Die Arbeit wurde Chinesen in Contract gegeben und in 326 Arbeitstagen (zu 13 Cents oder $28^{3}/_{5}$ Kreuzer täglich) vollendet. Ein englischer oder wohl überhaupt europäischer Arbeiter würde die nämliche Arbeit in 187 Tagen ausgeführt haben, so daß sich hier ebenfalls chinesische oder asiatische Arbeitszeit zur englischen oder europäischen im Allgemeinen wie 100 zu 57 verhält.

Diese Angaben sind indeß keineswegs stichhältig, um den Beweis zu liefern, daß der Chinese weniger physische Stärke besitze, als der europäische

[1] Vergleiche Logan's Journal of the Indian Archipelago, December 1849.

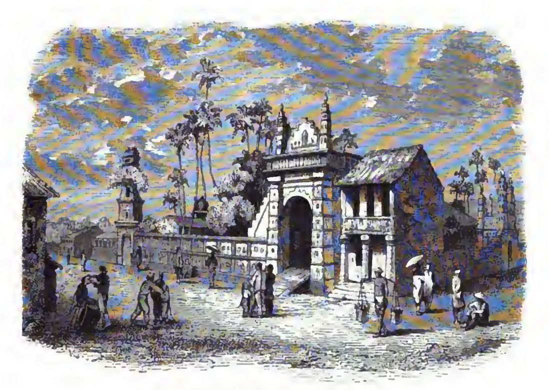
Arbeiter; denn man darf nicht außer Acht lassen, daß der eine diese Arbeit in einem mäßigen, der andere in einem ungemein heißen Klima verrichtet, wo der europäische Arbeiter bald zu Grunde gehen oder jedenfalls bedeutend an Kraft und Stärke einbüßen würde. Ja es scheint sich sogar für den Chinesen der Vortheil über den europäischen Arbeiter herauszustellen, daß ersterer ohne Nachtheil für seine Gesundheit in den verschiedensten Klimaten angestrengt zu arbeiten vermag. Die mitgetheilten Vergleiche sind daher hauptsächlich nur in so fern werthvoll und nützlich, als sie das Verhältniß menschlicher Arbeitskraft in Fällen zeigen, wo es sich darum handelt, gewisse Unternehmungen nach bekannten, zu ähnlichen Arbeiten in Europa in Beziehung stehenden Thatsachen zu schätzen.

Nächst den Chinesen sind die Klings oder Eingeborenen von der Koromandelküste am meisten gesucht als Bootführer, Kutscher, Hausirer, Packträger und Hausdiener bei den Europäern sowohl, wie bei ihren eigenen wohlhabenden Landsleuten. Durch ihre äußerst nüchternen Gewohnheiten erwerben sie sich rasch Geld und kehren dann in der Regel wieder in ihre Heimat zurück, obschon sich manche von ihnen auch dauernd in Singapore niederlassen. Die hier lebenden Armenier sind meist gleich den Europäern Kaufleute; die Araber sind Abkömmlinge jener mohamedanischen Priester und Kaufleute,. welche schon die Portugiesen hier antrafen, als sie diesen Theil der Erde zum ersten Mal besuchten, und ergänzen sich zuweilen, wennschon höchst selten, durch neue Ankömmlinge aus dem Mutterlande.

Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit der Bevölkerung von Singapore besteht in der großen numerischen Ungleichheit der Geschlechter. Das Verhältniß der weiblichen Bewohnerschaft zur männlichen ist wie 1 zu 7. Die wesentlichste Ursache dieser Erscheinung liegt in dem Umstande, daß bisher die Auswanderung der Frauen aus China völlig untersagt war, daher die meisten chinesischen Einwohner, welche den Hauptbestandtheil der ganzen Bevölkerung ausmachen, unverheiratet sind. Unter ihnen ist das Verhältniß der weiblichen zu den männlichen Ansiedlern wie 1 zu 13.

Die Gesundheitsverhältnisse Singapore's sind nicht immer so ungünstig, wie sie es zur Zeit unsers Besuches waren, vielmehr galt das Klima der Insel seit den vorgenommenen Lichtungen in der Nähe der Stadt als gesund; das Auftreten der Cholera war eine ganz neue, und daher um so mehr

schreckenerregende Erscheinung. Die Temperatur ist das ganze Jahr hindurch ziemlich gleichmäßig. Fünfjährige Beobachtungen ergeben im Durchschnitt 27.4° C. (Mai) als den höchsten und 26.4° C. (Jänner) als den niedersten Thermometerstand. Ein einziges Mal im Laufe von fünf Jahren erreichte das Thermometer eine Höhe von 30.8° C. (Juni), und fiel nur ein Mal (Jänner) auf 23.8° C. Vergleicht man die dermalige Temperatur mit jener vor 30 Jahren, so ergiebt sich, daß die Wärme seit der Entstehung der Ansiedlung um mehr als 3 Grade zugenommen hat, eine Erscheinung, deren



Moschee in einer der Hauptstrassen von Singapore.

Ursache in der Vermehrung der Bauten, den vielen Lichtungen, fünf Meilen im Umkreise der Stadt, und wohl auch in dem Orte liegen dürfte, wo diese Beobachtungen angestellt wurden.

Es giebt keine eigentliche nasse Zeit in Singapore. Regen fällt in jedem Monat das ganze Jahr hindurch, wennschon von August bis December in größerer Menge. Nach vierjährigen Beobachtungen betrug die Quantität des jährlichen Regenfalles durchschnittlich 93 englische Zoll. Diese ziemlich gleichmäßige Vertheilung des Regens über das ganze Jahr verleiht

der Vegetationsdecke ein ewig grünes Ansehen und macht den Wechsel der Jahreszeiten völlig vergessen.

Auch in Singapore erfreuten sich die Mitglieder der Novara-Expedition von allen Classen der Gesellschaft der zuvorkommendsten, herzlichsten Aufnahme; Jedermann war bemüht uns schnell mit allem bekannt zu machen, was die Stadt des Interessanten und Sehenswerthen bietet. Nach einer flüchtigen Wanderung durch die belebtesten Straßen mit ihrem bunten Völkergewühl, welches uns recht deutlich machte, wie Handel das Hauptgeschäft der Bevölkerung ist, traten wir in die Waarenlager mohamedanischer Kaufleute, und unsere Blicke fielen auf die verschiedensten Producte Indiens.

In einem dieser Laden zeigte man uns mehrere sehr werthvolle Diamanten aus Borneo, von welchen der eine 17 Karat Gewicht hatte und 4000 Pfund Sterling kostete, während ein zweiter von 19 Karat, der minder rein und glanzvoll war, für 2000 Pfund Sterling angeboten wurde. Der Verkäufer, ein Mohamedaner, trug selbst einen Diamantring am Finger, welchen unser Begleiter auf 1000 Pfund Sterling schätzte. Bei mehreren Kaufleuten sahen wir in der Hausflur malayische Diener mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden sitzen, welche ganze Haufen spanischer Silberthaler vor sich liegen hatten und eifrig mit dem Zählen derselben beschäftigt waren. Der spanische oder mexicanische Thaler (Dollar) hat hier nämlich allein Curs, und alle Zahlungen geschehen fast ausschließlich in dieser Münze, während Gold, selbst englisches, im Handel nur ungern und mit Verlust angenommen wird. Der völlige Mangel eines andern Verkehrsmittels als Silber macht Geldtransactionen höchst schwerfällig, indem man einen Karren benützen muß, um eine Summe von einigen tausend Gulden einzucassiren und heimzuführen.

Obwohl, wie schon bemerkt, Handel der Haupterwerb der Insel ist und im Allgemeinen jeder Zweig der Industrie vor seinem überwältigenden Einflusse verschwindet, so giebt es doch eine Manufactur in Singapore, welche eine ganz besondere Erwähnung verdient. Es ist dies die Bereitung des Perl- oder weißen Sago's aus dem rohen Producte, das von der Nordwestküste der Insel Borneo und der Nordostküste Sumatra's gebracht wird. Fast der ganze Sago, der im Handel vorkommt, wird hier bereitet, und zwar fast ausschließlich durch chinesische Arbeiter. Man gewinnt den Sago bekanntlich aus dem Marke mehrerer Palmen-Arten, namentlich aber aus dem

der Sagus Rumphii und Sagus laevis, welche eine ziemlich beschränkte Verbreitungssphäre haben und nicht wie die kosmopolitische Kokospalme dem ganzen Gürtel der Tropenzone in der alten und neuen Welt angehören. Der Stamm der Sagopalme, wenn umgehauen, ist ein Cylinder von ungefähr 20 Zoll im Durchmesser und 15 bis 20 Fuß Länge, der, von der holzigen Faser getrennt, beiläufig 700 Pfund Stärkmehl enthält. Man mag sich eine Vorstellung von dem außerordentlichen Reichthum des Ertrages machen, wenn wir beifügen, daß drei Sagopalmen eben so viel Nahrungsstoff liefern, wie eine mit Weizen bebaute Acre Landes. Ein mit Sagopalmen bepflanztes Grundstück von der Ausdehnung einer englischen Acre liefert etwa 313.000 Pfund Sago, oder so viel Nahrungsstoff als 163 Acres Weizenlandes. Der Sago ist jedoch nicht im Verhältniß geschmackvoll und nahrhaft als er ergiebige Ernten liefert, und nirgends, wo Reiß gedeiht, wird derselbe dieser Nahrungspflanze vorgezogen. Wir besuchten die größte Sagofabrik in Singapore, in welcher der Sago, wie er im rohen Zustande aus Borneo und Sumatra kommt, gewaschen, geröstet und in sogenannten Perl-Sago verwandelt wird. Die Quantität des auf diese Weise bereiteten Palmenmarkes beträgt jährlich an 100.000 Centner.

In Singapore war es zugleich, wo wir zum ersten Mal Gelegenheit fanden, mit Opiumrauchernin Berührung zu kommen und die vielfach schädlichen Wirkungen dieser aus handelspolitischen Gründen den Chinesen gewissermaßen aufgezwungenen Sitte kennen zu lernen. Obschon es in Singapore fast in jeder Straße Locale giebt, in welchen Opium verkauft und geraucht wird, sogenannte Licensed Opium shops, so besteht daselbst doch der bessern Controle wegen nur Ein einziger Ort (von den Engländern Opium farm genannt), wo das Opium aus dem Naturproducte zum Rauchen bereitet wird und von welchem alle Detailhändler kaufen müssen.

Bevor wir unsern Besuch in dieser merkwürdigen Fabrik schildern, wollen wir einige Bemerkungen über jene Pflanze vorausschicken, deren trunkenmachender, giftiger Milchsaft so wunderbare Wirkungen auf den menschlichen Organismus hervorbringt. Die Mohnpflanze (Papaver somniferum) wird hauptsächlich in den Districten Benares, Patna und Malwa in Hindostan gebaut. Ihre Cultur ist eine äußerst mühsame, unsichere, indem die zarten Pflänzchen fortwährende Sorge und Pflege, wiederholte Bewässerung, so wie Reinigung und Lockerung des Bodens bedürfen, und dabei noch immer

der Gefahr des Zerstörens durch Insecten oder des Verderbens durch Winde, Hagel und unzeitige Regen ausgesetzt sind. Die Blüthezeit der Pflanze ist im Februar, drei Monate später ist der Same reif. Die Einschnitte in die Kapsel geschehen aber schon zwei bis drei Wochen früher, sobald sich dieselben mit einem feinen weißen Mehlstaub bedecken. Das dazu verwendete Instrument besitzt drei Spornen mit feinen Spitzen, die mit Baumwolle umwickelt werden, damit sie beim Einritzen nicht zu tief eindringen, weil sonst der Saft, der nach außen entquellen soll, in das Innere der Kapsel abfließen würde. Jede Pflanze wird dreimal in drei auf einander folgenden Tagen verwundet. Die Operation beginnt mit der warmen Morgensonne; der verdickte Milchsaft wird in der nächsten Morgenkühle abgeschabt und am vierten Morgen wird jede Pflanze von neuem geprüft, ob sie noch Saft giebt, gewöhnlich ist sie aber schon erschöpft. Der abgeschabte verdichtete Milchsaft wird in ein Gefäß mit Leinsaatöl gethan, damit er nicht vertrockne, und hierauf durch Handkneten in runde platte Kuchen oder Ballen bis zu vier Pfund Gewicht verwandelt, die etwa vier bis fünf Zoll im Durchmesser haben und, mit Mohn- und Tabakblättern umhüllt, auf irdenen Schüsseln zum Trocknen ausgebreitet werden, bis sie sich zum Verkaufe eignen. In diesem Zustande gelangt das Opium, in Kisten zu zehn Ballen oder vierzig Pfund verpackt und mit der Spreu des Mohnsamens festgelegt, aus der Hand des Bebauers oder Speculanten zu bestimmten Preisen an die Agenten der ostindischen Compagnie und später in den Handel. Die äußerst mühsame und unsichere Cultur der Mohnpflanze soll dem Landmanne weit weniger einbringen, als der minder beschwerliche Anbau von Tabak oder Zuckerrohr, und nur die stets bereiten, baren Geldvorschüsse der Agenten der ostindischen Compagnie verleiten ihn zur Opiumcultur. [1]

Im Opiumfarm zu Singapore sahen wir nun diesen, aus der Mohnpflanze gewonnenen Milchsaft in eigentliches rauchbares Opium oder Tschandù verwandeln, indem derselbe in großen halbrunden messingenen Pfannen gekocht, durch Filze geseiht, und sodann neuerdings einem schwachen Feuer ausgesetzt wird, bis er endlich wieder verdickt und dem Theriak oder Syrup ziemlich ähnlich sieht. Dieser ganze Proceß nimmt vier bis fünf Tage in

[1] Der Reineertrag einer, mit der Mohnpflanze bebauten Acre Landes soll sich auf nur 20 bis 30 Rupien (20 bis 30 Gulden östereichisch) belaufen und etwa 30 Pfund Opium liefern. Das aus dem Samen der Pflanze gewonnene Oel giebt außerdem per Acre einen Gewinn von 2 bis 3 Rupien.

Anspruch. Ein Kuchen oder Ballen verdickten Mohnsaftes kostet den Fabricanten 20 Dollars. Aus zehn solchen Ballen oder vierzig Pfund rohen Mohnsaftes, dem üblichen Gewicht der Kisten, wie sie aus Hindostan kommen, werden durchschnittlich 216 Tiles (sprich Teils) oder 18 englische Pfund Opium gewonnen. Im Verkaufsladen hat das Opium Silberwerth. Wir sahen den chinesischen Verkäufer einen spanischen Dollar statt eines Gewichtstückes in die eine Wagschale legen und denselben in der andern mit Opium aufwiegen. Ein Tschih, ungefähr 1/8 Loth, die gewöhnliche Quantität, welche ein Raucher verbraucht, kostet 17 1/2 Cents (38 Neukreuzer). Der Pächter dieser Opiumfabrik bezahlt der Regierung, wie man uns sagte, einen Pachtschilling von 3000 Pfund Sterling monatlich für das ausschließliche Recht, rauchbares Opium oder Tschandù zum Verbrauche auf der Insel bereiten zu dürfen.

Jedesmal, so oft die Apparate in Thätigkeit gesetzt werden, werfen die bei der Opium-Bereitung beschäftigten Chinesen, wie dies überhaupt beim Beginn irgend einer Arbeit zu geschehen pflegt, eine Anzahl allenthalben in großer Menge vorräthiger, auf einer Seite bedruckter, papierner Octavblätter (tschin-tschin-sóa) unter Hersagung gewisser Gebetformeln ins Feuer. Auf diesen ganz rohen Fabricaten sind theils Gebete in chinesischer Sprache, theils Zeichnungen enthalten, welche die Wünsche der Opfernden illustriren sollen und gewöhnlich nur in sehr flüchtigen Umrissen jene Gegenstände vorstellen, deren Besitz sie von den Göttern zu erflehen gedenken. Indem die chinesischen Arbeiter diese Papierstreifen in einem eigens diesem Zwecke geweihten, den Taufbecken in christlichen Kirchen nicht unähnlichen, kupfernen Gefäße verbrennen, glauben sie, daß ihr Anliegen als Rauch gegen Himmel dringe, und so zur Kenntniß des einen oder andern ihrer Schutzgötter gelange. Auch in allen Tempeln und Pagoden befinden sich diese papiernen Vermittler chinesischer Wünsche an chinesische Gottheiten in großer Menge zum Gebrauch für gläubige oder vielmehr leichtgläubige Seelen vorräthig.

Die Arbeiter der Opiumbereitungs-Anstalt erhalten einen Theil ihres Arbeitslohnes in Opium vergütet. Die meisten von ihnen sind selbst Opiumraucher und dadurch um so sicherer an die Fabrik gefesselt. Wir sahen eine Anzahl derselben in düstern, schmutzigen, spelunkenartigen Räumen hinter dunkelblauen Bettvorhängen auf Strohmatten hingestreckt, die brennende Spirituslampe in erreichbarer Nähe, um das Tschandù von Zeit zu Zeit zu erhitzen, und dessen Rauch durch eine eigenthümlich construirte Pfeife

(Yen-tsiang) in die Lungen einzuführen. Die Quantität Opium, welche auf einmal auf die, mit einem dreieckigen, flachen Kopf versehene Nadel genommen wird, beträgt kaum die Größe einer Erbse. Alte, geübte Raucher halten den Athem längere Zeit zurück und hauchen den rückkehrenden Rauch durch die Nase aus. Der Geschmack des halbflüssigen Mohnextractes ist süßlich und ölig, aber der Geruch des heißgemachten Tschandù, welchen uns einer der opiumrauchenden Arbeiter als besonders köstliches Parfum zum Riechen anbot, ist widerlich und fast Brechreiz erregend. Mehrere der Raucher sah man durch die schmutzigen, gasartig-durchsichtigen Vorhänge völlig betäubt und regungslos auf harten Bettgestellen liegen; die Pfeife war ihrer Hand entfallen, die Lampe auf dem Tische vor ihrem Lager im Erlöschen. Sie hätten wahrlich nicht erst der Bettgardinen bedurft, um nicht von lästigen Mücken aus ihren süßen Träumen gestört zu werden, denn sie befanden sich in einem todesähnlichen Zustande, aus dem sie schwerlich irgend ein äußerer Anlaß zu wecken vermocht hätte, so lange die Wirkung des eingeathmeten Giftes fortdauerte. Andere Schmaucher waren eben damit beschäftigt, sich in einen ähnlichen Zustand wie ihre betäubten Genossen zu versetzen, und schienen sich im Allgemeinen wenig um das, was neben ihnen vorging, zu kümmern. Nur einer der Arbeiter, welcher sich in einer höchst aufgeregten Stimmung befand und ungemein schwatzhaft war, erklärte uns, daß er ungefähr um einen Schilling Werth Opium rauchen müsse, um einzuschlafen, und bemerkte, wie nichts peinlicher und unerträglicher sei als eine blos halbe Betäubung, wenn nicht mehr Opium noch Geld vorhanden, um sich in einen vollkommenen Schlafzustand versetzen zu können. Der ganze Organismus ist dann in einer fürchterlichen Aufregung, man verspürt heftiges Kopfweh, Magendrücken, Ueblichkeiten, kurz alle die bösen Folgen des Opiumgebrauches, ohne dessen genußreiche Wirkungen. Gewöhnlich dauert der trunkene, schlafähnliche Zustand eines Opiumrauchers zwischen 40 bis 60 Minuten, sodann kehrt allmählig das Bewußtsein wieder, ohne daß momentan vom Einathmen der giftigen Substanz irgend eine schädliche Wirkung verspürt würde.

In Singapore, wo verhältnißmäßig ziemlich hoher Lohn bezahlt wird, und die chinesische Bevölkerung vorherrschend ist, beträgt die jährliche Opium-Consumtion 330 Gran per Kopf. Auf der Insel Java, wo in Folge gewisser Beschränkungen von Seite der Regierung die chinesische Bevölkerung nur $^1/_{100}$ der Gesammtzahl der Einwohner ausmacht, erreicht sie kaum 40 Gran

per Individuum. Selbst in China, wo doch dieses gefährliche Betäubungsmittel einen so ungeheueren Absatz findet, beläuft sich der Verkauf auf nicht mehr als 140 Gran per Raucher, was indeß hauptsächlich in der Armuth des Volkes seinen Grund hat, dem häufig dieser Genuß unerschwinglich ist. Es fehlen uns leider genaue Angaben über die Zahl der Opiumraucher und die Quantität des Opiumverbrauches in Singapore, dagegen schätzt ein nordamerikanischer Missionär, Mr. Allen, die Zahl der Personen, die sich im chinesischen Reiche diesem Laster ergeben, auf vier bis fünf Millionen, welche jährlich ungefähr 50.000 Kisten Opium consumiren. Die Quantität des, von jedem einzelnen Raucher täglich verbrauchten Opium ist außerordentlich verschieden. Im Anfange vermag ein Raucher nicht mehr als drei bis vier Gran auf Einmal einzuathmen, aber allmählig, durch die Gewohnheit vermehrt sich die Dosis, bis endlich alte Habitués über 100 Gran täglich verschmauchen sollen! Viele Chinesen geben zwei Drittheile ihres täglichen Erwerbes auf den Ankauf dieses, ihnen unentbehrlich gewordenen Artikels aus.

Die Sitte des Opiumessens in Pillenform, wie sie durch den ganzen mohamedanischen Orient besteht und wahrscheinlich in Folge des Weinverbotes bei den Dienern des Korans um so leichter Eingang gefunden hat, soll nach dem Urtheile von Aerzten weit weniger schädlich sein und viel langsamer den Organismus angreifen als das Rauchen und die directe Einathmung in die Lungen, so wie auch die Wirkung des erstern eine verschiedene ist.

Wir werden Gelegenheit finden, während unseres Aufenthaltes in China, auf dieses glänzendste, einträglichste, aber auch schmachvollste Monopol der britisch-ostindischen Compagnie zurück zu kommen, das Millionen Menschen in eine furchtbare Sclaverei stürzt und gegen dessen Fortsetzung die chinesische Regierung zu wiederholten Malen, wenn auch ohnmächtig und vergeblich, Verwahrung eingelegt hat. Würdig eines christlichen Monarchen sind die Worte des götzenanbetenden Kaisers von China, welcher, als man im Jahre 1840 in ihn drang, die Opiumeinfuhr zu einer Staatseinnahme zu machen, erwiederte: „Es ist wahr, ich kann die Einfuhr dieses fließenden Giftes nicht hindern, gewinnsüchtige und verderbte Menschen werden aus Habgier oder Sinnlichkeit die Erfüllung meiner Wünsche stets zu Nichte machen, aber nichts wird mich bewegen, aus dem Laster und dem Elende meines Volkes einen Gewinn zu ziehen!“

Trotzdem daß verhältnißmäßig nur sehr wenige Europäer in Singapore leben und die ganze Zeit der Bewohner durch Handelsgeschäfte absorbirt zu werden scheint, herrscht doch daselbst viele geistige Regsamkeit. Mehrere Journale in englischer Sprache, unter welchen die von Mr. A. Logan redigirte Singapore Free Press den ersten Rang einnimmt, bringen höchst werthvolle, wichtige Mittheilungen aus allen Theilen des östlichen Asiens; das von dem weitbekannten Mr. J. H. Logan (einem Bruder des Redacteurs) seit Jahren mit Geschick und Umsicht redigirte Journal of the Indian Archipel ist eine wahre Fundgrube für den Forscher, welcher die Geschichte des indischen Archipels und der Völker desselben zum Gegenstande seines Studiums macht. Dasselbe enthält ungemein werthvolle Beiträge zur Bereicherung unserer Kenntniß über diese höchst merkwürdigen Länder, welche noch einer so großartigen Entwicklung fähig sind.

Auch eine Art naturhistorisches Museum nebst einer Bibliothek von mehreren tausend Bänden und einem reichlich mit Journalen ausgestatteten Lesezimmer, unter der Bezeichnung Singapore Institution, besitzt die Ansiedlung. Das Unternehmen ist auf Actien (zu 40 Dollars das Stück) gegründet und wird durch Jahresbeiträge im Belaufe von 24 Dollars von jedem Theilnehmer unterhalten, wodurch das Recht zur Benützung einer wohlgewählten Büchersammlung und einer großen Anzahl englischer und französischer Journale und Monatsschriften erworben wird. Die kleine ethnographische Sammlung besteht größtentheils in Gegenständen aus Borneo, Sumatra und den benachbarten Inselgruppen.

Unter den Unterrichtsanstalten verdient namentlich die Schule für malayische Knaben und Mädchen unter der Leitung des hochverdienten, seit nahezu dreißig Jahren im Archipel als Lehrer thätigen Missionärs Mr. B. P. Keasberry Beachtung und Anerkennung. Die Eltern der daselbst aufgenommenen Kinder müssen sich gegen die Anstalt verpflichten, dieselben mindestens zehn Jahre hindurch der geistigen und leiblichen Pflege des Missionärs zu überlassen und nicht vor Ablauf dieser Frist aus der Anstalt zu nehmen. Diese Clausel war bei dem unstäten Sinn der Malayen nöthig, welche sonst nur zu häufig ihre Kinder gerade in einem Momente der Aufsicht des Missionärs entreißen würden, wo dieselben anfangen, sich für die Lehren des Christenthums und der Civilisation empfänglich zu zeigen. Die Anstalt wird theils durch milde Beiträge, theils durch den Ertrag einer

Buchdruckerei erhalten, in welcher jedoch mit geringen Ausnahmen nur Belehrungs- und Erbauungsschriften in malayischer Sprache gedruckt werden. Mr. Keasberry hatte die Güte uns eine kleine Sammlung der Verlagswerke der letzten Jahre zum Geschenke zu machen, unter welchen sich ein Wörterbuch der englischen und malayischen Sprache, das neue Testament, eine Naturgeschichte, eine Geographie, eine Weltgeschichte, eine biblische Geschichte und zahlreiche Unterhaltungsschriften für die Jugend in malayischer Sprache befanden. Unter letzteren fiel uns die Geschichte Amin's nach einer deutschen Erzählung auf, welche augenscheinlich der weitverbreiteten Kinderschrift „Heinrich von Eichenfels", von dem einst gefeierten Verfasser der Ostereier, nachgebildet ist. Es dürfte dies wohl das einzige Product eines österreichischen Literaten sein, dem die Auszeichnung widerfuhr, in das malayische Idiom übertragen und unter den braunen Völkern des indischen Archipels in tausenden von Exemplaren verbreitet zu werden.

Während eines Besuches des Polizeigerichtshofes (Court of police), wo eben eine öffentliche Verhandlung stattfand, — denn die Chinesen und Malayen unter englischer Herrschaft genießen der Wohlthat des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in Strafsachen, so wie der Schwurgerichte, — hatten wir das Vergnügen, Mr. Windsor Earl, den bekannten Verfasser mehrerer werthvoller Werke über den indischen Archipel und die Papua-Neger, kennen zu lernen, einen Mann von den seltsamsten Lebensschicksalen, welcher gegenwärtig in Singapore den Posten eines Richters bekleidet und durch seine reichen Erfahrungen, so wie seine gründliche Kenntniß der malayischen Sprache sich der Regierung von großem Nutzen erweisen muß. Das Auditorium des Gerichtssaales, in dem nur Fälle, welche weniger als fünfzig Rupien Strafe bedingen, verhandelt werden, bestand zum größten Theil aus Chinesen. Fast alle Beamten, Schreiber, Aufseher und Wachtposten waren Farbige. In einem einzigen Monat kamen 414 Fälle zur Verhandlung, von denen 315 mit Verurtheilung der Schuldigen zu Geldstrafen im Belaufe von 5975 Rupien endigten. Von dieser Summe konnten aber blos 5105 Rupien eingebracht werden. Die zahlreichsten Verurtheilungen kommen im März vor, weil in den ersten Tagen dieses Monats die Chinesen das Neujahr feiern und sich zu jener Zeit die meisten strafbaren Handlungen zu Schulden kommen lassen. Der Polizeibeamte registrirte an einem dieser Tage über 100 Fälle von Gesetzübertretungen. Das neue Jahr ist aber auch

das einzige Fest, welches die Chinesen durch Arbeitseinstellung begehen, während sie sonst weder Sonntag noch Festtag kennen, sondern das ganze Jahr hindurch ohne Unterlaß angestrengt arbeiten. Die meisten Verurtheilungen geschehen wegen unerlaubter Spiele, und wer die unbezähmbare Leidenschaft des chinesischen Volkes für diese verlockende Art von Zeitvertreib kennt, wird es leicht begreiflich finden, daß in einem einzigen Jahre 2000 Fälle wegen Uebertretung dieses Verbotes zur Verhandlung kamen. Während unserer Anwesenheit im Gerichtssaal langte ein Schreiben an den Richter ein, in welchem ein englischer Matrose, der im Spital lag, dringend bat, dasselbe verlassen zu dürfen, indem darin täglich so viele Leute von der Cholera befallen werden und sterben, und er daher seines Lebens nicht mehr sicher sei! In der That war das Spital und seine Umgebung gerade der am meisten von der Seuche heimgesuchte Ort, und das Bemühen des Bittstellers, aus dieser Heilanstalt baldmöglichst entfernt zu werden, war nicht ganz unbegründet.

Eine, in ihrer Weise höchst interessante, nachahmungswerthe Anstalt ist die Strafcolonie lebenslänglich deportirter Verbrecher aus allen Theilen Indiens, das sogenannte „Convict settlement". Zum Verständniß des Zweckes und der Einrichtung dieser Anstalt scheint es uns nöthig, einige Bemerkungen über die politischen Verhältnisse Singapore's zu Indien vorauszuschicken. Singapore bildet mit der Ansiedlung Malakka auf der gleichnamigen Halbinsel und der Insel Pulo Pinang mit dem Districte Wellesley jene Reihe britischer Niederlassungen in der Malakkastraße, welche die Engländer gewöhnlich mit dem Namen „Straits Settlements" bezeichnen. Bis in neueste Zeit standen diese, größtentheils im Interesse des Handels gegründeten britischen Colonien unter der Regierung von Indien und wurden gewissermaßen von Calcutta aus regiert. Den Directoren der ostindischen Compagnie erschienen diese Ansiedlungen, um deren Schicksal sich das Mutterland trotz ihrer großen politischen und commerciellen Bedeutung bisher nur wenig kümmerte, als ganz besonders geeignet, um gemeine Verbrecher sowohl, als auch gefährliche, lästige, politische Gefangene aus dem Lande zu schaffen, und so entstanden in jeder dieser Niederlassungen Strafanstalten für Indien, von welchen jene in Singapore die bedeutendste ist.

Der Director dieser Anstalt, Capitän Mac Nair, hatte die Güte, mehrere Mitglieder der Novara-Expedition durch die sehr ausgedehnten, größtentheils

ebenerdigen, aber höchst zweckmäßigen Gebände zu begleiten und dieselben auf jede Einrichtung oder Erscheinung, welche für sie Interesse haben konnte, aufmerksam zu machen. Erst seit dem Jahre 1854 sind die ärmlichen, dumpfen, mit Palmenstroh gedeckten Holzhütten, in welchen früher die Sträflinge nothdürftig Unterkunft fanden, entfernt, und an deren Stelle große, hohe, luftige Säle aufgeführt worden. Zur Zeit unsers Besuches im April 1858 befanden sich über 2000 lebenslänglich Deportirte und 245 bis zu fünf Jahren Verurtheilte in der Anstalt. Alle öffentlichen Bauten der Stadt und der Insel, Kirchen, Spitäler, Casernen, Straßen, oft sehr kostspieliger Natur, werden durch die Gefangenen ausgeführt. Nach sechzehn Jahren guter Aufführung erhalten die Sträflinge ein sogenanntes ticket of leave, d. h. die schriftliche Erlaubniß, sich im Bereiche der Insel an einem beliebigen Punkte als freie Colonisten niederlassen zu dürfen, jedoch unter der Bedingung, sich Einmal im Monate beim Gefängnißverwalter vorzustellen. Im Falle schlechten Betragens oder nicht regelmäßiger Erfüllung gewisser Bedingungen wird diese Vergünstigung wieder entzogen. Schon im Gefängniß ist die Einrichtung getroffen, daß Sträflinge von guter Aufführung zu Aufsehern (peons) über ihre Genossen ernannt werden und dafür, so wie für gewisse besondere Arbeiten eine kleine monatliche Geldzulage (1 bis 2 Dollars) erhalten. Alle Aufseher der Strafcolonie sind Gefangene, welche bereits Beweise der Rückkehr zu einem bessern Lebenswandel gegeben haben, und es ist höchst bemerkenswerth, daß die 2000 Insassen, meist der Hefe der indischen Volksclassen angehörend und wegen schwerer Verbrechen zu lebenslänglicher Strafe verurtheilt, von einem einzigen weißen Gefangenwärter geleitet und in Zucht und Ordnung gehalten werden. Außer diesem Wärter ist nur noch eine kleine Abtheilung indischer Soldaten, ungefähr zwölf bis fünfzehn Mann, als Schutzwache in dieser Anstalt stationirt. Das beste Zeugniß von der trefflichen Verwaltung der Strafcolonie giebt wohl der ausgezeichnete Gesundheitszustand der 2000 Gefangenen, unter denen sich nur vierzig Kranke zu einer Zeit befanden, wo gerade in der Stadt die Cholera unter der armen Classe so große Verheerungen anrichtete, und der Monsunwechsel häufig Krankheit und Unwohlsein zur Folge hat. Die Sträflinge gehen jeden Morgen um sechs Uhr an die Arbeit und kehren gegen vier Uhr Nachmittags nach der Anstalt zurück, den Rest des Tages bringen sie mit der Bereitung ihres Mahles zu, das in Reiß, Gemüse, indischem Pfeffer und Früchten besteht.

Da die meisten der Inhaftirten Hindu's sind und sich zum Brahmismus bekennen, so baden sie sich mehrere Male im Laufe des Tages, wozu ein großes Bassin reichlich Wasser liefert. Dieser weise, religiöse Gebrauch trägt in einem Klima von so erschlaffender Hitze zugleich wesentlich zur Förderung der Gesundheit bei, indem er den Körper wohlthätig erquickt.

Einzelne Gefangene beschäftigen sich auch mit der Verfertigung von Tauwerk, Stricken, Bindfaden u. s. w. aus den Fasern der wilden Banane (Musa textilis), des Raméstrauches (Boehmeria nivea) und der wilden Ananas (Bromelia ananas oder Ananassa sativa). Alle diese Geflechte sind von vorzüglicher Güte und sollen alle Eigenschaften des russischen Hanfes ohne dessen Kostspieligkeit besitzen.

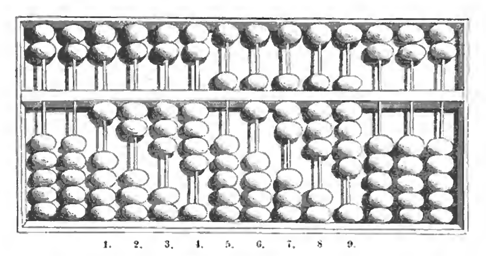
In den Schlafsälen sind die Sträflinge nicht nach Nationalitäten (wie bei der Tagesarbeit), sondern nach den Kategorien der begangenen Verbrechen abgesondert, derart, daß sich in einer Abtheilung alle Diebe, in der andern alle Mörder, in der dritten alle Brandleger beisammen befinden. Obschon sich vom psychologischen Standpunkte aus gegen die Zweckmäßigkeit dieses Systems manches einwenden ließe, so soll doch, wie man uns sagte, diese Art von Zusammensperrung keinen Nachtheil auf die sittliche Besserung der Sträflinge üben, vielmehr sollen in dieser Beziehung erfreuliche Fortschritte beobachtet werden. Man erzählte uns unter anderem von einem lebenslänglich Deportirten, welcher nach sechzehnjähriger Gefangenschaft die Erlaubniß erhielt, sich als freier Ansiedler auf der Insel niederlassen zu dürfen. Durch Fleiß, Arbeitsamkeit und glückliche Speculationen erwarb sich derselbe binnen wenigen Jahren ein bedeutendes Vermögen. Es erfaßte ihn nun eine doppelt große Sehnsucht, nach seiner Heimat an der Küste von Malabar zurückzukehren, und er versprach daher als Sühne eine bedeutende Summe des Erworbenen wohlthätigen Zwecken widmen zu wollen. Allein das Gesetz war ausdrücklich dagegen. Nur ein Gnadenact des Gouverneurs von Britisch-Indien konnte hier von der Regel eine seltene Ausnahme machen. Und dieser erfolgte denn auch endlich nach wiederholten Bittgesuchen, und der „glückliche Unglückliche" durfte wieder nach seiner Heimat zurückkehren. Interessant ist, daß sich unter 2245 Gefangenen nur fünfzig weiblichen Geschlechtes befanden, größtentheils Hinduweiber aus Bengalen. Unter den zeitweilig Inhaftirten bemerkten wir auch drei Weiße, welche wegen Rauferei und Trunksucht eine mehrmonatliche Haft zu erdulden hatten. Sie waren unter diesen

braunen, verwilderten Hindugestalten eine, dem Auge des europäischen Besuchers doppelt peinliche Erscheinung!

Indem die in der Stadt und im Hafen herrschende Seuche eine schleunige Ortsveränderung wünschenswerth erscheinen ließ, um nicht gleichfalls von diesem bösen Gaste einen Besuch an Bord zu erhalten, so waren wir bemüht, die Verproviantirung der Fregatte mit Lebensmitteln so wie die sonstigen Geschäfte möglichst rasch besorgen zu lassen. Man empfahl uns zu diesem Zwecke von mehreren Seiten einen chinesischen Kaufmann, dessen Name schon Commodore Wilkes während seines Besuches von Singapore im Jahre 1842 höchst lobend erwähnt. Es war dies der ship-chandler oder Schiffs-Verproviantirer Whampoa, welcher sogar den, im gleichen Zweige etablirten englischen Geschäftsleuten eine nicht unbedeutende Concurrenz macht. Sein Unternehmen ist unstreitig das größte dieser Art in Singapore, und giebt uns einen Fingerzeig, was chinesische Rührigkeit, Fleiß und Ausdauer zu leisten im Stande sind. Ungeheuere Vorräthe von Lebensmitteln und Schiffsbedürfnissen der verschiedensten Art sind in seinen ausgedehnten Magazinen aufgehäuft, so daß derselbe auch den höchsten Anforderungen in überraschend kurzer Zeit zu entsprechen im Stande ist. Binnen zwei Tagen versah Whampoa die Fregatte vollständig für die Dauer von sechs Monaten mit Lebensmitteln, und lieferte außerdem 100 Tonnen Trinkwasser aus dem benachbarten Flusse, welches in eigens zu diesem Zweck construirten Booten nach der Fregatte geschafft und dort mittelst Schläuchen in die eisernen Wasserkästen im Raume gepumpt wurde, eine Arbeit, die selbst in einem europäischen Hafen mehr als die dreifache Zeitdauer erfordert haben würde. Dabei waren alle Artikel, welche Whampoa lieferte, von vortrefflicher Qualität und verhältnißmäßig billig. In seinem Geschäfte sind ausschließlich Chinesen mit langen Zöpfen und schwarzseidenen Oberkleidern thätig. Alle Bücher werden in chinesischer Sprache geführt und sogar Additionen und Subtractionen nicht nach europäischer Methode, sondern mittelst des chinesischen Rechnenbrettes, durch Verschieben einer Anzahl hölzerner, in abgetheilten Reihen laufender Kugeln oder Ringe von bestimmtem Werthe gemacht. Das chinesische Rechnenbrett besteht aus einem länglichen Rahmen, der Länge nach durch eine Scheidewand in zwei ungleiche Abtheilungen zerlegt, in deren größerer auf metallenen Querstäben je fünf, in der kleineren je zwei Kugeln aufgereiht hängen. Jeder Stab bildet mit den auf ihn

gereihten sieben Kugeln eine einzige Reihe und in jeder Reihe ist eine Kugel der kleineren Abtheilung an Zahlenwerth den fünf ihr entsprechenden Kugeln der größeren Abtheilung gleich, während überhaupt, ganz so wie auf dem russischen Rechnenbrette, jede Reihe einen zehnmal größeren oder geringeren Werth vorstellt, als die beiden ihr zunächst stehenden. Die Anzahl der Stäbe ist auf dem chinesischen Rechnenbrette nicht immer die nämliche, sondern richtet sich nach dem Umfange der, auf denselben vorzunehmenden Berechnungen.[1]

Wenn nun der Chinese eine Rechnung auf seinem Rechnenbrette ausführen will, so legt er es quer vor sich, indem er die größere Abtheilung gegen sich kehrt, stößt die Kugeln beider Abtheilungen an die Ränder des



Chinesisches Rechnenbrett.

Rahmens und schiebt sie darauf, je nachdem der Gang der Rechnung es fordert, in die Mitte, gegen die Scheidewand, oder zieht sie wieder zurück. Jenes heißt: „auf das Rechnenbrett legen;“ dieses „vom Rechnenbrett werfen“. Demnach muß man also, um 1, 2, 3 und 4 zu „legen“, die entsprechende Anzahl Kugeln in der größeren Abtheilung von sich schieben; um 5 auszudrücken, eine Kugel der kleineren Abtheilung an sich ziehen; und da 6, 7, 8 und 9 aus der Verbindung von 5 mit 1, 2, 3 und 4 entstehen, sobald

[1] Unter den werthvollen Arbeiten der kais. russischen Gesandtschaft zu Peking über China, sein Volk, seine Religion, seine Institutionen, socialen Verhältnisse rc. befindet sich auch eine längere ausführliche Abhandlung über das chinesische Rechnenbrett und seine Verwendung. Vergleiche die deutsche Uebersetzung dieses Werkes von Dr. Karl Abel und F. A. Mecklenburg, Berlin F. Heinicke, 1858, Band 1, Seite 295.

man diese legen will, zu einer Kugel der kleineren Abtheilung die entsprechende Kugelzahl der größeren Abtheilung heranrücken. Die Zehner werden durch die Kugeln des nächstfolgenden Stabes zur Linken vorgestellt; nach ihnen die Hunderter u. s. w.

In seinem Hause lebt Whampoa dagegen ganz nach europäischer Sitte. Reich gesegnet mit irdischen Gütern, entwickelt er daselbst einen Luxus, wie man ihn bei uns nur in den vornehmsten Kreisen zu sehen gewohnt ist. Eine seiner Besitzungen, welche mehrere Meilen im Umfange hat, besteht aus einem geräumigen, elegant eingerichteten Gebäude mit prächtigen Säulengängen, einem sehr schönen Blumengarten und einer wahren Musterwirthschaft von nützlichen Hausthieren. Im Wohnhause sind alle Einrichtungen europäisch, mit Ausnahme der scheibenförmigen Thüren, welche aus dem großen Salon nach den Seitengemächern führen, sich zu beiden Seiten in die Mauer schieben lassen und einen überraschenden Effect hervorbringen. Wenn namentlich des Abends bei Beleuchtung eine Person durch diese scheibenförmige Oeffnung tritt, so glaubt man ein Portrait in Lebensgröße in einem goldenen Rahmen zu erblicken. Es wäre gar nicht übel, diese chinesische Thürform auch in europäischen Wohnhäusern und Villen in Anwendung zu bringen und gewiß nicht das Einzige, was wir in decorativer Beziehung mit Vortheil von den Chinesen annehmen könnten.

Der eigentliche Wohnsitz Whampoa's befindet sich dreiviertel Meilen außerhalb der Stadt, und auch hier vereinigen sich europäischer Comfort und Geschmack mit chinesischer Zierlichkeit. In den, mit einer Menge Nippsachen gezierten Salons hingen an den Wänden Poesien und Sprüche ausgezeichneter chinesischer Dichter auf langen eleganten Papierrollen geschrieben. Whampoa zeigte uns auch mehrere Gegenstände, die er von fremden Schiffscapitänen, Marineofficieren und sogar von Sängerinnen, mit welchen er während ihres Aufenthaltes hier bekannt und befreundet worden war, zum Geschenk erhalten hatte. Ein Mittagsmahl, dem wir einmal bei diesem gastlichen Chinesen in Gesellschaft einer Anzahl der angesehensten Kaufleute der Stadt beiwohnten, wurde ganz im europäischen Styl servirt. Die Speisen waren von einem chinesischen Koch nach englischer und französischer Art zubereitet worden; nur das Confect kam theils aus Japan, theils aus China, und bestand in einer Anzahl Früchte, welche dem Auge und dem Gaumen des Europäers völlig unbekannt waren. Unser chinesischer Hauswirth verstand

vortrefflich die Honneurs zu machen. Obschon dem äußeren Ansehen nach orthodoxer Chinese mit geschorenem Vorderkopf und bis auf die Erde reichendem Zopf, in schwarze seidene Stoffe gehüllt, trank er doch nach alt-englischem Brauche jedem seiner Gäste zu und verschmähte Sherry eben so wenig als Champagner. Ja es kam sogar zu Trinksprüchen, wobei der fremdenfreundliche Chinese in englischer Sprache bemerkte, wie er eine Besserung der gegenwärtigen trostlosen Zustände in seinem Vaterlande nur von dem steigenden Einflusse der britischen Regierung daselbst erwarte. Whampoa ist vielleicht der erste Chinese, welcher seinen Sohn in Europa erziehen läßt, und zwar will er ihn, wie er ganz besonders betonte, zur Vollendung seiner kaufmännischen Ausbildung nach einer deutschen Handelsstadt schicken.

Noch in den letzten Tagen unsers Aufenthaltes in Singapore hatten wir ein beklagenswerthes Ereigniß zu verzeichnen. Der Matrose Rossi fiel beim Abschlagen ausbesserungbedürftiger Segel von der Vormars-Raae auf das Vordercastell, blieb sogleich besinnungslos am Boden liegen und verschied wenige Stunden darauf. Es war in letzterer Zeit in kurzen Zwischenräumen wiederholt vorgekommen, daß Matrosen, während sie in verschiedenen Höhen des Schiffes Arbeiten verrichteten, auf das Deck stürzten, aber die früheren Fälle hatten keinen so tragischen Ausgang wie diesmal, und die Sorglosen büßten blos durch einige leichte Beschädigungen für ihre Unachtsamkeit. Seltsamer Weise begegnen derlei Unfälle meistens gewandten Matrosen, weil sich diese gewöhnlich auf den Raaen und Masten zwischen Tauen und Segeln mit gleicher Zuversicht wie auf festem Boden bewegen und sich häufiger eine Sorglosigkeit zu Schulden kommen lassen, als ihre mit den Segelmanövers weniger vertrauten Kameraden. Rossi wurde auf dem katholischen Friedhofe in Singapore in feierlicher Weise zur Erde bestattet und durch die gleichzeitig getroffenen Maßregeln schmückt wohl gegenwärtig ein schlichter Denkstein sein fernes Grab, den Besuchern dieser Friedensstätte verkündend, daß unter demselben ein Mitglied der österreichischen Expedition ruht, das in Erfüllung seiner Pflicht sein Leben endete.

Da wir uns gerade in der Saison des Monsunwechsels befanden, wo die allzeit schwierige Beschiffung der engen Gewässer, welche Singapore von Batavia trennen, in Folge von häufigem Böenwetter eine ganz besondere Vorsicht erheischt, so hatten wir einen Piloten an Bord genommen, welcher uns für die bedungene Summe von 175 Dollars bis nach unserem nächsten

Reiseziele begleiten sollte. Capitän Burrows, so hieß der Pilot, galt als ein besonders tüchtiger und verläßlicher Mann, der seit vielen Jahren mit seinem eigenen Schiffe zwischen diesen Gewässern verkehrte, und nur, wie es scheint, durch mißglückte Speculationen vom Capitän zum Piloten für fremde Fahrzeuge herabsank. Er war bereits mit seinem Gepäck an Bord gekommen, erhielt aber, da Strömung und Brise der Abfahrt nicht günstig waren und die malayischen Waschfrauen unsere Wäsche noch nicht zurückgebracht hatten, die Erlaubniß, bis Sonnenuntergang wieder ans Land gehen zu können. Noch spät Nachts kamen ganze Ladungen mit gereinigter Wäsche an Bord, denn wir hatten seit Madras keine Gelegenheit mehr gefunden, dieses wichtige Geschäft besorgen zu lassen, und mußten daher in Singapore große Quantitäten, mehrere 1000 Stück Leinzeuges, den gefährlichen Händen malayischer Waschfrauen anvertrauen. Der Pilot aber war nicht wieder zurückgekehrt, und als sich derselbe auch am nächsten Morgen trotz der gemachten Signale nicht am Bord einfand, so setzten wir um neun Uhr früh bei vortheilhafter Brise und Strömung ohne ihn unter Segel. Niemand konnte sich das Ausbleiben des, von allen Seiten als so verläßlich geschilderten Piloten erklären, dessen Gepäckstücke nun allein mit uns nach Batavia schifften. Einen Moment lang tauchte die Vermuthung auf, er sei vielleicht am Lande gleichfalls von der eben grassirenden Seuche ergriffen worden, allein es schien nicht wahrscheinlich, daß uns ein solcher Vorfall unbekannt geblieben wäre. Und in der That stellte sich später heraus, daß blos Fahrlässigkeit an seinem Ausbleiben die Schuld trug.

Der Befehlshaber der Expedition beschloß, den Canal zwischen dem Horseburgh-Leuchtthurm und der Insel Bintang zu durchschiffen, um östlich von dieser Insel nach der Gasparstraße zu fahren, was auch mit den, in den folgenden Tagen wehenden leichten, veränderlichen Brisen aus dem nördlichen Quadranten gelang. Noch ehe wir in die Gasparstraße einfuhren, erschien die See, welche hier keine größere Tiefe als 25 Faden besitzt, theilweise mit Baumstämmen und Tang bedeckt, zuweilen aber zonenweise mit den sogenannten Sägespänen ganz überzogen, das Wasser trübe und von schmutzig grüner Farbe.

Am 25. April um zehn Uhr früh durchschnitten wir zum dritten Male den Aequator in 105° 28′ östl. L. und hatten am nämlichen Tage um eilf Uhr Nachts die Felseninsel Tothy in Sicht, während eine Böe aus Nordost

mit frischem Winde und Regen sich entlud. Wir fuhren zwischen dieser Insel und der unsichtbaren Untiefe Vega Rock und drangen nun in einen Archipel von Inseln und Untiefen, welche für größere Schiffe ganz besondere Aufmerksamkeit erfordern. Aber der „Freund des Seemannes", der Mond, erhellte unsere Nächte und die berühmte Durchsichtigkeit der Luft in den Tropen gestattete uns 25 bis 30 Meilen entfernte Inseln des Nachts peilen zu können, so daß wir dadurch, verbunden mit zeitweiligen Lothungen, zu jeder Zeit unseren Punkt mit genügender Genauigkeit aufzutragen vermochten. Wir waren so glücklich, auch nicht ein einziges Mal während dieser schwierigen Navigation Anker werfen zu müssen (was in der Regel hier häufig geschieht), und überholten sogar in der Gasparstraße mehrere Kauffahrer.

Am 30. April feierten wir in 2° 48′ südl. Br. und 107° 16′ östl. L. den Jahrestag unserer Abfahrt von Triest, das Herz dankerfüllt für den erlauchten Urheber der mit so edlen Absichten ins Leben gerufenen Expedition.

Obschon nicht blos in Singapore, sondern auch auf den Schiffen im Hafen die Cholera während unserer Anwesenheit ziemlich viele Opfer forderte, und besonders die in unserer Nähe geankerte englische Propeller-Corvette Niger fast täglich einen Mann verlor, bis sie endlich den Ankerplatz wechselte und in See ging, so schien doch die Bemannung der Novara von unserm Aufenthalt in Singapore nicht die geringsten üblen Folgen verspüren zu sollen. Allein die Zukunft erfüllte diese Hoffnung nicht. Fünf Tage nach unserer Abfahrt von Singapore, als wir eben in die Gasparstraße einmündeten, erkrankte der Schiffsjunge Simonovich mit allen Symptomen der asiatischen Brechruhr, und zwei Tage darauf auch der ihn pflegende Wärter. Man traf die nöthigen Vorsichtsmaßregeln, ließ die Mannschaft viel am Deck sich bewegen, so wie häufig die Musik spielen, um den Geist heiter zu erhalten, und so blieb glücklicher Weise die Krankheit auf die erwähnten beiden Individuen beschränkt. Der Wärter erholte sich bald wieder, aber der Junge verfiel nach überstandener Cholera in einen Typhus, welcher trotz aller ärztlichen Sorge am 4. Mai Nachmittags seinem Leben ein Ende machte. Bei der raschen Zersetzung, welche alle todten, organischen Körper in heißen Klimaten erfahren, war es dringend geboten, die Leiche noch am nämlichen Abend ins Meer zu versenken. Es war das erste Mal während unserer Reise, daß wir diesen traurigen tiefergreifenden Act vornehmen mußten. Stab und Mannschaft versammelten sich in Parade am Deck. Die Leiche lag mit

einem Flaggentuch überdeckt auf einem erhöhten Brett dicht vor dem Fallreep an der Steuerbordseite. Der Capellan sprach über den jungen Todten, der fern von seiner Familie im Meeresgrunde sein Grab finden sollte, die üblichen Gebete und den Segen, und hierauf folgte ein dumpfer hohler Ton, die See nahm ihre Beute auf, die Wellen schlossen sich wieder — und alles war vorüber.

Im Laufe dieser Fahrt fand gleichfalls am Bord für Oesterreichs großen, unvergeßlichen Feldherrn Radetzky, dessen Tod uns erst kurz vorher officiell bekannt geworden war, ein Trauergottesdienst statt. So weit es die Verhältnisse gestatteten, wurde alles aufgeboten, um diese Feier würdig zu begehen. In der Nähe des improvisirten Altars, in der Batterie auf der Steuerbordseite, war in Ermanglung eines Katafalkes ein großes schwarzes Tuch mit einem weißen Kreuze in der Mitte, ausgebreitet, und mit einer Anzahl Wachslichtern umstellt. Wände und Betschämel waren mit schwarzem Tuch behängt. Der Capellan sang das Requiem und die Musikbande spielte dem Ernste der Feier entsprechende Weisen. Unser Capellmeister hatte die schöne Melodie des bekannten Radetzkymarsches für eine Trauerhymne eingerichtet.

Mehrere Male während der Fahrt durch die, durchschnittlich nur vierzehn Faden tiefe Gasparstraße wurden an der Oberfläche des Meeres Seeschlangen beobachtet, welche zusammengeballt von den Wellen sich forttragen ließen, und von denen sogar eine 4 Fuß lange mit Hülfe eines Insectennetzes gefangen wurde.

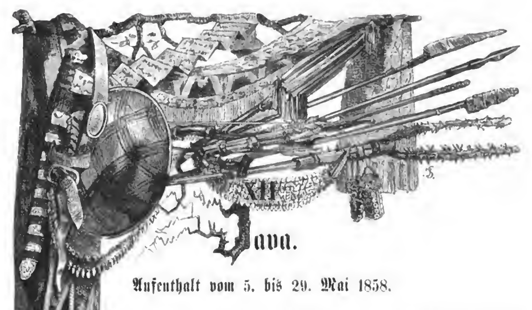
Am 5. Mai Nachmittags ankerten wir endlich auf der Rhede von Batavia in $6^1/_2$ Faden schlammigem Grund. Der Anblick der Rhede ist namentlich bei trübem Wetter ein gar trauriger, die Küste ist niedrig, sumpfig und dicht mit den unschönen Mangrovebäumen bedeckt, aus denen nur wenige rothe Dächer der unteren, alten, ihres ungesunden Klimas wegen jetzt verlassenen Stadt Batavia herausragen. Bei heiterem Himmel gewinnt die Landschaft allerdings ein freundlicheres, imposanteres Aussehen, wenn die Contouren der Vulcanriesen Java's mit ihren himmelanragenden, theilweise mit Schnee bedeckten Gipfeln im Hintergrunde zum Vorschein kommen und uns die Naturreize dieser herrlichsten Insel des malayischen Archipels traumhaft ahnen lassen.

Wir fanden in der Rhede von Batavia weit weniger Bewegung und Leben, als man bei der äußerst günstigen Lage und der Wichtigkeit des Platzes erwarten mochte. In einiger Entfernung von uns lag die holländische

Fregatte Palembang mit der Vice-Admiralsflagge und die Dampf-Corvette Gröningen, außerdem zählten wir einige sechzig fremde Kauffahrer und gegen hundert einheimische Boote und Küstenfahrzeuge. Dieser verhältnißmäßig geringe Schiffsverkehr ist um so augenfälliger, wenn man vom Freihafen Singapore kommt, wo, Jahr aus Jahr ein, mehrere hundert fremde Schiffe mit den Flaggen aller seefahrenden Nationen der Erde vor Anker liegen, die fast unzähligen chinesischen und malayischen Fahrzeuge ungerechnet, welche mit Singapore und den übrigen Inseln des Sunda-Archipels Handel treiben. Auch keine Ruderboote sieht man hier sich lustig hin und her bewegen, weil der Verkehr mit der Stadt durch die große, über $1\frac{1}{2}$ Stunden betragende Entfernung derselben ziemlich kostspielig ist, und daher nur auf dringende Fälle beschränkt bleibt. Man bezahlt für ein kleines Boot mit zwei Ruderern von der Rhede nach dem Landungsplatz 4 bis 5 holländische Gulden, und außerdem $3\frac{1}{2}$ Gulden, um von da in einem Wagen nach dem Innern der Stadt zu fahren. Aus diesem Grunde wollen auch keine Handwerker, Gewerbsleute und Waschfrauen aus der Stadt an Bord der Schiffe kommen, um Aufträge anzunehmen, und man muß daher alles, was man gethan zu haben wünscht, selbst nach der Stadt senden. Wir lagen, ein österreichisches Kriegsschiff, eine ganz außergewöhnliche Erscheinung, von Nachmittags bis zum nächsten Morgen vor Anker, ohne daß ein einziges Boot sich uns genähert hätte.



Rhede von Batavia.



Java.

Aufenthalt vom 5. bis 29. Mai 1858.

Das alte und neue Batavia. — Glänzende Aufnahme. — Wissenschaftliche Vereine. — Oeffentliche Anstalten. — Die Eingeborenen. — Eine malayische Gesandtschaft. — Ausflug ins Innere. — Buitenzorg. — Botanischer Garten. — Schicksale des Prinzen Aquasie Boachi. — Pondok Gedeh. — Die Reconvalescenten-Anstalt zu Gadok und Dr. Bernstein. — Megamendung. — Javanische Poesie. — Tjipannas. — Besteigung des Pangerango. — Waldbilder. — Javanische Rasthäuser oder Pasanggrahans. — Eine Nacht und ein Morgen am Gipfel des Vulcankegels. — Besuch des Gunung Gedeh. — Die Chinapflanzungen in Tjipodas. — Gegenwärtiger Zustand dieser Cultur. — Aussichten für die Zukunft. — Reise nach Bandong. — Fundorte eßbarer Schwalbennester. — Gastliche Aufnahme bei einem javanischen Fürsten. — Besuch bei Dr. Junghuhn in Lembang. — Kaffeecultur. — Abnahme der Güte der javanischen Kaffeebohne. — Professor Vriese und die javanischen Kaffeepflanzer. — Monopol und Freihandel. — Frohndienst und freie Arbeit. — Besteigung des Vulcans Tangkuban-Prahu. — Giftkrater. — Königskrater. — Großartige Reisevorkehrungen. — Eine geologische Excursion nach einem Theile der Preanger-Regentschaft. — Volksfest bei javanischen Regenten in Tjiangoer. — Ein Tag im Schlosse des Generalgouverneurs zu Buitenzorg. — Rückkehr nach Batavia. — Ball der militärischen Gesellschaft Concordia zu Ehren der Novara. — Der javanische Maler Raden Saleh. — Caserne und Gefängnisse. — Meester Cornelis. — Französische Oper. — Geringe Geselligkeit in Batavia. — Häufiger Wechsel unter dem europäischen Theile der Bevölkerung. — Bemühungen der Colonialregierung. — Abreise von Batavia. — Glückliche Fahrt. — Ein englisches Schiff mit chinesischen Emigranten. — Bai von Manila. — Ankunft im Hafen von Cavite.

Um von der Rhede von Batavia nach dem eigentlichen Landungsplatze für Boote bei der sogenannten „Stad Herberg" zu kommen, welcher mehrere Meilen weit von der See entfernt liegt, muß man den canalisirten Tjiliwoengfluß[1] hinauf rudern, ohne von der eigentlichen Stadt mehr zu sehen als einige rothe Ziegeldächer, welche zwischen Mangroven und anderm Gebüsch durchschimmern. Das alte Batavia (Jacatra), von den Holländern um das Jahr

[1] Sprich: Tschiliwung, d. i. großer Fluß.

1619 in einer äußerst sumpfigen, ungesunden Gegend angelegt, ist gegenwärtig von der weißen Bevölkerung völlig verlassen, und die noch bestehenden zahlreichen hübschen Bauten werden nur mehr als Magazine, Comptoirs und Bureaux benützt. Wo sich einst hunderttausend Menschen rührig hin und her bewegten, wohnt jetzt nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl Portugiesen und Javanen. Die Holländer hatten nämlich bei der Anlage der Stadt ihr Amsterdam vor Augen gehabt, sie bauten die Häuser dicht neben einander, mehrere Stockwerke hoch, und vermehrten durch diese für ein Tropenklima höchst unzweckmäßige Bauart noch die Ungesundheit der Gegend. Der dichte Nebel, welcher sich alle Abende nach Sonnenuntergang wie ein Gifthauch über die, nur wenige Fuß über dem Meeresspiegel liegende Stadt niederläßt, ist für Europäer nicht nur höchst schädlich, sondern häufig sogar tödtlich, und daher erscheint auch jeden Nachmittag von fünf Uhr an das alte Batavia wie ausgestorben und eine förmliche Völkerwanderung beginnt zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß nach den höher gelegenen und gesunderen Stadttheilen, nach Ryswyk, Molenvliet und Weltevreden (wohlzufrieden), wo in den letzten zwanzig Jahren eine höchst zierliche, freundliche Ansiedlung entstanden ist. Elegante Villen erheben sich zwischen blühenden, duftenden Gärten, alles ist hier dem Klima der Tropennatur entsprechend eingerichtet, und Abends, wenn die niedlichen Veranda's und die reichgeschmückten Salons der luftigen, durchsichtigen Häuser verschwenderisch erleuchtet und mit reichgeputzter Gesellschaft gefüllt sind, und vornehme Equipagen mit Fackelträgern die breiten Straßen durchfliegen, gewähren diese neuen Stadtviertel einen wahrhaft feenartigen Anblick. Die spärliche Beleuchtung draußen macht die künstliche Tageshelle, in welcher das Innere der Häuser glänzt, noch auffallender und läßt das Gesetz als Wohlthat erscheinen, nach welchem kein Eingeborener, sobald es finster geworden, ohne glimmende Fackel (obor) auf der Straße gehen darf. Durch den Umstand, daß alle Wohnhäuser in einiger Entfernung von einander liegen, besitzt Batavia, obschon kaum 70.000 Einwohner zählend, gleichwohl eine größere Ausdehnung als Paris, und da in den höher gelegenen Stadtvierteln, ähnlich wie im Westend in London, der wohlhabende Theil der Bevölkerung concentrirt ist, so begegnet das Auge daselbst auch allem, was Batavia an Luxus, Comfort und Eleganz aufzuweisen hat. Die alte, aristokratisch-stolze Hauptstadt von Niederländisch-Indien, deren Pracht ihr einst den Beinamen „Königinn des Ostens“

verschaffte, ist hier in neuem Glanze erstanden und mag wetteifern an Prunk und Reichthum, aber auch an Putzsucht, gesellschaftlicher Steifheit und pedantischer Etiquette mit den verfeinertsten Culturstädten Europa's.

Die Novara-Reisenden wurden in Batavia längst erwartet, schon seit Monaten waren die Befehle des Generalgouverneurs zum feierlichen Empfange der Expedition und zur kräftigen Unterstützung ihrer Mitglieder nach allen Theilen der holländisch-ostindischen Colonien abgegangen. Ein deutscher Kaufmann, der eben von der Insel Celebes kam und den wir am Tage unserer Ankunft in Batavia trafen, erzählte, daß in Macassar die ganze



Am Canal in Batavia.

Bevölkerung schon seit Monaten sehnsüchtig der fremden Fregatte gewärtig war, und der Wächter bei der Signalstation, so oft ein großes Schiff am Horizont erschien, sich der Hoffnung hingab, er könne endlich einmal die Ankunft der Novara melden.

Was in dem Bereiche der Möglichkeit einer glänzenden und mächtigen Regierung, wie es die holländische auf Java ist, liegt, geschah, um den Mitgliedern der Expedition die wenigen Wochen ihres Aufenthaltes auf der Insel so angenehm und lehrreich als möglich zu machen, und was Männer der Wissenschaft bieten konnten, deren Java, seit die holländische

Regierung wissenschaftliches Streben und Forschen in ihren Colonien auf die großmüthigste Weise unterstützt und fördert, sogar manche von europäischem Rufe aufzuweisen hat, wurde mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit geboten. Mehrere angesehene Gelehrte und Forscher, an ihrer Spitze der berühmte Ichthyolog Dr. Bleeker, welcher erst kürzlich wegen seiner verdienstvollen Beiträge zur Kenntniß der Naturverhältnisse der Sunda-Inseln mit einem österreichischen Orden ausgezeichnet worden war, machten den Expeditionsmitgliedern gewissermaßen die Honneurs und waren deren beständige Begleiter.

Gleich am ersten Tage unsers Aufenthaltes besuchten wir in Gesellschaft dieser neugewonnenen Freunde das Museum, welches eine höchst interessante und werthvolle Sammlung, größtentheils ethnographischer Gegenstände enthält. Wir sahen hier Idole aus der Blüthezeit des Buddhaismus von Bronze und Silber, zierlich ciselirt, aus dem Innern Java's, wie auch aus Sumatra und den Engano-Inseln stammend; Kleider aus Baumrinde, Gewänder aus Fischschuppen (von einer Scarus-Species), Kopfputz, Arm- und Halsgeschmeide aus Thier- und Menschenzähnen, reichverzierte Kris oder malayische Dolche, Lanzen und Pfeile aus Bambus, deren eisenbeschlagene Spitzen durch einen Anstrich von, mit Citronensaft gemischtem Arsenik vergiftet sind; eine große Anzahl verschiedener Musikinstrumente, darunter das weitbekannte, merkwürdige Gamelang, aus einer Reihe von Glocken aller Größen und Töne bestehend, auf welche mit dünnen Bambusstäben geschlagen wird und die ein förmliches Glockenorchester ausmachen. Ganz besonders frappant war eine Sammlung von Sonnenschirmen, wie sie von den Eingeborenen nach ihren Rangstufen getragen werden, und zwar dreißig verschiedene Arten. Einfach grüne, blaue und schwarze Parasole mag Jedermann tragen, dagegen goldverzierte und goldene nur gewisse Standespersonen, so daß man bei einem Javanen aus dem Sonnenschirm in seiner Hand eben so, wie bei dem Chinesen aus der Zahl der Pfauenfedern und der Farbe der Knöpfe auf seiner Kopfbedeckung den gesellschaftlichen Rang zu erkennen vermag. Je höher der Rang, desto breiter die Vergoldung, so daß das Parasol eines javanischen Fürsten ganz vergoldet ist und, ausgespannt, drei Schirme über einander bildet, welche sich auf einen einzigen Druck öffnen. Die meisten dieser verschiedenen, aus Pandanusblättern verfertigten Parasole werden aus China importirt.

In einem der Säle befindet sich die Statue Durga's, einer Göttinn der altindischen Mythologie, aus Metall gegossen und plaquirt, ein Geschenk des Sultans von Surakarta im Centrum Java's an einen der früheren Gouverneure der Insel, welcher diese schöne kunstvolle Arbeit dem Museum verehrte. Eine große Anzahl werthvoller Manuscripte, in javanischer und sundaischer Sprache auf Palmenblätter geschrieben, wird so eben im Auftrage der Regierung von Dr. Friedrich, einem deutschen Philologen, zu entziffern und zu übersetzen versucht. Im nämlichen Saale sahen wir eine große Anzahl von Trachytsteinen mit sehr hübschen Sculpturen und Inscriptionen, so wie moderne, aus Holz geschnitzte, bunt bemalte Figuren von der Insel Bali, bald liebliche Frauengestalten, bald häßliche Fratzen vorstellend, welche den Hausaltären der Eingeborenen zur Verzierung dienen, ohne jedoch irgend eine religiöse Bedeutung zu haben. Daß diese Sculpturen nicht mehr wie früher in Stein gearbeitet, sondern aus Holz geschnitzt sind, dürfte wohl als ein Zeichen des Verfalls der Kunst auf der Insel Bali zu betrachten sein. Eine großartige kraniologische Collection, gegen sechzig Skeletschädel der verschiedenen Racentypen, welche den malayischen Archipel und das benachbarte Festland bewohnen, umfassend, wurde der Expedition auf die großmüthigste Weise zum Geschenk gemacht, und dürfte durch die vielfältigen Schwierigkeiten, welche der Erwerbung von wissenschaftlich interessanten Skeletschädeln, namentlich in uncivilisirten Ländern, entgegenstehen, als eine besonders werthvolle Bereicherung der naturhistorischen Sammlungen unserer vaterländischen Institute zu betrachten sein.

Das ethnographische Museum und die damit verbundene Bibliothek sind eigentlich nur Zweige der schönen Thätigkeit der ältesten wissenschaftlichen Genossenschaft auf Java, der Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, welche, im Jahre 1778 durch zeitweilig in Batavia lebende gebildete Europäer gegründet, seit jener Zeit einige dreißig Bände werthvoller Aufsätze verschiedenen Inhaltes herausgegeben hat, und dermalen mit mehr als hundertundfünfzig wissenschaftlichen Instituten in Verkehr steht. Unter der Aegide dieser Gesellschaft erscheint seit 1852, geleitet durch drei vielverdiente Directionsmitglieder, die Herren Dr. Bleeker, Netscher und Münnich, auch eine Monatsschrift für indische Geschichte, Länder- und Völkerkunde (Tijdschrift voor indische Taal, Land en Volkenkunde), von welcher bereits sieben Bände in Octav erschienen sind. Nicht minder

Werthvolles, namentlich in Bezug auf naturwissenschaftliche Forschung, leistet die Gesellschaft der „Natuurkundige Vereeniging", welche, seit 1850 ins Leben gerufen, unter der Redaction des rastlos thätigen Gelehrten Dr. Bleeker bereits eine große Anzahl interessanter Memoiren veröffentlicht hat, während die Gesellschaft zur Beförderung der Heilwissenschaft (Vereeniging tot Bevordering der Geneeskundige Wetenschappen in Nederlandsch Indie) unter der Leitung des ausgezeichneten Dr. G. Wassink in der, von ihr herausgegebenen Zeitschrift jährlich eine große Menge von Erfahrungen und Beobachtungen auf dem Gebiete der Medicin veröffentlicht.[1]

Alle diese wissenschaftlichen Leistungen sind um so anerkennenswerther, wenn man bedenkt, daß nur 6000 holländische Abkömmlinge in ganz Niederländisch-Indien zerstreut leben, von denen höchstens 3000 auf Batavia allein kommen, und daß die weiße Bevölkerung zum größten Theile nur eine ambulante ist. Der letzte Umstand hat überdies den großen Nachtheil, daß sich die verschiedenen Zweige der Wissenschaft nicht beständig einer gleichmäßigen Cultur erfreuen und ihre Pflege von der Amtsdauer und dem Aufenthalte der einzelnen Individuen abhängig bleibt. Durch diesen häufigen Wechsel ist die wissenschaftliche Regsamkeit in Batavia empfindlichen Fluctuationen unterworfen, und, während zuweilen völlige Ebbe eintritt, zeigt sich ein anderes Mal wieder, wie dies gerade zur Zeit unserer Anwesenheit der Fall war, durch das Zusammenströmen zahlreicher wissenschaftlicher Capacitäten das erhebende Schauspiel einer gewaltigen Fluth geistiger Rührigkeit und Production.

In Begleitung des Dr. Bleeker besuchten die Expeditionsmitglieder mehrere der interessantesten öffentlichen Anstalten, deren Einrichtung der Regierung, wie den Männern, welche denselben vorstehen, zur größten Ehre gereicht. Das Militär- und Civil-Spital am Tjiliwoeng, oder großen Flusse, besitzt zwar nicht das palastartige Ansehen wie das Misericordia-Spital in Rio de Janeiro, aber die kleinen, auf einem unübersehbaren Flächenraum zwischen zierlichen Blumenpflanzungen zerstreuten, ebenerdigen Häuschen sind überaus reinlich gehalten und äußerst bequem eingerichtet. Sechs Aerzte versehen den Dienst. Pflege und Wartung scheinen musterhaft. Die kranken Officiere und Beamten haben besondere, große, lichte, luftige, elegant

[1] Von sämmtlichen Publicationen dieser verschiedenen wissenschaftlichen Vereine wurden von den holländischen Gelehrten auf Java mehrere Exemplare der Expedition zum Geschenk gemacht.

möblirte Zimmer; die andern Patienten sind in wohlventilirten hohen Sälen untergebracht, in denen gemeiniglich 50 bis 80 Betten stehen. Im Ganzen kann das Spital 600 Kranke aufnehmen. Die am häufigsten vorkommenden Krankheiten sind Dysenterie, Wechselfieber, Herz- und Leberleiden. Wir sahen hier auch mehrere Fälle von Beri-beri, jener merkwürdigen, häufig unheilbaren Krankheit, welche, mit einem intermittirenden Fieber beginnend, meistentheils mit einer Rückenmarklähmung endet. Im Jahre 1857 wurden in Batavia unter 500 Sträflingen 348 von dieser furchtbaren Krankheit befallen, welcher binnen kurzer Zeit 249 erlagen. Im medicinischen Theile der



Canal in Weltevreden.

Novara-Publicationen wird die interessante Krankheit des Beri-beri, welche glücklicher Weise nur einen sehr beschränkten Verbreitungsbezirk hat und bisher fast ausschließlich auf farbige Eingeborene beschränkt blieb, ausführlicher beschrieben werden.

In einem der Säle wurde uns ein, mit einem asthmatischen Leiden behafteter holländischer Matrose gezeigt, der noch im Jahre 1846 durch Seeräuber in der Malakkastraße an den Händen und Füßen gräßlich verstümmelt worden war. Auch mehrere deutsche Matrosen und Soldaten trafen wir unter den Kranken, welche sichtbar eine große Freude empfanden, als

sie wieder vaterländische Laute hörten und in ihrer Muttersprache zu Landsleuten sprechen konnten.

Für die Kostspieligkeit der Bauten in Batavia und die großartige Fürsorge, welche man dem leidenden Theile der Bewohnerschaft zuwendet, liefert wohl am besten die Thatsache den Beweis, daß ein einziger der neuen Krankensäle, in welchem sich ungefähr 60 Betten befinden, der Regierung eine Auslage von mehr als 60.000 holländischen Gulden verursacht. In einem abgesonderten Theile des Gebäudes befinden sich die weiblichen Kranken, so wie die Irrsinnigen und die kranken Gefangenen. Mit dem Spitale ist auch eine Hebammenschule zur Heranbildung von Hebammen aus den weiblichen Eingeborenen verbunden, welche zur Zeit unserer Anwesenheit von sechzehn Frauen aus den verschiedenen Inseln des malayischen Archipels besucht war, und in einem Lande, wo bei der Geburt eines Menschen noch so viele abergläubische und grausame Ceremonien stattfinden, von überaus heilsamen Folgen sich erweisen dürfte.

Eine besonders wichtige und nützliche Anstalt ist die, in der Nähe des Spitales befindliche medicinische Schule für Javanen (Geneeskundige School voor Inlanders), welche, im Jahre 1851 durch den damaligen Chef des Medicinalwesens Herrn Bosch gegründet, die Aufgabe hat, den Söhnen angesehener Eingeborenen von Java und den Nachbarinseln die wichtigsten Kenntnisse und Begriffe von der europäischen Heilwissenschaft beizubringen. Die Reisespesen sowohl als auch die Erhaltungs- und Erziehungskosten dieser Jünglinge bestreitet die Regierung. Wir sahen unter den vierundzwanzig Schülern die Söhne einheimischer Fürsten von Java, Palembang, Celebes, Amboina, Ceram, Sumatra und Borneo, welche sich zu Aerzten ausbildeten, und es ist der Bemerkung werth, daß uns zwei Eingeborene von Menado auf der Insel Celebes, von der Race der wilden, Menschenfleisch essenden Alfuren, als besonders begabt und lernbegierig bezeichnet wurden. Diejenigen unter den Zöglingen, welche sich bereits zum Christenthume bekennen, sind europäisch gekleidet, die übrigen, meist Mohamedaner, tragen orientalische Trachten. Der Unterricht geschieht im Malayischen, da in der Regel kein einziger der Schüler beim Eintritt ins Collegium holländisch versteht. Aus diesem Grunde können auch die gewöhnlichen Lehrbücher zum Unterricht nicht verwendet werden, während eine Uebersetzung ins Malayische bei der Armuth dieser Sprache auf große Schwierigkeiten

stoßen würde. Alle systematischen Namen werden daher lateinisch vorgetragen. Der Unterricht geschieht das erste Jahr im Lehrsaale, das zweite am Cadaver und am Krankenbette. Nach abgelegter und wohlbestandener Prüfung erhält jeder Zögling ein Diplom als Doctor Java (javanischer Arzt) und außerdem einen Monatsgehalt von 25 bis 30 holländischen Gulden und eine Ausstattung an den wichtigsten Medicinen und chirurgischen Instrumenten. Auf ähnliche Weise sollen bereits an fünfzig junge Leute als Aerzte und Stützen der Regierung in ihre Heimat zurückgekehrt sein, und vielfach zur Verbreitung europäischer Cultur beitragen.

In den Hauptstraßen von Batavia fallen den Fremden kleine, offene Wachthütten, blos aus vier Pfählen und einem Dache aus Palmenstroh bestehend, auf, in welchen ein kleines längliches Stück Holz (Tongtong) hängt, das bei drei verschiedenen Anlässen gebraucht wird. Der Javane, welcher in dieser Hütte über das Wohl und die Sicherheit der Bevölkerung wacht, schlägt mit einer Art Trommelschlägel an den Tongtong, um entweder des Nachts die Stunden anzuzeigen, oder um eine Feuersbrunst, oder um einen Amokläufer zu signalisiren. Diese seltsame Erscheinung, daß nämlich ein Malaye mit einem blanken Messer oder Dolche rasend durch die Straßen läuft und den nächsten, dem er zufällig begegnet, zu morden sucht, soll sich ein Dutzend Male jedes Jahr ereignen. Der erste Mord geschieht gewöhnlich mit Vorbedacht, aus Haß oder Rache, dann aber läuft der, meistentheils durch Opiumgenuß aufgeregte Mörder unter dem wilden Schrei: Amok! Amok (Schlagt todt! Schlagt todt!) durch die Straßen und sticht nieder, wer ihm gerade in den Weg kommt. Da es nur mit Lebensgefahr möglich ist sich dem Rasenden zu nähern, so befinden sich in den Wachthüttchen eigenthümlich construirte Waffen mit sehr langen hölzernen Stielen, und am oberen Ende von heugabelähnlicher Form, womit man die Amokläufer zu fangen sucht. Die verschiedene Art und Weise, wie der Wächter bei jedem der erwähnten drei Anlässe auf den Tongtong schlägt, soll die jeweilige Ursache des Alarms leicht unterscheiden und erkennen lassen.

Die Eingeborenen der Insel, obschon sich in die Java- und Sunda-Nation theilend, gehören doch nur einer Race, der malayischen, an, und zeichnen sich durch eine kleine, untersetzte Statur, rundes Gesicht, breiten Mund, kurze, schmale Nase, schwarze, kleine Augen, braune, zuweilen ins Gelbe spielende Gesichtsfarbe und üppiges, aber immer struppiges grobes

Kopfhaar aus. Was ihre moralischen Eigenschaften anbelangt, so sind die Javanen ein äußerst sanftes, friedliches, nüchternes, einfaches und betriebsames Volk. Die Hauptbeschäftigung der über zehn Millionen Menschen umfassenden Bevölkerung Java's und Madura's ist Ackerbau, und zwar steht die Landwirthschaft bei ihnen auf einer gleichen, wenn nicht auf einer höhern Stufe, als bei allen andern asiatischen Völkern, mit Ausnahme der Chinesen. Dies bezeugt die Nettigkeit und Reinlichkeit ihrer Felder, der gute Zustand ihres Viehes, die genaue Beobachtung der Saat- und Erntezeit, vor allem



Javanen.

aber die geschickte Bewässerung des Bodens. Als Java den Europäern zuerst bekannt wurde, bestanden die Hauptproducte der Insel in Reiß, Hülsenfrüchten, Indigo und Baumwolle. Der Verkehr mit den Europäern hat zu diesen noch zwei amerikanische Producte: Mais und Tabak, und ein afrikanisches, den Kaffee, hinzugefügt.[1] Die Javanen sind zwar weniger

[1] Die Hauptcultur aber ist noch immer Reiß, der zugleich den einzigen Brotstoff der Javanen ausmacht. Crawferd in seinen vortrefflich redigirten Dictionary of the Indian Archipelago berechnet,

in mechanischen Künsten als in der Cultur des Bodens gewandt, doch besitzen sie im Bau von Booten und Wohnhütten, in der Verfertigung von Ackerbaugeräthen, von Schildern und Waffen eine größere Geschicklichkeit als die meisten Völker des malayischen Archipels.[1] Der einzige Stoff, aus dem sie nebst Baumwolle Kleider verfertigen, ist Seide, und zwar rohe, grobe, chinesische Seide, indem alle bisherigen Versuche, die Seidenzucht auf der Insel einzuführen, fehlschlugen.

Es werden auf Java nebst der allgemeinen Handels- und Umgangssprache, dem Malayischen, zwei verschiedene Idiome gesprochen: das Javanische im Centrum und im Osten, das Sundaische im Westen der Insel. Der kleine Fluß Losari im Norden Java's in der Provinz Cheribon bildet die Grenze der beiden Sprachen. Von dem Umstande, daß in Cheribon beide Idiome gesprochen werden, wollen einige Schriftsteller den Ursprung des Namens dieser Provinz herleiten, welcher im Javanischen so viel als „Mischung, gemischt" bedeutet. Das Javanische, das bei weitem cultivirtere Idiom von beiden, ist seit undenklichen Zeiten eine Schriftsprache und sein Alphabet hat sich auf das Sundaische, so wie auf die verschiedenen, auf den Nachbarinseln gesprochenen Idiome ausgedehnt. Inschriften auf Stein und Messing führen uns in der Geschichte Java's bis ins zwölfte Jahrhundert zurück, und fast scheint es, daß die Javanen zu jener Zeit bereits auf derselben Stufe der Cultur standen, als vier Jahrhunderte später, wo die Europäer zum ersten Male ihr Land betraten.

Es giebt im Javanischen drei Dialekte: Die Volkssprache oder niedere Sprache (Ngoko), den ceremoniellen Dialekt oder das Hoch-Javanische (Kromo) und den alten, mystischen Dialekt, das Kawi.

Das Javanische hat viele Worte aus dem Sanskrit, dem Arabischen und der Telingusprache entlehnt und zwar hauptsächlich durch den Einfluß der Religion und des Handels.

Eines der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte der Javanen ist ihre Convertirung zum Hinduismus und später zum Mohamedismus. Der Zeit-

daß die Reisernte jährlich über 500,000.000 Pfund beträgt und jedes Individuum durchschnittlich ein Quarter oder 448 Pfund Reiß jährlich verzehrt!

[1] Für einige außerordentlich schöne und kostbare malayische Waffen sind wir zu besonderem Danke Herrn J. Netscher verpflichtet, einem der Directoren der Gesellschaft für Kunst und Wissenschaften und gründlichem Kenner der auf Java gesprochenen Idiome, welcher gleichzeitig unsere Sammlungen um

punkt, wann das erstere geschah, scheint zwar noch immer unbekannt, doch ist so viel gewiß, daß vom dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert die Hindu-Religion auf Java herrschte. Die Bekehrung der Bewohner Java's zum Islam, zu dem sich gegenwärtig der größte Theil der Bevölkerung bekennt,[1] geschah unter der Regierung Salivana's um das Jahr 1478 unserer Zeitrechnung, nachdem Araber, Perser, Malayen und mohamedanische Hindu's schon seit dem Jahre 1358 durch Missionäre vergeblich versucht hatten[2] den Islamismus einzuführen.

Außer der eingeborenen Bevölkerung trifft man noch eine große Anzahl fremder Ansiedler auf Java, zu denen indeß die Chinesen entschieden das größte Contingent stellen. Ihre Zahl beläuft sich auf mehr als 140.000 und würde noch größer sein, wenn ihre Niederlassung nicht zahlreichen Beschränkungen und sehr bedeutenden Steuern und Abgaben unterworfen wäre. Allein die Chinesen, in mehr als einer Beziehung die Juden Indiens, werden nur an einigen Küstenpunkten von der holländischen Regierung geduldet, und dürfen sich in vielen Regentschaften gar nicht aufhalten. Obschon sie außerordentlich fleißig, geschickt und arbeitsam sind, so glaubt doch die Regierung, daß ihr unbeschränkter Verkehr mit der eingeborenen Bevölkerung viele Nachtheile für die letztere mit sich bringe, welche von den Chinesen auf alle mögliche Weise ausgebeutet wird. Ihr Hauptstreben geht dahin Geld zu machen, und bei allen öffentlichen Versteigerungen sind sie es hauptsächlich, welche Effecten für geringen Preis an sich bringen, um dieselben später gegen erheblichen Gewinn wieder loszuschlagen. Man kauft bei den Chinesen beispiellos billig, aber für die Güte und Dauerhaftigkeit der Waare wird nicht garantirt. Ein deutscher Schriftsteller über Java vergleicht den Kampong China oder das chinesische Viertel treffend mit einer polnischen Landstadt,

mehreren seiner numismatischen und philologischen Schätze bereichert, und noch gegenwärtig keine Gelegenheit vorübergehen läßt um die wissenschaftlichen Zwecke, welchen die Expedition nachstrebte, fördern zu helfen.

[1] Nur zwei Volksstämme auf Java sind der Religion ihrer Väter treu geblieben und verehren noch gegenwärtig zum Theile Brahma, zum Theile Buddha. Es sind dies die Badawis, der Rest eines einst mächtigen Volksstammes im Osten der Insel, in den Bergen von Kendang in der Residentschaft Bandang, und die Tenggers im Osten der Insel in der Residentschaft Passeruwan, die ersteren 1500, die letzteren 4000 Seelen zählend.

[2] Garsik, das heutige Grissé, an der östlichen Spitze der Insel, war der erste Punkt, wo sich diese riseigen Sectirer um das Jahr 1374 niederließen, und die beiden arabischen Scheikhs Dulla und Moellana werden noch von neueren Geschichtschreibern als die Gründer des mohamedanischen Cultus auf Java bezeichnet.

in welcher Jahrmarkt gehalten wird. Es sieht darin gerade so bunt aus. Jedes Haus hat einen, mit allen erdenklichen Sachen angefüllten Kram und allenthalben herrscht große Regsamkeit. Neben dem Handel jeder Art drängen sich die verschiedensten Gewerbe. Auch chinesische Schauspielbuden trifft man dort, unseren Marionettenkasten in großem Maßstabe nicht unähnlich, in welchen zu verschiedenen Stunden des Tages von reichgekleideten chinesischen Komödianten chinesische Schauspiele aufgeführt werden, denen stets ein zahlreiches Auditorium, im Hofraume vor der Bühne stehend, mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme zuschaut.



Chinesisches Stadtviertel.

Jede chinesische Niederlassung (Kampong) hat einen, von der Regierung ernannten Chef, mit dem Titel eines Lieutenants, Capitäns oder Majors, je nach der Ausdehnung des Kampongs, ein Rang, welcher jedoch keinerlei militärische Bedeutung hat. Viele der auf Java lebenden Chinesen gehören geheimen Gesellschaften an, deren Mitglieder sich gegenseitig unterstützen und welche nicht blos humanistische, sondern auch politische Tendenzen verfolgen. Ihre Gesetze sind so strenge, daß man kaum ein Beispiel kennt, wo sich ein Mitglied eine Denunciation oder einen Verrath hätte zu Schulden

kommen lassen. Durch den geheimnißvollen Nimbus, welcher diese Gesellschaften umgiebt, werden dieselben noch gefährlicher und für die Regierung unerreichbarer. Und so blieben bisher alle Maßregeln, die geheimen Vereinigungen der chinesischen Bevölkerung zu unterdrücken, erfolglos. Indeß sind geheime Gesellschaften auch unter den Holländern auf Java nichts weniger als verpönt; vielmehr scheint es daselbst zum guten Ton zu gehören, Mitglied einer der dortigen Freimaurerlogen zu sein.

Noch bevor wir einen Ausflug ins Innere Java's unternahmen, hatten wir das Vergnügen in Batavia den Feierlichkeiten beizuwohnen, mit welchen der Empfang der Gesandten eingeborener Fürsten begleitet zu sein pflegt. Diesmal waren es die Minister der Könige der Insel Lombok[1] im Osten von Java, welche dem Generalgouverneur von Niederländisch-Indien von ihren erlauchten Gebietern einen Brief zu überreichen hatten. Sie wurden während der ganzen Dauer ihrer Anwesenheit auf Kosten der Regierung im Hause eines besonderen Ceremonienmeisters unterhalten, eines Eingeborenen von der Insel Borneo und Neffen des Sultans von Pontianak, dessen Amt zugleich die Obliegenheit verbindet, den jeweiligen hohen malayischen Gästen alle Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Die beiden Minister waren der Sitte gemäß von einem malayischen Dolmetsch begleitet, obschon beide nebst ihrer Muttersprache, dem Javanischen, selbst vollkommen gut das Malayische sprachen.

Am Tage des Empfanges begaben sie sich in feierlichem Aufzuge in Galawagen nach dem Regierungspalaste, wo sie vom Residenten von Batavia (der höchsten Autorität der Stadt) dem Generalgouverneur vorgestellt wurden. Der Ceremonienmeister hatte den Brief der Könige von Lombok und zwei riesige, mindestens zwölf Fuß hohe, reich mit Gold verzierte und mit einem gelben Stoff[2] bedeckte Lanzen neben sich, welche die Gesandten als Geschenke der Könige von Lombok an den Generalgouverneur überbrachten. Es ist im Allgemeinen allen holländischen Regierungsbeamten auf das Strengste untersagt, Geschenke auch der geringfügigsten Art anzunehmen,

[1] Auf der Insel Lombok regieren gegenwärtig zwei Könige: Ratû Agong Agong Südé Carang-assem und Ratû Agong Agong Madé Carang-assem. Dieselben waren stets mit besonderer Treue der holländischen Regierung ergeben, deren Vasallen sie sind.

[2] Gelb ist die königliche Farbe der Herrscher von Lombok. Nach der daselbst bestehenden Sitte dürfen sich außer den Königen nur die Mitglieder der königlichen Familie in ihrer Tracht oder ihren Schmuckgegenständen der gelben Farbe bedienen.

und selbst in Fällen wie der gegenwärtige, wo das Zurückweisen von Geschenken eine Beleidigung für den Geber wäre, müssen dieselben entweder zu Gunsten des Fiscus verkauft, oder es muß wenigstens der entsprechende Werth dafür vom Empfänger dem Staatsschatze zugewendet werden. Eben so ist es Sitte, alle, von einzelnen Fürsten gemachten Präsente durch weit werthvollere zu erwiedern.

Am Eingange des Palais war eine Ehrengarde von europäischen Soldaten in großer Parade aufgestellt, durch deren Reihen sich die Gesandtschaft nach dem Empfangssaale begab. Ueber den Brief der Könige von Lombok, vom Ceremonienmeister auf einer silbernen Tasse getragen und mit einem goldgestickten Tuche von safrangelber Seide bedeckt, hielt einer der Begleiter einen großen, reichverzierten, vergoldeten Sonnenschirm. Eine ähnliche Auszeichnung widerfuhr den beiden Gesandten und dem Residenten. Der Generalgouverneur, in Galauniform, umgeben von einer Anzahl Beamten, empfing die Gesandtschaft auf einer Plattform, auf einem zierlich geschnitzten, vergoldeten und mit kostbaren Teppichen behängten Stuhle sitzend. Der ältere der beiden Gesandten, vom Residenten von Batavia vorgestellt, ergriff das Wort, um der holländischen Regierung die Huldigung seiner Gebieter darzubringen und den Brief zu übergeben. Auf ein, in höchst formeller Weise vom Generalgouverneur gegebenes Zeichen nahm der Regierungs-Dolmetsch den Brief vom silbernen Teller, — in diesem Augenblicke wurden im Garten hinter dem Palais neun Kanonenschüsse abgefeuert, um der ganzen Bevölkerung den Moment der feierlichen Uebergabe des königlichen Schreibens zu verkünden. Der in gelbfarbenen Seidenstoff gehüllte Brief, in malayischer Sprache mit arabischen Schriftzeichen geschrieben, wurde hierauf vom Regierungs-Dolmetsch geöffnet, mit lauter Stimme vorgelesen, und sodann ins Holländische übersetzt. In ähnlicher Weise wurde die Antwort des Generalgouverneurs den beiden Gesandten in malayischer Sprache mitgetheilt.

Erst nach dieser steifen, ermüdenden Förmlichkeit wurden die Gesandten eingeladen auf den neben dem Gouverneur für sie bereit gehaltenen Stühlen Platz zu nehmen; ein kurzer Austausch von Höflichkeiten und gewöhnlichen Redensarten fand statt, bis endlich der Gouverneur das Zeichen zum Aufbruch gab, indem er sich von seinem Sitze erhob. Die Gesandten wurden sodann in derselben feierlichen Weise, wie sie gekommen, wieder zurückgeführt.

Die Veranlassung der gegenwärtigen Gesandtschaft war eine Streitsache mit dem Sultan von Sumbawa, in welcher die Könige von Lombok die Vermittlung der holländischen Regierung sich erbaten. Der Sultan verweigerte nämlich zwei Unterthanen der Könige von Lombok, die sich nach Sumbawa geflüchtet hatten, auszuliefern. Ohne den maßgebenden Einfluß der holländischen Regierung wären die beiden streitenden Theile längst handgemein geworden.

Am 13. Mai brachen wir in drei großen bequemen Reisewagen nach Buitenzorg[1] auf, der gewöhnlichen Residenz des Generalgouverneurs, welcher nur einige Tage in jedem Monate nach Batavia kommt, um Audienzen zu ertheilen. Derselbe hatte die Expeditionsmitglieder nicht blos eingeladen als Gäste der Regierung einen Ausflug nach den Preanger-Regentschaften zu unternehmen, und Vorkehrungen zur möglichst bequemen Ersteigung des 9326 Pariser Fuß hohen Vulcankegels Gunung Pangerango und des noch thätigen Kraters des Gunung Gedeh treffen lassen, sondern gleichzeitig einen seiner Adjutanten, Mr. de Kock, und den, mit den Naturverhältnissen des Landes so wohlvertrauten Herrn Dr. Bleeker beauftragt, uns auf diesem Ausfluge zu begleiten. Boten wurden vorausgeschickt, um an den einzelnen Stationen die bevorstehende Ankunft der Expeditionsmitglieder zu melden, und auf diese Weise uns allenthalben, wo wir zu verweilen oder zu übernachten beabsichtigten, eine möglichst gastliche Aufnahme zu bereiten.

Buitenzorg liegt 39 Paals oder javanische Meilen[2] von der Hauptstadt entfernt, eine Strecke, welche bei der Vortrefflichkeit der Straßen und Pferde auf Java leicht in drei Stunden zurückgelegt wird. Jeden Wagen begleiten nach Landessitte, ähnlich wie in Ostindien, zwei Laufer (Loopers), welche vom Wagentritt beständig auf- und abspringen, um unter Lärmen und Schreien mit ihren langen Peitschen die Pferde noch mehr anzutreiben. Fast alle halbe Stunde (jede fünf Paale) werden Thiere und Laufer gewechselt, so daß es fortwährend mit gleicher Schnelligkeit vorwärts geht. Der ganzen Straße entlang ist bereits der telegraphische Draht gespannt, welcher Batavia einerseits mit Surabaya (580 Paale), andrerseits mit Angjer (80 Paale)

[1] Sprich: Beutenzorg, d. h. außerhalb der Sorge.

[2] 73·75 Paale (Pfähle) = 1 Grad des Aequators. Die Bezeichnung dieses Längenmaßes rührt daher, daß auf der ganzen, Java von Westen nach Osten durchschneidenden Straße die betreffenden Entfernungen der drei Hauptorte der Insel: Batavia, Samarang und Surabaya auf hölzernen Pfählen (Paale) angegeben ist.

verbindet.[1] Das Holz zu den einzelnen Stangen ist vom Kapokbaume, einer Gossipum-Art, gewonnen, und wir sahen hier zum ersten Male die dünnen, strammen Drahtfäden die Aeste grünender und blühender Bäume durchziehen. Auf diese Weise wird versucht, die sonst todten, kahlen Telegraphenstangen gleichzeitig nützlich und fruchtbringend zu machen und gelingt das Experiment, so liefert jeder einzelne Stamm, über welchen der Draht hinläuft, zugleich eine kleine Quantität Baumwolle.

Buitenzorg besitzt einen der schönsten und großartigsten botanischen Gärten der Welt. Derselbe wurde im Jahre 1817 unter der Verwaltung des Generalgouverneurs Baron van der Capellen angelegt. Die Eintheilung der Gewächse ist eben so zweckmäßig und vortheilhaft für das Studium des Laien, wie für die Orientirung des Forschers. Jeder Pflanzenfamilie ist ein bestimmter Flächenraum angewiesen. Palmenarten sind zwar am zahlreichsten vertreten, doch dürfte es kaum in Niederländisch-Indien und Australien eine Zier- oder Nutzpflanze geben, welche nicht gleichfalls hier einen Repräsentanten fände. Der Garten ist der Leitung des rastlos thätigen Hortulanus Herrn J. E. Teijsmann anvertraut, welcher von seinem Standpunkte aus die Expedition in ihren Strebungen auf das Zuvorkommendste förderte. Derselbe stellte uns nicht blos alle Doubletten aus seiner reichen botanischen Sammlung zur Verfügung, sondern beschenkte uns auch mit einer großen Menge lebender Pflanzen für das Herbar, so wie mit werthvollen Sämereien. Durch diese freundliche Unterstützung wurden einige zwanzig verschiedene Arten von Faserpflanzen, darunter der berühmte Raméstrauch (Boehmeria utilis) und die nützliche Musa textilis, aus deren Blättern bekanntlich der Manilahanf erzeugt wird, so wie vierundzwanzig Reißarten erworben. Unter den letzteren waren besonders zwei Arten von Interesse, die eine, welche keiner Bewässerung bedarf, sondern auf trockenem Boden gedeiht, und eine andere, die von den Eingeborenen blos zu Färbezwecken verwendet wird.

Herr Teijsmann hat das schöne Verdienst, die Cultur der kostbaren Vanillepflanze (Vanilla planifolia) durch Anwendung des künstlichen Befruch-

[1] Eisenbahnen bestehen gegenwärtig noch in keinem Theile der Insel. Doch ist eben eine Gesellschaft in der Gründung begriffen, welche die Absicht hat, die wichtigsten und fruchtbarsten Punkte der Insel durch ein grosartiges Eisenbahnnetz zu verbinden, das sich über 1000 englische Meilen erstrecken und dessen Vollendung einen Kostenaufwand von 100 Millionen Gulden holländisch erheischen soll

tungssystemes zuerst auf Java eingeführt zu haben, nachdem alle früheren kostspieligen Versuche mit dem Anbau dieses werthvollen Gewächses aus dem Grunde mißglückt waren, weil das Insect, welches im ursprünglichen Vater-



Palmengruppe im botanischen Garten zu Buitenzorg.

lande (Westindien) das Geschäft der Befruchtung besorgt, auf Java gar nicht vorkommt. Gegenwärtig ist der Erfolg so glänzend, daß nicht nur Herr Teijsmann jährlich mehrere Centner von diesen aromatischen Schoten gewinnt und in den Handel bringt, sondern auch andere Ländereienbesitzer dadurch

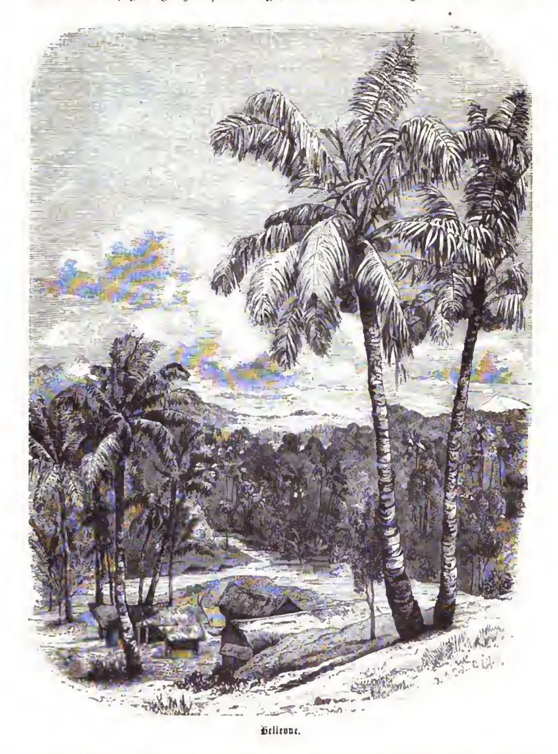
zur Anlage von Vanillepflanzungen aufgemuntert worden sind. Die sechs bis zehn Zoll langen, drei bis fünf Linien breiten, dunkelbraunen, biegsamen, fettig sich anfühlenden Früchte benöthigen fünf Monate bis sie zur vollständigen Reife gelangen. Sie werden mit großer Sorgfalt erst im Schatten, dann in der Sonne getrocknet, und bündelweise in luftdichte Blechbüchsen verpackt. Hundert Pfund frische Schoten liefern ungefähr ein Pfund Vanille, wie es in den Handel kommt. Früher werthete ein Pfund Vanille über 60 holländische Gulden,[1] gegenwärtig beträgt der Verkaufspreis nur 40 Gulden.

In dem reizend gelegenen Hôtel de Bellevue in Buitenzorg, wo wir abstiegen, machten wir zufällig die merkwürdige Bekanntschaft eines jungen Negers Namens Aquasie Boachi, der Sohn eines afrikanischen Fürsten aus Coomassie, der Hauptstadt des Königreiches Aschanti an der Goldküste,[2] welcher als Kind von 9 Jahren aus einer höchst seltsamen Veranlassung von der holländischen Regierung nach Europa geschickt und in Deutschland erzogen worden war. Es soll sich angeblich darum gehandelt haben, den Beweis zu liefern, was frühzeitiger Unterricht und Bildung auch aus einem Neger zu machen im Stande sind, und wie der gegenwärtig verkommene Zustand der schwarzen Race hauptsächlich ihrer bisherigen Unterdrückung und dem noch so geringen Einflusse europäischer Civilisation zugeschrieben werden müsse. Das Experiment gelang auf die befriedigendste Weise. Aquasie Boachi spricht vortrefflich deutsch, englisch, holländisch und französisch und erhielt in der Bergakademie zu Freiberg in Sachsen seine Ausbildung zum praktischen Bergmanne. Er ist ein Schüler des berühmten Professors Bernhard Cotta, dessen er sich noch mit Liebe und Dankbarkeit erinnerte. Da Aquasie Christ geworden, konnte er nicht mehr ohne Gefahr für sein Leben in sein heidnisches Vaterland, in den Schoß der Seinen zurückkehren. Die holländische Regierung bezahlt nun dem jungen schwarzen Bergmann, in Berücksichtigung, daß ihn ein Experiment der Philantropie zum Verbannten machte, einen monatlichen Gehalt von 400 Gulden holländisch aus dem Staatsschatze und verwendet ihn gelegentlich zu bergmännischen Untersuchungen. Aquasie beabsichtigte sich für immer in Deutschland niederzulassen, wo es

[1] Ein holländischer Gulden = 100 Deuts = 85 Kreuzer österreichischer Währung.

[2] Bekanntlich hat Holland in früheren Zeiten für seine Negerregimenter in Niederländisch-Indien Schwarze von der Goldküste recrutirt und im Einvernehmen mit dem Könige von Aschanti eine Art Menschenhandel getrieben.

ihm, wie er sagte, ganz besonders gefiel, allein er vertrug das Klima nicht,



Bellevue.

kehrte wieder nach Java zurück, und beschäftigt sich gegenwärtig hauptsächlich mit Kaffeecultur.

Von der Terrasse des Hôtels genießt man eine wundervolle Aussicht nach den mächtigen Bergmassen der Umgebung. Zur Rechten erhebt sich der dreigipfelige, zerrissene Bergkegel des Gunung Salak, ein ausgebranntes vulcanisches Gerüste, aus dem noch im Jahre 1699, von Feuerstrahlen und gewaltigen unterirdischen Kanonensalven begleitet, ungeheuere Massen von Sand und Schlamm hervorbrachen, welche, losgerissene Baumstämme, Cadaver von wilden und zahmen Thieren, von Krokodilen und Fischen mit sich führend, bei Batavia als Schlammströme sich ins Meer ergossen und die Mündungen von Flüssen und Bächen verstopften. Seither liegt dieser Bergkoloß, zerrissen und zerborsten bis ins innerste Eingeweide, todt da, und friedliche Culturen, mit üppigem Urwalde wechselnd, ziehen sich an seinem einst so furchtbaren Gehänge in die Höhe. Links vom Gunung Salak und an Umfang und Höhe weit imposanter, steigt das Gedeh-Gebirge empor. Sein höchster Punkt ist der schlanke, regelmäßige Kegel des Gunung Pangerango, und diesem zur Linken erblickt man fast in gleicher Höhe die nackten Felswände des thätigen Kraters des Gunung Gedeh, aus dessen Schlund von Zeit zu Zeit leichte Dampfwolken aufsteigen. Aber dieses erhabene Naturbild erschließt sich nur in den Morgenstunden dem entzückten Auge des Beschauers. Gegen zehn Uhr Früh lagern sich bereits um die luftigen Gipfel Wolken, die sich um Mittag noch mehr anhäufen, und um drei Uhr Nachmittags hängt mit fast ausnahmsloser Regelmäßigkeit ein schweres Gewitter an den Bergen, das sich häufig unter wahrhaft tropischen Regengüssen mit furchtbarem Ungestüm entladet. Die jährlich in Buitenzorg fallende Regenmenge beträgt wahrscheinlich mehr als in irgend einem andern Orte der Erde. In manchen Jahren soll dieselbe die unglaubliche Höhe von 200 englische Zoll erreichen, also bei weitem mehr als in den regenreichsten Gegenden Central- oder Südamerika's.[1]

Den Abend verbrachten wir bei Herrn van de Groote, Inspector der Zinnminen auf Banka und Borneo, welcher dem Geologen der Expedition von vielfachem Nutzen war, und in dessen gastlichem Hause wir unter andern hervorragenden Persönlichkeiten auch den Agricultur-Chemiker

[1] Dr. Junghuhn schildert in seinem vortrefflichen Werke über Java die Regenzeit, welche besonders im Jänner anfängt deutlich ausgeprägt zu sein, wenn der West- oder Nordwestwind Regenwolken vor sich hintreibt, in folgender trefflichen Weise: „Das Wasser der Wolken strömt oft vierundzwanzig Stunden lang ohne bedeutende Unterbrechung in einem fort herab, das Geräusch des plätschernden Regens übertäubt die Stimmen der Bewohner, die sich im Innern ihrer Häuser unterhalten. Die Bäche und Flüsse

Professor Frommberg und Dr. Swart, einen deutschen Arzt in holländischen Diensten, trafen.

Bevor wir am nächsten Morgen (14. Mai) unsere Reise von Buitenzorg weiter fortsetzten, machten wir noch einen Ausflug nach dem ganz nahen Batoetoelis, [1] einer Anzahl Trachytblöcke in einem reizenden Haine, an welche junge javanesische Frauen, die gerne Mütter werden möchten, den seltsamsten Aberglauben knüpfen. Die in die Steine gehauenen Inschriften soll der deutsche Philolog Dr. Friedrich entziffert haben. Auch ein Stein mit Abdrücken von Menschenfüßen wird daselbst bewahrt, nach der Volkssage die Fußspuren eines einheimischen Propheten, welcher auf dieser Masse zu einer Zeit gestanden haben soll, als dieselbe noch nicht ganz fest und starr war. Es findet hier offenbar eine Ideenassociation mit jener Sage statt, welche der singhalesische Volksglaube vom Adamspik erzählt, nur daß hier die Erfindung jeder poetischen Färbung entbehrt.

Von Buitenzorg ging die Reise nach Tjipannas, [2] einem Landsitze des Generalgouverneurs, am Fuße des Pangerango. Der Weg von Buitenzorg nach Tjipannas ist ein Theil der großen Poststraße von Batavia nach Surabaya, welche auf dieser Strecke den 4620 Pariser Fuß hohen Gebirgspaß des Mengamendoeng, eines Ausläufers des Gedeh-Gebirges überschreitet. Dieselbe führt zuerst durch reich cultivirte Gegenden mit herrlichen Reißfeldern, und später durch Kaffeegärten und eine unbewohnte Wildniß so steil bergan zur Höhe des Passes, daß statt der Pferde ein Paar Büffel vor jeden Reisewagen gespannt werden mußten. Unterweges besuchten wir in Pondok Gedeh das schöne Besitzthum der Familie van der Bosch, deren Haupt sich in den Jahren 1830—1833 als Generalgouverneur von Niederländisch-Indien um die Cultur der Insel große Verdienste erworben hat. In den ausgedehnten Gärten sahen wir großartige Vanille- und Nopalpflanzungen, die letzteren zur Vermehrung und Gewinnung jenes winzigen Cochenille-

treten aus ihrem Ufer, überschwemmen mit bräunlich trübem Wasser den äußersten, dem Meere zugekehrten Saum der Alluvialebenen, die Frösche quacken Tag und Nacht, Eidechsen, Schlangen verlassen ihre Löcher und kriechen im Innern der Wohnungen umher; die ganze Nacht hindurch ertönt die Luft vom lauten, tausendchörigen Gezirpe der Insecten, vom Summen der Mosquiten, und kaum ist es möglich irgendwo ein Plätzchen im ganzen Hause trocken zu erhalten. Die warme schwüle Luft ist außerordentlich feucht, Alles schimmelt und der zerschellte Regenstaub dringt bis ins Innere der Wohnungen!"

[1] Sprich: Batutúlis.

[2] Sprich: Tschipanas (heißer Bach), von Tji Wasser und pannas heiß. Tji wird in allen vorkommenden Fällen wie tschi, oe wie u ausgesprochen.

Insectes, welches den so werthvollen purpurnen Färbestoff liefert. Im Jahre 1826 waren zwei Thierchen dieser überaus rasch sich vermehrenden Schildlaus[1] aus Spanien nach Java gebracht worden, und gegenwärtig gibt es in Pondok Gedeh allein über 500.000 Pflanzen, von denen jährlich 10 bis 20.000 Pfund Cochenille gewonnen werden, während sich auch in anderen Theilen der Insel nicht minder große Nopalgärten befinden. Ueberraschend war uns zugleich die Mannigfaltigkeit und Ueppigkeit von Staudengewächsen und Bäumen, welche das Auge des Europäers nur in kleinen, zarten Exemplaren als Treibhausraritäten zu sehen gewohnt ist. Unter dem Einflusse eines tropischen Klimas und eines fruchtbaren Bodens gedeihen die Theepflanze, der Muscatnußbaum, die Zimmtstaude, das Zuckerrohr, der Kaffeestrauch, die Indigopflanze in wilder Ueppigkeit, und die Wirthschaftsmagazine sind hier eben so gefüllt mit den edlen Producten dieser kostbaren Colonialpflanzen, wie die Vorrathskammern nordischer Landwirthe mit Hülsenfrüchten oder getrocknetem Obst.[2]

Ganz in der Nähe von Pondok Gedeh, mitten in der herrlichen Gebirgslandschaft von Gadok, befindet sich Dr. Steenstra Toussaint's Anstalt für Reconvalescenten (maison de Santé), welche sich unter der Leitung eines deutschen Arztes und Naturforschers, des Dr. Bernstein, eines bedeutenden Zuspruches erfreut. Die Bewohner der Küste, wenn sie von einer schweren Krankheit genesen, pflegen diese Anstalt zu besuchen, um sich hier unter dem Einflusse einer kräftigenden Gebirgsluft und einer sorgfältigen Pflege desto leichter zu erholen. Dr. Bernstein ist, so weit es seine Berufsgeschäfte zulassen, zugleich ein eifriger Sammler und Präparator, welcher jetzt schon sehr schöne zoologische Sammlungen besitzt, und, wenn er längere Zeit hier verweilen sollte, die naturhistorischen Museen Europa's sicher mit vielen seltenen Gegenständen zu bereichern in die Lage kommen wird.

In Megamendoeng (dunkle Wolke), auf der Höhe des Passes, beginnen die Preanger-Regentschaften. Hier ist zugleich die Grenzscheide zwischen dem

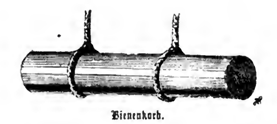
[1] Man kann sich einen Begriff von der ungeheuren Vermehrung dieses nützlichen Insectes machen, wenn wir bemerken, daß 200.000 solcher Thierchen in getrocknetem Zustande erst ein Pfund Cochenille geben, welches im Handel ungefähr 2 Gulden holländisch werthet.

[2] Zwei Vanillepflänzchen, 1811 vom botanischen Garten in Leyden eingeführt, blieben neun Jahre ohne Früchte, bis man sich endlich des künstlichen Befruchtungssystemes bediente, wodurch die Vermehrung bald derart zunahm, daß gegenwärtig die Vanille-Cultur in Pondok Gedeh gegen 700.000 Pflanzen umfaßt.

vornehmlich an der Küste als Verkehrssprache gesprochenen Malayischen und dem Sundaischen, was indeß für den, beider Idiome gleich unkundigen Fremden nur insofern eine Bedeutung hat, als dieser, wenn er vom Eingeborenen Feuer zur Cigarre verlangt, statt „Api" von nun an „Sono" sagen muß, vorausgesetzt, daß er ein Raucher ist, eine Eigenschaft, welche in Holländisch-Indien kaum Einem Manne fehlt. Wir genossen hier in einer dicht an der Straße gelegenen, von allen Seiten offenen Holzhütte, aus der man ein entzückendes Gebirgspanorama überschaut, ein ganz nach europäischem Küchenstyl bereitetes Gabelfrühstück und setzten dann unter drohendem Gewitterregen die Reise nach dem 1000 Fuß unterhalb des Passes gelegenen Orte Tjipannas fort.

In jedem Dorfe, das wir passirten, gaben uns nach Landessitte dessen Vorstände das Geleite. Fortwährend befand sich auf diese Weise ein Gefolge von 20 bis 30 Reitern hinter unseren Wagen. Die artigen Leute hatten ihre besten Kleider angezogen und sahen in ihren Phantasiecostüms recht nett aus. Selbst der Regen, welcher in Strömen fiel, hielt sie nicht ab uns zu folgen und der javanischen Etiquette gerecht zu werden. Auch das Volk, das wir zufällig unterweges trafen, benahm sich äußerst respectvoll, in halbknieender Stellung auf den Fersen sitzend und mit gefalteten Händen sich am Wege hinkauernd, bis unsere Kutschen vorübergerollt waren. Die Dörfer, welche wir passirten, hatten ein reinliches, zierliches Aussehen. Die Häuser der Javanesen sind in der Regel (mit Ausnahme jener der Häuptlinge) ganz aus Bambus gebaut, und zwar theils aus Geflecht von Bambus, theils aus neben einander gestelltem oder über einander gelegtem Bambusrohr, mit Palmenblättern oder dürrem Alanggras, oder auch mit schmalen, aus Bambus geschnittenen Schindeln gedeckt, und haben eine Flur, welche sich zwei bis drei Fuß über dem Boden erhebt. Das zierliche gelbe Geflechte ist gewöhnlich theilweise derart schwarz bemalt, daß die Wände eines javanischen Hauses vollkommen wie ein riesiges Damenbrett aussehen. Unter dem Dache der Wohnung, welches fünf bis sechs Fuß herausreicht und vorne auf Pfählen ruht, so daß eine Art Vorderdach entsteht, hängen Käfiche mit gefiederten Bewohnern, für welche der Javane große Vorliebe hat, oder auch ein ganz eigenthümlich construirter Bienenstock, aus einem, einen halben bis dreiviertel Fuß dicken, drei bis vier Fuß langen Bambusrohr, das in der Mitte gespalten, ausgehöhlt und oben wieder zusammengebunden wird.

Durch die vorn gelassene kleine Oeffnung bevölkert sich binnen wenigen Wochen die künstliche Höhle mit der winzigen, stachellosen Biene (Melipona minuta), welche sich im wilden Zustande in den Höhlungen und Löchern der Kalksteinfelsen aufhält und den Javanen Honig und Wachs liefert. Das letztere ist schwärzlich, weich und klebrig, und wird beim Zeichnen der zierlichen farbigen Figuren auf den einheimischen Frauenröcken (Sarongs) verwendet.



Bienenkorb.

In der Station Tjianjawar wurden wir, während man Pferde wechselte, von einem javanischen Chef in reich mit Gold gestickter Uniform aus Tjiangoer, Namens Radhen Raugga Padma Negara, begrüßt, welcher uns trotz eines furchtbaren Tropenregens bis nach Tjipannas hoch zu Roß begleitete, wo wir von mehreren Regierungsbeamten empfangen und auf die gastlichste Weise bewirthet wurden. Hier war bestimmt, die Nacht zuzubringen, um zeitig am nächsten Morgen die Ersteigung des Gunung Pangerango zu versuchen. Wir fanden daselbst einen Brief Junghuhn's, des berühmten Geologen und Monographen Java's, der seit vielen Jahren eine Tagereise von Tjipannas in Lembang am Fuße des Tankuban Prahu lebt und von der Colonial-Regierung in neuester Zeit mit der Leitung der Chinacultur betraut wurde. Dr. Junghuhn, welcher die Novara-Reisenden seit einer Woche erwartete, war uns bis nach Tjipodas, wo die ersten Culturversuche mit den, aus Südamerika importirten Chinapflanzen angestellt wurden, entgegengekommen, mußte aber, durch dringende Geschäfte gezwungen, nach seiner Niederlassung zurückkehren, bevor wir in der Preanger-Regentschaft eintrafen. Der liebenswürdige deutsche Forscher lud uns brieflich dringend ein, ihn in seinem Waldasyle aufzusuchen und schilderte mit den lebhaftesten Farben die Naturzauber und das wissenschaftlich Interessante jener majestätischen Gebirgsgegend. Zugleich sandte er einen seiner gelehrten Genossen, den Chemiker Dr. de Vrij, um die österreichischen Reisenden in seinem Namen

zu bewillkommen, ihnen die am Fuße des Pangerango gelegenen China-pflanzungen in allen Details zu zeigen und sie über den Zustand und die Aussichten dieser hochwichtigen Cultur zu unterrichten.

Am 15. Mai Morgens brachen wir zu Pferde nach dem Pangerango auf, welcher tief herab in schweren Wolken verhüllt lag und unsere Hoffnung auf eine günstige Aussicht von seinem Gipfel arg herabstimmte. Ein Reitsteig ist bis auf den höchsten Punkt angelegt, und obschon derselbe oft überaus steil an tiefen Abgründen vorbei zur Höhe hinaufführt, so klettern doch die javanischen Pferde so sicher und ausdauernd selbst über die bedenklichsten Stellen hinauf, daß man sich diesen kleinen aber kräftigen Thieren mit eben so viel Zuversicht überlassen mag, wie in Südamerika dem nimmer strauchelnden Fuße des Maulthieres. Die Cavalcade bestand aus dreißig Reitern, indem eine beträchtliche Anzahl von Eingeborenen als Leib- und Ehrengarde unserem Zuge sich angeschlossen hatte. Die in der Regel so einsamen Wälder waren jetzt von Hunderten von Menschen belebt, welche mit Pferden, Lebensmitteln, Betten, Tischen und Stühlen hinaufzogen nach dem hohen Gipfel, auf dem wir die Nacht zubringen wollten. Noch ein gutes Stück von Tjipannas aufwärts, etwa bis auf 4000 Fuß Höhe, sind die Gehänge des Gebirges frei von Wald. Man sieht kleine Dörfer zerstreut liegen und reitet über Grasflächen, auf denen Büffel weiden, oder durch Tabak- und Kaffee-pflanzungen. Dort aber, wo der Wald allmählig beginnt, wo uralte Riesenstämme gleichsam als einzelne Vorposten stehen geblieben sind, hält man verwundert bei üppigen Artischoken- und Erdbeerfeldern an und begrüßt die wohlbekannten Kinder der Heimat auf dem fremden Boden. Der Pfad führt in der Nähe von Tjipodas, der ersten Chinapflanzung, vorbei, an einer tiefen, von der üppigsten Vegetation erfüllten Thalschlucht hin, immerfort aufwärts, durch einen unbeschreiblich großartigen Wald von 80 bis 100 Fuß hohen, schnurgeraden, säulenförmigen Stämmen des majestätischen Rasamalabaumes (Liquidambar Altingiana) und einem echt tropischen Unterholz von wilden Musaceen und zierlichen Baumfarren, bis man endlich zu der plateauförmig ausgebreiteten Thalfläche Tjiburum (Rothwasser) gelangt. Hier auf einer Höhe von 5100 Fuß fanden wir einige Pasanggrahans oder Rasthäuser, von der Regierung erbaut, um Wanderern, welche ein Unwetter oder die einbrechende Nacht in diesen einsamen Bergschluchten überrascht, Schutz und Unterkunft zu bieten. Im Innern Java's finden sich

allenthalben solche Pasanggrahans, wo sie hauptsächlich von europäischen und einheimischen Regierungsbeamten während ihrer oft entbehrungsreichen



Heisser Starzbach.

Inspectionsreisen benützt werden. In Tjiburum befindet sich auch eine kleine

Pflanzschule ausländischer Nutzgewächse aus kälteren Zonen, weit über den, von Menschen bewohnten Regionen gelegen, und ein erfreuliches Zeugniß gebend von der schönen und vielseitigen Thätigkeit des Herrn Teijsmann in Buitenzorg, dem man überhaupt die Anlage des ganzen Weges bis auf den Gipfel des Berges zu danken hat.

Da von allen Seiten ein heftiges Gewitter loszubrechen drohte und wir durch einen forcirten Ritt noch vor dessen Ausbruch am Ziele unserer Reise anzukommen hofften, so verweilten wir hier nur so lange, bis unsere Pferde gewechselt und umgesattelt waren. Dann ging es wieder frisch und rüstig aufwärts, steil bergan, auf schmalem Zickzackwege fort, durch stille düstere Wälder, aus denen kein anderer Laut hallte, als das Schnauben der mühsam kletternden Thiere und das dumpfe Rauschen der Bergwasser aus schauriger Tiefe. Wir kamen einem murmelnden Bache näher und näher, bis wir endlich von Staunen und Bewunderung ergriffen eine, in der kühlen Bergluft dampfende Cascade[1] heißen Wassers erblickten. Die 45 Grad warme Quelle, gleich bei ihrem Ursprunge ein förmlicher Bach, kommt sprudelnd aus einem Trachytfelsen dicht beim Wege hervor und stürzt brausend und schäumend in eine jäh abfallende, mit den herrlichsten Baumfarren geschmückte Schlucht, über welche ein schmaler hölzerner Steg führt. Kaum vermag man ein üppigeres, an die Urzeiten der Erdbildung erinnerndes Naturbild zu schauen, als diesen Wald von Baumfarren, eingehüllt in die warmen Dampfmassen, die von einem vulcanisch heißen Quell aufsteigen, und gleich daneben ein zweiter, in den Abgrund stürzender Bach von kaltem, frischem Bergwasser! Verkündet schon die heiße Quelle die Nähe vulcanischen Feuers, so zeugt ein Stein- und Schuttfeld, das hierauf überschritten werden muß, von der verheerenden Macht des nahen Kraters des Gedeh, aus dem die unterirdischen Kräfte zwar nicht glühende Lavaströme, aber von Zeit zu Zeit gewaltige Stein- und Schlammmassen emporstoßen, welche, an den steilen Gehängen herabströmend, alles ringsumher zerstören und verwüsten.

Gegen zehn Uhr erreichten wir die zweite, 7200 Fuß über dem Meere gelegene Station, Kandang Badak oder Versammlungsort der Rhinocerosse. Diese häßlichen Thiere sollen noch immer einzeln hier vorkommen; allein eine Schaar von nahezu hundert Menschen und eine fast eben so große Anzahl von Pferden verursachte in diesen sonst einsamen Waldungen einen viel zu

[1] Tji-olok oder Schwefelwasser.

großen Lärm, um uns aus eigener Anschauung von der Richtigkeit dieser Benennung überzeugen zu können. Denn die Rhinocerosse sind trotz ihrer Riesenhaftigkeit scheue, furchtsame Thiere, die den Menschen fliehen und ihn nur in Momenten gezwungener Selbstvertheidigung angreifen. Der an dieser Stelle errichtete Pasanggrahan soll schon zu verschiedenen Malen durch glühende Steine, welche der Gedeh auswarf, niedergebrannt sein. Der Weg trennt sich hier, und führt einerseits zum thätigen Krater des Gedeh, den man nur zu Fuß erreichen kann, andrerseits zum Gipfel des Pangerango. Wir wechselten zum zweiten Mal die Pferde und hatten noch das letzte Stück Weges vor uns: den über die übrigen Gebirgsrücken hoch emporragenden Kegel des Pangerango. Er lag in dicke Nebelwolken gehüllt, und nur an den steilen, kurzen Windungen des Weges mochte man erkennen, daß wir an einem freistehenden, regelmäßigen Kegel hinaufritten, der mit einer Neigung von 25 bis 30° ansteigt. Jetzt machte sich auch die kühle Luft der höhern Regionen in vollem Maße fühlbar und die Empfindung unsers Körpers wurde durch den Wald und seine nordische Vegetation illustrirt. Zwar erschienen noch immer Baumfarren bis hinauf zum höchsten Punkt, aber schon lange nicht mehr neben riesigen Urwaldsäulen des Rasamala, sondern zwischen krüppeligen, knorrigen, zwergartigen Bäumchen, deren Stämme mit frischgrünen Mooskissen überzogen waren und an deren Aesten ein langes, graugrünes Bartmoos, eine haarähnliche Tillandsien-Art, herabhing. Die Bäume, statt ihre braunen Arme um Licht und Luft nach oben auszustrecken, senkten dieselben trauernd zu Boden, sich gleichsam ängstlich zurückziehend vom rauhen Wind, der ihre Aeste durchschüttelte, und Wärme und Behagen nur von der Mutter Erde erwartend. Alle Pflanzen zeigten eine kriechende Tendenz, und trugen eine Verkümmerung des Wuchses und der Ausdehnung nach unten, so wie Einförmigkeit der Arten zur Schau. Gegen drei Uhr war die ganze Gesellschaft, einschließlich der naturforschenden und jagenden Nachzügler am Gipfel des Kegels eingetroffen. Als Dr. Junghuhn im Jahre 1839, der erste Sterbliche, diese Höhe betrat, fand er keine Spur eines menschlichen Treibens und mußte sich mühsam auf Rhinocerospfaden, durch die tief überhängenden Blättergewölbe der Gesträuche winden. So gelangte er endlich durch die Waldung nach einem kahlen Fleck in der Mitte des Gipfels, wo ein Rhinoceros am Bache lag und ein anderes am Rande des Wäldchens weidete. Schnaubend flogen dieselben auf und davon. — Wie ganz anders sah es jetzt hier aus!

Die etwas concav vertiefte, gegen Südwest sich senkende Gipfelfläche glich einem Heerlager. Ueberall Menschen und Pferde und lustig lodernde Koch- und Wärmefeuer und neben einem Erdbeergarten voll reifer Früchte eine wohnliche, vor Wind und Wetter schützende Hütte, in deren Innern überraschend viel Comfort herrschte. Tische, Stühle, Bettzeug, auserlesene Speisen und Getränke waren auf eine Höhe von mehr als 9000 Fuß geschafft worden, so daß man nichts entbehrte, was nur einigermaßen zum leiblichen Wohlbehagen erwünscht scheinen mochte. Selbst für die nöthige Wärme war durch einen großen eisernen Ofen gesorgt, dem ein am Boden kauernder javanischer Diener beständig frisches Feuerungsmaterial zuführte. Es war dies um so nöthiger, als unserem, an tropische Hitze gewöhnten Organismus dieser rasche und gewaltige Temperaturwechsel höchst empfindlich wurde. Als wir Morgens von Tjipannas wegritten, zeigte das Thermometer noch 21 Grad, jetzt war die Quecksilbersäule bis auf 9 Grad gesunken. Unser Verlangen, nach monatelangem Verweilen am Spiegel des Meeres, in den feuchten, erhitzten Schichten der Atmosphäre, in einer fast beständigen, schwitzbadähnlichen Temperatur von 30 Grad, wieder einmal tüchtig zu frieren, ging jetzt nur allzu buchstäblich in Erfüllung.

Leider wurde der erhoffte Naturgenuß durch Regen und Nebel völlig vereitelt; man sah kaum hundert Schritte vor sich hin, und mochte sich höchstens durch die, in der Hütte aufliegende Situationskarte eine Vorstellung von den Bergriesen und den großartigen Gebirgslandschaften machen, die uns rings umgaben. Nur während der flüchtigen Augenblicke, wo der Südostpassat der höheren Luftregionen, sonst der eigentliche Beherrscher dieser Höhen, und den reinsten blauen Himmel über sie wölbend, den Nordwest der tiefern Regionen bewältigte, welcher, an der westlichen Kraterkluft des Mondolawangi heraufstreichend, fortwährend Wolken über den Gipfel des Pangerango trieb, war es uns vergönnt, bald da, bald dort ein kleines Stück Landes unter unsern Füßen zu schauen und den nahen Abgrund des Gedeh-Kraters offen vor unsern überraschten Blicken liegen zu sehen. Man versuchte nun so gut es ging, Barometer- und Thermometer-Beobachtungen zu machen, zu jagen, zu geologisiren und zu botanisiren, und mancher lohnende Fund ward gethan, bevor die Nacht hereinbrach und uns zwang in dem für unsere Unterkunft so traulich eingerichteten Pasanggrahan ein Asyl gegen die Rauheit der Natur zu suchen. Auf der Höhe fanden wir hier in Gesellschaft einer großen Menge



Vulcan Gedeh auf Java vom Gipfel des Pangerango aus gesehen.

anderer zierlicher Pflänzchen, welche uns an die Alpenregionen der Heimat erinnerten, die von Junghuhn zuerst entdeckte und benannte Primula Imperalis,[1] eine der schönsten Blumen, welche die Natur hervorgebracht und die auf keinem andern Flecke der Erde bis jetzt gefunden wurde; und durch das Gebüsch schlüpfte ein drosselartiger Vogel (Turdus fumidus) nebst einem kleinen, zierlichen, zaunkönigähnlichen Genossen, die einzigen beflügelten Bewohner der Bergeshöhe repräsentirend.

Unsere ganze Hoffnung war auf den nächsten Morgen gerichtet, der uns besseres Wetter und eine heitere Aussicht bringen sollte. Schon um fünf Uhr früh waren Alle auf den Beinen und erwarteten sehnsuchtsvoll das Erscheinen des Tagesgestirnes. Aber geraume Zeit hindurch blieb Alles um uns her in dicken feinrieselnden Nebel gehüllt, und das Thermometer zeigte nicht mehr als 8.5° Celsius.

Ungefähr fünfzig Fuß höher als die beiden, am Plateau errichteten Unterkunftshütten erhebt sich eine trigonometrische Signalstange, welche, aus großer Entfernung gesehen, den Landmessern bei ihren Arbeiten an verschiedenen Punkten der Umgebung zur Richtschnur dient. An einem heitern Morgen, bei wolkenfreiem Himmel muß man von dieser freien luftigen Warte aus eine großartige Fernsicht in die Preanger-Regentschaften genießen. Für uns blieb die Rundschau ziemlich beschränkt und wir mußten die Momente gewissermaßen ablauschen, wo der Wolkenschleier sich lüftete und einen flüchtigen, aber ergreifenden Blick in die Reize der uns umgebenden Natur gestattete.

Der 9326 Pariser Fuß hohe Pangerango ist der größte aller erloschenen Eruptionskegel auf Java, der sich an der östlichen Seite eines ebenfalls erloschenen ungeheuren Kraterabgrundes erhebt. Dicht neben demselben, in einem Abstande von nur einer Meile gegen Südost und mit diesem durch den 7000 Fuß hohen Rücken Pasec Alang verbunden, ragt ein zweiter Vulcankegel, der Gunung Gedeh, fast zu gleicher Höhe (9323 Pariser Fuß) empor. Sein Gipfel ist eingestürzt und auf dem Boden des großen Einsturzkraters erhebt sich ein neuer, noch niederer Eruptionskegel, mit einem tiefen Kraterschachte, dem thätigen Feuerschlunde des Gedeh. Gegen sieben Uhr zertheilten sich eine Weile lang die Wolken, und der schöne

[1] Jetzt Caukrienia chrysantha benannt. Die charakteristische Pflanze des höchsten Punktes war Gnaphalium arboreum.

regelmäßige Krater des Gedeh mit seiner völlig senkrecht abfallenden, 6 bis 700 Fuß hoch aufgethürmten Wand lag vollkommen klar uns gegenüber. Ja so nahe schien derselbe dem Auge, daß man sich der Täuschung hingeben mochte, ein vom Gipfel des Pangerango nach dem Gedeh geschleuderter Stein müsse geradezu in seinen Krater fallen, aus dessen Rissen und Spalten an mehreren Stellen dicke Rauchwolken aufstiegen.

Gegen zehn Uhr kehrte die Karawane wieder nach Tjipannas zurück. Nur der Geolog der Expedition unternahm noch mit dem Dr. de Vrij und einem Regierungsbeamten einen ziemlich beschwerlichen Abstecher nach dem gegenüberliegenden thätigen Krater des Gedeh. Dr. Hochstetter machte über diesen interessanten Ausflug folgende Mittheilungen:

„Kurz vor der Station Kandang Badak führt der Weg vom Reitsteig ab, den wir gekommen waren. Wir mußten nun zu Fuß auf einem ganz verwachsenen, selten betretenen schmalen Pfade emporklimmen, und kamen bald aus dem Walde heraus auf die losen Stein- und Schlackenfelder, welche, von niederem Gebüsche und Gras nur spärlich bewachsen, den obern Theil des Gedeh-Kegels bilden. Ein starker Schwefelwasserstoff-Geruch kam uns von der Solfatara entgegen, die unter dem Krater in einer tiefen wilden Felsschlucht liegt. Heiße Wasser- und Schwefeldämpfe drangen hervor aus der dunklen, an ihrem obern Rande schwefelgelb beschlagenen Felsspalte; wir stiegen mühsam aufwärts und gelangten endlich an den Rand des Einsturzkraters. Welcher Contrast zeigte sich jetzt, wenn man von hier vorwärts und wenn man rückwärts blickte!

Rückwärts stand klar vom Fuße bis zur Spitze der schöne, üppiggrün bewaldete Kegel des Pangerango, hell schimmerte von seiner Höhe das dort errichtete trigonometrische Fernzeichen, während aus dem Walde Schüsse herüberhallten, ein Zeichen, daß die Reisegesellschaft am Rückwege vom Gipfel war. Vor uns aber öde, wüste, graue Steinmassen, die hohe, amphitheatralisch geformte Felswand des Einsturzkraters, regelmäßig aufgebaut aus säulenförmig abgesonderten Trachytbänken, und unter ihr der dampfende Eruptionskegel, ein wüster Stein- und Schutthaufen vom buntesten Farbengemenge. Aus dem gewaltigen Schlunde des Einsturzkraters, an dessen nackte Felswand der neue Eruptionskegel angelehnt liegt, zieht sich eine kahle Felsschlucht voll Stein- und Trümmermassen, die der thätige Krater von Zeit zu Zeit auswirft, zur Seite tief hinab, bis sie sich in den dunklen Waldmassen

verliert. Den untern Theil dieses Stromes hatten wir Tages zuvor beim Ritte nach dem Pangerango passirt.

Aber wir waren noch nicht am Ziele unserer Wanderung. Wir mußten noch hinabsteigen, und dann zum thätigen Krater selbst erst wieder hinaufklettern. Indeß war dies leichter ausgeführt, als wir es uns nach dem Anblick von oben gedacht hatten, und ohne Unfall erreichten wir das Ziel.

Da standen wir nun am gähnenden Rande eines thätigen Kraters. Wir konnten keinen Schritt mehr vorwärts thun. Ein trichterförmiger Abgrund von 250 Fuß Tiefe lag vor uns, sein Boden mit Schlamm gefüllt, in dem da und dort gelbliche Wasserpfützen standen. Die uns begleitenden Javanesen behaupteten, daß sie es hier nie früher so ruhig gesehen, und der Krater sonst immer voll Dampf gewesen sei. Diesmal stiegen nur aus einzelnen Seitenspalten des Schachtes schwache Wasserdämpfe in die Höhe, so wie sie auch überall aus den Rissen und Spalten an der Außenseite des Schuttkegels hervorbrachen. Nur Wasser, Wasserdämpfe, Schlamm und eckige Gesteinstrümmer, die Schutt- und Trümmermassen der abgestürzten Felsen des Einsturzkraters, sahen wir, aber keine Spur von geschmolzenen Massen oder Lavaströmen, welche der heutige Krater des Gedeh zu Tage gefördert hätte. Die ganze historische Thätigkeit des Vulcans läßt sich mit den Explosionen eines Dampfkessels vergleichen, welcher durch die, im Innern des Berges noch nicht erkalteten, in rothglühendem Zustande befindlichen Massen uralter trachytischer Lavaströme geheizt ist, die bei ihrem Hervorbrechen den Vulcankegel selbst aufbauten. Wasser, Schlamm und Steine hat der Berg zu wiederholten Malen bis in die neueste Zeit ausgeworfen, fein zerriebenen Sand und vulcanische Asche, die bis nach Batavia flog, auch feurige Steintrümmer und glühender Sand wurden mitgerissen, und bildeten die von ferne bewunderten Feuergarben; aber bis zu heißflüssigen Lavaströmen, bis zu rund abgeschmolzenen Bomben hat es der Krater des Gedeh seit Menschengedenken nicht gebracht. Dazu reicht seine innere Lebenskraft nicht mehr hin, er ist eben so in seinem letzten Stadium, im Absterben, wie alle übrigen Vulcane Java's. Es ist die letzte Reaction des inneren Feuers gegen das von außen eindringende atmosphärische Wasser. Selbst die thätigsten Vulcane auf Java, der Gunung Guntur und Gunung Lamongan werfen nur glühende Gesteinstrümmer und glühende Asche aus, eigentliche Lavaströme hat man nie gesehen.[a]

Während der Geolog der Expedition diesen Ausflug nach dem thätigen Krater des Gedeh unternahm, war der Rest der Reisegesellschaft in Tjipodas am Fuße dieses Feuerberges angekommen, wo auf einer Höhe von 4400 Fuß über dem Meere in einer mittleren Jahrestemperatur von 17.5° C. die ersten Versuche angestellt wurden, um die kostbare Chinapflanze auf Java zu acclimatisiren.

Nachdem seit zwanzig Jahren die Verpflanzung des, seiner Rinde wegen für die leidende Menschheit so hochwichtigen Chinabaumes aus Peru nach Java wiederholt angeregt worden war, wurde diese edle Absicht endlich im Jahre 1852 durch den Ankauf einer Chinapflanze (Cinchona Calisaya) im Pariser Jardin des plantes von Seite des damaligen Ministers der Colonien Mr. Pahud (gegenwärtig Generalgouverneur von Holländisch-Indien) zur erfreulichen Thatsache. Herr Pahud ließ die Pflanze mit großer Sorgfalt nach Leyden bringen und von dort über Rotterdam nach Batavia verschiffen. Gleich nach ihrer Ankunft wurde diese Mutterpflanze in Tjipodas, im sogenannten Erdbeerengarten des Generalgouverneurs gepflanzt, durch ein Bambusdach vor Regen und Sonne geschützt und ist gegenwärtig 16 Fuß hoch. Dr. Haßkarl, als Botaniker rühmlich bekannt, wurde auf Verwendung des Dr. Junghuhn, den man eigentlich selbst dazu auserkoren hatte, mit einer Mission nach Peru beauftragt, von wo derselbe Stöcklinge und keimfähigen Samen von Chinin liefernden Cinchona-Arten zurückbringen sollte. Ein holländischer Kriegsdampfer wurde zwei Jahre später eigens nach Callao, dem Hafen von Lima, geschickt, um Haßkarl mit dessen werthvoller Beute wieder abzuholen. Dieser brachte zwar vier bewurzelte Bäumchen und Samen von vier Cinchona-Species[1] mit, aber blos die Stöcklinge gaben einige Aussicht auf günstigen Erfolg, während der größte Theil des Samens bald nach dem Anbau zu Grunde ging. Man macht Herrn Haßkarl zum Vorwurf, daß er während eines so kostspieligen zweijährigen Aufenthaltes in Peru so wenig Daten gesammelt hatte über die obere und untere Vegetationsgrenze der von ihm mitgebrachten Cinchona-Species, über die Art des Bodens und des Gebirgsgesteines, auf denen diese Pflanzen am besten gedeihen, über die Witterungs- und Feuchtigkeitsverhältnisse im Allgemeinen, so wie über die jährliche Regenmenge insbesondere, über die schattige oder lichte Beschaffenheit ihres Standortes, die Zeit der Blüthe und der reifen

[1] Diese vier Arten waren: Cinchona Calisaya, C. Condaminea, C. lanceolata und C. ovata.

Früchte, die Veränderungen, welche ihr Habitus an verschiedenen Punkten erleidet, über ihre natürlichen Feinde, über das Verhältniß der alkaloiden Bestandtheile zu der mehr oder minder großen Höhe ihres Standortes über dem Meere u. s. w. Ja einige Personen gingen sogar so weit zu behaupten, Herr Haßkarl habe nicht einmal Chinapflanzungen gesehen, noch die Pflanzen oder den Samen persönlich erworben, sondern denselben sich durch Rindensammler (Cascarilleros) zu verschaffen gewußt. Um die öffentliche Mißstimmung gegen Haßkarl und seine wenig erfolgreiche Sendung noch zu vermehren, wollte es eine unglückliche Fügung, daß seine Gemahlinn, die angeblich dessen Papiere und Aufzeichnungen über Peru bei sich führte, mit dem Schiffe, welches diese Dame nach mehrjähriger Trennung in die Arme ihres Mannes zurückführen sollte, spurlos unterging und dadurch viele Fragen in Betreff der Cultur der Chinabäume in Süd- und Nord-Peru völlig unbeantwortet blieben. Haßkarl reiste bald darauf „aus Gesundheitsrücksichten" nach Europa und die Inspection über die Chinacultur ging im Juni 1858 an Dr. Junghuhn über, in dessen sorgsamen Händen sie sich noch gegenwärtig befindet und einen Aufschwung nimmt, der an einem endlichen günstigen Erfolge nicht mehr zweifeln läßt.

Im October 1856 standen in Tjipodas 105 Chinabäumchen von 2 Fuß 6 Zoll Höhe (41 Cinchona Calisaya und 64 C. condaminea). Am 31. October 1857 befanden sich nur mehr 95 Bäumchen von 4 bis 11½ Fuß Höhe im gedeihlichen Zustande, während 10 völlig abgestorben waren. Dem scharfen Blicke Junghuhn's konnte die Ursache dieser bedenklichen Erscheinung nicht lange verborgen bleiben. Die ersten Pflänzchen waren in einem Tuffboden, der kaum eine Humusdecke von ½ bis ¾ Fuß Dicke besaß, gepflanzt worden, dicht an den Wurzeln und Rumpfen abgehauener riesiger Urwaldbäume, welche jede Art Ausbreitung erschwerten und vielfach ganz verhinderten.

Auf die gehörige Beschattung war von den ersten Pflanzern viel zu wenig Rücksicht genommen worden. Man hatte den Wald völlig gelichtet und dadurch die jungen Pflänzchen den ganzen Tag über trotz eines kleinen Schutzdaches der versengenden Tropenhitze ausgesetzt. Wollte man nicht die ganze Pflanzung allmählig zu Grunde gehen sehen, so mußte rasch Rath geschafft werden. Junghuhn war stets der Mann der That; das hat er schon an den Ufern des Rheins bewiesen, als ihm die Zelle zu Ehrenbreitstein,

in die ihn ein jugendliches, ritterliches Abenteuer geführt, gar zu enge wurde. Auch in Tjipodas wußte der kluge Mann sich rasch zu helfen. Mit unsäglicher Mühe und der umständlichsten Sorgfalt und Genauigkeit wurden fast sämmtliche Bäumchen aus dem, ihnen wenig zusagenden Boden — ohne auch nur eine Wurzel zu verletzen — nach dem benachbarten Rasamala-Wald, wo der stolze, schlanke Liquidambar Altingiana dem ganzen Urforst den Charakter giebt, einzeln auf eigens zu diesem Behufe halbgelichtete Stellen verpflanzt, und letztere mit Ablaufgräben für das überflüssige Wasser umgeben. Im October 1857 hatten einige Bäumchen bereits eine Höhe von 14½ Fuß, am 31. März des darauf folgenden Jahres sogar schon 15½ Fuß erreicht; die Dicke ihres Stammes betrug 3 Zoll 4 Linien. Viele der nach dem Walde verpflanzten Bäumchen waren binnen drei Monaten von 9 auf 21 Zoll gewachsen, während einige am alten Standort verbliebene nur um 9 bis 10 Zoll in der Höhe zunahmen, eine Thatsache, welche am deutlichsten zu beweisen schien, daß ihnen der neue Standort besser zusagte. Zwar hatten sich schon im Juni 1857 an einer Condaminea die ersten Blüthen gezeigt, und im October darauf an 34 Bäumchen, aber es war doch erst im Mai 1858, daß der größte Theil der Bäume im Blüthezustand sich befand, und sogar schon reifende Früchte zum Vorschein kamen. Wenn alle Früchte reifen, hoffte Dr. Junghuhn, wie er uns selbst erzählte, 80.000 Stücke zu erhalten, was, da jede Frucht gegen 40 Samen enthält, an 3,200.000 reife Samen geben würde. Freilich handelt es sich nicht blos um reifen und zugleich keimfähigen Samen, sondern hauptsächlich auch darum, ob der Bast des aufgezogenen Baumes auch in seinem Adoptivlande unter veränderten Verhältnissen dennoch jenes kostbare Alkaloïd, das Chinin, enthalte, welches mit jedem Tage in der Heilkunde unentbehrlicher zu werden scheint.

Man hatte in Tjipodas schon seit längerer Zeit trotz der sorgfältigsten Pflege das allmählige Absterben einzelner Zweige bemerkt, aber erst wenige Tage vor unserem Besuche entdeckte man nach eifrigem Spüren den Grund davon. Ein winziger, kaum einen Millimeter langer Käfer, eine Bostrychus-Species war der Feind dieser Bäumchen geworden. Die Löcher, welche dieser Käfer macht, dringen quer durchs Holz der Stämme und Zweige bis ins Mark, in dem er weiter frißt und seine Eier legt. Die auf solche Weise angebohrten Chinabäume sind unrettbar verloren, doch bleibt die Hoffnung,

daß die gesunden Wurzeln aus der Stammbasis neue Schößlinge treiben werden. Indeß scheint das Auftreten dieses Käfers nicht die erste Ursache der Krankheit der Bäumchen, sondern vielmehr ihre Krankheit die Ursache des Auftretens des Käfers zu sein. Gelingt es, die anderen Bäumchen gesund zu erhalten, so dürfte auch der Käfer wieder verschwinden, der, wie einer unserer Zoologen vermuthet, keineswegs mit den Cinchonen ins Land gekommen, sondern auf Java selbst einheimisch ist.

Im Ganzen gab es im Mai 1858 auf der Insel drei Chinapflanzungen, welche absichtlich im Interesse der Lösung gewisser klimatischer Fragen auf verschiedenen Höhen, so wie unter verschiedenen Temperatur- und Bodenverhältnissen angelegt worden sind und sich in folgenden Localitäten befinden:

1. In Tjipodas, am Fuße des Gunung Gedeh (4400 bis 4800 Fuß über dem Meere), in einem reizenden Liquidambar-Walde, 80 Pflanzen.

2. In Bengalengang am Abhange des Malabar-Gebirges (4000 bis 7000 Fuß), in einem großartigen Eichenwalde (Quercus fagifolia), 600 Pflanzen.

3. Südlich von Besuki im Ajang-Gebirge (ungefähr 6800 Fuß über dem Meere) in einer Pflanzung, welcher Junghuhn den Namen Wono-Djampie, d. h. Wald der Arzeneien gab, 21 Pflanzen.[1]

Die niederländische Regierung hat weder Kosten noch Mühe gescheut und die größten Opfer gebracht, um die unschätzbaren Chinabäume aus ihrer Heimat, wo man sie von völliger Vernichtung bedroht glaubte, nach Java zu übersiedeln und daselbst zu acclimatisiren. Die Chancen eines günstigen Erfolges sind sehr groß, die Erreichung des Zweckes ist zum Theil gewiß. Unter allen von uns besuchten Tropengegenden scheint die Insel Java durch ihre Naturverhältnisse am meisten geeignet, in ihren herrlichen Gebirgslandschaften dem Fieberrindenbaume, jenem kostbaren Geschenke der Natur an die leidende Menschheit, eine zweite Heimat zu bieten.

Indeß ist die vielverbreitete Meinung, als würde der Chinabaum in seinem ursprünglichen Vaterlande Peru der gänzlichen Ausrottung preisgegeben sein, eine völlig irrige. Wir werden bei unserem Besuche der Westküste Südamerika's auf diesen Gegenstand zurückkommen und uns dann bemühen,

[1] Unseren neuesten Mittheilungen aus Java zufolge, welche bis zum November 1860 reichen, soll man gegenwärtig in den Preanger-Regentschaften bereits hunderttausend üppig wachsende Chinapflanzen treffen, und könnte daher dieses werthvolle Gewächs als vollkommen eingebürgert betrachtet werden.

wenigstens einen Theil jener Fragen in Bezug auf gewisse Lebensbedingungen der China-Arten in ihrem Vaterlande zu lösen, deren Beantwortung der Leiter der Chinacultur auf Java, Herr Dr. Franz Junghuhn, den Naturforschern der Novara-Expedition so dringend ans Herz legte.

Nicht nur die Chinapflanzung, auch der wundervolle Rasamala-Wald, in dem sie sich befinden, hielt unser Interesse gefesselt und die Jagdfreunde waren nicht wenig erstaunt und entzückt, hier ein prachtvolles Exemplar eines sogenannten fliegenden Hundes (Pteropus edulis) zu schießen. Diese wunderlichen Nachtthiere hängen in ungeheuren Schaaren den ganzen Tag unbeweglich still an den Baumästen fest gehakt, bis der Abend sie zu ihren nächtlichen Zügen mahnt. Dann fliegen sie als riesige Fledermäuse durch die Luft.

Auf dem Ritt zurück nach Tjipannas bemerkten wir auf den zahlreichen Reißfeldern ähnliche Stangen mit allerlei Gehängen, wie sie die abergläubischen Bewohner der südlichen Nikobaren-Inseln vor ihren Hütten am Ufer errichten, um den Teufel davon fern zu halten. Die Eingeborenen nennen diese Stangen tundang setan (Talisman gegen den Teufel) und glauben dadurch die bösen Geister während der Ernte von den Reißfeldern zu verscheuchen.

Von Tjipodas ging die Reise weiter nach Tjiandjur,[1] der dermaligen Hauptstadt der Preanger-Regentschaften, mit ungefähr 15.000 Einwohnern, wo einige Tage mit Ausflügen, Sammeln, Jagen und andern Vergnügungen zugebracht werden sollten, um sodann gedrängt von der kurz zugemessenen Zeit wieder nach Buitenzorg und Batavia zurückzukehren. Zwei Mitglieder der Expedition, Dr. Hochstetter und Dr. Scherzer, reisten jedoch noch weiter ins Innere, in der Absicht, den, um naturwissenschaftliche Forschungen auf Java so vielverdienten Dr. Junghuhn zu besuchen, über welchen Ausflug die folgenden Blätter berichten.

Gegen fünf Uhr Abends kamen wir mit Dr. de Vrij und Herrn Vollenhoven in Tjiandjur an, setzten jedoch unsere Fahrt sogleich nach Bandong fort, um dieses niedliche Städtchen (seiner vortheilhaften, fast im Mittelpunkt der Regentschaft befindlichen Lage wegen ein gefährlicher Rivale von Tjiandjur um den Sitz der Behörden) noch am selben Abende zu erreichen. Unterweges passirten wir Tjisokan, eine kleine Ortschaft, deren Bewohner sich hauptsächlich mit der Gewinnung von eßbaren Schwalbennestern beschäftigen, welche in dem ungefähr drei Stunden entfernten Kalksteingebirge von Radjamandala

[1] Auch Tjangoer, sprich: Tschanschur, d. h. schönes Wasser.

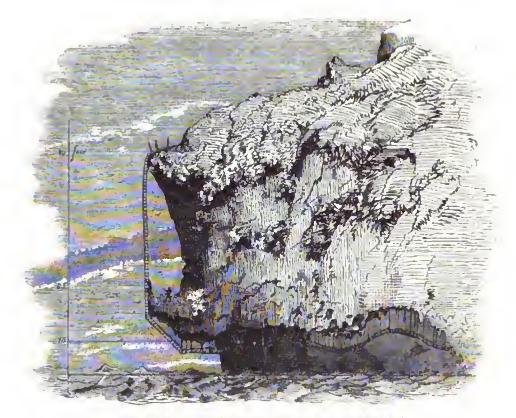
gefunden werden.[1] Die Orte, wo die eßbaren Nester der Hirundo esculenta gefunden werden, sind keine eigentlichen Grotten, wie man sie gewöhnlich nennt, sondern steile, fast unzugängliche Klippen, Spalten und Risse, in welche die Schwalben ihre Nester bauen und die nicht ohne große Schwierigkeit, oft nur mit Lebensgefahr, erreicht werden können. Sie liegen theils an der Südküste, dicht über der schäumenden Brandung, theils im Innern des Landes, 2000 Fuß über dem Meeresspiegel, ungefähr 600 englische Meilen von dem zunächst angrenzenden Theile der Küste entfernt, und während die Javanen zu Karang-bólong auf senkrechten Leitern aus Rotang (Calamus Rotang) und Bambus an der Küstenmauer hinabklettern müssen,[2] um zum

[1] Im Sundaischen Gunung Masigit oder Moscheeberg genannt, weil demselben der Kalkstein durch seine zackigen, wunderlichen Formen ganz das Aussehen einer Moschee geben soll.

[2] Da die eßbaren Schwalbennester eine wichtige Stelle im Handel mit Colonialproducten einnehmen und vielen Menschen auf Java Beschäftigung geben, so lassen wir hier im Auszug die Schilderung folgen, welche Dr. Junghuhn in seiner wahrhaft klassischen Monographie Java's (Bd. I, S. 468) über die wunderlichen Wohnorte dieser Schwalben und die mühsame Gewinnung ihrer Nester durch die Eingeborenen giebt. „Zu Karang-bólong ist der Boden der Höhlen vom Meere bedeckt, die sich am Fuße senkrecht abstürzender Felsmauern dicht über seinem Spiegel öffnen. Bei einer dieser Höhlen, der Gua Gedé, liegt der Rand der Küstenmauer zur Ebbezeit 80 Pariser Fuß über dem Meeresspiegel und die Mauer biegt sich concav nach innen, bildet jedoch in einer Höhe von 25 Fuß einen Vorsprung, bis wohin die Rotangleiter senkrecht hinabhängt; diese ist aus zwei seitlichen Rotangsträngen verfertigt, welche in Abständen von 1½ bis 2 Zoll durch Querhölzer mit einander verbunden sind. Die Decke des Einganges der Höhle liegt jedoch nur 10 Fuß über dem Meere, das den Boden der Höhle auch zur Ebbezeit in seiner ganzen Ausdehnung bedeckt, während zur Fluthzeit die Oeffnung der Höhle von jeder herbeirollenden Woge gänzlich zugeschlossen wird. Nur bei Ebbe und bei sehr stillem niedrigem Wasser kann man in ihr Inneres gelangen. Auch dann noch würde das unmöglich sein, wäre der Fels am Gewölbe oder an der Decke der Höhle nicht von einer Menge Löcher durchbohrt, zernagt und zerfressen. In diesen Löchern aber, an den hervorragenden Zacken, hält sich der stärkste und kühnste der Pflücker, der zuerst hineinklettert, fest, und bindet Rotangstränge an ihnen an, welche dann von der Decke 4 bis 5 Fuß lang herabhängen. An ihrem unteren Ende werden andere lange Rotangstränge festgeknüpft, die in einer mehr horizontalen Richtung unter der Decke hinlaufen, und deren Unebenheiten dieselben bald auf-, bald absteigend folgen, so daß sie sich wie eine hängende Brücke durch die ganze Länge der Höhle hindurchziehen. Diese ist 100 Fuß breit und von ihrem Eingange im Süden bis zu ihrem tiefsten Hintergrunde im Norden 150 Fuß lang. An ihrem Eingange nur 10 Fuß hoch, steigt ihre Decke weiter einwärts höher an, und erhebt sich im tiefsten Innern bis zu 20 und 25 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Ehe man zum Pflücken der Vogelnester die Leitern aushängt und auf ihnen hinabsteigt in die grausige Nachbarschaft der schäumenden See, richtet man zuerst ein feierliches Gebet zur Göttinn oder Königinn der Seeküste, welche um ihren Segen angerufen wird. Sie führt hier den Namen Ratu-Segor-Kidul oder auch Ratu-Loro-Djunggrang, und besitzt im Dorfe Karang-bólong einen Tempel, der sorgfältig rein gehalten wird. Zuweilen bringen die Pflücker auch am Grabmal Serot ein frommes Opfer, da wo der erste Entdecker der Vogelnesterhöhlen begraben liegen soll. (Die Bedeutung obiger javanischer Wörter ist: Njaï, Titel für eine anständige Frau, wie „Madame"; Ratu, Königinn; Segoro, Meer; Kidul, Süden; Loro, Jungfrau; Djunggrang ist ein Eigenname.) Vergleiche: Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart, von Franz Junghuhn. Nach der zweiten verbesserten Auflage des holländischen Originals ins Deutsche übertragen von J. K. Haßkarl. Leipzig, Arnold. 1842.

Eingang der Höhle zu gelangen, sind sie in Bondong genöthiget, mittelst Leitern eben so hoch, ja noch höher hinauf auf die Felsen zu steigen, um die Oeffnung der Höhlen zu finden.

Wenn die Vögel brüten oder Junge haben, so bleibt die Hälfte von ihnen in der Höhle und Männchen und Weibchen lösen sich dann im Brüten, das viermal im Jahre geschieht, alle sechs Stunden ab. Zu jedem Neste gehört ein Schwalbenpaar, derart, daß wenn man 1000 Nester in einer Höhle findet, diese von 2000 alten Schwalben (paarweise, Männchen und Weib-



Gewinnung essbarer Schwalbennester in der Höhle Gua Gedé.

chen) bewohnt wird. Die Fruchtbarkeit dieses Vogels ist so groß, daß, obschon die Nester viermal des Jahres gepflückt werden, und von ihrer Brut, theils Eier, theils Junge, fast eine Million beim Pflücken der Nester durch Menschenhände zu Grunde geht, sich dieselben gleichwohl nicht vermindern. Die sechs Höhlen in Bandong liefern jährlich im Durchschnitte ungefähr 14.000, jene zu Karang-bólong ungefähr 500.000 Stücke; hundert Nester wiegen durchschnittlich einen Katti (1¼ Pfund) und hundert Kattis sind ein Pikul

(125 Pfund). Die Chinesen bezahlen für einen Pikul solcher Nester, welche sie als einen besonderen Leckerbissen betrachten, 4 bis 5000 holländische Gulden. Die Pflücker derselben bilden gleichsam eine besondere Classe, deren Geschäft vom Vater auf den Sohn erbt.

Ganz in der Nähe des Dorfes Tji-sokan ist eine sehr hübsche, nach amerikanischem System construirte, aber im Lande selbst durch einheimische Kräfte verfertigte, hölzerne Brücke über den Tji-sokanfluß gebaut. Die Straßen, wenngleich breit und vortrefflich erhalten, führen doch zuweilen über so steile Berge, daß das Hinabgleiten eines schweren Reisewagens, besonders bei der Schnelligkeit, mit welcher man auf Java zu fahren pflegt, ziemlich unheimlich und gefährlich ist, obschon man in solchen Fällen die Räder mit einem dicken Hemmschuh versieht, und wo dieser nicht auszureichen scheint, einige Eingeborene sich rückwärts an die Räder hängen, um gegen ein kleines Geschenk mittelst Tauen das Tempo des Hinabgleitens zu regeln.

Um Mitternacht, nachdem wir noch früher den Tjitarumfluß auf einer Fährte passirt hatten, erreichten wir endlich Bandong und erfuhren im Hause des javanischen Regenten Radhen Adipati Wira Nata Kusuma [1] trotz der späten Nachtstunde die freundlichste, gastlichste Aufnahme. Wir fanden hier Alles, bis in die kleinsten Details, nach europäischer Sitte eingerichtet, und kein Besucher würde erkennen, daß er sich in der Wohnung eines mohamedanischen Fürsten auf Java befinde, wenn ihn nicht das orientalische, reiche Costüm des Hauswirthes und seiner Umgebung, so wie die javanischen Diener daran erinnerten, welche, prächtig verzierte, goldene und silberne Siri- oder Beteldosen in den Händen tragend, ihrem Herrn unablässlich in halb knieender Stellung folgen, oder vielmehr auf den Knieen nachrutschen. Denn auch bei den Javanen sind Betelblätter, mit Gambir, [2] gestampfter Arecanuß und etwas gelöschtem Kalk vermengt, sehr beliebt, doch wird hier die Substanz nicht gekaut, sondern zwischen die Lippen und Vorderzähne gesteckt und blos so lange daran gesogen, bis ein davon blutroth gefärbter reichlicher Speichel im Munde zusammenläuft, welchen

[1] Die Holländer schreiben Koesoema, weil sie, wie schon bemerkt, oe wie u aussprechen.

[2] Gambir, auch Terra japonica genannt, weil man diese ungemein gerbestoffreiche Substanz anfänglich für ein mineralisches Product hielt, wird durch das Auskochen des Holzes der Acacia Catechu, theils aber auch aus den Blättern der Cinchonacee Nauclea Gambir gewonnen.

Unbemittelte in ihren Hütten in Kokosnußschalen, Vermögende in kupferne, Vornehme und Fürsten aber in goldene Spucknäpfe speien. Selbst Frauen finden an dieser Sitte Gefallen, und die eingeborenen Schönen sollen von dem ätzenden Safte zuweilen Gebrauch machen, um sich zudringliche Verehrer vom Leibe zu halten.

Das Abendbrot, welches man, von unserer bevorstehenden Ankunft unterrichtet, bereitet hatte, wurde ganz nach europäischer Weise servirt, und der mohamedanische Hauswirth ging in seiner Artigkeit so weit, sich über gewisse religiöse Scrupel hinwegzusetzen, und an dem Mahle selbst thätigen Antheil zu nehmen. Als wir bei Tische saßen, kam noch, spät nach Mitternacht, der Assistent-Resident des Districtes, Herr Visscher van Gaasbeek, ein Hannoveraner von Geburt, welcher aber schon seit fünfundzwanzig Jahren im Lande lebt und uns gleichfalls auf das Bereitwilligste seine Dienste anbot. Es wurde nun ein Reiseplan für die nächsten Tage entworfen und der Regent gab sofort Befehl, seine eigene Kutsche und mehrere Reitpferde zu einem Ausfluge nach Lembang, dem Wohnsitze des Herrn Junghuhn, in Bereitschaft zu setzen. Noch ehe wir uns trennten, zog der leutselige javanische Regent, mit dem wir uns leider nur durch die Vermittlung malayischer Dolmetscher zu unterhalten vermochten, aus einem ledernen Täschchen seine elegant gestochene Visitkarte hervor und verlangte dieselbe mit der unsrigen zu wechseln. Ueberhaupt scheinen die javanischen Großen einen besonderen Werth darauf zu legen, den Europäern an feiner Sitte es zuvor zu thun und fremden Brauch sich anzueignen.

Erst gegen zwei Uhr Morgens begaben wir uns zur Ruhe, und trotz der ermüdenden Reise des vorhergegangenen Tages saßen wir um fünf Uhr früh schon wieder in der Kutsche des Regenten unterweges nach dem Wohnsitze des Dr. Junghuhn. Wir fuhren zwei Stationen oder zehn Paale und vertauschten sodann den Wagen gegen Reitpferde, welche uns in weniger als einer Stunde nach dem ungefähr 4000 Fuß über dem Meere, in einem fast europäischen Klima gelegenen Lembang brachten. In der Nähe dieses Dorfes steht einsam, am Fuße des Tangkuban Prau, rings umgeben von schönen Gartenanlagen, Junghuhn's zierliches Wohnhaus, in dem er abgeschieden von der Welt der Wissenschaft und seiner Familie lebt. Alles rings umher macht auf den Fremden einen überaus anheimelnden Eindruck. Aus jedem Antlitz strahlt Zufriedenheit, aus jedem Auge heiteres Glück.

Franz Junghuhn, ein Deutscher von Geburt, aus dem Mansfeld'schen im Harz, trat nach manchem Jahre harter Prüfung als Militärarzt in holländische Dienste, und ist jetzt als Inspector für naturwissenschaftliche Untersuchungen und Director sämmtlicher Chinaculturen auf Java von der holländischen Regierung zur Lösung dieser großen Aufgabe mit reichen Mitteln ausgestattet. Dieser unermüdliche Forscher, dem die Wissenschaft die umfassendste Kunde über die Naturverhältnisse Java's verdankt, hat fünfundvierzig Vulcane selbst erstiegen, und zwar zu einer Zeit, wo noch nicht Reitsteige auf die 10.000 Fuß hohen Gipfel führten, sondern nur jene merkwürdigen Zickzackbahnen, welche sich das Rhinoceros selbst bis auf die höchsten Punkte ausgetreten hat, um sich da oben ungestört an würzigen Kräutern und einer reichen Grasvegetation gütlich zu thun. Seine imponirende Gestalt, seine edlen einnehmenden Züge tragen ganz die riesige, physische wie geistige Kraft und Ausdauer zur Schau, welche sein unvergleichliches Werk über Java und seine herrliche Karte von dieser Insel ahnen lassen.

Der berühmte Gelehrte empfing uns auf das Liebenswürdigste gleich alten Freunden, theilte seine jüngsten Erfahrungen und Beobachtungen in Bezug auf die Chinacultur mit, und beschenkte uns mit seiner neuesten Arbeit[1] über diesen Gegenstand, dem er ausschließlich seine ganze Thätigkeit zu widmen scheint. Wir versprachen Dr. Junghuhn wiederholt, während unseres Aufenthaltes in der Heimat der Cinchonen, uns mit besonderer Vorliebe auf diesen Gegenstand verlegen und die Beantwortung der uns vertrauten Fragen anstreben zu wollen, um dadurch einen kleinen Tribut des Dankes für die unzähligen Beweise von Theilnahme und Aufmerksamkeit zu zollen, mit welchen uns Regierungsbeamte sowohl, als Männer der Wissenschaft auf Java auszeichneten.

In der Nähe von Junghuhn's Wohnhaus wird ein großer Theil der in den Preanger-Regentschaften gewonnenen Kaffeebohnen für den europäischen Markt bereitet. Die Regierung hat die Manipulation an einen Herrn Phlippau verpachtet, und übernimmt die Bohnen erst, wenn sie, in Säcken verpackt, zum Versenden geeignet sind. Die ganze Kaffee-Ernte der Umgebung von Bandong, durchschnittlich an 80.000 Pikuls (ungefähr 10 Millionen

[1] Toestand der aangekweekte Kinabomen op het eiland Java in het laatst der Maand Julij en het begin van Augustus 1857. Kort beschreven door F. Junghuhn. 116 p.

Pfund), wird jährlich aus den Gebirgen nach Lembang gebracht, wo erst die fleischigen Beeren enthülset und bereitet werden. Man bedient sich hierbei der sogenannten brasilianischen oder nassen Behandlungsweise, wodurch jedoch nach der Ansicht von Kennern die Kaffeebohnen viel von ihrer Güte einbüßen sollen. Statt aber die merkliche Abnahme der Güte der javanischen Kaffeebohnen hauptsächlich dieser Bereitungsart zuzuschreiben,[1] glaubte man vielmehr den Grund davon in einer Degeneration des Kaffeestrauches selbst suchen zu müssen, und die holländische Regierung sandte daher den bekannten Botaniker Professor de Vriese (mit Diäten,[2] welche einem deutschen Naturforscher wahrhaft fabelhaft erscheinen müssen) nach der Insel Java, um die Ursache der Verschlechterung der Kaffeebohne wissenschaftlich zu ergründen. Die Mission eines Universitäts-Professors aus Leyden, welcher niemals früher in Holländisch-Indien war, nach Java, um die dortigen praktischen Kaffeepflanzer über die Ursache der Verschlechterung der Kaffeebohne aufzuklären, hat nichts weniger als einen guten Eindruck hervorgebracht. Ja einige witzige Spötter, deren es auf Java gerade so giebt, wie im Vaterlande des Punch und des Figaro, meinten, die Sendung des Professors de Vriese sei eben so seltsam, als wenn man einen Javanen nach Holland schicken möchte, um die dortigen Landwirthe zu lehren, wie man am besten holländischen Käse bereite.

Die Lösung der Frage über die Ursache der Verschlechterung der Qualität der Kaffeebohne ist indeß von höchster Wichtigkeit für ein Land, welches jährlich an 800.000 Pikuls (100 Millionen Pfund) Kaffeebohnen erzeugt,[3] und dessen Klima und Bodenbeschaffenheit noch eine bei weitem größere Ausdehnung der Cultur jenes Gewächses gestattet, welches erst um das Jahr 1718 durch den damaligen Gouverneur Hendrik Zwaardecroon

[1] Wenigstens ist unter den Pflanzern im Lande allgemein die Ansicht vorherrschend, daß die von der Bevölkerung auf die sogenannte trockene oder ostindische Methode bereiteten Kaffeebohnen von weit besserer und haltbarerer Qualität seien, als jene, welche den nassen Proceß nach brasilianischem System durchmachen.

[2] Professor Vriese, Director des botanischen Gartens zu Leyden, erhält nebst Vergütung aller Reisespesen 1000 holländische Gulden monatlich und außerdem 10 holländische Gulden täglich, so lange sich derselbe im Innern der Insel auf Untersuchungsreisen befindet. Der gelehrte Professor ist seitdem (Mai 1861) wieder nach Europa zurückgekehrt, und seine Erfahrungen sollen nächstens (leider in der nur wenig verbreiteten holländischen Sprache!) veröffentlicht werden.

[3] Die commerciellen und statistischen Verhältnisse Java's, über welche wir namentlich der Freundlichkeit des österreichischen Consuls in Batavia, Herrn Fraser, viele Daten verdanken, werden in einem besonderen Theile ausführliche Besprechung finden.

aus Mokka auf Java eingeführt wurde.[1] Die ganze Ernte muß von den Kaffeepflanzern der Regierung zu einem bestimmten Preise geliefert werden, und zwar bezahlt dieselbe im Innern des Landes 3½, in Batavia, wo die Bevölkerung höhere Steuern zu entrichten hat, 9 holländische Gulden für jeden Pikul. Die niederländische Handelsgesellschaft oder Nederlandsche Handels-Maatschappy, welche das ausschließliche Recht der Verschiffung besitzt, zahlt der Regierung 28 bis 30 Gulden per Pikul Kaffee, und verkauft denselben auf europäischen Märkten auf eigene Rechnung. Wie hemmend ein solches monopolisirendes System auf Handel und Verkehr wirkt, zeigt am besten der stagnirende Zustand des alten, stolzen Batavia, verglichen mit dem jungen, blühenden Freihandelsplatz Singapore. Die Regierung hat indessen in den letzten zwei Jahren einen liberaleren Anlauf genommen, und einen Theil der Producte, wie z. B. Zucker, welche sie bisher sämmtlich selbst nach Holland auf den Markt brachte, schon an Ort und Stelle durch Auctionen dem allgemeinen Verkehre freigegeben und man hofft, daß dieses System bald auch auf andere Colonialproducte, namentlich auf Kaffee, Anwendung finden, und daß ferner nicht blos wie bisher Batavia, Samarang und Surabaya, sondern sämmtliche Häfen der Insel dem freien Handel geöffnet werden mögen. Mit dieser Frage einer freieren Handelsbewegung ist die der Frohnarbeit eng verknüpft, welche darin besteht, daß die Eingeborenen im Innern des Landes zu gewissen festgesetzten Preisen für die Regierung zu arbeiten gezwungen sind. In allen Gegenden, wo die Regierung Kaffee- oder andere Pflanzungen besitzt, muß deren Cultur durch die Bewohner der benachbarten Dörfer für eine von der Regierung bestimmte Vergütung besorgt werden, die Kulies oder Lastträger müssen für einen festgesetzten Betrag (2½ bis 3 Deut für 1 Paal) Waaren weiter schaffen und Botendienst verrichten, während die freie Arbeit für den Privatmann auf mehr als das Vierfache zu stehen kommt. Es hat sich auf Java eine Partei für Aufhebung der Frohnarbeit gebildet, die in

[1] Große Sorge machen auf Java dem Landwirthe überhaupt, wie dem Kaffeepflanzer insbesondere drei Gräser, die ein dortiger Forscher ihrer Unzertrennlichkeit wegen die java'sche Dreieinigkeit nannte und welche die steten Begleiter der Kaffeestaude sind: Erichthitas valerianifolia (mit der Kaffeestaude aus Mokka ins Land gebracht und niemals früher auf Java bekannt), ferner Ageratum Conisoïdes und Bidens Sundaica. Auch die Zibethkatze (Luak im Javanischen, Tjáruh im Sundaischen) richtet zur Zeit der Ernte in den Kaffeepflanzungen vielen Schaden an. Sie verzehrt indeß nur das Fleisch der rothen Beere, und die Bohnen sollen, wenigstens wie Javanen behaupten, durch den Proceß, den sie im Magen des Thieres durchmachen, sogar an Güte gewinnen.

Holland kräftige Unterstützung findet, auf der Insel selbst aber durch die mannigfachen Interessen, welche eine solche Maßregel zu gefährden droht, leichtbegreiflicher Weise eine große Opposition heraufbeschworen hat. Man kann das Thema der Aufhebung der Frohnarbeit auf Java nicht zur Sprache bringen, ohne gleichzeitig eine leidenschaftliche Discussion hervorzurufen. Denn diese Frage berührt viele Pflanzer und Regierungsbeamte nicht minder nahe, als jene der Aufhebung der Sclaverei die Plantagenbesitzer der südlichen Staaten der Union. Wir haben über diesen Punkt von erfahrenen, besonnenen und unparteiischen Männern auf der Insel so verschiedene Ansichten vernommen, daß wir es bei einem so flüchtigen Besuch, wie der unsrige, um so weniger wagen ein Urtheil auszusprechen, als dasselbe vielleicht ganz anders lauten würde, wenn wir Jahre lang unter den Eingeborenen gelebt und uns mit ihren Charakter-Eigenthümlichkeiten und Sitten besser vertraut gemacht hätten.

Man glaubt, in einem so gesegneten Lande wie Java — dies ist die vorherrschende Ansicht — läßt sich von freier Arbeit nicht viel Erfolg erwarten, wo die Bedürfnisse der Eingeborenen so gering und so leicht zu befriedigen sind. Seinem eigenen Drange nach Thätigkeit überlassen, würde der Javane gerade nur so viel arbeiten, als er zur Bestreitung seines Unterhaltes nöthig hat, oder übertriebene Forderungen stellen, während sich sein leitsamer, williger Charakter der Auflegung einer mäßigen Arbeit keineswegs widersetzt. Die Sitten und Gebräuche des Landes, das Verhältniß der Volksclassen zu den javanischen Reichen und Großen begünstigen den Frohnzustand, in welchen ihn die holländischen Eroberer versetzt haben, und machen denselben minder empfindlich und unerträglich. Man weist nach, daß seit der Einführung des Cultursystems des Grafen van der Bosch oder der Frohnarbeit im Jahre 1830 der innere Wohlstand der Insel wesentlich zugenommen[1]

[1] Im Jahre 1859 erreichten die wichtigsten, für Rechnung der Regierung gewonnenen Colonialproducte folgende Quantitäten:

Kaffee	727.000	Pikuls (à 125 Pfund).	
Zucker	901.000	„	
Indigo	558.800	Pfunde.	
Cassia	256.000	„	
Cochenille	6.700	„	(Ausfall der Ernte wegen allzu häufigen Regens.)
Thee	2,057.400	„	
Pfeffer	45.000	„	

Die Ein- und Ausfuhrszölle betrugen im selben Jahre für Java und die Nachbarinsel Madura 7,440.579 Gulden holl.

und die Einnahmen der Regierung sich bedeutend vermehrt haben. In der That betrug das sogenannte Batig Stat oder der reine Bilanzüberschuß der Colonial-Administration in den letzten Jahren bis über 41 Millionen holländische Gulden. Allein die pecuniären Vortheile, welche der Staatsschatz von der Arbeitskraft der Unterthanen zieht, sind leider nicht immer (wie wir dies in den südamerikanischen Colonien zur Zeit der spanischen Herrschaft sehen) zugleich ein Gradmesser für das Gedeihen eines Landes oder für die Zufriedenheit und das Wohlbefinden seiner Bewohner.

Von Lembang aus bestieg der Geolog der Expedition in Begleitung des Dr. de Vrij den Vulcan Tangkuban Prahu und besuchte hierauf, von Dr. Junghuhn mit einer glücklich combinirten Reiseroute ausgestattet, die geologisch interessantesten Punkte der Preanger-Regentschaften. Ueber diese beiden höchst instructiven Excursionen, welche gleichzeitig einen heitern Blick in die Gastfreundschaft javanischer Fürsten gestatten, entlehnen wir dem Berichte des Dr. Hochstetter die folgenden Aufzeichnungen:

„An der Nordseite des Plateau von Bandong, einem wahren Eden zwischen donnernden Vulcanbergen, einer unerschöpflichen Reißkammer für das Sundaland, erhebt sich eine lange Gebirgskette 6000 Fuß über dem Spiegel der See, 4000 Fuß über die Hochebene. Drei Hauptgipfel treten in dieser Gebirgskette markirt hervor. Der Eingeborene, gewohnt die Naturerscheinungen seines herrlichen Vaterlandes mit Namen zu bezeichnen, die eine charakteristische Eigenschaft ausdrücken, oder eine sinnbildliche Bedeutung haben, nennt den östlichen, abgestumpft kegelförmigen Berggipfel Gunung Tungul, d. h. abgebrochener Baum oder Stumpf, und meint, daß der mittlere lange Rücken der Tangkuban Prahu oder das umgekehrte Boot aus dem umgeworfenen Stamme jenes Baumes gebildet wurde, und der vielgezackte dritte Gipfel, der Burangnang (d. i. Baumäste), die Krone des Baumes mit Aesten und Zweigen sei. Nur der mittlere, langgestreckte Rücken, gerade der Berg, dessen Form es am wenigsten vermuthen läßt, ist heute noch ein Feuerberg. Sein Krater bietet eines der großartigsten Schauspiele in der Vulcanwelt Java's.

Früher mußte man auch auf den Tangkuban Prahu den Fußspuren des Rhinocerosses folgen und die Ersteigung dieses Vulcans war schon aus dem Grunde nicht ohne Gefahr, weil es wohl dann und wann vorkam, daß man in dem canalartig ausgefurchten, engen Hohlwege bei einer plötzlichen

Biegung sich unversehens tête à tête mit einem solchen Ungeheuer befand, und daß — links ein Abgrund, rechts eine Felswand — beide Theile keine Möglichkeit sahen zu entfliehen. In einem solchem Falle blieb aber kein anderes Rettungsmittel, als Kampf auf Leben und Tod, bis der Stärkere über den Leichnam des Schwächeren hinwegeilte. Gegenwärtig führt ein vortrefflicher Reitsteig von Lembang aus zur Höhe des Gipfels, den angelegt zu haben Junghuhn gleichfalls das Verdienst gebührt.

Am 18. Mai Morgens brachen wir in Begleitung von Herrn Dr. de Vrij von Lembang nach dem Tangkuban Prahu auf. Der Regent von Bandong hatte uns vortreffliche Reitpferde von echter Macassar-Race geschickt, und, gefolgt von einer Anzahl berittener Sundanesen, standen wir nach zweistündigem Ritt durch herrliche Urwälder am Rande des Kraters.

Dicke Nebelwolken erfüllten den Abgrund zu unseren Füßen, von dem aus großer Tiefe und verschiedenen Richtungen ein fürchterliches Sausen und Brausen heraufdrang, gleichsam als arbeiteten tief unten hundert Dampfmaschinen, oder als stürzten schäumende Wasserfälle über hohe Felsen. Einzelne Bäume am Rande des Abgrundes waren abgestorben und sahen schwarz, wie verkohlt aus; wir schrieben dies den schwefligsauren Dämpfen zu, welche, wenn der Krater in voller Thätigkeit, wohl mit vernichtender Stärke sich entwickeln mögen. In diesen unheimlichen Abgrund sollten wir hinabsteigen auf einer schmalen, steilen Felskante, die zwischen senkrechten Wänden im Nebel sich verlor. Es war uns unheimlich zu Muthe, als wir den Javanen, welche voranskletterten, folgten. Aber wir hatten selbst den Befehl gegeben, uns bis auf den Grund des Kraters hinabzubringen und kletterten nun vertrauend nach, da wir wußten, daß die Leute schon öfter in der Tiefe gewesen, um sich Schwefel zu holen.

Glücklicher Weise hoben sich die Nebel während unserer mühseligen Wanderung, und mit einem Male lag klar vor uns der ganze furchtbare Abgrund vom obern Rande bis zum Boden. Wir sahen mit Ueberraschung und Erstaunen, daß die Felskante, auf der wir standen, nur eine schmale Mittelrippe war, die zwei tiefe, beinahe kreisrunde, gemeinschaftlich von einer elliptischen hohen Kratermauer umschlossene Kraterkessel trennte. Also ein merkwürdiger Doppel- oder Zwillingskrater. Aus beiden Kesseln rechts und links stiegen zischend und brausend bis zur Höhe des Randes weiße Dampfwolken auf. Im Krater links (westlich), den die Eingeborenen „Kawah Upas“

oder Giftkrater nannten, erblickten wir inmitten der dampfenden Solfataren ein ruhiges, schwefelgelbes Wasserbecken, und die wohl nahe an 1000 Fuß hohen Kratermauern waren fast bis zum Grunde mit grünem Buschwerk bedeckt. Ganz anders der östliche Krater: „Kawah Ratu“ oder Königskrater; sein Boden schien trockener Schlamm zu sein, aus dessen Rissen und Sprüngen mit furchtbarem Ungestüm Wasser und Schwefeldämpfe hervorbrachen. Die nur 5 bis 600 Fuß hohen Kratermauern standen nackt und kahl da bis zur Höhe. Man mochte beim ersten Anblicke mitten im grünen Walde ein Schneefeld vor sich glauben, so bleich und weißgrau sah alles Gestein aus, zersetzt und verwandelt durch die Dämpfe, welche dem Grunde entströmen. Und auf den weißen, öden Steinmassen überall schwarze verkohlte, knorrige Stämme von Sträuchen und Bäumen, die Reste der früheren Vegetation, die Zeugen der letzten Eruption im Jahre 1846, bei welcher der Königskrater heißen, von Schwefelsäure geschwängerten Schlamm, Sand und Steine auswarf und weit im Umkreise die grünenden Wälder tödtete und verheerte. Doch schon jetzt keimt wieder das üppige Grün der Farren und der heidelbeerähnlichen Thibaudia zwischen den nackten Steinen und neben den, durch die Einwirkung der schwefelsauren Dämpfe und des schwefelsäurehaltigen Schlammes braunkohlenartig veränderten, verkohlten Bäumen und Gesträuchen.

Wir erreichten fortkletternd glücklich die Tiefe des Giftkraters, und mußten nun große Vorsicht beobachten, denn der ganze Grund um den Kratersee bis zu den steil ansteigenden Kraterwänden besteht eigentlich aus nichts als dampfenden Solfataren, aus löcherigen, rissigen Schwefelkrusten, über die man wie auf einer Eisdecke geht, immer in Gefahr einzubrechen, zwar nicht in einen unergründlichen Schlund, aber in heiß brodelndes, angesäuertes Wasser, in dem wir Niemanden rathen möchten ein Fußbad zu versuchen. Stößt man die Krusten auf, so schimmern an der Unterseite die glänzendsten, reinsten Schwefelkrystalle entgegen. Dieser Schwefel, der hier in gewaltigen Massen zu kleinen Hügeln aufgethürmt liegt, ist es, welcher die Javanen zuweilen nach diesem schauerlichen Orte lockt. Der stärksten Solfatare, die dicht an der Mittelrippe liegt, und geiserartig siedendes Wasser durch eine aus Schwefel bestehende, 1 bis 2 Fuß hohe Röhre, welche sie sich gebildet, herauswirft, kann man nicht nahe kommen.

Vom Giftkrater stiegen wir hinüber in den Königskrater. Die festen Schuttmassen der letzten Eruption boten hier einen sicheren Boden zum

Auftreten, bis man in die Nähe der brausenden Solfatare gelangt und der nachgebende heiße Schlamm das Weitergehen unmöglich macht.

Der Besuch dieser beiden Krater, die sich von Jahr zu Jahr verändern, bot reichen Stoff zu Beobachtungen. Es war längst Mittag vorüber, als wir wieder den mühsamen steilen Pfad zur Höhe hinaufkletterten. Noch lange standen wir oben unter dem, vor den Sonnenstrahlen schützenden Dach der Hütte, die Junghuhn hier errichtete, und von wo wir den ganzen Abgrund mit beiden dampfenden Kratern in seiner vollen furchtbaren Größe übersehen konnten. Die Ellipse des obern Randes mißt nicht weniger als 6000 Fuß in der Länge und 3000 Fuß in der Breite, und von diesem Rande geht es 800 Fuß fast senkrecht hinab in die Tiefe.

Es war der letzte Krater, in den uns auf Java zu schauen vergönnt war, unsere weiteren Wanderungen galten den petrefactenführenden Schichtensystemen in den südwestlichen Grenzgebirgen des Plateau von Bandong.

Am 18. Abends, nachdem wir vom Tangkuban Prahu zurückgekehrt waren, verließen wir, ebenfalls in Gesellschaft des Dr. de Vrij, welcher die aufopfernde Güte hatte uns auf der ganzen Reise zu begleiten, Lembang und kehrten nach Bandong zurück.

Junghuhn hatte eine genaue Reiseroute entworfen und diese dem Assistent-Residenten von Bandong, Herrn Visscher van Gaasbeek, mit der Bitte mitgetheilt, alles Nöthige zu veranlassen, um die beabsichtigte Tour in kürzester Zeit und so bequem als möglich machen zu können. Auf diese Weise fanden wir Alles vorbereitet, und konnten, nachdem wir den Abend mit Herrn Visscher und dem Regenten von Bandong, der uns durch seine Bajaderen eigenthümliche, nationale Tänze vorführen ließ, aufs Angenehmste zugebracht hatten, schon den folgenden Morgen die Reise von Bandong aus weiter in die Berge antreten.

Die Dankbarkeit gegen den Assistent-Residenten Herrn Visscher und gegen Radhen Adipati Wira Nata Kusuma, den Regenten von Bandong, macht es uns zur Pflicht, ausführlicher zu erwähnen, wie edel diese beiden genannten Herren dafür gesorgt hatten, daß wir, ohne durch eine andere Sorge Zeit zu verlieren, uns ausschließlich mit wissenschaftlichen Zwecken beschäftigen konnten. Zugleich mag das ganze Arrangement dieser Reise zeigen, was die holländische Regierung durch das kluge System, die executive Gewalt in den Händen eingeborener Fürsten zu lassen, vermag, und

in welch' großartiger Weise die despotischen Befehle der beiden verbündeten Mächte ausgeführt wurden.

Der Bruder des Regenten von Bandong, eine echt ritterliche, gegen seine Landsleute aristokratisch-stolze und gebieterische Natur, war unser Ehrenbegleiter. Für alle materiellen Bedürfnisse hatte der Regent von Bandong aufs Luxuriöseste gesorgt. Vier Bediente und ein eigener Koch mit einer großen Anzahl Kulies waren überall auf unseren, in der Reiseroute bezeichneten Rastplätzen, oft mitten im Walde, auf einem Berge oder in einer Thalschlucht, vorausgeschickt, so daß wir, wenn wir ankamen, schon eine reich besetzte Tafel bereit fanden. Wo für die Mittagsrast oder das Nachtlager kein Pasanggrahan oder sonst ein taugliches Obdach vorhanden war, trafen wir aus Bambus- und Palmblättern (ein Material, aus welchem der Javane tausend zum Leben nothwendige Dinge zu machen versteht) eine wohnliche Hütte mit Speisezimmer, Schlafzimmer und Baderaum eigens neu gebaut. Um möglichst rasch zu reisen, wurden die Reitpferde drei- bis viermal täglich gewechselt. Die frischen Thiere standen überall schon bereit. An die Punkte, wo Petrefacten gesammelt werden sollten, waren eigens Eingeborene vorausgeschickt worden, und zwar nicht zwei oder drei, sondern zwölf und zwanzig, welche graben und alles Gefundene zusammenlegen mußten, so daß wir davon nur das Taugliche auszuwählen brauchten, um ohne Schwierigkeit und Zeitverlust eine hübsche Sammlung zu gewinnen. Selten betretene Wege, in abgelegenen Gebirgsgegenden, fanden wir alle neu hergerichtet, und wir sagen nicht zu viel, wenn wir bemerken, daß wohl vierzig bis fünfzig kleine Brücken und Stege, aus Bambus geflochten und mit Bambusgeländer versehen, eigens gebaut werden mußten, um diese Pfade reitbar zu machen. Ueberall aber, wo es galt in tiefe Schluchten hinabzusteigen, die höchstens ein Naturforscher ihrer geognostischen Aufschlüsse wegen besucht, waren Wege ganz neu gebahnt, und auf felsigem Terrain alle Hindernisse durch eingehauene Stufen und angelegte Bambusleitern überwunden. Und das Alles war arrangirt und ausgeführt worden, nachdem der Regent einen Tag vor unserer Abreise von Bandong von unserer beabsichtigten Tour Kenntniß erhalten hatte.

Nicht weniger als achtunddreißig berittene Sundanesen, alle festlich geschmückt, in malerischer Nationaltracht, die Häuptlinge und Vorgesetzten der Districte, welche wir berührten, mit ihrem Gefolge, nebst einer Anzahl

Lastträger zur Bedienung dieses Reiterzuges, hatten sich uns angeschlossen. Mit Musik und Tänzen wurden wir Abends in den Dörfern empfangen, welche zu unserem Nachtquartier bestimmt waren, und unter Musik und Zusammenströmen der ganzen Bevölkerung stiegen wir am frühen Morgen, wenn der Tag graute, wieder zu Pferde. So reist man auf Java, wo Junghuhn die einzuschlagende Route wählt, wo ein holländischer Regierungsbeamter die Befehle ertheilt und ein einheimischer Regent dieselben ausführt.

Am 19. Mai brachen wir von Bandong in östlicher Richtung nach dem Tji-Tarum auf. Der Zweck war eine Untersuchung der schönen, natürlichen Aufschlüsse, welche die tiefeingerissene Thalkluft dieses Flusses bietet, wo derselbe ein kuppiges, in nördlicher Richtung in das Plateau von Bandong vorspringendes Diorit- und Porphyrgebirge durchbricht und die schönen Wasserfälle Tjuruk-Kapek, Tjuruk-Lanang und Tjuruk-Djombong bildet. Neben dem ältesten Eruptivgestein der Insel Java sieht man hier hohe Wände der jüngsten Süßwasserschichten des Plateau von Bandong entblößt. Von da ritten wir durch das Porphyrgebirge nach dem Felskegel Batu Susun am Abhange des Gunung Bulut, gebildet aus mächtigen Säulen von Diorit-Porphyr, und erreichten Abends Tjililin, den Hauptort des, durch seinen Petrefactenreichthum bekannten Districtes Rongga. Noch mehr als durch den festlichen Empfang waren wir überrascht, als nach dem Abendessen ein großer Tisch in den Pasanggrahan, den wir bewohnten, geschleppt wurde, schwer beladen mit Petrefacten und Steinen, welche der Wedanah gesammelt hatte und die er nun nebst einer Karte der Gegend, die er selbst entworfen, uns zur Disposition stellte. Der Name dieses merkwürdigen Sundanesen ist: Mas Djaja Bradja, Wedanah von Tjililin.

Am 20. Mai sollten wir die Fundorte selbst besuchen. Wir waren mit Tagesanbruch auf dem Wege nach der Kalkbrennerei Liotji-tjangkang, wo eine petrefactenreiche Korallenbank auf dem Gipfel eines Hügels durch kleine Kalkbrüche bloßgelegt ist. Von da setzten wir die Reise in südöstlicher Richtung, höher hinauf in das Gebirge fort, in die Gegend von Gunongatu, berühmt durch die vielen Tiger, welche in den Lalangwildnissen dieser, ihrer ursprünglichen Waldvegetation gänzlich beraubten Berge hausen, und daselbst an Hirschen, Schweinen und Büffeln reiche Beute finden. Jedoch nicht die Jagd war unser Ziel, sondern die vielen, 100 Fuß tief in weiche Bimsstein- und Trachyttuffe eingerissenen Schluchten des Tji-Lanang und seiner kleinen Nebenbäche.

Wir kletterten zuerst hinab zum Zusammenflusse des Tji-Burial und Tji-Tangkil, wo neben trachytischem Durchbruchsgesteine, im Schutt der eingestürzten, aus thonigen Tuffen bestehenden Seitenwände viele gut erhaltene Konchylien gefunden werden. Nach einem raschen Ritt durch ein wenig bevölkertes Bergland, um einem drohenden Gewitter zu entgehen, erreichten wir glücklich das kleine Bergdorf Gunong-Alu, am Tji-Dadap gelegen, am Fuße eines Bergrückens, der die Wasserscheide zwischen dem nördlichen und südlichen Java bildet.

Den 21. Mai brachen wir nach dem Tji-Lanangthale auf, nach dem Fuße der Sandsteinwand Gunong Sela, einem zweiten sehr reichen Petrefacten-Fundorte, wo die Fossilienreste in der ursprünglichen Lagerstätte, in Thon- und Sandsteinschichten eingebettet, beobachtet werden können. Mit den schön erhaltenen Fossilien findet sich gleichzeitig sehr häufig ein fossiles Harz. Von da verfolgten wir das Tji-Lanangthal in nördlicher Richtung und kamen, dasselbe überschreitend, auf selten betretenen Pfaden nach dem Tji-Tjamothal zu dem Kalkbreccienfelsen Batu Kakapa, dann weiter nach dem Gebirgsdorfe Tjijabang und hierauf wieder zum Tji-Tarumfluß, der hier, in mehr als 1000 Fuß tiefen, engen Felsschluchten die großartigsten Wasserfälle auf Java bildend, das aus Diorit-Porphyr, Trachyt-Basalt und steil aufgerichteten Kalkbänken bestehende westliche Grenzgebirge des Plateau von Bandong durchbricht, um, nach diesen gewaltigen Cascaden, auf der Terrasse von Radjamandala als schiffbarer Fluß ruhig weiter zu fließen.

Die ganze Großartigkeit javanischer Natur entwickelt sich in diesen wilden, schauerlichen, von Urwäldern bedeckten und von gefährlichen Thieren aller Art durchstreiften Felsklüften. Es sind hauptsächlich drei Punkte: Tjukang-raon, Tjuruk Alimun und Sangjang-holut, an welchen man tief unten recht eigentlich in den Eingeweiden des Gebirges den geognostischen Bau der durchbrochenen Lanangkette studiren kann. Die Punkte liegen sehr nahe bei einander an dem, durch sein enges Felsbett dahinbrausenden Strome, um aber zu jedem einzelnen zu gelangen, muß man immer wieder zu dem Dorfe Tjatjabang auf das Gebirgsplateau zurück und von neuem 1000 bis 1600 Fuß an steilen Wänden hinab- und wieder hinaufklettern. Es ist leicht begreiflich, was Junghuhn im Jahre 1854 schrieb, daß, „obschon Tjuruk Alimun [1] der größte Wasserfall auf der Insel Java ist, dennoch, wie es scheint, außer ihm noch kein Europäer diesen Ort besucht habe“. Hier war es

[1] Staub oder Nebelfall.

namentlich, wo die Eingeborenen Alles aufgeboten hatten, um die Stelle zugänglicher zu machen. Wir trafen frischgestufte Stiegen, Leitern und Rotangseile, und konnten so gewissermaßen in Junghuhn's Fußstapfen folgen.

Am 21. war nur noch der Besuch von Tjuruk Baon möglich, wo der Tji-Tarum, mit seiner ganzen Wassermasse furchtbar gährend, durch ein nur 12 Fuß breites Felsthor sich durchzwängt. Ein zu beiden Seiten an Rotangseilen angehängter schwankender Bambussteg führt in schwindelnder Höhe über die senkrechten Wände dieses steinernen Portals.

Am 22. Mai Morgens wurde Tjuruk Alimun, der großartigste, über 40 Fuß hohe Dioritfelswände stürzende Wasserfall des Tji-Tarum, besucht, und hierauf, nachdem wir die steile basaltische Gebirgskette Gunung Lanang überschritten hatten, von einer Höhe von 2653 Pariser Fuß in den tiefsten Theil der Eruptionskluft Sangjang-holut (990 Pariser Fuß über dem Meere) hinabgestiegen, wo nahe dem steilen Bruchrande, mit dem das Tertiärgebirge an die Ebene von Radjamandala grenzt, senkrecht aufgerichtete Sandsteinbänke dem Flusse zwischen ihren Felswänden nur einen 10 Fuß breiten Paß lassen.

Wir erreichten noch am nämlichen Tage das kleine Dorf Gua am nördlichen Fuße des Gunung Nungnang, einer gewaltigen Kalkfelsmasse, die mit senkrecht stehenden Bänken einen Theil der, in nordöstlicher Richtung weit fortstreichenden Kalkwand bildet, welche die Fläche von Radjamandala südlich begrenzt. Der Gunung Nungnang ist von oben bis unten mit Rissen und Spalten durchzogen, in welchen die Salangan-Schwalbe eßbare Nester baut, welche von den Eingeborenen nur mit Lebensgefahr für den Regenten von Bandong gesammelt werden können.

Den 23. Mai wurde noch Sanjang tjikoro durchforscht, eine Kalkhöhle, durch die ein Arm des Flusses Tji-Tarum, nachdem er das Grenzgebirge durchbrochen, unterirdisch fließt; sie ist geologisch interessant, weil hier, in der Fläche von Radjamandala jenseits des Bachrandes, die nämlichen Kalksteinbänke, welche in senkrechter Stellung das steile Gebirge bilden, horizontal liegen. Bei Radjamandala erreichten wir wieder die große Heerstraße und fanden den Reisewagen bereit, welcher uns nach Tjiandjur und von dort zurück nach Batavia brachte."

Während der Geolog der Expedition den eben geschilderten Ausflug unternahm, wurde dem Commodore und seinen Begleitern in Tjiandjur nebst einigen Jagdpartien auch ein, in ethnographischer Beziehung höchst

interessantes Schauspiel geboten. Der dortige javanische Regent feierte gerade ein großes Fest, dem auch das Volk im weiten Hofraume beiwohnen durfte, wo eine große Anzahl von Belustigungen, Spielen und Aufzügen stattfand. Auch hier war das Innere des Hauses, wie beim Regenten in Bandong, ganz im europäischen Style möblirt, und nur die ohrbetäubenden unaufhörlichen Töne des Gamelang, die fette, untersetzte Hausfrau, welche in reichgestickten Kleidern und gelben Pantoffeln, mit einem etwas watschelnden Gange die Honneurs machte, und der orientalisch gekleidete Regent, hinter dem ein paar javanische Diener mit einer silbernen, ciselirten Dose von getriebener Arbeit voll Betel-Ingredienzien[1] auf den Knieen krochen, erinnerten daran, daß man sich auf Java im Hause eines einheimischen



See von Tjichurassa in der Umgebung von Tjiandjur.

Fürsten befand. Die steifen, lästigen Formen der Holländer werden von jenen der Javanen noch übertroffen; ja, so groß sind die Etiquetterücksichten dieses Volkes, daß selbst die nächsten Verwandten des Hauswirthes nur in der Veranda oder dem Säulengange vor dem Hause Platz nehmen, nicht aber den Salon selbst betreten dürfen. In letzterem befanden sich nebst dem Regenten und seiner Gemahlinn blos die geladenen europäischen Gäste, während an den Thüren und Fenstern das Volk als Zuschauer dicht gedrängt stand. Das Fest begann mit einigen, von Bajaderen aufgeführten, höchst monotonen, langweiligen Tänzen. In der Choregraphie stehen die Javanen, so wie

[1] Dieselben bestanden aus etwas Kalk, Tabak, Gambir, Arecanuß und einem kleinen Bündel Betelblätter.

überhaupt die asiatischen Völker, trotz der wichtigen Rolle, welche der Tanz in ihrem Cultus spielt, doch weit hinter den Nationen des Nordens zurück. Freilich hat bei ihnen der Tanz eine ganz andere Bedeutung wie bei uns, wo man nur mit heiterem und fröhlichem Gemüthe walzt und polkt, während der Asiate, der Malaye und der Indianer auch aus Schmerz und Trauer tanzen; diesen ist der Tanz nichts anderes als ein Mittel, ihren Gefühlen, dieselben mögen heiter oder traurig sein, Ausdruck zu geben. Und so tief wurzelt diese Sitte unter den farbigen Völkern, daß wir selbst zum Christenthume bekehrte Indianer vor der Leiche ihres Kindes, das in geweihte Erde versenkt wurde, tanzen sahen.

Die Tanzfiguren der javanischen Bajaderen waren nichts weiter als ein höchst langsames, steifes Vor- oder Rückwärtsschreiten, wobei sie mit den Händen und Fingern alle Art von Verdrehungen und Verrenkungen machten. Wie man uns erklärte, stellten die Tänzerinnen vier Schwestern vor, welche ihre verlorene Mutter aufsuchten und diese durch die verschiedensten Bewegungen und Figuren von der Gottheit wieder zu erlangen hofften. Hierauf folgte ein, von acht, als Krieger gekleideten Mädchen aufgeführter Kriegstanz, welcher indeß gleichfalls wenig Abwechslung bot und nicht minder langweilig war. Die Tänzerinnen erschienen alle in höchst eleganter, reich gestickter Toilette, was leider die Häßlichkeit ihrer Züge noch augenfälliger und unangenehmer machte. Zu allen diesen Darstellungen wurde das bunte Glockenspiel des Gamelang von einer großen Anzahl, mit gekreuzten Füßen auf dem Boden kauernden Javanen, fast ohne auszusetzen, immer in derselben eintönigen, wahrhaft sinnbetäubenden Weise gespielt, während von draußen türkische Musik, welche sich hauptsächlich durch einen gewaltigen markdurchdringenden Lärm auszeichnete, an unser Ohr drang. Gegen zehn Uhr Nachts brannte man eine Anzahl Raketen und Feuerräder ab und ein wilder Zug von Masken zu Fuß und zu Pferde bewegte sich zur großen Belustigung der versammelten Volksmasse ein Dutzend Mal im weiten Hofraume im Kreise herum. Den meisten Jubel im ganzen Aufzuge erregte eine, mindestens zwanzig Fuß lange transparente Schlange, von sechs bis acht Jungen hoch in der Luft getragen, welche die kühnen Krümmungen dieses gelenken Reptiles mit täuschender Geschicklichkeit nachzuahmen verstanden.

Für die europäischen Beobachter war aber viel wunderlicher und überraschender, was in einer Ecke des Hofraumes vorging. Eine Anzahl fanatischer

Eingeborener stand hier um einen Haufen glühender Kohlen und Asche versammelt, vor dem ein mohamedanischer Priester, ein Büchlein aufgeschlagen in der Hand haltend, unter jämmerlichem Geschrei und Geächze unverständliche Gebete hermurmelte. Mehrere Eingeborene sprangen mit nackten Füßen mitten ins Feuer und drehten sich darin einige Male herum. Auch der Priester hüpfte unter Singen und Beten auf den glühenden Boden, wahrscheinlich in der Absicht, die Umstehenden dadurch noch mehr anzueifern. Das ganze Schaustück trug den Charakter einer religiösen Sühne, obschon dasselbe bei einem Volksfeste mitten unter Jubel und Scherz dargestellt wurde.

Einen noch peinlicheren Eindruck machten mehrere Javanen, welche eiserne Kreisel mit feinen, scharfen Spitzen an einem Ende, auf die Wangen, Stirn und Augen ansetzten und dabei mit verrenktem Oberkörper alle möglichen Bewegungen machten, gleichsam als wollten sie dieses schwere, eiserne Instrument tief ins Fleisch hinein bohren. Auch diesem rohen, furchtbaren Spiel schien eine ernstere Idee zu Grunde zu liegen, als einen Kreis von Neugierigen zu amüsiren und dessen Beifall zu erringen.

Der javanische Regent Radhen Adipati Aria Kusuma Ningrat, welcher dieses Fest veranstaltete, ein robuster hoher Mann von einigen fünfzig Jahren, steht nicht blos wegen seiner politischen Würde, sondern auch wegen seiner geistigen Begabung bei der Einwohnerschaft in hohem Ansehen. Er ist selbst Schriftsteller und Dichter und benützte diesen Anlaß, um an die anwesenden fremden Gäste seine neueste Dichtung, ein Epos, zu überreichen.

Am 17. Mai früh kehrte die ganze Reisegesellschaft von Tjiandjur auf demselben Wege, auf dem sie gekommen war, wieder nach Batavia zurück. Auch die Naturforscher verließen die Hauptstadt der Preanger Regentschaften nicht unbefriedigt, indem ein daselbst ansässiger Arzt, Dr. J. Ch. Ploem, viele in botanischer wie in zoologischer Beziehung interessante Aufschlüsse gab und nicht nur unsere naturhistorischen Sammlungen mit manchen neuen Gegenständen bereicherte, sondern auch in Zukunft einen lebhaften wissenschaftlichen Verkehr mit den Museen der Kaiserstadt an der Donau zu unterhalten versprach.

Die Fahrt zurück nach Buitenzorg ging trotz eines furchtbaren Gewitters, begleitet von tropischen Regengüssen, dennoch ziemlich rasch von Statten, und selbst ein kleines Abenteuer unterweges, welches darin bestand, daß einer der Reisewägen in der Nähe von Megamendung dicht an der Straße in

einen kleinen Graben fiel und Kutscher und Bediente durch diesen gewaltigen Stoß vom Bock geschlendert wurden, hatte keine weiteren üblen Folgen, als daß wir unter heftigem Platzregen den Wagen eine kurze Weile verlassen mußten, um denselben desto leichter wieder ins rechte Geleise zu bringen. Trotz des Unwetters begleiteten uns auch diesmal die Häuptlinge der Dörfer, welche wir passirten, zu Pferde, und obschon manche von ihnen vor Nässe und Kälte am ganzen Leibe trieften und zitterten, so blieben sie dennoch



Strasse in Buitenzorg.

unerbittlich gegen unsere Aufforderung, heimzukehren, und gaben uns unverdrossen bis zur nächsten Station das Geleite, wo sie wieder von anderen, nicht minder pflichtgetreuen Gefährten abgelöst wurden.

Noch unterweges erhielten der Commodore der Expedition und mehrere seiner Begleiter eine Einladung des Generalgouverneurs, in seinem Schlosse in Buitenzorg abzusteigen und daselbst einige Tage zu verweilen. Schade, daß diese Gastfreundschaft durch die kleinlichen Etiquetterücksichten etwas

getrübt wurde, deren der Gouverneur auch auf seinem stillen, einfachen Landsitze nicht entbehren zu können glaubt. Die strenge Beobachtung solcher steifen, gemessenen Formen ist um so auffallender bei einem Manne, der sich aus schlichten bürgerlichen Verhältnissen auf diesen hohen Posten emporgeschwungen hat und auch sonst nicht jenen glänzenden Aufwand und großen Luxus entfaltet, welcher mit dem aristokratisch-ceremoniellen Wesen, das ihn umgiebt, im Einklange stünde. Herr v. Pahud kam vor einigen zwanzig Jahren als Schullehrer nach Batavia, erwarb sich später als Beamter durch seine administrativen Kenntnisse und seine rastlose Thätigkeit das Vertrauen und die Sympathien der Regierung, wurde später Minister der Colonien in Holland, und endlich im Jahre 1856 Generalgouverneur von Niederländisch-Indien. Die Einführung der Chinapflanzen aus Peru und die dermalige Ausdehnung ihrer Cultur auf Java sind hauptsächlich sein Verdienst. Da Herr v. Pahud Witwer ist, so wurden die Honneurs des Hauses von dessen Tochter gemacht, einer zarten kränklichen Dame, welche vor wenigen Jahren das gräßliche Schicksal hatte, ihren Gemahl, der einen hohen Regierungsposten im Innern der Insel bekleidete, von einem Malayen vor ihren Augen ermorden sehen zu müssen!

Wir verweilten zwei Tage in dem reizenden Buitenzorg, dessen botanischer Garten immer neue Schönheiten erschloß, und hatten das Vergnügen, wie bei unserer ersten Anwesenheit auch diesmal mehrere schätzenswerthe Bekanntschaften zu machen. Ein mehrfaches Interesse knüpft sich an unseren Besuch bei Madame Hartmann, der Witwe eines frühern Residenten auf Borneo, welche sich im Besitze einer kleinen, aber sehr merkwürdigen Sammlung ethnographischer Gegenstände von jener Insel befindet und nicht nur die zarte Aufmerksamkeit hatte uns alle diese naturhistorischen Schätze zu zeigen, sondern uns gleichzeitig auch einige höchst werthvolle davon zum Geschenke machte. Ganz besonders verpflichtet ist der Ethnograph der Expedition dieser liebenswürdigen Dame für mehrere äußerst schwer zu erwerbende Skeletschädel der verschiedenen, die Insel Borneo bewohnenden Menschenracen. Nur von einem einzigen dieser anthropologischen Cabinetstücke wollte sich Madame Hartmann nicht trennen; es war der Schädel eines Chinesen, welcher während des furchtbaren Aufstandes jener Emigranten auf Borneo im Jahre 1819 einen Mordanfall auf ihren Gemahl wagte, von den Dienern des letzteren jedoch glücklicher Weise noch rechtzeitig erfaßt und niedergehauen wurde.

Am 20. Mai früh verließen wir Buitenzorg. Am nämlichen Morgen sollten daselbst zwei Raubmörder hingerichtet werden. Obschon die Todesstrafe nur unter den erschwerendsten Umständen verhängt wird, so sollen doch, wie man uns sagte, in der Hauptstadt fast alle Monate einige Todesurtheile zum Vollzug kommen.

Nach Batavia zurückgekehrt, begegneten wir wiederholt jener liebenswürdigen Gastfreundschaft, welcher wir bereits so viele lehrreiche und glückliche Stunden verdankten. Namentlich war es ein deutscher Landsmann, Oberst v. Schierbrand, seit beinahe dreißig Jahren auf Java lebend und gegenwärtig die hohe Stelle eines Chefs des Geniewesens und obersten Leiters des topographischen Institutes einnehmend, welcher die Novara-Reisenden in seinem eleganten, comfortablen Hause auf die gastlichste Weise aufnahm, unsere naturhistorischen Sammlungen mit vielen kostbaren Gegenständen bereicherte und die Anregung zu mehreren Festlichkeiten und Vergnügungen gab.[1] Unter diesen wird besonders eine Jagdpartie allen Theilnehmern in dauernder Erinnerung bleiben, welche durch die heitere Mitwirkung der ganzen Bevölkerung in der Nähe des an Antilopen und Wildschweinen reichen Jagdgebietes zu einem wahren Triumphzug und Volksfest wurde. An verschiedenen Punkten waren mit Laubwerk verzierte Bogen errichtet, Fahnen flatterten von allen Seiten und auf dem ganzen Wege bildeten die festlich geschmückten Bewohner dichtes Spalier, während, um den Abend zu verkürzen, in der elegant geschmückten Wohnung eines reichen Chinesen, dem Major seines Districtes, unter den monotonen, lärmenden Tönen des Gamelang und anderer Musikspiele von javanischen Bajaderen verschiedene nationale Tänze und eine Komödie aufgeführt und zum Schlusse chinesische Feuerwerke zum Besten gegeben wurden.

Ein anderes großartiges Fest zu Ehren der Novara veranstaltete die militärische Gesellschaft Concordia in ihrer großen, schönen Vereinshalle in Weltevreden. Der Tanzsaal war höchst geschmackvoll mit blauen und grünen Festons und bunten Flaggen verziert, und über den Eingängen prangten

[1] Oberst v. Schierbrand, welchem die Naturwissenschaft schon viele werthvolle Erwerbungen verdankt, indem derselbe als Freund der Wissenschaft und eifriger Jäger unablässig bemüht ist, theils persönlich zoologische Sammlungen zu machen, theils durch gewandte Eingeborene auf seine Kosten machen zu lassen, straft, wie so mancher andere wackere Freund auf Java, das Sprüchwort: „Aus den Augen, aus dem Sinn" Lügen, und hat seit der Rückkehr der Expedition bereits zu wiederholten Malen seltene naturhistorische Gegenstände an unsere vaterländischen Museen gesendet und denselben verehrt.

die Bildnisse der österreichischen Majestäten. Im Hintergrunde des Saales, gleichsam als Schlußdecoration, waren ein niedliches Boot mit gesetzten Segeln und eine österreichische Flagge an der Gaffel, dann eine mit Blumenkränzen geschmückte Kanone und verschiedene Embleme der Nautik sinnreich aufgestellt. Die Festarrangeurs trugen alle roth-weiße Bänder, die reichgeputzten Damen erschienen vielfach mit österreichischen Farben geziert, und als der Befehlshaber der Expedition mit seiner Begleitung in den Saal trat, spielte die Musikbande die österreichische Volkshymne. Es ging überaus heiter und fröhlich zu und der größte Theil der Gesellschaft, wohl an 800 Gäste zählend, blieb, bis es wieder Tag ward, beisammen. Holländische und österreichische Officiere feierten ein wahres Verbrüderungsfest. Noch als die Musik längst verklungen, war des Scherzens und Polterns kein Ende, und ein paar lustige Gefährten kamen sogar auf den wunderlichen Einfall, die geschmückte Kanone, auf welcher ein nicht minder fröhlicher Kamerad singend und lärmend ritt, durch den Saal zu ziehen. Unglücklicher Weise fiel während dieses Umzuges einer der holländischen Officiere unter das Rad und zerquetschte sich dadurch den Unterschenkel. Der Aermste mußte sogleich ins Spital gebracht werden und hatte Wochen lang Anlaß über die Folgen eines übermüthigen Augenblickes nachzudenken. Derselbe war seltsamer Weise schon zu Hause gewesen und lag bereits im Bette, als er von ein paar muthwilligen Kameraden abgeholt und neuerdings unter Lärmen und Jubel in den Festsaal zurückgebracht wurde, wo ihm der Unfall begegnete.

Eine merkwürdige Persönlichkeit Batavia's, deren Bekanntschaft wir erst in den letzten Tagen unseres Aufenthaltes machten, ist Radhen Saleh, ein Javane von hoher Geburt und fürstlicher Abstammung, welcher, 1816 in Djokjokarta im Innern Java's geboren, als Knabe von 14 Jahren auf Kosten der holländischen Regierung nach Europa gebracht wurde, dort längere Zeit erst im Haag, dann in Dresden und Paris lebte, sich hauptsächlich der Malerkunst widmete und nach einem Aufenthalte von 23 Jahren in Europa vor Kurzem wieder nach Java zurückkehrte. Radhen Saleh, welcher mehrere europäische Sprachen geläufig schreibt und spricht, bezieht einen nicht unbedeutenden Jahresgehalt von der Colonialregierung gegen die Verpflichtung, von Zeit zu Zeit für den holländischen Hof ein Bild zu malen. Während unseres Besuches war der javanische Künstler eben mit der Ausführung eines großen Oelgemäldes für den König von Holland beschäftigt, eine Hirschjagd

in den Preanger-Regentschaften in der Ebene von Mundschul am Fuße des Malabar-Gebirges darstellend. Composition, Landschaft, Luft, die reitenden Jäger und ihre Gruppirung beurkundeten ein ungewöhnliches Talent, das aber leider nicht hinreichend ausgebildet ist, um allen Leistungen den Stempel künstlerischer Vollendung aufdrücken zu können. Radhen Saleh bewahrt eine warme Anhänglichkeit für Deutschland, die selbst sein stillfriedlicher Aufenthalt in den paradiesischen Gefilden seiner Heimat nicht zu schwächen vermochte. „Ich habe Deutschland so vieles zu danken," rief er wiederholt aus; „meine Gedanken und Gefühle sind immer in Deutschland!" Es scheint, daß auch bei ihm, wie beim jungen Negerfürsten von der Goldküste, Gesundheitsrücksichten der Hauptbeweggrund zur Rückkehr nach Niederländisch-Indien waren.

Die letzten Tage unseres Aufenthaltes in Batavia wurden wieder zur Besichtigung einiger öffentlichen Anstalten benützt. Zuerst nahmen wir die in mehrfacher Beziehung interessante Caserne in Augenschein. Der Bataillons-Commandant Major Smits hatte die Güte, uns durch die weitläufigen, von ungefähr 800 Mann bevölkerten Räume zu begleiten. Die Soldaten sind sämmtlich Freiwillige und zwar ungefähr 250 Weiße und gegen 600 Farbige der verschiedenen Racen des malayischen Archipels. Die weiße Mannschaft schläft in Betten, die farbige auf hölzernen Lagerstätten unter Mosquitonetzen. Jedem Soldat ist erlaubt sein Weib bei sich zu haben und man behauptet, daß diese seltsame Sitte denselben ordentlicher und häuslicher macht, ihn mehr an das Leben in der Caserne gewöhnt, welche eine kleine Stadt für sich bildet. Die Weiber erweisen sich ihrerseits sehr nützlich als Köchinnen, Wäscherinnen, Eßwaarenverkäuferinnen, und unterhalten die kleinen Märkte bei jeder Compagnie, wo der Soldat Alles findet, was er zur Befriedigung seiner allerdings höchst bescheidenen Wünsche bedarf. Major Smits gestattete, daß an einer Anzahl von Soldaten, welche die wichtigsten Racetypen des malayischen Archipels repräsentirten, Körpermessungen vorgenommen werden durften, und machte der Expedition mehrere werthvolle ethnographische Gegenstände zum Geschenk.

Mit dem überaus eifrigen und gefälligen Dr. Steenstra Toussaint besuchten wir die verschiedenen Gefängnisse und das berüchtigte Loar-badang, über welches im medicinischen Theile der Novara-Publicationen ausführlicher die Rede sein wird. Die Gefängnisse in Batavia bedürfen, was Baulichkeit, Einrichtung und Behandlung der Sträflinge betrifft, mancher Reform. Unser humanes Jahrhundert fordert selbst für den Verbrecher und Mörder mehr

Sorge, als ihn in Fesseln zu legen und zwischen dicken, hohen Gefängnißmauern für die Gesellschaft unschädlich zu machen. Es giebt auf Java zwei Kategorien von Sträflingen, solche, welche während der ganzen Dauer ihrer Strafe im Gefängniß eingeschlossen bleiben, und solche, welche den Tag über außerhalb desselben zu öffentlichen Arbeiten verwendet werden und meistentheils einen eisernen Ring um den Hals, oder Ketten an Händen und Füßen tragen und daher auch „Kettinggangers“[1] genannt werden.

Im eigentlichen Gefangenhause in der Stadt, wo die Sträflinge ihre Strafzeit in Zellen abbüßen, ist Raum für 200, doch befanden sich zur Zeit unseres Besuches nur 70 männliche und 2 weibliche Gefangene in demselben. Das unheimliche Aussehen dieser, in einer höchst ungesunden Gegend gelegenen Anstalt wird noch dadurch vermehrt, daß dieselbe eigentlich blos in einer großen Anzahl von schmalen Gängen und hohen, eng neben einander hinlaufenden Mauern besteht, zwischen welchen die Gefangenen in Abtheilungen von sechs bis zehn Individuen in kleinen Zellen, je zwei beisammen wohnend, eingesperrt sind. Die wegen Schulden zu Gefängnißstrafe Verurtheilten sind in einer besonderen Abtheilung, von den gemeinen Verbrechern getrennt, untergebracht, haben aber sonst in Bezug auf Unterkunft und Behandlung nicht viel vor den letzteren voraus. Das Gesetz gestattet die Einsperrung eines Schuldners bis auf drei Jahre, doch muß der Gläubiger für denselben zehn holländische Gulden monatlich an Verpflegskosten bezahlen. Bezeichnend für den Charakter und die Speculationsrichtung der Chinesen ist es, daß sie, unter den gemeinen Verbrechern fast gar nicht vertreten, zum Schuldenarrest dagegen das meiste Contingent stellen. Den Frauen der Sträflinge ist erlaubt, ihren Männern ins Gefängniß zu folgen. Wir sahen eine Javanin, welche mit ihrem zu mehrjähriger Kerkerstrafe verurtheilten Ehegenossen freiwillig die Gefangenschaft theilte, obschon sie mit demselben nur vor Zeugen verkehren durfte und getrennt von ihm in einer besonderen Zelle leben mußte.

Im Gefängniß der Kettinggangers befanden sich 170 Sträflinge.[2] Durch den Umstand, daß man die in Batavia Verurtheilten nach den Gefängnissen

[1] Sträflinge, die mit der Kette gehen.

[2] Nach officiellen Mittheilungen betrug die Zahl der zu Ende des Jahres 1857 auf den Inseln Java und Madura wegen gemeinen Verbrechen Verurtheilten 3864. Darunter waren 198 weibliche Verbrecher und 955 Kettinggangers. Im Jahre 1857 allein wurden wegen verschiedenen Verbrechen 2525 Farbige zu Zwangsarbeit mit und ohne Eisen verurtheilt. Die Zahl der Verbrecher in Niederländisch-Indien, außer Java und Madura, betrug zur selben Zeit 4430.

im Innern des Landes schickt und umgekehrt den Sträflingen aus der Provinz in den Gefängnissen der Hauptstadt ihre Strafe abbüßen läßt, begegnet der Fremde hier vielen eigenthümlichen Typen von Eingeborenen aus den verschiedenen Theilen Java's und den Nachbarinseln; und diese seltene Gelegenheit wurde von einigen Expeditionsmitgliedern benützt, um auch hier wie in den Casernen an den charakteristischesten Individuen anthropometrische Messungen vorzunehmen.

Dr. Toussaint schenkte der Expedition mehrere pathologische Präparate, so wie ein mehr historisches als naturwissenschaftliches Curiosum, nämlich einen Menschenschädel, welcher vor wenigen Jahren im Magen eines, vom Meere ausgeworfenen todten Haifisches gefunden wurde.

Einen merkwürdigen Eindruck ließ auf uns der Besuch von Meester Cornelis zurück, eine Art Bazar in der Umgebung von Batavia, wo jede Nacht ein ganz seltsames Leben herrscht. Auf einem breiten, freien Platze werden in einer großen Menge von Buden alle Arten von Eßwaaren und Getränke verkauft, während es gleichzeitig an tanzenden Bajaderen und javanischen Musikanten, an Opiumspelunken, Spielhöllen und sonstigen Nestern des menschlichen Lasters nicht fehlt. Die Mehrzahl der Besucher sind Chinesen, welche hier, was sie des Tages über gewonnen, auf die leichtfertigste Weise wieder verthun. Besonders die schmutzigen kleinen Kammern, in welchen man sich für ein paar Deut auf eine erbärmliche Lagerstätte hinstrecken und durch Opiumrauchen betäuben mag, so wie die Spielbuden, sind von ihnen wie belagert. Eine solche Gruppe von halbnackten Söhnen des himmlischen Reiches, im Kreise auf dem Boden sitzend, die ganze Scene von Fackel- und Lampenschein grell beleuchtet, jeder Einzelne ein paar schmutzige, abgegriffene Kartenblätter in der magern Hand haltend, und ein Häuflein Kupfer- oder Silbermünzen vor sich ausgestreut, mit wilder Leidenschaft, jedes andern Vorganges um sich her unbewußt, dem Verlauf des Spieles folgend, ist von so gewaltiger Wirkung, daß sich der fremde Beschauer an den Einzelnheiten des Bildes, trotz seiner Unheimlichkeit nicht satt sehen kann. Das betrübendste an diesem ganzen Anblick ist vielleicht die Ueberzeugung, daß diese Art von Zeitvertreib keineswegs ursprünglich auf Java bestanden hat, sondern erst durch fremde Culturvölker mit noch manchen anderen Lastern importirt wurde.

Für den beobachtenden Reisenden bietet der Besuch solcher Belustigungsorte der Volksclassen weit mehr Interesse als Schauspiele und Opern, wie

man sie zuweilen auch auf den Inseln des indischen Archipels zu sehen und zu hören bekommt. Wandernde Truppen, selbst wenn sie so glänzend bezahlt werden, wie dies von den reichen Bewohnern überseeischer Länder zur Befriedigung ihres Kunstsinnes und noch mehr vielleicht, um einer Mode zu huldigen, zu geschehen pflegt, vermögen beim europäischen Reisenden höchstens melancholische Erinnerungen an erlebte Kunstgenüsse zu erwecken. Auch Batavia besaß während unserer Anwesenheit eine französische Operngesellschaft. Das Theatergebäude, hoch, luftig, aber ebenerdig, ohne Stockwerke und Gallerien, hat mehr das Ansehen eines eleganten Concertsaales als einer Schaubühne. Die ziemlich bedeutenden Kosten[1] werden hauptsächlich durch Lotterien bestritten, welche die Colonialregierung von Zeit zu Zeit zu Gunsten des Theaterfonds veranstaltet. Mehrere Sängerinnen treiben gleichzeitig einen einträglichen Handel mit französischen Toilettewaaren, während die Sänger auch Unterricht im Gesange geben und dadurch nicht nur ihre Einnahmen, sondern zuweilen auch die Qualen ihrer Wohnungsnachbarn bedeutend vermehren.

Im Allgemeinen soll in Batavia wenig geselliges Leben herrschen. Man lebt zurückgezogen und sieht höchstens einen kleinen Kreis von Freunden bei sich. Wir haben zwar in dieser Beziehung, wie in mancher anderen, gerade das Gegentheil erfahren, indem während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes eine Einladung die andere verdrängte; allein Personen, welche Jahre lang unter den vortheilhaftesten Verhältnissen dort leben, haben uns wiederholt versichert, daß das Leben in Batavia im Ganzen traurig, ungesellig und langweilig sei.

Es ist dies der Uebelstand aller Ansiedlungen überseeischer Länder, wo sich die Europäer nicht dauernd niederlassen, sondern sich blos in der Absicht dahin begeben, nach einer Reihe von Jahren des Fleißes und der Thätigkeit mit einem, ihre Selbstständigkeit begründenden Vermögen wieder in die Heimat zurückzukehren. Wir sehen dies in Brasilien, in ganz Ostindien, an der Westküste Südamerika's und in Westindien, kurz in allen tropischen und subtropischen Ländern, wo aus klimatischen Rücksichten der größte Theil der dortigen europäischen Bevölkerung fast alle zehn Jahre wechselt und sich durch neue Ankömmlinge ergänzt. Und wie verschieden erscheint daher

[1] So z. B. bezieht die Primadonna für die tragische Oper 1500, jene für die komische 1800 holländische Gulden monatlich während der Saison. Die Truppe ist gewöhnlich für anderthalb bis zwei Jahre engagirt.

auch das gesellige und geistige Leben in solchen Orten, verglichen mit den, durch ein gemäßigtes Klima gesegneten Ansiedlungen in Nordamerika, im Caplande, in Australien, in Neuseeland, wo die eingewanderte Bevölkerung eine stabile ist, die sich daselbst eine zweite Heimat gründet, und mit Liebe und Dankbarkeit am Boden hängt, der sie ernährt und auf welchem ihre Kinder unter dem heilbringenden Einflusse liberaler politischer Institutionen zu freien, glücklichen, sich selbst bestimmenden Menschen heranwachsen! —

Auch in Batavia wechselt die Mehrzahl der europäischen Bewohner alle sechs bis zehn Jahre, und Männer, wie Oberst v. Schierbrand, welcher seit fast dreißig Jahren auf Java lebt, ohne die Insel auch nur ein einziges Mal verlassen zu haben, sind seltene Ausnahmen.

Von den zahlreichen Freunden, die wir während unseres Aufenthaltes auf Java zu erwerben so glücklich waren, und denen wir für ihre Freundlichkeit und warme Theilnahme an den Zwecken der Expedition zu so großem Danke verpflichtet sind,[1] haben schon viele wieder die Insel für immer verlassen, und es bleibt durch ihre Rückkehr nach Europa manche empfindliche Lücke auszufüllen.[2] Um so anerkennenswerther ist das Bestreben der dermaligen Colonialregierung, immer neue wissenschaftliche Kräfte heranzuziehen, und so nicht nur die geistige Regsamkeit der Gegenwart zu stärken, sondern auch eine Ergänzung der scheidenden Kräfte zu vermitteln. Die schönen, werthvollen Arbeiten, welche die auf Java lebenden Männer der Wissenschaft auf den verschiedenen Gebieten der Forschung in den letzten Jahren geliefert haben, sind die herrlichen Früchte dieser edlen Unterstützung, und es ist wahrhaft zu bedauern, daß die Regierung diese Liberalität nicht auch auf ihre Politik ausdehnt, daß sie trotz der glänzenden Erfolge des englischen Freihandelssystems in unmittelbarer Nachbarschaft, dennoch krampfhaft festhält an Monopolen und Privilegien, und dadurch das Aufblühen

[1] Zu diesen erlauben wir uns auch Herrn Dr. van den Broek zu zählen, welcher erst kurz vor unserem Besuche von der Insel Japan zurückgekehrt war, wo derselbe sieben Jahre hindurch als Arzt und Regierungsagent lebte. Dr. Broek, welcher gegenwärtig mit der Herausgabe eines holländisch-japanischen Wörterbuches beschäftigt ist, verehrte uns eine Botanik im Japanischen mit zahlreichen Holzschnitten, und hatte gleichzeitig die besondere Güte, ein kleines Wörterverzeichniß der japanischen Hof- und Volkssprache für uns abzufassen.

[2] In wissenschaftlichen Kreisen in Batavia dürfte namentlich die jüngst erfolgte Abreise des berühmten Ichthyologen Dr. Bleeker, welcher sich in Holland oder Deutschland niederzulassen gedenkt, eben so tief empfunden werden, als dieser Entschluß dessen zahlreiche europäische Freunde mit freudiger Hoffnung erfüllen muß, indem sein werthvolles naturhistorisches Material nun bald in würdiger Ausstattung veröffentlicht werden dürfte.

einer Colonie hemmt, welche durch ihre Lage wie durch ihre mannigfachen Naturschätze berufen scheint, eines der reichsten und glücklichsten Länder der Erde zu werden.

Am 29. Mai um sieben Uhr früh lichtete die Novara die Anker in der Rhede von Batavia, nachdem die Mitglieder der kaiserlichen Expedition dreiundzwanzig Tage auf der Insel Java zugebracht hatten. Das nächste Reiseziel war der Archipel der Philippinen, und zwar die reizende Insel Luzon oder, wie dieselbe auch häufig nach der größten Ansiedlung auf derselben genannt wird, Manila. Es war die günstigste Fahrt der Novara während ihrer ganzen bisherigen Reise. Die ungefähr 1800 Seemeilen betragende Entfernung wurde bei stets heiterem Wetter und angenehmen Südwestmonsun in siebenzehn Tagen zurückgelegt.[1] Nichts trübte und störte die Fahrt, und das einzige nennenswerthe Ereigniß während derselben war vielleicht die Ueberschreitung des Aequators, den wir am 2. Juni Abends, am 399sten Reisetage, zum vierten Male passirten. Schon am 14. Juni hatten wir die Küste von Luzon in Sicht und am darauffolgenden Tage trieb uns der frisch gewordene Monsun hinein in die weite, schöne Bucht von Manila. Als wir zwischen dem, in der Einfahrt gelegenen Fels La Monja (die Nonne) und der Insel El Corregidor durchsegelten, begegneten wir dem großen englischen Schraubendampfer Cleopatra, welcher eine Ladung von 450 Chinesen an Bord hatte, deren Schicksal es war, als sogenannte freie Arbeiter nach der Havana importirt zu werden. Die armen Leute kamen von Amoy, und waren, wie wir später erfuhren, am Bord so schlecht untergebracht und verpflegt worden, daß schon auf der Fahrt von Amoy nach Manila (700 Seemeilen) elf Passagiere starben und der Capitän sich genöthigt sah, in letzterem Hafen einzulaufen, indem eine Art Faulfieber am Bord ausgebrochen war, und fast jeden Tag Todesfälle vorkamen. Wir werden diesen grausamen Menschenhandel, welchen hauptsächlich Portugiesen treiben, und an dem sich leider auch deutsche Schiffe betheiligen, während unseres Besuches von Macao ausführlicher besprechen.

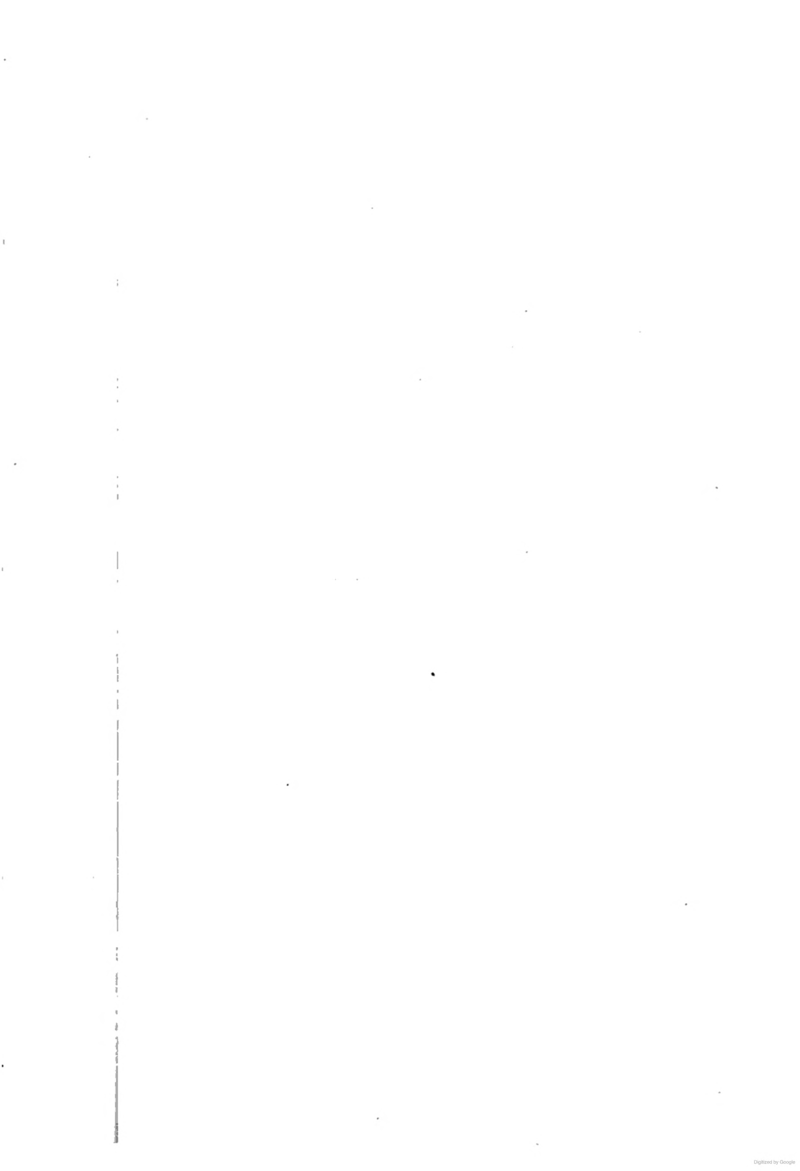
Die Bai von Manila ist ein förmliches Binnenmeer, und zwar von solcher Ausdehnung, daß, als wir schon die Insel Corregidor in der Einfahrt

[1] Fahrten zwischen Batavia und Manila werden indeß nicht zu allen Jahreszeiten so schnell zurückgelegt. Wir trafen in Manila einen Schiffscapitän, welcher im April von Batavia absegelte und in Folge der zu jener Zeit herrschenden Windstillen und conträren Winde 59 Tage unterweges war!

passirt hatten, die Stadt Manila noch unter dem Meereshorizont lag. Wir ankerten am 15. Juni Nachmittags im Hafen von Cavite (sieben Seemeilen südlich von Manila), weil derselbe während des Südwestmonsuns für Schiffe weit geschützter und sicherer ist, als die seichte offene Rhede der Hauptstadt. Cavite, das eine Festung, ein Arsenal, eine Schiffswerfte und eine Cigarrenfabrik besitzt, liegt auf einer schmalen, weit in die Bai sich hineinziehenden niederen Landzunge. Wer immer auf dem sterilen Strande von Cavite den Boden der, wegen ihrer Naturschönheiten so berühmten Insel Luzon zuerst betritt, den muß unwillkürlich ein Gefühl arg getäuschter Erwartungen ergreifen; er wird so schnell als möglich von den schwarzen Festungsmauern und dem weißen öden Sande hinwegeilen nach Manila, dem nächsten Ziele seiner Hoffnungen. Ein kleines Schraubenboot dampft täglich zwischen Cavite und der letztgenannten Ansiedlung. Dieses brachte auch die Mitglieder der Novara-Expedition nach der berühmten Hauptstadt des Philippinen-Archipels.



Insel Corregidor.





XIII.

Manila.

Aufenthalt vom 15. bis 25. Juni 1858.

Historisches über den Archipel der Philippinen. — Von Cavite nach Manila. — Der Pasigfluß. — Erster Eindruck der Stadt. — Bevölkerung. — Tagalen und Negritos. — Großer Einfluß der Mönche. — Besuch der vier Hauptklöster. — Bekenntnisse eines Augustinermönches. — Grammatiken und Wörterbücher der auf Luzon am meisten gesprochenen Idiome. — Vorstellung beim Generalgouverneur der Philippinen. — Denksäule zu Ehren Magelhaens. — Die „Calzada". — Hahnenkämpfe. — Siestas Reales. — Bisherige Mangelhaftigkeit im Verkehr mit Europa. — Besuch der Cigarrenfabriken. — Tabakcultur auf Luzon und in der Havana. — Abáca oder Manila-Hanf. — Ausflug nach der Laguna de Bay. — Fahrt auf dem Pasigflusse. — Dorf Patero. — Entenzucht. — Vorrichtungen zum Fischfange. — Fahrt auf der Laguna. — Canalisirungs-Projecte. — Ankunft in Los Baños. — Canoe-Fahrt auf dem „bezauberten See". — Krokodile. — Fliegende Hunde. — Gobernador und Gobernadorcillo. — Kopfsteuer. — Jagd in den Sümpfen von Calamba. — Padre Lorenzo. — Rückkehr nach Manila. — Der „Pebete". — Militärbibliothek. — Civil- und Militärspital. — Kirchliche Processionen. — Ave Maria. — Tagalischer Frohsinn. — Condiman. — Irrenasyl. — Eine 32jährige Riesenschlange. — Abreise. — Chinesische Piloten. — Erster Anblick der Küste des Reiches der Mitte. — Lammas-Canal. — Ankunft im Hafen von Hongkong.

Luzon oder Manila, die größte und politisch wichtigste Insel des Archipels der Philippinen, ist die einzige Besitzung der spanischen Krone, welche von den Novara-Reisenden während ihrer zahlreichen Kreuz- und Querzüge um die Erde besucht wurde. Nachdem wir bisher zum größten Theile nur mit der anglo-sächsischen Race und ihren Ansiedlungen in Berührung gekommen waren, mußte es von doppeltem Interesse sein, die Colonisations- und Civilisationserfolge des sogenannten romanischen oder lateinischen Völkerzweiges kennen zu lernen und durch persönliche Anschauung sich zu überzeugen, auf welche Weise die Castilier ihren eigenen Vortheil

mit jenem der Inselgruppe und ihrer Bewohner zu vereinbaren verstanden haben. Freilich war die Geschichte der übrigen spanischen Colonien keineswegs geeignet, für die Weisheit und Milde der spanischen Colonialpolitik Bewunderung einzuflößen, und von dem politischen und socialen Zustande auf den philippinischen Inseln eine besonders günstige Vorstellung zu geben. Ein Staat, welcher noch zu Anfang dieses Jahrhunderts im vollen Glanze seiner Macht strahlte, der die schönsten und fruchtbarsten Länder der Erde nach mehr als dreihundertjähriger Herrschaft ohne einen Schwertstreich verlor, dessen Regierung durch starres Festhalten an überlebten Formen und Satzungen von der schwindelnden Höhe einer weltbezwingenden Stellung zu einer Macht dritten Ranges herabsank, läßt nicht vermuthen, daß gerade ein Theil seines Organismus sich gesund erhalten habe, daß nicht auch auf den Philippinen jener Krebsschaden in den politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen zum Vorschein komme, welcher in so grauenerregend rascher Weise den Zerfall eines der größten und mächtigsten Reiche der Welt herbeiführte. Allein gerade diese Umstände sind es, welche einen Vergleich der, von der anglo-sächsischen Race in fremden Welttheilen gegründeten Colonien mit jenen der Spanier, Portugiesen, Holländer u. s. w. so werthvoll und belehrend machen, wennschon eine gründliche Untersuchung der Ursachen, welche den gegenwärtigen Zustand der meisten von der romanischen Race eroberten und beherrschten Länder hervorgerufen, dem unbefangenen Forscher die allerdings für letztere wenig schmeichelhafte Ueberzeugung aufdringt, daß die Geschichte ganzer Erdtheile einen anderen Gang genommen haben würde, wenn vom Anfange an die anglo-sächsische Race mit dem Principe der Freiheit und der religiösen Toleranz statt der Spanier und Portugiesen, welche Tyrannei und Fanatismus auf ihre Fahne schrieben, diese Länder zuerst entdeckt und davon Besitz ergriffen hätte!

Der Archipel der Philippinen umfaßt jene vielen Inseln und Inselchen, welche sich zwischen dem 5. und 21. Grad nördl. Br. ausdehnen und im Osten durch den nordpacifischen Ocean, im Westen durch das chinesische Meer begrenzt sind. Die ganze Inselgruppe, welche nach spanischen Schriftstellern aus nicht weniger als 408 Eilanden bestehen soll, dehnt sich über 16 Breiten- und 9 Längengrade aus und hat einen Flächenraum von 3950 geographischen Quadratmeilen oder ungefähr die Größe des Königreiches Ungarn mit Croatien und Slavonien. Allein nur zwei Inseln der

ganzen Gruppe sind von größerem Umfange, nämlich Luzon oder Manila, welches ungefähr so groß ist wie Galizien, Mähren und Schlesien zusammengenommen, und Mindanao, das an Flächenraum beiläufig Steiermark mit Kärnthen und Krain gleichkommt.

Wie an Umfang, so ist Luzon auch in Bezug auf Fruchtbarkeit, natürliche Vorzüge und Handelsverkehr die bedeutendste Insel des ganzen Archipels und eines der herrlichsten Eilande der Tropenwelt. Das Klima gestattet das Fortkommen aller Gewächse und Colonialpflanzen der heißen und gemäßigten Zone. An der Küste fällt das Thermometer niemals unter 22° C., noch steigt es über 35° C. Im Gebirgsthale Banjanao, 6000 Fuß über dem Meere und nicht mehr als 36 Meilen von Manila entfernt, zeigt das Thermometer häufig nur 7° C. Der höchste Thermometerstand herrscht während der Regenmonate von Mai bis September;[1] allein man hat uns wiederholt versichert, daß die Hitze in Manila zwar gleichmäßiger über das ganze Jahr vertheilt ist, jedoch niemals jenen Höhegrad erreicht, wie an manchen Sommertagen in Madrid. Die wichtigsten und nützlichsten Pflanzen der tropischen und subtropischen Zone, wie Zucker, Kaffee, Cacao, Baumwolle, Bananen, Mais, Tabak und Reiß gedeihen hier, die kostbarsten Holzgattungen füllen die Wälder, allein die Engherzigkeit der spanischen Colonial-Politik, die zahlreichen Beschränkungen, welche der Handel zu erdulden hat, gestatten nicht jenen großartigen Aufschwung, welchen diese an Naturschätzen überreiche Inselgruppe unter einer freisinnigen Regierung nehmen würde. Die Spanier haben die Inseln erobert und unterjocht, fanatische Mönche haben die Eingeborenen zwangsweise zum Christenthume bekehrt, aber für das Gedeihen und Aufblühen des Landes, für die sittliche und geistige Entwicklung seiner Bewohner ist seit der mehr als dreihundertjährigen Herrschaft der Castilier nur wenig geschehen.

Die philippinischen Inseln wurden durch Magelhaens[2] und Pigafetta am 17. März 1521 entdeckt, neunundzwanzig Jahre nach der Entdeckung Amerika's durch Columbus und zwei Jahre nach der Eroberung Mexico's durch Ferdinand Cortez. Der religiösen Sitte jener Zeit gehorchend, wurden sie von Magelhaens „El Archipelago de San Lazaro" genannt, weil der Tag ihrer Entdeckung mit dem Namensfeste jenes Heiligen der katholischen

[1] In Manila beträgt das Minimum des jährlichen Regenfalles 84, das Maximum 102 Zoll

[2] Zuweilen auch Magellanes geschrieben.

Kirche zusammenfiel. Allein die Entdeckung war noch nicht die Eroberung des Archipels. Vier Expeditionen wurden zu verschiedenen Zeiträumen ausgesendet, ohne daß es gelungen wäre die Eingeborenen zu unterwerfen. Das einzige dadurch erzielte Resultat bestand darin, daß der Führer der im December 1542 unternommenen vierten Expedition, Don Ruiz Lopez de Villalobos, den Heiligennamen des Archipels in den gegenwärtigen umwandelte, und zwar zu Ehren des Prinzen von Asturien, nachherigen König Philipp II.

Erst der fünften, im Jahre 1565, vierundvierzig Jahre nach der Entdeckung des Archipels unternommenen Expedition gelang es die Eroberung zu vollenden. Ihr Führer war Miguel Lopez de Legaspi, ein Mann, welcher an Unternehmungsgeist, Tüchtigkeit und Muth einem Cortez und Pizarro nicht nachstand, und an Humanität beide sogar übertraf. Sein Geschwader bestand aus fünf Schiffen, seine ganze Heeresmacht, Soldaten und Matrosen mit einbegriffen, betrug nur 400 Mann.

Am 21. November 1564 verließ Legaspi Port Natividad in Spanien und kam am 16. Februar 1565 in Sicht des Philippinen-Archipels. Der kühne Seefahrer war von einer Anzahl Augustinermönche begleitet, welche bei der Eroberung des Archipels noch größere Dienste leisteten als seine Soldaten. Das Oberhaupt dieser Mönche, Fray Andres de Urdañeta, ein merkwürdiger Mann, hatte bereits bei der ersten Expedition ein Schiff commandirt und war erst später in den Orden der Augustiner getreten.

Vier Jahre nach der Ankunft auf den Philippinen und nachdem sich bereits die Eingeborenen der fruchtbaren Inseln Cebu und Panay unterworfen hatten, entdeckte Legaspi erst Luzon und gründete daselbst um das Jahr 1571 die Stadt Manila. Seit dieser ersten Eroberung blieben indeß die Spanier keineswegs im unangefochtenen Besitze dieser reizenden Inselgruppe. Nicht nur Portugiesen und Holländer bemühten sich zu verschiedenen Malen die Spanier aus dem Archipel zu vertreiben, auch die Engländer unternahmen im Jahre 1762 während des siebenjährigen Krieges eine Invasion desselben.[1]

[1] Der Angriff geschah von Madras aus mit einer Macht von 2300 Mann; der maritime Theil der Expedition bestand aus 13 Kriegs- und Transportschiffen. Die Engländer landeten ohne Widerstand, belagerten Manila, stürmten und nahmen die Stadt zehn Tage nach ihrer Ankunft. Die Citadelle capitulirte; der Gouverneur, ein Erzbischof, verpflichtete sich, eine Brandschatzung von vier Millionen harter Dollars zu bezahlen, um die Stadt vor Plünderung zu schützen. Von den Spaniern auf den Philippinen wird jene Expedition noch immer als ein höchst abenteuerliches Unternehmen angesehen,

Die Eroberung erstreckte sich jedoch nicht weiter landeinwärts als zehn Meilen von den Mauern der Stadt, und nach einer Besetzung von zehn Monaten wurde Manila durch den Frieden von Paris wieder an die Krone von Castilien zurückgegeben. Seit jener denkwürdigen Epoche ist die Inselgruppe ungestört unter der Herrschaft der Spanier geblieben und hat sich bisher dem castilischen Königshause treu und anhänglich bewiesen. In der That sind die Philippinen und Mariannen nebst Cuba und Porto Rico in Westindien die einzigen Colonien, welche Spanien von seinem einst so ausgedehnten Länderbesitze in fremden Welttheilen noch erübrigt, obschon es dermalen auch in Manila, wie aus späteren Mittheilungen hervorgehen wird, trotz ihres Beinamens der „Siempre real ciudad" an Mißvergnügten nicht fehlt und die herrschende, scheinbar loyale Stille manche ernste Gefahr für das spanische Scepter birgt.

Die hervorstechendste Eigenthümlichkeit der Naturverhältnisse Luzons[1] ist ihre deutlich ausgesprochene Theilung in zwei Halbinseln, in eine nördliche, welche den Hauptkörper umfaßt, und in eine südliche, schmälere Insel; die erstere von den Spaniern Luzon, die letztere Camarinas genannt. Die Länge des ganzen Eilandes beträgt, seine zahlreichen Krümmungen mitgerechnet, 550, die größte Breite 135 Meilen, aber an mehreren Theilen übersteigt die letztere nicht 30 Meilen. Der Isthmus von Tayabas, welcher die beiden Halbinseln verbindet, ist ungefähr 50 Meilen lang und wechselt zwischen 10 und 12 Meilen in der Breite. Die Gebirgskette der Montes Caraballos durchzieht Luzon von Norden nach Süden und sendet nach verschiedenen Richtungen Zweige aus, welche der ganzen Insel einen entschiedenen gebirgigen Charakter verleihen.

Die Spanier theilen Luzon in drei große Sectionen: Costa, Contra Costa und Centro, Bezeichnungen, welche mit westliche Seite, östliche Seite und Inneres der Insel gleichbedeutend sind und noch von jener Zeit

das keineswegs beitrug die nationalen Antipathien gegen das Volk der Engländer zu vermindern. Nach den Eroberungszügen, welche wir in den letzten Jahren im rechtsstaatlichen Europa von civilisirten Nationen erlebt, erscheint jene Invasion feindlicher Krieger freilich in einem ganz anderen Lichte.

[1] Spanische Schriftsteller über die Philippinen wollen diesen Namen von „Losong" ableiten, was in der Sprache der Eingeborenen den hölzernen Mörser bezeichnet, in welchem der Reiß, das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung, enthülset und zerstoßen wird. Die ersten Fremden, welche nach der Insel kamen und in jeder Hütte dieses eigenthümliche, schwerfällige Geräth fanden, bezeichneten das neuentdeckte Eiland als „isla de los Losenes" (die Insel der hölzernen Mörser), woraus sich im Laufe der Zeit der Name Luzon gebildet haben soll.

herstammen, wo diese verschiedenen Theile nach einander der spanischen Herrschaft unterthänig gemacht wurden. Die neueste Eintheilung ist in 35 Provinzen und 12 Districte.

Manila, die Hauptstadt Luzons so wie des ganzen Archipels, die älteste europäische Niederlassung in diesem Theile der Erde, liegt an der Mündung des schmalen aber ziemlich reißenden Pasigflusses, welcher nach einem Laufe von ungefähr 30 Meilen die Gewässer des großen Bai-See's (Laguna de Bay) dem Meere zuführt. Durch einen nicht sehr glücklich angelegten Damm bildet der Pasig gerade an seinem Ausflusse eine Barre, wodurch das Einlaufen mit Booten bei ungünstigem Wetter sehr gefährlich wird. Schiffe können indeß bis auf 1½ Meilen von der mit einer gewaltigen Festungsmauer umgebenen Stadt ankern, welche, für eine einheimische Macht uneinnehmbar, gleichwohl wehrlos gegen eine europäische ist, die sich ihr von der Seeseite nähert.

Die Mitglieder der Expedition fuhren von Cavite aus, wo die Fregatte vor Anker blieb, in einem kleinen, täglich mit Manila verkehrenden Dampfer nach der Hauptstadt, welche von ferne gesehen mit ihren düstern, hohen, schwerfälligen Festungswällen und ihren dichtgedrängten Klosterbauten und Kirchthürmen auf den Fremden weit mehr den Eindruck einer großen katholischen Mission, als den eines Handelsplatzes macht. Auf der Rhede lagen nicht mehr als 16 Kauffahrer, während wir in Singapore 165 zählten, ein Mißverhältniß, welches bei der günstigen Lage und dem Reichthume Manila's an werthvollen Producten nur durch den Druck politischer und administrativer Maßregeln erklärt werden kann, der wie ein Alp auf Handel und Verkehr lastet.

Wenn man den bei der Einfahrt ungefähr 300 Fuß breiten Fluß hinaufrudert, so wird man in der Nähe des Leuchtthurmes vor allem einer dichten Masse schmutziger dürftiger Bambushütten gewahr, welche, von dem ärmsten Theile der Bevölkerung bewohnt, das Unfreundliche, Traurige des ersten Eindruckes noch vermehren. Man landet in der Nähe des Hafenamtes, und muß ein unsauberes Stadtviertel voll niederer, unansehnlicher Hütten durchwandern, um nach dem Brennpunkte des öffentlichen Verkehrs zu gelangen.

Der Pasigfluß scheidet das eigentliche Manila von der Schwesterstadt Binondo. Zwei stattliche Brücken, eine alterthümliche steinerne und eine



Einfahrt in den Pasig-Fluss in Manila

moderne, großartige Hängebrücke, verbinden diese beiden Städte. Manila, am südlichen oder linken Ufer gelegen, mit Festungsmauern und Gräben ringsum eingeschlossen, trägt ganz den Charakter einer altspanischen Stadt. Sie besteht aus acht geraden, schmalen Straßen, welche in einer Richtung hinlaufen. Innerhalb derselben befinden sich alle öffentlichen Gebäude, die Paläste des Generalgouverneurs und des Erzbischofs, die Municipalität, der oberste Gerichtshof, die Kathedrale, das Arsenal, die Casernen. Eine



Eingeborene Tagalen.

ernste Stille herrscht in den engen, mit Gras bewachsenen Straßen, zwischen den schwarzen Steinmassen, von denen mindestens ein Drittheil Eigenthum der Kirche ist. Nichts zeugt von frischem Leben und freundlichem Fortschritt, und der neuangelegte, bunte, heitere Blumengarten auf dem Platze vor der Kathedrale nimmt sich aus, wie ein einsames, lachendes Genrebild mitten unter ernsten, düstern, historischen Gemälden, welche von einstiger Macht und Größe erzählen. Innerhalb der Mauern dieser traurigen Stadt dürfen

blos Spanier und ihre Abkömmlinge wohnen, alle anderen Erdenkinder sind von diesem Vorrechte ausgeschlossen. Die Zahl der Einwohner der Festung dürfte sich indeß kaum auf 10.000 Seelen belaufen.

Das am nördlichen oder rechten Flußufer gelegene Binondo ist dagegen die eigentliche Handels- und Geschäftsstadt. Hier wohnen Europäer, Chinesen und Malayen und ihre zahllosen Mischlinge, zusammen wohl über 140.000 Seelen, in friedlichster Eintracht unter und neben einander; hier befinden sich alle Magazine, Verkaufsläden und Fabriken, hier wogt eine bunte fröhliche Menge von frühem Morgen bis spät Abends geschäftig durch die Straßen, von welcher namentlich die Escolta die besuchteste und zugleich die ansehnlichste und eleganteste ist. Die Häuser sind der zeitweisen Erdbeben wegen gewöhnlich nur ein Stockwerk hoch, haben große Höfe und meistentheils auf dem Dache eine Art Terrasse. Das Innere der Wohnungen erscheint dadurch doppelt geräumig, daß sich in den einzelnen Bestandtheilen nur sehr wenige Einrichtungsstücke, oft nur eine Anzahl an die Wände gerückter Stühle befinden. Die auffallendste Erscheinung an den Häusern aber sind die Fenster, deren Scheiben nicht aus Glas, sondern aus den abgeschliffenen Schalen einer Austernart (Placuna placenta) bestehen. Das matte Licht derselben wirkt äußerst wohlthätig und dabei erweisen sich diese Muscheln billiger und dauerhafter als Glastafeln, welche in einem nicht selten von Erdbeben und Stürmen heimgesuchten Lande häufig mit großen Kosten neu ersetzt werden müßten. Die Straßen sind ziemlich enge, so daß die, zu beiden Seiten von den Verkehrsläden ausgespannten leinwandenen Sonnenzelte über die ganze Straße reichen, und den Fußgängern die große Annehmlichkeit gestatten, selbst in den sonnigsten Stunden des Tages fast durch ganz Binondo im Schatten wandeln zu können.

Comfort findet der Fremde in Manila nur in den Häusern der daselbst angesiedelten Europäer, für Geld vermag er sich's nicht zu verschaffen. Die beiden, seit kurzem erst bestehenden Hôtels entsprechen ungeachtet californischer Preise nicht einmal den bescheidensten Ansprüchen und stehen, was Reinlichkeit und Ordnung betrifft, weit hinter der schlichtesten Dorfschenke in Nordamerika oder in einer britischen Colonie zurück.[1]

[1] Eines dieser Gasthäuser, das Hôtel français, wurde zur Zeit unseres Besuches von einem Franzosen Namens Dubosse gehalten, einem Manne voll abenteuerlicher Neigungen, der sich später der französischen Armee in China als Intendant anschloß und eines jener Opfer wurde, welche, im

Trotz den verschiedenen Racen, welchen das Auge des fremden Besuchers daselbst begegnet, hat Manila doch mehr wie irgend eine andere Ansiedlung in Indien das Aussehen einer europäischen Stadt. Man merkt, daß hier sich die Ansiedler am meisten mit den Eingeborenen vermischt, und die letztern mit der Religion auch einen guten Theil europäischer Sitten angenommen haben.

Unter der, aus den buntesten Racen bestehenden Bevölkerung Manila's sind es hauptsächlich die Tagalen oder Tagalogs, auf deren Boden die Spanier ihre erste Niederlassung gründeten, welche in der Hauptstadt vorherrschen. Das Dunkel ihres Ursprungs ist noch immer nicht ganz gelichtet, obschon einige ältere geistliche Schriftsteller auf Borneo und anderen Inseln des Sunda-Archipels eine Spur ihrer Abstammung zu finden glaubten. Dieselben werden in dieser Annahme durch die Thatsache bestärkt, daß sich in den cultivirtesten Sprachen und Dialekten der Tagalen eine auffallend große Anzahl malayischer und javanischer Wörter vorfindet. Die meisten Culturpflanzen, wie Reiß, Zuckerrohr, Yamswurzel, Indigo, Kokospalme, so wie alle Hausthiere, viele Metalle, und sogar die Zahlen, wenngleich vielfach corrumpirt, werden mit malayischen Namen bezeichnet. Dabei ist auf Luzon die Sage vielfach verbreitet, die Spanier hätten bei ihrer ersten Ankunft im Archipel Beamte aus Borneo getroffen, welche für dortige Rajahs Steuern und Tribute einhoben.

Den Tagalen an Zahl zunächst stehen die Chinesen mit ihren Sprößlingen, und auf diese erst folgen die Spanier, und ihre im Lande geborenen Nachkommen, welche zusammen kaum 5000 Seelen oder $^1/_{28}$ der Gesammtbevölkerung der Hauptstadt betragen. Vollblut-Spanier sollen gar nur 300 in Manila ansässig sein.[1]

Außer den Tagalen giebt es im Archipel noch einen andern Volksstamm, die Negritos, welche blos in den Bergen der Inseln Luzon, Negros, Panay,

September 1860 in der Nähe von Peking durch Sankolisin's Soldaten gefangen, einen so schauervollen Tod erdulden mußten. — Das zweite Gasthaus, „Hôtel Fernando", von einem Nordamerikaner geleitet, ist noch unreinlicher und lärmender, indem es, dicht am Hafen gelegen, den Schiffscapitänen als Versammlungsort dient. In beiden kann man nicht unter 4—5 spanischen Piastern oder ungefähr 1 Pfund Sterling täglich leben, ein Betrag, der selbst in englischen Hôtels schon zu gewissen Anforderungen von Eleganz und Comfort berechtigt.

[1] Der Fremdenführer in den Philippinen (Guia de Forasteros) für das Jahr 1859 giebt die Namen von 61 spanischen, in Manila etablirten Handelshäusern an. Außerdem befinden sich in der Hauptstadt der Philippinen 7 englische, 3 nordamerikanische, 2 französische, 2 schweizerische und 1 deutsche Handelsfirmen.

Mindoro und Mindanao hausen und auf ungefähr 25.000 Seelen geschätzt werden. Diese Negritos del monte oder Negrillos, auch Aeta, Aigta, Ita, Inapta und Igorote genannt, sind in Bezug auf ihre physischen Formen kleiner als ihre afrikanischen Stammverwandten. Die Negerzüge sind bei ihnen minder deutlich ausgedrückt, ihre Haut- und Gesichtsfarbe ist weniger schwarz. Aeltere spanische Autoren nennen sie daher: „menos negro y menos feo" (weniger schwarz und weniger häßlich). Wegen ihrer kleinen Gestalt, welche durchschnittlich nicht über 4 Fuß 8 Zoll betragen soll, wurde ihnen der Namen Negritos (Negerchen) beigelegt. Sie werden in spanischen Werken über die Philippinen als ein auf der niedersten Stufe der Menschheit stehender Volksstamm, ohne feste Wohnsitze, ohne bestimmten Erwerb geschildert, blos von Wurzeln, Früchten und von Wild lebend, das ihnen der Pfeil, ihre einzige Waffe, liefert. Durch die Freundlichkeit des Herrn Grahame wurde unsere Neugierde, ein Individuum des seltsamen Volksstammes der Negrillos zu sehen, befriedigt. Es war ein zwölf- bis vierzehnjähriges Mädchen von zwergartiger Gestalt, mit wollichtem Kopfhaar, breiten Nasenflügeln, aber ohne die schwarze Hautfarbe und die aufgeworfenen großen Lippen, welche im Allgemeinen für den Negertypus so charakteristisch sind. Das sonst wohlgestaltete, ebenmäßig gebaute Mädchen wurde im Hause eines Spaniers erzogen, der es wahrscheinlich für ein frommes Werk ansah, diese Seele dem Heidenthume entrissen zu haben. Die arme Negrilla verstand leider blos ihre Muttersprache und etwas tagalisch, so daß wir uns nur wenig verständlich machen konnten. — Die Annahme, daß die Negrillos ein völlig verschiedener, den Papuas sich nähernder Volksstamm seien, erscheint übrigens noch immer ziemlich problematisch. Man ist bisher noch viel zu wenig in der Lage gewesen, mit den, in den unzugänglichsten Theilen der Insel hausenden Stämmen zu verkehren, um ein richtiges Urtheil darüber abgeben zu können. Es ist nicht minder wahrscheinlich, daß die Negritos oder Negrillos im nämlichen Verhältnisse zu den Küstenbewohnern stehen, wie die Buschmänner zu den Hottentotten, die Weddahs zu den Singhalesen oder die Waldmenschen auf Sambelong zu den übrigen Nikobarern.

Das spanische Idiom dient nur in Manila und seiner Umgebung als Umgangssprache; wenige Meilen landeinwärts, selbst in Ortschaften, welche einen fast täglichen Verkehr mit Manila unterhalten, wird nur mehr tagalisch gesprochen. Das Tagalische wird dermalen ausschließlich mit römischen

Buchstaben geschrieben und gedruckt. Es ist uns in Manila weder ein Buch noch ein Manuscript zu Gesicht gekommen, welches in den antiken Schriftzeichen verfaßt gewesen wäre. Selbst die ältesten Druckwerke, so z. B. eine im Jahre 1610 in Manila erschienene Grammatik der tagalischen Sprache, enthält nur mehr einige Proben des einheimischen Alphabets, während über dessen ursprüngliche Anordnung so wie über die Bezeichnung der Zahlen in früherer Zeit die größte Ungewißheit herrscht. Das ganze Alphabet, welches, die drei Selbstlauter mitgerechnet, siebenzehn Buchstaben zählte, bestand aus den folgenden Schriftzeichen:

Vocale:

= *a* = *e* und *i* = *o* und *u.*

Consonante:

ba *ca* *da* u. *ra* *ga* *ñga* *ha* *la* *ma* *na* *pa* u. *fa*

sa *ta* *va* *ya*

Ein Punkt über der Bezeichnung verändert den Vocallaut *a* des Consonanten in *e* und *i:*

be *ke* *de* u. *re* *ge* *ñge* *he* *le* *me* *ne* *pe* u. *fe*

bi *ki* *di* u. *ri* *gi* *ñgi* *hi* *li* *mi* *ni* *pi* u. *fi*

se *te* *ve* *ye*

si *ti* *vi* *yi*

Ein Punkt unterhalb verändert das *a* in *o* und *u:*

bo *co* *do* u. *ro* *go* *ñgo* *ho* *lo* *mo* *no* *po* u. *fo*

bu *cu* *du* u. *ru* *gu* *ñgu* *hu* *lu* *mu* *nu* *pu* u. *fu*

so *to* *vo* *yo*

su *tu* *vu* *yu.*

Aus den mitgetheilten Zeichen geht hervor, daß e und i, o und u, so wie da und ra, pa und fa eine und dieselbe Bezeichnungsart hatten.[1] — Außer

[1] Wir entlehnen dieses Alphabet dem werthvollen Werke des Freiherrn v. Hügel: „Der stille Ocean und die spanischen Besitzungen im ostindischen Archipel" (Wien, aus der k. k. Staatsdruckerei 1860), und glauben, der Leser wird dies um so wohlwollender aufnehmen, als Baron Hügel's interessantes

dem Tagalischen werden auf Luzon von den civilisirten Volksstämmen noch fünf verschiedene Idiome gesprochen, nämlich: Bisaya, Pangasinana (gleichbedeutend mit Ilocano), Ybanác (gleichbedeutend mit Cagayana), Bicol und Pampanya.

Die Tagalen sind ein kleiner Menschenschlag, von hellgelber Hautfarbe, und besitzen trotz ihren breiten, flachen Nasen und dicken Lippen kein unangenehmes Aeußeres. Ihre Hände und Füße sind, wie überhaupt bei der malayischen Race, zierlich und klein. Ihr Kopfhaar ist struppig, straff, schwarz; der Bart sehr spärlich. Sie bedecken ihren Körper alle mehr oder minder mit europäischen Kleidungsstücken, obschon die Art und Weise, wie sie sich deren bedienen, höchst eigenthümlich und befremdend ist. Nicht nur die Volksclasse und die Diener tragen das Hemd steif gebügelt, gleichsam als Rock über das Beinkleid, auch der tagalische Dandy stolzirt in seinen Lackstiefeln, weißer Hose, den Pariser Seidenhut etwas schief auf den Kopf gedrückt, in einem schön in Falten gelegten, blendend weißen Hemde mit Cigaritto und zierlichem Spazierstöckchen durch die Straßen von Manila. Die Frauen tragen, ähnlich wie die Javaninnen den Sarong, einen buntfarbigen, gestreiften Baumwollenzeug um die Lenden gewickelt, und ein eng anliegendes ganz kurzes Jäckchen, so daß zwischen diesem und dem Rocke zollbreit der nackte Oberkörper zum Vorschein kommt, während der feine durchsichtige Faserstoff, aus dem das Jäckchen verfertigt ist, weit mehr Reize zeigt als verhüllt. Diese nichts weniger als sittliche Tracht ist um so überraschender, als die verschiedenen Mönchsorden in allen anderen Dingen eine wahrhaft despotische Controle über die Eingeborenen ausüben, und es weit mehr ihrem Einflusse als jenem der weltlichen Autoritäten zugeschrieben werden muß, wenn sich Sprache, Sitten und Gebräuche des alten Castiliens in so ausgedehnter Weise auf den Philippinen eingebürgert haben. Indeß scheint es unrichtig, diese Inselgruppe, wie dies von modernen Reiseschriftstellern geschieht, wegen des hervorragenden Einflusses des spanischen Elementes mit einer Provinz Spaniens vergleichen zu wollen, im Gegensatze zu den Colonien anderer Nationen, wo die Europäer von den Eingeborenen immer nur als Herren eines eroberten Landes betrachtet werden. Uns scheinen die Engländer in Indien, auf Ceylon, in Australien und Neu-Seeland,

Tagebuch, in einer geringen Zahl von Exemplaren als Manuscript gedruckt, nicht im Buchhandel erschien und nur wenigen bevorzugten Personen verehrt wurde.

die Holländer auf Java doch fester und sicherer zu stehen, als die Spanier im Philippinen-Archipel trotz dieser äußerlichen Vermischung. Wie wenig bei gewaltigen Ereignissen eine Amalgamirung in Sprache und Sitten den Ausschlag giebt, beweist am deutlichsten der plötzliche Abfall Mittel- und Südamerika's von der spanischen Herrschaft, obschon in manchem jener Länder der größte Theil der Bevölkerung nur spanisch spricht und eben so spanische Sitte und Gebräuche sich völlig angeeignet hat. Viel richtiger scheint uns die Bemerkung, daß weniger das spanische Schwert, als das spanische Kreuz die Philippinen an die Krone von Castilien gebracht habe und die Eingeborenen wohl spanische Christen, nicht aber auch spanische Unterthanen geworden seien. Der ganze Archipel ist nichts weiter als eine reiche Pfründe, das sichere Asyl für die Legion spanischer Mönche, welche hier noch mit ungebrochener Macht zu herrschen und zu gebieten vermögen. Es giebt nur so lange einen Generalgouverneur der Philippinen, als es den Augustinern, Dominicanern und Franciscanern beliebt, und bricht einmal im Archipel ein Aufstand aus, der das spanische Joch abzuschütteln beabsichtigt, so dürfte so manche Mönchskutte an der Spitze der Bewegung erblickt werden.

In einem Lande, wo die Klöster und ihre Bewohner auf alle Verhältnisse des Lebens so maßgebend wirken, und der Stadt sowohl wie dem ganzen Archipel einen ganz eigenthümlichen Charakter verleihen, verdienen diese religiösen Institute und ihre glaubenseifrigen Bevölkerer eine besondere Beachtung, und den Leser wird es daher gewiß nicht überraschen, wenn wir unsern Besuch in der Hauptstadt der Philippinen mit einer Schilderung ihrer Klöster beginnen. Leider sind dieselben in Manila nicht, wie einst im Mittelalter, die Pflanzstätten der Cultur und Civilisation, der Wissenschaft und Kunst, sondern machen weit mehr den Eindruck von großartigen Versorgungsanstalten lebensmüder Seelen, welche in stiller, sorgloser Beschaulichkeit ihr Tagewerk zu vollenden wünschen.

Die vier Mönchsorden, in deren Händen das geistliche und ein großer Theil des zeitigen Wohles der Bewohner der Philippinen ruht, sind:

Die Augustiner (Agustinos calzados), die Franciscaner, Dominicaner und Barfüßer-Augustiner (Agustinos descalzados oder Recoletos).

Das Kloster der Barfüßer-Augustiner, dicht am Festungswall gelegen, besteht aus zahlreichen, weitläufigen Bauten, von denen einzelne bereits im

siebenzehnten Jahrhundert begonnen wurden. Alles erinnert an einstige Größe und Herrlichkeit. Vom Billard- und Unterhaltungssaal im ersten Stockwerk aus ergötzt sich das Auge an einer zauberhaften Aussicht über die Bai von Manila und die Berge der Umgebung. Wie wohlig muß es sein, sich in diesen luftigen Hallen des Abends mit Gleichgesinnten zusammen zu finden, und, angefächelt von der kühlenden Seebrise, die Gedanken weit über die Bucht von Manila hinausschweifen zu lassen! Für wie manche Entbehrung muß ein so herrlicher Genuß den meditirenden Klosterbruder entschädigen! Daß aber in diesen Räumen nicht blos geistliche Gespräche geführt werden,



Mönche auf Luzon.

beweisen die Auslassungen einiger Mönche, welche uns in den verschiedenen Gängen und Gemächern herumführten, und noch immer für eine Carlistenherrschaft und bessere Zeiten für das Mönchthum schwärmten. Auf unsere Bemerkung, daß sich die Klöster in Manila von Seite der weltlichen Behörden weit wärmerer Unterstützung als in Spanien oder auf Cuba erfreuen, erwiederte der uns begleitende Augustiner, eine hohe, schöne, kräftige Gestalt in einem schlichten Ordenskleide: „Die Regierung weiß, daß sie uns braucht, daß sie ohne uns nicht bestehen kann, darum läßt sie uns in Ruhe

und legt uns keine Schwierigkeiten in den Weg wie in Spanien".[1] Und der Augustiner hatte Recht. Im Momente wo die Mönche wollen, hat Spanien auf den Philippinen zu herrschen aufgehört. Die geistliche Macht steht über der weltlichen, nicht umgekehrt, und das ist das größte Unglück für die Entwicklung des Landes und den geistigen Fortschritt.

Die Augustiner sind unter den verschiedenen auf Manila lebenden Ordensbrüdern die unterrichtetsten. Sie haben mehr wie die anderen Orden die Sprachen der eingeborenen Volksstämme zu ihrem Studium gemacht. Das einzige botanische Werk, welches jemals in spanischer Sprache über diesen naturwissenschaftlich so interessanten Archipel veröffentlicht wurde, die Flora de las Filipinas, hat einen Augustinermönch, den Fray Manuel Blanco, zum Verfasser.[2]

Die Zahl der zur Zeit unseres Besuches im Kloster zu Manila lebenden Mönche betrug 48, doch vermögen dessen Räumlichkeiten dreifach so viele zu beherbergen. Im Ganzen besitzt der Augustinerorden 58 Klöster und Pfarreien auf Luzon, welche sich von einem Ende der Insel zum andern ausdehnen. Im Archipel leben 143 Augustinermönche, deren Wirksamkeit sich über 14 Provinzen und 153 Dorfschaften mit zusammen 1,615.051 Seelen erstreckt.[3]

Das Kloster der Dominicaner ist besonders reinlich und wohl erhalten, und seine weiten großen Räume machen weniger den Eindruck des Verfalls und irdischer Sorglosigkeit, als die übrigen Klosterbauten. Auch hier gewähren lichte, hohe Säle im obern Stockwerk eine wundervolle Fernsicht. Der

[1] Diese Ansicht des Augustinermönches steht nicht vereinzelt da. Ein eben so berühmter als gewissenhafter österreichischer Reisender, Freiherr v. Hügel, veröffentlicht in seinem bereits erwähnten Tagebuche folgende merkwürdige Aeußerung eines Klosterbruders in Manila: „Die philippinischen Inseln gehören uns Augustinermönchen; in Manila mag sich Don Pasquale (der damalige Gouverneur) oder ein Anderer brüsten und groß thun, im Innern sind *wir* Herren. Sage mir wohin du gehen willst, alle Wege stehen dir offen. . . . Polizei im Innern? Es ist wahrlich zum Lachen! als ob so etwas bestehe, und jenen Beamten wünschte ich zu kennen, der es wagen würde, sich auch nur die Frage zu erlauben, wer derjenige sei, der unter dem Schutze unseres Ordens steht? — Willst du den Majay-jay, den höchsten Berg im Innern besteigen? ein Augustiner wird dich hinauf begleiten; willst du von der Lagune eine Reise nach dem stillen Ocean unternehmen? ein Augustiner wird dir zum Führer dienen; hegst du den Wunsch, die Heiden in Ilocos im Norden Manila's zu besuchen, oder den großen Fluß Lanatin hinabzufahren? ein Augustiner wird für dich Alles veranstalten. Sprich, was willst du"? — —

[2] Fray Manuel Blanco, dessen lebensgroßes, aber mit wenig künstlerischem Geschmack ausgeführtes Bildniß einen der Klostergänge ziert, wurde am 24. November 1778 zu Navianos in der Provinz Zamora geboren und starb im Convent zu Manila am 1. April 1845.

[3] Von diesen waren im Jahre 1857 an 373.569 tributpflichtig. Im nämlichen Zeitraume wurden 85.629 Seelen getauft, 16.768 getraut, 49.999 kirchlich begraben.

Prior Padre Bellinchon empfing die österreichischen Reisenden mit großer Zuvorkommenheit, und führte sie persönlich in allen Räumen des sehr ausgedehnten Gebäudes herum. Er sprach ziemlich geläufig lateinisch, ohne den störenden spanischen Accent, hatte auch einige Kenntnisse im Französischen und war mit den europäischen Verhältnissen etwas besser als seine geistlichen Mitbrüder vertraut. Die Bibliothek des Ordens befindet sich nicht im Convent, sondern im Gebäude der ebenfalls von Dominicanern geleiteten Universität von St. Thomas, ist aber, was sowohl Zahl der Werke als deren wissenschaftlichen Werth betrifft, unbedeutend.

Die geistliche Jurisdiction der Dominicaner umfaßt 8 Provinzen des Archipels und zwar 76 Dörfer mit zusammen 427.593 Seelen, deren geistliche Pflege der Sorge von 76 Ordensbrüdern anvertraut ist.[1]

Ein Dominicaner Fray Joaquin Fonseca steht an der Spitze der permanenten Commission für Büchercensur, welche im Ganzen aus neun Mitgliedern besteht, von denen fünf die Regierung und vier der Erzbischof von Manila ernennt.[2] Wir hatten das Vergnügen Fray Joaquin Fonseca, welcher zugleich die Stelle eines Professors der Theologie an der Universität bekleidet, persönlich kennen zu lernen und von demselben mit dem Fragmente eines von ihm verfaßten Epos in spanischer Sprache beschenkt zu werden, welches die Geschichte der Insel Luzon und ihrer Bewohner zum Gegenstande hat.[3] Wir werden dieses interessante Bruchstück eines zur Zeit wohl schon vollendeten Heldengedichtes an einer andern Stelle in deutscher Uebersetzung mittheilen.

Beim Scheiden aus dem Dominicanerkloster verehrte dessen würdiger Prior den Novara-Reisenden zur Erinnerung an ihren Besuch ein Exemplar von Dante's göttlicher Komödie im Originaltext, und ein Wörterbuch des Ybanác, eines der auf dem Archipel am häufigsten gesprochenen Idiome.

Das Kloster der Franciscaner bietet kein anderes Interesse, als daß es Zeugniß von dem traurigen geistigen Verfall giebt, in dem sich gegenwärtig

[1] Im Jahre 1857 wurden in diesen 76 Dörfern 4604 Kinder getauft, 4512 Paare getraut und 12.022 Seelen begraben.

[2] Im ganzen Archipel erscheint ein einziges, unter dem Schutze der Regierung herausgegebenes Journal, das „Boletin oficial", welches überdies eher eine religiöse als politische Tendenz hat. Es giebt in Manila nur drei Buchdruckereien, von denen sich eine in den Händen der Dominicaner befindet und fast ausschließlich Gebet- und Erbauungsbücher druckt.

[3] Dieses historische Gedicht führt den Titel „Luzonia, ó sea los Genios del Pasig".

die Mitglieder dieses Ordens in Manila befinden. Der Schmutz und die Verwahrlosung, die wir hier nicht blos in den verschiedenen Räumlichkeiten zu sehen bekamen, sondern welche die einzelnen Ordensbrüder sogar in ihrer äußern Erscheinung zur Schau trugen, machten einen höchst peinlichen Eindruck, denn Armuth und Dürftigkeit, jene Cardinalregeln dieses Bettelordens, schließen keineswegs Reinlichkeit und Ordnung aus.

Die Franciscaner besitzen in 14 Provinzen des Archipels 16 Missionen, welche 139 Dörfer mit 749.804 Seelen umfassen.[1] Die geistliche Pflege der letztern ist 184 Ordensbrüdern, 74 Pfarrern und 43 Interimspriestern (Clerigos interinos) anvertraut.

Das Kloster der Recoletos oder reformirten Augustiner gewährt einen nicht minder betrübenden Anblick, als jenes der Franciscaner. Auch hier zeigen die Bewohner eine, die geistliche Würde verletzende Nachlässigkeit im Anzug. Als wir eintraten, hatten die Ordensbrüder gerade ihr Mittagsbrot eingenommen. Einige der Mönche saßen noch in einem düstern, unsaubern Säulengang bei Tische, auf dem ein, durch Trank und Speise bunt gefärbtes Tuch ausgebreitet lag, und hatten halbgeleerte Weingläser vor sich stehen. Ein Laienbruder meldete unsern Besuch an und einer der Mönche erhob sich uns zu begrüßen. Seinem etwas derben Aussehen und der verdächtigen Farbe seines Gesichtsvorsprunges nach, hielten wir ihn für den Kellermeister, und erstaunten nicht wenig, als sich im Laufe der Unterredung herausstellte, daß es der Prior des Klosters selbst war, der mit uns sprach.

Wir fanden die größte Schwierigkeit, den auf einer sehr geringen Stufe der Bildung stehenden Ordensbrüdern begreiflich zu machen, aus welchem Lande wir kamen. Der Umstand, daß Oesterreich im Spanischen „Austria" heißt, verwirrte noch mehr die Begriffe der Mönche, deren geographische Kenntnisse kaum weiter als ihr Sehvermögen zu reichen schienen. Zuerst verwechselte man Austria mit Australia und glaubte, wir kämen direct aus dem fünften Welttheil, als aber die auf ihr Vaterland stolzen Novara-Reisenden diese Annahme nicht gelten lassen wollten, und eine nähere Erklärung gaben, glaubte einer der jüngeren Mönche endlich unsere Heimat ausfindig gemacht zu haben, indem er, sichtbar erfreut über den Einfall, seinen Genossen erklärend bemerkte, wir kämen nicht aus Australia, sondern aus Asturia und

[1] Von dieser Seelenzahl waren im Jahre 1857 zusammen 188.509 tributpflichtig, während im nämlichen Zeitraume 31.285 Geburten, 21.020 Todesfälle und 5713 Trauungen vorkamen.

seien somit Landsleute. Der schlichte Verstand des Franciscaners nahm Austria für Asturia und hielt den österreichischen Kaiserstaat für eine spanische Provinz! Damit sich dem Leser nicht etwa die Vermuthung aufdränge, diese Verwechslung fremder Reiche mit einheimischen Provinzen habe blos in unserer Unkenntniß der Landessprache den Grund gehabt, finden wir nöthig hinzuzufügen, daß eines der Expeditionsmitglieder des spanischen Idioms vollkommen mächtig war, um eine Conversation zu führen, und daß man sich in allem Uebrigen ganz gut verstand. Eben so wenig möge man das eben Erzählte als eine unfreundliche Rüge oder den Ausdruck verletzter nationaler Eitelkeit betrachten, sondern blos als Beleg hinnehmen, wie es dermalen mit der Bildung in den Klöstern von Manila beschaffen ist.

Die Recoletos überwachen auf den verschiedenen Inseln des Archipels das geistliche Wohl von 567.416 eingeborenen Pfarrkindern,[1] die Zahl der Ordensbrüder beträgt 127.

In jedem der Klöster besteht eine sogenannte Procuration, wo die vom Orden herausgegebenen Druckwerke (fast ausschließlich Wörterbücher und Grammatiken der einheimischen Sprachen und Dialekte) zum Besten des Klosterfondes verkauft werden. Die Mitglieder der Expedition bemühten sich, eine möglichst vollständige Sammlung solcher Publicationen anzulegen, und es ist ihnen zugleich gelungen, einige noch im Manuscripte befindliche linguistische Arbeiten zu erwerben.[2] Werke oder Handschriften, welche neue Beiträge zur Geschichte der Insel und ihrer Bewohner liefern, sind in den höchst lückenhaften Klosterbibliotheken nicht zu finden, von denen keine einzige mehr als 500 bis 600 schlecht geordnete Bände, meist theologischen und philosophischen Inhaltes, umfaßt. Was sich an wichtigen älteren literarischen Schätzen in den geistlichen Conventen vorfand, ist wahrscheinlich nach Spanien gewandert, dessen Bibliotheken auch die literarischen Schätze der Klöster Süd- und Mittelamerika's allmählig absorbirten.

[1] Im Jahre 1857 wurden vom Orden der Recoletos 23.227 Seelen getauft, 4830 Trauungen und 15.627 Begräbnisse vorgenommen.

[2] Die in den verschiedenen Klöstern in Manila erworbenen Druckwerke bestehen in Wörterbüchern und kleinen Grammatiken des Tagala, Bisaya, Ilocana, Ybanác, Bicol und Pampanya. Die erworbenen Manuscripte umfassen Vocabularien der Sprachen der Ygorrotes und Ylongotes auf Luzon und des von den Eingeborenen des Mariannen-Archipels gesprochenen Idioms, so wie eine kurze, von einem Missionär geschriebene Abhandlung in spanischer Sprache über die Mariannen. Alle diese Arbeiten sollen im ethnographisch-linguistischen Theile einer ausführlichen Besprechung unterzogen und die erworbenen Manuscripte daselbst veröffentlicht werden.

Außer den Klöstern bietet nur noch der Regierungsplatz (Plaza de Gobierno) in der innern Stadt einiges Interesse für den Fremden. Derselbe hat die Gestalt eines großen, durch die Paläste des Gouverneurs und des Erzbischofs, die Kathedrale und das Tribunalgebäude gebildeten Viereckes mit schönen Gartenanlagen und der zierlichen Statue Karl's IV. in der Mitte und erinnert vielfach an den Hauptplatz in Havana. Die Kathedrale erscheint gleich ausgezeichnet durch die Unschönheit ihres Aeußern, wie durch die Ueberladenheit an irdischen Schätzen im Innern. Das ursprüngliche



Plaza de Gobierno in Manila.

Gebäude ließ Legaspi, der Eroberer Luzons, im Jahre 1571 aus Bambusstäben mit Palmenblättern als Dachbedeckung errichten. Das gegenwärtige Gotteshaus wurde im Jahre 1654 während des Pontificats Innocent's X. erbaut, nachdem mehrere frühere Constructionen theils durch Feuersbrunst, theils durch Erdbeben wieder zerstört worden waren. Der Palast des Generalgouverneurs ist eine weitläufige aber höchst einfache Baute mit langen breiten Gängen im Innern, und kann durchaus keinen Anspruch auf architektonische Schönheit machen. In einem dieser Säle wurden der Commodore und seine Begleiter vom Generalgouverneur der Philippinen, Don Fernando Norzagaray, empfangen, welcher diesen hohen Posten erst seit März 1857

einnimmt. Früher Gouverneur der Insel Porto Rico in Westindien, wurde Don Fernando hierauf wegen seiner allzu prononcirten Neigung zu den Carlisten nach den Philippinen in die Verbannung geschickt und bekleidet gegenwärtig daselbst durch eine glückliche Fügung neuerdings die Würde des höchsten Beamten der Königinn von Spanien. Derselbe empfing die Novara-Reisenden zwar mit der bekannten feinen spanischen Höflichkeit, aber nicht ohne in seinem Benehmen Verlegenheit und Zurückhaltung durchschimmern zu lassen, woran allerdings der Umstand Schuld gewesen sein mag, daß derselbe außer dem Spanischen kein anderes Idiom genügend kannte, um in demselben seine Gedanken ohne Schwierigkeit ausdrücken zu können. Die Unterredung wurde daher im Spanischen geführt, das aber nicht alle Vorgestellten hinreichend sprachen, um stets auf das Gefragte eine präcise Antwort geben zu können. Die Conversation drehte sich hauptsächlich um den Ort unseres jüngsten Besuches, um Java. Trotz der nicht sehr bedeutenden Entfernung und des beständigen Verkehrs zwischen beiden Inseln schien der Gouverneur von Manila nur eine sehr vage Vorstellung von den politischen und socialen Verhältnissen Java's zu besitzen, und richtete Fragen an die Vorgestellten, als ob ein fernes Eiland in einem andern Welttheile und nicht eine Nachbarinsel der Gegenstand des Gespräches gewesen wäre. Beim Weggehen bediente sich auch Don Fernando der gewöhnlichen Redensart: „Vsted[1] sabe, que mi casa es à la disposicion de Vsted!“ (Sie wissen, daß mein Haus zu Ihrer Verfügung steht);[2] es würde ihm aber gar wunderlich zu Muthe gewesen sein, wäre es den Reisenden eingefallen, von seinem Antrage in der That Gebrauch zu machen. Reisepässe,

[1] Sprich: Usted, Zusammenziehung der Wörter Vuestra Merced, d. h. Euer Gnaden.

[2] Die schönen Phrasen und liebenswürdigen Redensarten der Spanier verlieren ihren ganzen Werth, wenn man sich bei näherem Umgange mit dieser überaus höflichen Nation überzeugt, daß Herz und Gefühl nur wenig Theil daran haben. Es giebt nichts, was ein Spanier dem Fremden nicht anbieten würde — immer aber in der Voraussetzung, daß er das Angebotene eben so artig zurückweist. Ein Nordamerikaner nahm aber einmal in unserer Gegenwart solche Phrasen für bare Münze und versetzte dadurch seinen spanischen Hauswirth in nicht geringe Bestürzung. Dieser trug nämlich eine kostbare brillantene Busennadel, für welche der Nordamerikaner nicht genug Worte der Bewunderung finden konnte. Der Spanier antwortete auf diese enthusiastischen Aeußerungen wiederholt mit dem üblichen „A la disposicion de Vsted“ (zu Ihrer Verfügung), bis endlich der Nordamerikaner in der That die kostbare Busennadel aus der Cravate des Spaniers zog und damit fortging. Letzterer fühlte sich dadurch dermaßen beschämt und consterniert, daß er kein Wort weiter zu sagen vermochte. — Am darauffolgenden Tage gab der Nordamerikaner, der sich nur einen Scherz erlaubt hatte, das kostbare Geschmeide dem geängstigten Spanier wieder zurück, nicht aber ohne die Bemerkung beizufügen, daß er jetzt wisse, was man von spanischer Zuvorkommenheit zu halten habe.

welche man in Manila selbst zu den kleinsten Ausflügen ins Innere benöthigt, wurden den Fremden bereitwilligst zur Verfügung gestellt, ohne daß man sich im Uebrigen auch nur im Geringsten um die Expedition und ihre Zwecke weiter bekümmerte. Die kalte, gleichgültige Aufnahme war doppelt



Strasse in der Vorstadt Binondo.

empfindlich für Reisende, welche aus Batavia kamen und dort mit Aufmerksamkeiten aller Art überschüttet wurden.

In dem Bureau des Secretärs der Capitania sahen wir an den Wänden mehrere große Tabellen angeheftet, welche wir für Ausweise über die jährliche Handelsbewegung im Archipel hielten, und baten daher einen

der Beamten um ein Exemplar davon. Erst als wir später die uns mit großer Bereitwilligkeit übergebene Papierrolle öffneten, erkannten wir unseren Irrthum und gewahrten, daß die mit so viel Eleganz und Zierlichkeit gedruckten Tabellen keineswegs das Vermuthete, sondern eine Statistik sämmtlicher Klöster und Klostergeistlichen auf den Philippinen enthielten. Daten über die Naturproducte und den Handelsverkehr Manila's zu erlangen, kostete uns weit mehr Schwierigkeiten und Geld.

Wenn man aus dem nordöstlichen Theile der inneren Stadt durch das St. Domingo-Thor nach der Vorstadt Binondo geht, passirt man den sogenannten Isthmus, ein schmales, zu beiden Seiten von Wasser umgebenes Stück Wiesenland, auf dem sich seit wenigen Jahren ein einfaches Denkmal zu Ehren Magelhaens, des Entdeckers der Philippinen, befindet, welcher, getroffen durch den feindlichen Pfeil eines Eingeborenen, am 15. April 1521 auf dem kleinen, Cebu gegenüberliegenden Eilande Mactan sein Leben aushauchte. Eine 76 Fuß hohe dorische Säule mit vier, in schwarzen Marmor gegrabenen Inschriften erhebt sich hier seit 1854[1] und ist jedenfalls ein würdigeres Erinnerungszeichen als jenes, welches die Spanier dem größten Seefahrer aller Zeiten, Christoph Columbus, dem sie ihre ganze spätere Macht und Größe verdankten, in Havana widmeten, wo dessen Asche viele Jahre hindurch in der Kathedrale ruhte, bevor dieselbe nach Spanien überführt wurde. Eine dürftige, unscheinbare Votivtafel an einem Sockel, in der Nähe des Hochaltars eingemauert, giebt allein Zeugniß, daß die sterblichen Reste jenes Mannes einst dort begraben wurden, welcher „der Welt eine ganze Welt schenkte"![2]

Ueber den Isthmus gelangt man nach den beiden beliebtesten Vergnügungsorten Manila's, nach der Esplanade, einfachen Baumanlagen mit Bänken zum Ausruhen, und hierauf nach der, am linken Flußufer gegen den Meeresstrand zu gelegenen „Calzada".[3] Hier rollt die schöne Welt

[1] Auf der Insel Mactan wurde Magelhaens ebenfalls, und zwar auf der Landspitze Engaño ein Monument errichtet. Man verband damit die glückliche Idee, dasselbe zugleich als Leuchtthurm zu verwenden, um nahende Schiffe vor den Gefahren zu warnen, welche ihnen hier durch die große Zahl von Felsriffen drohen.

[2] „Mancher hat schon viel gegeben,
Aber jener hat der Welt
Eine ganze Welt geschenket
Und sie heißt „Amerika".

Nicht befreien konnt' er uns
Aus dem öden Erdenkerker,
Doch er wußt' ihn zu erweitern
Und die Kette zu verlängern". (Heine.)

[3] Dammweg.

Manila's jeden Abend in langen Wagenreihen dahin und läßt sich von der sanften Seebrise Kühlung zufächeln. Am äußersten Ende der Promenade angekommen, wird dem elegant costümirten Kutscher in großen glänzenden Reitstiefeln, welcher nicht wie bei uns vom Bock aus die Pferde lenkt, sondern auf einem derselben reitet, gewöhnlich der Befehl ertheilt, anzuhalten, und die Herren verlassen hierauf den Wagen, um mit den Damen in den umstehenden Equipagen zu conversiren, ähnlich wie man bei uns im Theater das schöne Geschlecht aufsucht und in den Logen Besuche abstattet. Denn in Manila giebt es weder Schauspielhäuser noch Concertsäle, und der öffentliche Spaziergang ist daher fast das einzige Stelldichein der eleganten Welt.

Wir befanden uns leider gerade zur Regenzeit in Manila, wo selbst die Reize, welche die Natur bietet, nur für Augenblicke genossen werden konnten, und das heitere, lustige Leben, welches sonst auf den Straßen und vor den Wohnungen der Eingeborenen herrschen soll, fast gänzlich verstummt war. Der tropische Regen tritt hier wie in Batavia mit einer Heftigkeit auf, von der sich ein Nordländer, welcher nie in der Aequatorial-Zone gelebt und nur die Landregen der Heimat kennt, kaum eine Vorstellung machen kann. Im Juli 1857 soll es sogar vierzehn Tage hindurch ununterbrochen geregnet haben, so daß der Pasig austrat und man in den Straßen von Manila wie in der Lagunenstadt in kleinen Booten, sogenannten Banca's herumfuhr. Man freute sich fast dieses Schauspiels und stattete sich in den niedlichen Fahrzeugen gegenseitig Besuche ab.

Das einzige Vergnügen, welches selbst die Regenzeit den Eingeborenen nicht zu verleiden im Stande ist, sind die Hahnenkämpfe. Sobald es nur die Witterung einigermaßen zuläßt, findet dieses beliebteste aller Volksspiele statt, dessen meist blutiger, mörderischer Ausgang gar seltsam mit dem sonst so sanften, weichen, schüchternen Charakter der Eingeborenen contrastirt. Die Hahnenkämpfe oder „Gallos“ sind ein Monopol der Regierung, das heißt, sie dürfen nur mit Bewilligung derselben und gegen eine zu entrichtende Gebühr stattfinden. Die Einnahme, welche die Regierung aus diesem nichts weniger als sittigenden Spiele zieht, kann unmöglich bedeutend sein,[1] und die Abgabe, welche die Eigenthümer der Kampfhähne und die Zuschauer leisten, ist jedenfalls das am wenigsten Bedenkliche am ganzen Schauspiele;

[1] Dieselbe wurde uns zu 35.000 bis 40.000 Dollars jährlich angegeben.

bei weitem höhere Summen werden durch die gegenseitigen Wetten verloren. Was für das blasirte Europa Karten- und Hazardspiele, das sind für die schlichten Eingeborenen Manila's die Hahnenkämpfe. Ihre Phantasie erhitzt sich dabei derart, daß es mehrerer Tage bedarf, bis in das sonst so ruhige Gemüth wieder das alte Phlegma zurückkehrt. Merkwürdiger Weise giebt es gegenwärtig außer den Spaniern und den von ihnen in fremden Welttheilen besiegten Volksstämmen keine einzige civilisirte Nation mehr, welche noch an so blutigen Spielen wie Hahnenkämpfe und Stiergefechte Gefallen fände.

Der Schauplatz ist ein leichtes Gebäude aus Bambusstäben mit einem Dache aus Palmenblättern, in dem sich an den Seiten amphitheatralisch die Bänke für die Zuschauer erheben, während die Arena, bis das Zeichen zum Kampfe gegeben wird, mit den Besitzern der Kampfhähne und den Wettenden gefüllt ist. Jeder liebkost und streichelt seinen Hahn noch einmal, oder hetzt ihn, blos um den Grad seiner Wuth zu prüfen, gegen einen der angebundenen Kämpfer. Endlich haben sich die Zuschauer für den einen oder den anderen der Hähne, für den rothen oder weißen, den hochkämmigen oder glattkämmigen entschieden; die Wetten sind eingegangen, der Sporn, jene spitze, über zwei Zoll lange, scharfe, mit einer Scheide versehene Waffe ist an den rechten Fuß festgebunden. Noch einmal werden die beiden Hähne gegen einander geschwungen und ihnen am Halse einige Federn ausgerupft, um ihre Wuth zu steigern. Die Glocke in der Hand des Richters giebt das Zeichen des beginnenden Kampfes. Die Zuschauer entfernen sich aus der Arena, die Scheide wird von dem scharfschneidigen Messer abgenommen, der Kampf beginnt. Wunderbar ist die Kampflust und Tapferkeit, welche nun diese gespornten Kämpen bis zum letzten Augenblicke bewahren, wie sie selbst verwundet, blutend und ermattet den Kampf nicht aufgeben. Doch geschieht es auch, daß keiner der Hähne als Sieger hervorgeht. Das äußerst feine, scharfe Messer verwundet zuweilen jeden der Kämpfenden gleich schwer, und mit zerschnittenen Gliedern, allenthalben von Blut triefend, bleiben beide todt am Kampfplatze liegen.

Höchst komisch ist das Verfahren, womit man an diesen „Vergnügungsorten" die bei uns üblichen Retourbillete zu ersetzen sich bemüht und zugleich jede Uebertragung derselben an eine andere Person unmöglich zu machen versteht. Verläßt ein Eingeborener den Schauplatz und wünscht wieder zurückzukehren, so wird ihm vom Billeteur beim Ausgange am nackten rechten

Vorderarme in der Nähe des Pulses mit einer Schwärze ein Stempel aufgedrückt, der ihm bei seiner Rückkehr den freien Eingang garantirt und zugleich der Sorge, das Retourbillet zu verlieren, enthebt. Beim Wiedereintritte wird dieses Merkzeichen einfach weggewischt.

In die Zeit unseres Besuches fielen die Fiestas Reales oder königlichen Feste, welche die Colonial-Regierung zur Feier der Geburt eines spanischen Thronerben, des Don Alfonso Principe de Asturia zu begehen beschloß. Der Kronprinz hatte zwar schon im November zu Madrid das Licht der Welt erblickt, allein bis die Nachricht auf den Philippinen anlangte, war Fastenzeit; Rücksichten für die katholische Kirche geboten daher, die Festlichkeiten zu verschieben, und später nahmen die verschiedenen Vorbereitungen zu Feuerwerken, Triumphbogen und Illuminationen so lange in Anspruch, daß der Junimonat und mit ihm die Regenzeit herangekommen war, ehe man die Feste abhalten konnte, welche durch den letztern Umstand leider sehr mangelhaft ausfielen und nur wenig Interesse boten. Daß bisher Nachrichten aus Europa erst viele Monate später nach den Philippinen gelangten, lag weniger in ihrer großen Entfernung, als in der geringen Sorge, welche die Regierung dem öffentlichen Verkehre zuwendet. Bis vor wenigen Jahren wurden Briefe größtentheils mittelst Segelschiffen von den Philippinen nach Europa befördert, derart, daß Briefe vier bis fünf Monate unterweges blieben und bei der sehr ungleichen Dauer der Fahrten von Segelschiffen die zuletzt abgesandten Briefschaften oft einige Wochen früher als die zuerst beförderten am Orte ihrer Bestimmung ankamen. So drückend diese Unregelmäßigkeit und Unsicherheit des Verkehrs auf dem Handel lastete, so besteht doch erst seit März 1858 eine regelmäßige Dampfschiffverbindung zwischen Manila und Europa, indem ein spanischer Regierungsdampfer zweimal des Monats die für die Bewohner des Archipels aus Europa angelangten Briefschaften von dem nur 600 Meilen entfernten Hongkong abholt, und eben so am 1. und 15. eines jeden Monats die für Europa bestimmten Briefe dahin besorgt, von wo sie mit der englischen Post über Singapore und Suez weiter befördert werden.

Dagegen besteht bis zur Stunde noch mit keiner einzigen Insel des Archipels eine regelmäßige Verbindung, selbst die Colonial-Regierung bedient sich zu ihrem Verkehr blos kleiner Segelboote, die sie von Fall zu Fall von Privateigenthümern miethet. Bei einem Beamtenwechsel muß oft der

Neuernannte Monate lang warten, um auf den Posten seiner Bestimmung abgehen zu können, und während unserer Anwesenheit in Manila erlebten wir es, daß die Gemahlinn des Gouverneurs vom Mariannen-Archipel bereits seit Monaten vergeblich auf eine Schiffsgelegenheit harrte, um nach ihrem Bestimmungsorte zu gelangen.[1] Einige in Manila ansässige fremde Kaufleute haben der Regierung den Vorschlag gemacht, gegen eine entsprechende Subvention eine regelmäßige Verbindung zwischen den verschiedenen Inseln des Philippinen-Archipels einrichten und dieselbe mittelst fünf Dampfern unterhalten zu wollen. Allein die Colonial-Regierung schien es nicht in ihrem Interesse zu finden, der Unternehmung einen höhern Geldbeitrag als 43.000 spanische Piaster zu bewilligen, und so zerschlug sich wieder das ganze Project, dessen Ausführung für den Aufschwung der Inseln von so großer Wichtigkeit gewesen wäre.

Trotz dem Reichthum des Archipels an den verschiedensten Naturproducten, sind es gegenwärtig doch nur drei Bodenerzeugnisse, welche in größerer Menge nach den europäischen und nordamerikanischen Märkten exportirt werden und der Inselgruppe für die handeltreibende Welt einige Bedeutung geben, nämlich Tabak, Abáca oder Manila-Hanf und Zucker. Alle anderen Ausfuhrartikel, wie Kaffee, Indigo, Sapanholz (Caesalpina Sapan), Strohgeflechte,[2] Thierhäute u. s. w., sind verhältnißmäßig nur von sehr geringem Belang.

Wir besuchten sowohl die große Cigarrenfabrik in Binondo, als auch jene der Arroceros, wo ausschließlich Cigarillos oder Papiercigaretten angefertigt werden. Die erstere zählt gegen 8000 Arbeiter, meist Frauen. In den langen Arbeitssälen, wo gemeiniglich gegen 800 Arbeiterinnen auf niederen Holzbänken an schmalen Tischchen sitzen, herrscht ein unheimliches, betäubendes Getöse. Die einen beschäftigen sich damit, die Blätter anzufeuchten und in regelmäßige Lappen zu zerschneiden, oder bereiten die Abfälle und die kleinen Stücke, aus welchen später die Cigarren gemacht werden;

[1] Diese Dame starb eines grauenvollen Todes, indem sie sich, was unter Spanierinnen sehr selten vorkommt, im Hôtel, wo sie wohnte, mit Blausäure vergiftete. Wie verlautete, soll eine unglückliche Neigung diesen furchtbaren Entschluß herbeigeführt haben.

[2] Unter den Strohgeflechten zeichnen sich besonders Cigarrentäschchen durch Feinheit und Zierlichkeit aus. Dieselben werden zu sehr hohen Preisen verkauft; einzelne, besonders elegante Täschchen zu 80 bis 100 Gulden. Auch Strohmatten und Strohhüte, den Panamahüten an Feinheit nicht nachstehend, werden hier aus Palmenstroh verfertigt und könnten einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel abgeben.

andere führen glatte abgeschliffene Steine in der geschäftigen Hand, mit denen sie unaufhörlich auf die einzelnen Blätter klopfen, um diese für das Zusammenrollen geschmeidiger zu machen. Dieses Schlagen und Lärmen von mehren hundert Arbeiterinnen, welche während der Anwesenheit fremder Besucher voll lustigen Uebermuths ihre steinernen Werkzeuge absichtlich mit noch mehr Kraft handhaben, der starke Geruch der Tabakblätter, die üble Ausdünstung so vieler bei tropischer Temperatur in geschlossenen Räumen zusammengedrängten Menschen, machen einen dermaßen unangenehmen, peinlichen Eindruck, daß man sich beeilt, aus der dumpfen Schwüle in den Arbeitssälen wieder ins Freie zu gelangen.

In der Cigarillosfabrik sind gegen 2000 männliche Arbeiter beschäftigt. Auch hier herrscht in den Arbeitssälen eine beklemmende dumpfe Atmosphäre. Ein Arbeiter ist im Stande täglich 150 Päckchen zu 25 Cigaretten oder 3750 Stück zu fabriciren, wofür derselbe 4 Realen[1] Lohn erhält. Höchst überraschend ist die aus Zauberhafte grenzende Schnelligkeit, womit die fertigen Cigarillos gezählt, in Packete abgetheilt, zusammengemacht und gestempelt werden. Der ungeübte Blick des Besuchers ist kaum im Stande, der Hand und Fingerfertigkeit des Arbeiters zu folgen.

Außer den beiden eben erwähnten Fabriken giebt es noch eine dritte Cigarrenfabrik in Cavite, welche 4000, und eine vierte in Malabon, welche 5000 weibliche Arbeiter beschäftigt. Die in sämmtlichen Fabriken jährlich erzeugten Quantitäten sollen 11 bis 1200 Millionen Stück betragen. Wenn man die zahlreichen katholischen Festtage, wo nicht gearbeitet wird, in Abrechnung bringt, so dürfte man wohl annehmen können, daß an jedem Arbeitstage 5 Millionen Cigarren verfertigt werden. Die Regierung kauft jährlich den ganzen producirten Tabak von den Pflanzern zu einem festgesetzten Preise und versendet denselben theils in Blättern, zumeist aber als Cigarren, zu deren Fabrication außer der Regierung Niemand das Recht besitzt. Das Tabakmonopol wurde indeß auf den Philippinen erst im Jahre 1787 durch den damaligen Gouverneur José Basco und zwar mit großer Schwierigkeit eingeführt.

Die Mehrzahl der Cigarren wird nach Ostindien, den Inseln des malayischen Archipels und Nordamerika verschifft, während eine verhältnißmäßig geringe Quantität nach Europa zum Verkaufe kommt.

[1] Acht Realen = 1 spanischer Piaster = 2 Gulden 10 Kreuzer österr. Währung.

Die Haupt-Tabakdistricte der Insel Luzon sind Cagayan und Bisaya, in welchen durchschnittlich jährlich 180.000 Centner Tabak geerntet werden. Von diesen gehen ungefähr 80.000 Centner in Blättern nach Spanien, während die übrige Quantität auf Luzon selbst zu Cigarren verarbeitet, jeden Monat partienweise unter den Hammer (al martillo) gebracht und an den Meistbietenden verkauft wird. Der Durchschnittspreis beträgt 8 bis 10 Dollars für 1000 Stück Cigarren (cortados). Man baut in Manila nur eine einzige Tabakgattung, und die Größe des Blattes ist es allein, welche bei der Preisbestimmung den Ausschlag giebt. Der Manila-Tabak ist an und für sich sehr stark und narkotisch; zur Fabrication der Cigarren wird aber keineswegs, wie in Europa vielfach die Meinung herrscht, Opium verwendet, dieselben sind blos an einem Ende mit etwas Reißpappe bestrichen und zugeklebt. Schon die große Kostspieligkeit jenes in der Geschichte des chinesischen Reiches eine so wichtige Rolle spielenden Pflanzensaftes würde dessen Anwendung verbieten. Da auf Manila die Cigarren von beiden Geschlechtern in ziemlich großer Menge verbraucht werden, und auf den inländischen Bedarf immer zuerst Rücksicht genommen wird, so soll es zuweilen geschehen, daß die Vorräthe nicht völlig ausreichen, um alle Nachfragen für den Export unverzüglich befriedigen zu können. Außer zur Zeit der öffentlichen Auction kann man nur bis zu 1000 Stück Cigarren von der Regierung auf einmal kaufen, eine um so lästigere und nutzlosere Maßregel, als Personen, welche größere Quantitäten Cigarren zu besitzen wünschen, blos eine Anzahl von Personen nach dem Tabakamte zu schicken brauchen, um sich dieselben zu verschaffen. Wir haben es in Manila selbst erfahren, wie Jemand, der 45.000 Stück Cigarren kaufen wollte, 45 Individuen nach dem Verschleißorte sandte, von wo ein jedes 1000 Stück anstandslos zurückbrachte.

Obschon auf der Insel Luzon im Ganzen mehr Tabak erzeugt wird als auf Cuba, so ist doch die Ausfuhr von ersterem Orte weit geringer, indem, wie schon bemerkt, ein großer Theil des gewonnenen Tabakes im Lande selbst consumirt wird. Luzon betheiligt sich mit $^1/_{10}$, Cuba mit $^1/_{12}$ an der Gesammt-Tabak-Production der Erde, welche an 4,000.000 Centner beträgt.[1] Es giebt zwar Länder, welche bei weitem größere Quantitäten

[1] Bei dem allgemeinen Interesse, das sich an die Tabakpflanze knüpft, welche, fast über die ganze Erde verbreitet, dem civilisirten Menschen eben so zum Bedürfniß geworden als den halbwilden Volksstämmen,

Tabak erzeugen als Luzon oder Cuba,[1] aber keines, wo die Tabakblätter durch die Gunst des Klimas und des Bodens so vorzügliche Qualität erlangen würden, wie in den beiden genannten spanischen Besitzungen.

lassen wir hier zur Ergänzung der obigen Mittheilungen einige Notizen über die Tabakcultur auf einer andern spanischen Besitzung, auf der Insel Cuba, folgen, welche dem ungedruckten Tagebuche eines der Expeditionsmitglieder über seine früheren Reisen in Westindien entlehnt sind.

„Die besten Grundstücke für die Tabakcultur auf Cuba befinden sich westlich von der Hauptstadt in der sogenannten Vuelta abajo, zwischen dem Rio hondo und San Juan de Martinez, ungefähr zehn englische Meilen im Umfange; der in der Vuelta arriba gebaute Tabak ist im Allgemeinen von geringerer Qualität. Im Jahre 1856 gab es auf Cuba 10.000 Tabakpflanzungen oder Vegas, welche sich zusammen auf einen Flächenraum von 8000 Caballerias (1 spanische Caballeria = 160.371.41 englische Yards oder 134.202.06 Meters) ausbreiten, und deren Bebauung ungefähr 14.000 bis 16.000 Negersclaven beschäftigt. Der Gesammtwerth des in diesem Culturzweige verwendeten Capitals (an Menschenkräften, Bauten, Utensilien, Lastthieren u. s. w.) wird auf 13 Millionen Dollars, die durchschnittliche Tabakproduction auf $1\frac{1}{2}$ Millionen Arrobas oder 37 Millionen Pfund jährlich geschätzt. Davon werden ungefähr 400.000 Arrobas (à 25 Pfund) auf der Insel Cuba selbst consumirt, während der Rest theils in Blättern, theils verarbeitet ins Ausland geht. Ein Caballeria Grund producirt durchschnittlich 360 Arrobas oder 9000 Pfund, wovon jedoch nur $\frac{1}{30}$ als erste Qualität angenommen werden kann.

Eine Vega besteht in der Regel aus drei Caballerias, die abwechselnd zur Tabakcultur verwendet werden, indem zwei Caballerias stets mit Mais oder Hülsenfrüchten bebaut sind und nur die dritte als Tabakfeld dient. Die Aussaat geschieht im October oder November, die Ernte im Jänner und Februar. Auf einer Caballeria befinden sich unter günstigen Bodenverhältnissen 500.000 Tabakpflanzen oder Matas. Nimmt man daher an, daß sich die Tabakcultur auf Cuba über 8000 Caballerias ausdehnt, so ergiebt sich für die ganze Insel eine Anzahl von 4000,000.000 Stück Tabakpflanzen. Jede Pflanze liefert 8 bis 10 brauchbare Blätter. Die Einsammlung geschieht in Manojos (Handvoll, Bündel) zu 120 bis 130 Blätter, 80 Manojos bilden einen Tercio oder 150 Pfund Tabak. Ein Manojo wiegt ungefähr $1\frac{1}{4}$ Pfund und dient zur Bereitung von 400 Stück Cigarren. Im Ganzen giebt es auf Cuba 600 Cigarrenfabriken, von denen sich über 400 in der Hauptstadt selbst befinden. Ein Arbeiter ist im Stande täglich an 150 Cigarren zu verfertigen; der Arbeitslohn wird durchschnittlich für 1000 Cigarren auf 10 spanische Piaster oder Duros berechnet. Die Cigarrenfabrication beschäftigt ungefähr 20.000 Arbeiter, meistentheils Männer. Sie bilden unter dem Namen Tabaqueros gleichsam eine eigene Classe und stehen im Allgemeinen wegen ihrer Sittenlosigkeit in einem üblen Rufe. Auch auf Cuba wird wie auf Luzon nur eine einzige Tabaksorte gebaut, doch scheint man ihrer Cultur auf der erstgenannten Insel mehr Sorgfalt zuzuwenden. Die Blätter werden auf Cuba nach Farbe und Geäder (venas) sortirt und wird ihre Qualität darnach bestimmt. Im Handel kommen drei verschiedene Sorten vor und zwar:

Nr. 1 zu 42 bis 45 spanische Piaster (à 2 Gulden 10 Kreuzer österr. Währung) per 1000 Stück.
„ 2 „ 32 „ „ „ „ „
„ 3 „ 28 „ „ „ „ „

Die Zahl der jährlich von Havana nach dem Auslande verschifften Cigarren beträgt durchschnittlich 200 bis 250 Millionen Stück, ungerechnet den in Blättern (ramos) versandten Tabak. Das Cedernholz (Cedrela odorata), aus welchem man des leichteren Durchsägens wegen hauptsächlich die Cigarrenkistchen verfertigt, wird zuweilen dem Inhalte verderblich, indem die Cigarren durch die im Holze zurückgebliebene Feuchtigkeit an der Spitze weiße Flecken erhalten.

[1] Die Vereinigten Staaten von Nordamerika erzeugen über 200.000 Centner oder mehr als die Hälfte der Gesammt-Tabakproduction. Der jährliche Verbrauch an Tabak beträgt in den Vereinigten Staaten $3\frac{1}{2}$ Pfund, in England 1 Pfund $\frac{1}{2}$ Unze, in Frankreich 1 Pfund $1\frac{1}{2}$ Unze, in Deutschland 2 Pfund per Einwohner.

Ein anderes Hauptproduct der Philippinen, welches von diesen Inseln aus zuerst den Weg nach den Weltmärkten gefunden, ist der sogenannte Manila-Hanf. Derselbe wird jedoch nicht aus der gewöhnlichen Hanfpflanze (Cannabis sativa), sondern aus den Fasern des Stammes einer Bananen-species (Musa textilis) gewonnen, und von den Tagalen Abáca genannt. Die Pflanze kommt fast auf allen Inseln des Philippinen-Archipels von Luzon bis Mindanao in großer Menge vor, so daß ihr Verbreitungsbezirk vom Aequator bis zum 20° nördl. Br. reichen dürfte. Dies scheint jedoch die nördlichste Vegetationsgrenze der Musa textilis zu sein, und es würde sich daher selbst im südlichsten Theile von Europa der Anbau dieser Nutzpflanze nicht lohnen, welche, um üppig zu gedeihen, eine durchschnittliche Wärme von 25° C. bedarf. Der Stamm dieser Musacee wird auf den Philippinen 9 bis 12 Fuß hoch und etwa 6 Zoll dick und treibt gegen 8 Fuß lange und bis 1$^1/_2$ Fuß breite, meist sehr dunkelgrüne Blätter. Die Frucht ist kleiner und wird niemals so schön gelb und schmackhaft als eine gewöhnliche Banane. Um den Hanf zu gewinnen wird der Stamm, sobald die Fruchtkolben zum Vorschein kommen, von den mächtigen Blättern, welche den Büffeln zum Futter dienen, gereiniget, und bleibt etwa drei Tage hindurch der Gährung ausgesetzt. Hierauf wird derselbe in Stücke abgeschält, und diese werden unter Anwendung eines entsprechenden Druckes zwischen zwei nicht allzu scharfen Eisen durchgezogen, um den durch die Gährung ziemlich mürbe gewordenen Bast von den nun zum Vorschein kommenden Hanffasern zu entfernen. Dieses Verfahren wird so lange fortgesetzt, bis letztere rein genug erscheinen, um an die Sonne gelegt und getrocknet zu werden. Ein geübter Arbeiter vermag 8 bis 10 Fuß langen Hanf zu gewinnen. Im Ganzen werden jährlich an 450.000 Centner Hanf erzeugt, welche einen Werth von 520.000 Pfund Sterling darstellen, und von denen der bei weitem größte Theil nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika geht, während ungefähr 30 bis 60.000 Centner im Lande selbst in der großartigen Fabrik des amerikanischen Handlungshauses Russell und Sturgis zu Schiffstauen verarbeitet und nach China, Singapore, Australien und Californien ausgeführt werden. Dieses Rohproduct sowohl als die aus demselben gewonnenen Fabricate haben eine große Zukunft, und werden dem englischen und russischen Hanf auf den europäischen Märkten noch ernste Concurrenz bereiten. Die Haupteinwendung, welche man

bisher gegen den Gebrauch des Manila-Hanfes als Tauwerk erhob, nämlich dessen Steifheit bei Regenwetter, kann durch eine sorgfältigere Behandlung der Fasern bei der Fabrication leicht beseitigt werden. Was dagegen die Festigkeit und Elasticität des Abáca anbelangt, so übertrifft derselbe in dieser Beziehung, wie aus wiederholt angestellten Versuchen hervorgeht, bedeutend den gewöhnlichen europäischen und selbst den russischen Hanf.[1] Ein Versuch, Manila-Hanf direct für den österreichischen Markt zu beziehen, dürfte sich um so mehr für den Unternehmer lohnen, als Fiumaner Mehl zur Befrachtung der nach den Philippinen gehenden Schiffe einen Exportartikel bieten würde, welcher in Manila auf vortheilhaften Absatz rechnen könnte. Die nordamerikanische Firma Russell und Sturgis in Manila hat dermalen die Hanfproduction auf dem ganzen Archipel gewissermaßen monopolisirt, aber unter ihrem Einflusse wird sich dieselbe jedenfalls vermehren und wesentlicher Verbesserungen erfreuen. Aus den Blättern der Musa textilis, wie überhaupt aus den Blättern der Bananenarten, ließe sich gleichzeitig vortreffliches Papier bereiten und durch eine immer größere Ausdehnung der Cultur der Musaceen in den Tropenländern würde der doppelte Zweck erzielt werden, für den Eingeborenen reichlichere Nahrung zu gewinnen, und die Mittel zu vermehren und zu verbilligern, welche dazu beitragen Kenntnisse unter den Menschen zu verbreiten.[2]

Nächst der Musa textilis verdient besonders der Raméstrauch (Boehmeria tenacissima) für maritime Zwecke die Aufmerksamkeit von Fachmännern. Die Faser dieser Urticacee, welche mit außerordentlicher Zähigkeit eine besondere Feinheit und Schönheit verbindet, soll sogar stärker und ausdauernder sein, wie jene des russischen Hanfes, und durch künstliche Bereitung einen bessern Faden geben als das vorzüglichste Material, dessen man

[1] Die Experimente, welche man im Juli 1850 im Fort St. George zu Madras mit Tauen und Seilen aus Abáca und europäischem Hanf anstellte, um das Verhältniß ihrer Haltbarkeit zu erproben, haben folgende interessante Resultate ergeben:

Ein aus Manila-Hanf verfertigtes Tau von 2 Fathoms Länge, 3¼ Zoll Dicke und 28 11/16 Unzen englisches Gewicht erheischte einen Kraftaufwand von 4660 Pfund, um dasselbe zu zerreißen; dagegen zerriß ein Tau aus englischem Hanf von gleicher Größe und 39 Unzen Gewicht bereits bei einer Kraftanwendung von 3885 Pfund englisch. Ein anderes kleineres Tau von 1¾ Zoll im Durchmesser, 9½ Unzen Gewicht und 2 Fathoms Länge aus Manila-Hanf bedurfte ein Gewicht von 1490 Pfund um zu bersten, indeß ein ganz gleiches Tau aus englischem und russischem Hanf von 13 Unzen Gewicht per Fathom schon bei 1181 Pfund Kraftanwendung zerriß.

[2] Vergleiche die sehr werthvolle Abhandlung über den Manila-Hanf in Forbes Royle's: The fibrous plants of India, fitted for cordage, clothing and paper. London 1855.

sich gegenwärtig in Europa zur Verfertigung der weltberühmten Brüsseler Spitzen bedient. Die Nützlichkeit und vielfache Verwendbarkeit des Ramé-strauches wurde bisher sogar noch weniger ausgebeutet als jene des Manila-Hanfes. In Europa ist die Boehmeria tenacissima höchstens in botanischen Gärten oder als Herbar-Exemplar zu finden, während dieselbe in der Industrie noch gar keine Wichtigkeit erlangt hat. Und doch wäre die massenhafte Importation des Manila-Hanfes und der Raméfaser nach den europäischen Märkten zum Ersatz für russischen Hanf von mehr als blos commercieller und industrieller Bedeutung![1]

Noch wollen wir hier eines andern Fabricates aus einem Faserstoffe Erwähnung thun, welches, außerhalb des Archipels nur wenig bekannt, gleichwohl eine größere Verbreitung verdient und, wie es scheint, mit Vortheil ausgebeutet werden könnte. Es sind dies jene feinen, aus den Fasern einer Bromeliacee (Ananassa sativa) verfertigten vollkommen durchsichtigen Zeuge, welche den Eingeborenen zu Luxushemden, Chemisetten und Halstüchern dienen, und im Handel unter der Bezeichnung Grass cloths oder Piña bekannt sind.[2] Die Fäden dieses Gewebes sind so dünn, daß es nur in Räumen verfertigt werden kann, wo jede Bewegung der Luft ausgeschlossen ist. Gleichwohl verstehen die Eingeborenen die zierlichsten Dessins darauf zu sticken und würde es durch einen chemischen Proceß gelingen, dem Zeuge eine schönere, minder schmutziggelbe Farbe zu verleihen, so wäre die elegante Welt um einen der herrlichsten Stoffe bereichert, den es geben kann, um eine anmuthige Frauengestalt zu zieren, und ihre Reize, scheinbar in der Absicht sie zu verbergen, nur noch verrätherischer hervortreten zu lassen.

Obschon die Jahreszeit, in welcher wir Manila besuchten, des häufigen Regenwetters wegen nur wenig zu Ausflügen einlud, so konnten wir doch dem Drange nicht widerstehen, eine kleine Reise ins Innere der Insel nach der berühmten Laguna de Bay zu unternehmen. Der Bremer Consul Herr J. Steffan, ein Schweizer von Geburt und Associé eines der angesehensten

[1] Manila-Hanf werthet durchschnittlich von 4½ bis 6 Dollars (beste Qualität) per spanischen Pikul = 140 englische Pfund. Mit Dampfkraft gedrehte Taue (cordage) verschiedener Dimensionen werden von ½ bis 1 Zoll Dicke zu 25 spanische Piaster, von 1 bis 5 Zoll assortirt zu 10 spanische Piaster per Pikul verkauft. Die Fracht beträgt auf Segelschiffen nach London 25 Pfund Sterling für eine Tonne (2000 Pfund englisch).

[2] Die unter dem Namen Sinamay bekannten Zeuge werden dagegen aus den Fasern der Musa textilis verfertigt. Sie sind weniger fein, aber gleichfalls durchsichtig und weit dauerhafter als die aus der Piña gewonnenen Stoffe.

Handlungshäuser (Jenny und Comp.) in Manila, welcher den österreichischen Reisenden vom Momente an, wo sie ihren Fuß auf philippinischen Boden setzten, die liebenswürdigste Gastfreundschaft erwies, war auch diesmal unser Begleiter. Zwei andere Fremde, ein englischer Maler und ein Kaufmann aus Amsterdam, schlossen sich uns an. Ersterer lebte schon längere Zeit auf der Insel und hatte deren zugänglichste Punkte bereits besucht und niedliche Skizzen davon entworfen; letzterer war im Jahre 1857, als der Zucker sehr billig im Preise stand, von seinem Hause nach Manila abgeschickt worden, um eine große Quantität dieses wichtigen Colonialproductes zu einem bestimmten Preise anzukaufen. Bis derselbe aber die Hauptstadt des Philippinen-Archipels erreichte, hatte der Werth des Zuckers in Folge ungünstiger Ernten die limitirte Ziffer bereits überschritten, und ist seither sogar um mehr als das Dreifache gestiegen. Der Amsterdamer Agent wartete noch immer auf eine Baisse und verstand es gar wohl sich inzwischen die Zeit zu vertreiben und an den verschiedensten Naturschönheiten der Insel seinen Blick zu ergötzen.

Wir fuhren an einem grauen, trüben Morgen in kleinen gedeckten Banca's oder Ruderbooten den Pasigfluß hinauf, bis nach der Lagune, wo uns ein größeres Fahrzeug (Lorcha) erwartete, um die ganze Gesellschaft aufzunehmen, und nach einem Dorfe am entgegengesetzten Ufer des Sees zu bringen. Bei heiterem, sonnigem Wetter muß eine Bancafahrt am Pasigflusse, jener Herzader Manila's, welche die Stadt mit der Lagune und den verschiedenen Ansiedlungen längs dieses Binnensees verbindet, überaus angenehm sein. Die Flußufer sind zwar flach und unansehnlich, aber die Vegetation derselben zeichnet sich durch eine seltsame Fülle der herrlichsten Formen aus. Bambusaceen sind der Hauptschmuck der Ufer, an denen nur wenige Palmen zum Vorschein kommen und blos ausnahmsweise an einigen Stellen Bananen, Zuckerrohr oder Reißpflanzungen getroffen werden. Doch zeigt hier die zartgefiederte Bambusstaude eine Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit der Formen, daß beim ersten Anblick ihre einzelnen Repräsentanten verschiedenen Pflanzenfamilien anzugehören scheinen. Wo an den Ufern Gestein zu Tage tritt, sind es Bänke von aschgrauem Bimssteintuff, welche den Baustein für Manila liefern. Nahe der Stadt liegen am Flußufer verschiedene Fabriksgebäude und Eisengießereien; weiter stromaufwärts erheben sich die Landhäuser reicher Mestizen und fremder Ansiedler, so wie der Palast des Generalgouverneurs, und endlich folgen tagalische Dörfer, niedrige Rohrhütten,

geschaart um stattliche Kirchen und Pfarrhöfe, welche aus lieblichen Bambuswäldchen höchst malerisch hervorstechen.

Es giebt dreierlei Fahrzeuge, deren man sich zur Beschiffung des Pasigflusses und der Lagune bedient: die Banca's, welche aus einem großen ausgehöhlten Baumstamm mit einer Ueberdachung aus Bambusrohr bestehen; die Lorcha's oder Falúa's, große, bequeme aber schwerfällige Ruderschiffe, welche namentlich während der regnerischen Jahreszeit, wenn der See stark bewegt ist, zur Befahrung desselben verwendet werden, und die Casco's, welche an beiden Enden gleich breit sind und mehr das Ansehen von Flößen haben. Die letzteren dienen hauptsächlich zur Verführung von großen Lasten und sind bei den Eingeborenen aus dem Grunde besonders beliebt, weil man damit sowohl segeln als rudern kann. Indeß findet man auf der Lagune noch eine Art von Booten, welche Paráhos heißen, eine Bezeichnung, die höchst wahrscheinlich vom malayischen Práu abzuleiten ist, welchem Fahrzeuge dieselben auch in ihrer Form und der Weise sie zu führen gleichen.

Am Pasigfluß herrscht immerwährend überraschend viel Leben. Zahllose Fahrzeuge bewegen sich theils geschäftig nach der Hauptstadt, um derselben Lebensmittel und andere Naturproducte, ja sogar Trinkwasser zuzuführen, welches aus großer Entfernung in Fässern herbeigeschafft werden muß, oder sie kehren beladen mit Einkäufen aller Art von Manila zurück, bereit, die Bewohner der Uferansiedlungen mit den verschiedenartigsten Bedürfnissen zu versehen. Wir bekamen auf dieser Fahrt häufig den Martinesvogel (Pastor roseus), den bekannten Heuschreckenverfolger zu Gesicht, welcher vor ungefähr fünf Jahren mit ziemlichem Kostenaufwand aus China eingeführt wurde, um die für den Landwirth so gefährlichen Locusten zu vertilgen. Allein seitdem sich dieser Vogel, dessen Tödtung mit Gefängnißstrafe bedroht ist, im Lande befindet, scheint er sein Gelüste nach Grashüpfern verloren zu haben, indem er angesichts der größten Heuschreckenschwärme ruhig und gelassen auf den Bäumen oder Dächern sitzen bleibt. Wahrscheinlich ist die Masse dieser feindlichen Insecten in China weniger groß, wie auf Manila, wo diese gefräßige Wanderschaar oft dichte Schwärme bildet, welche, gleich schwarzen Wolken, das Licht des Tages verdunkeln. Vielleicht ist auch die Nahrung dieser Vögel in China spärlicher wie hier, wo dieselben, gewissermaßen als Hausthiere behandelt und domesticirt, vielfach Gelegenheit finden ihren Hunger anderweitig zu stillen.

Im Dorfe Patero (von Pato, Ente), das sich mindestens in einer Ausdehnung von fünf englischen Meilen am linken Flußufer hinzieht, beschäftigen sich die Bewohner größtentheils mit Entenzucht. Vor jeder Hütte befindet sich gegen den Fluß zu ein großer eingezäunter Platz, wo diese Thiere sich sonnen und nach Belieben im Wasser baden können. Der vom Fluß bespülte Boden des kleinen Geflügelhofes wird jeden Morgen mit Sorgfalt gereinigt, umgegraben und täglich von neuem mit einer großen Menge von Schalthieren angefüllt, welche den Enten zum Futter dienen und von den Eingeborenen in kleinen Canoes aus dem See geholt werden, wo dieselben zu Milliarden im Schlamm leben. Der Anblick der schräg aufsteigenden Versammlungsplätze dieser schnatternden Wasserbewohner, so wie der Lärm, den sie verursachen, erinnerte uns lebhaft an die wunderlichen Pinguins auf der Felseninsel St. Paul im südindischen Ocean. In Patero werden jährlich Millionen von Enten als Handelsartikel gezogen, indem die Tagalen, gleich den Chinesen, halbausgebrütete Eier und Küchlein für besondere Leckerbissen halten.

Die Eingeborenen, die wir unterweges trafen, trugen alle große runde Hüte, aus Strohgeflecht oder Bambus, weiße Hosen und das Hemd darüber, eine so wunderliche Sitte, daß sich das Auge des Fremden nur allmählig an dieselbe zu gewöhnen vermag. Je weiter wir uns von der Hauptstadt entfernten, desto mehr verlor sich auch die Kenntniß der spanischen Sprache, und in der Nähe der Lagune hört man die Eingeborenen nur mehr tagalisch und bisayisch sprechen.

Es war anfänglich unsere Absicht, mit den Banca's bis zum Eingange in die Lagune zu rudern, wo uns die Lorcha, welche schon Tages zuvor von Manila abgefahren war, verabredetermaßen zu erwarten hatte. Allein schon auf halbem Wege unweit des Dorfes Pasig holten wir das schwerfällige Fahrzeug ein, und es wurde nun beschlossen, sofort auf dasselbe zu übersiedeln und uns mit allen unsern Gepäcksstücken und Provisionen so gemächlich als möglich für einige Tage und Nächte einzurichten.

Da völlige Windstille herrschte und die Lorcha mit Stangen fortgestoßen werden mußte, so dauerte es ziemlich lange, bis wir endlich die Einfahrt in die Lagune erreichten, wo industriöse Eingeborene ganz eigenthümlich construirte Netze und Fischfang-Apparate aufgerichtet hatten. Die Ufer der Lagune sind bis weit hinein dicht besetzt mit Tausenden von

sogenannten Corals oder Fischställen, und man braucht einen eigenen Piloten, um durch dieses Labyrinth von Fang-Apparaten der mannigfachsten Form den Weg ins freie Fahrwasser zu finden. Seltsamer Weise sind es zum größten Theile tagalische Weiber, welche das Fischerhandwerk treiben, während ihre Männer, wie man uns sagte, zu Hause sitzen und sticken sollen. In der Nähe der Einfahrt ist eine Art Wachtschiff stationirt. Ein tagalischer Aufseher verlangte unsere Pässe, drehte dieselben mit gewichtiger Amtsmiene einige Male in seinen Händen herum und stellte sie dann wieder zurück. Der Diener des Gesetzes konnte augenscheinlich gar nicht lesen, aber gerade darum that er doppelt geschäftig, aus Furcht sich Europäern gegenüber eine Blöße zu geben.

Die „Laguna de Bay" ist ein Süßwasserbecken von solcher Länge und Breite, daß man selbst an heiteren Tagen an der Einfahrt die quer gegenüberliegenden Ufer nicht auszunehmen vermag, um wie viel weniger bei einem so regnerischen Wetter, wie wir es während der ganzen Fahrt trafen. Indeß steht die Lagune weit hinter den Süßwasserseen Nordamerika's zurück. Ihre größte Breite dürfte kaum mehr als 30 englische Meilen betragen.[1] Ringsum an den fruchtbaren Ufern des lieblichen Sees liegen kleine Ortschaften und der tägliche Verkehr mit der Hauptstadt ist ein so bedeutender, daß sich eine Dampfschiffverbindung mit derselben sehr wohl rentiren würde. Während man auf der einen Seite die Kosten scheut, diese für die Erleichterung des öffentlichen Verkehrs höchst wichtige Unternehmung ins Leben zu rufen, beschäftigt man sich andrerseits mit dem großartigen Werke (freilich schon seit vierzehn Jahren und vorerst nur im Gedanken), die Lagune durch einen Canal derart mit dem Ocean zu verbinden, daß Schiffe von der Südseite der Insel, ohne erst ganz Luzon umschiffen zu müssen, mit Leichtigkeit und Wegersparniß nach Manila zu gelangen vermögen. Dieser Durchstich der kleinen Landzunge wäre allerdings von unberechenbarer Tragweite für das Land, die Schifffahrt und den Handel, vorausgesetzt, daß die Ausführung dieses gewaltigen Projectes Hand in Hand ginge mit liberalen politischen Maßregeln, mit der Aufhebung jenes despotischen Druckes, welcher gegenwärtig wie ein Alp auf jeder Art geistiger und physischer Regsamkeit

[1] Nach Buzeta hat die Lagune einen Umfang von 136 spanische Leguas, und eine durchschnittliche Tiefe von 15 bis 16 Brazas (90 bis 96 Fuß). Während sich 13 größere und kleinere Flüsse in dieselbe ergießen, ist es der Pasig allein, welcher aus der Lagune kommt und ihre Gewässer dem Meere zuführt.

lastet. Man erkläre Manila zum Freihafen, gestatte den Schiffen aller handeltreibenden Völker ungehindert den Besuch der verschiedenen Hafenplätze des Archipels, und Spanien wird von solchen Maßregeln gewichtigere Vortheile ziehen, als von seiner dermaligen retrograden Colonialpolitik, welche für die Dauer nur Unzufriedenheit und Verarmung zur Folge haben kann. Ein vorurtheilsfreier spanischer Staatsmann könnte viele werthvolle Erfahrungen machen durch einen auch nur flüchtigen Besuch der Nachbarcolonie Singapore, jener bewunderungswerthen britischen Ansiedlung, welche sich durch freisinnige, dem Geiste des Jahrhunderts entsprechende Handelsgesetze von einem, von der schifffahrenden Welt gemiedenen Versteck beutesüchtiger Piraten zum blühendsten Emporium des ganzen malayischen Archipels emporgeschwungen hat. Manila's Lage, so wie seine zahlreichen natürlichen Hülfsquellen lassen diese Insel in mehrfachem Vortheile gegen Singapore erscheinen, aber was nützen die herrlichsten Schätze der Natur, wenn der Geist fehlt, welcher sie zu gebrauchen und zu verwerthen versteht.

Das fortwährende ungünstige Wetter nöthigte uns, die Nacht auf eine wenig behagliche Weise auf der Lorcha zu verleben; erst am Morgen nach unserer Abfahrt von Manila erreichten wir das, am südlichen Ufer der Lagune gelegene Dorf Los Baños, wo wir beim Padre Lorenzo, einem Tagalen (denn nur die Mönche sind Spanier von Geblüt, während es unter den Weltgeistlichen viele Farbige giebt), freundliche Aufnahme fanden. Das Pfarrhaus, früher ein Spital, ist ein hübsches, umfangreiches Gebäude mit gedeckten Terrassen, welche sowohl nach dem See, als auch nach den in der Nähe des Dorfes sich erhebenden Bergen anheimelnde Aussichten bieten. Hier trafen wir mit jenen Expeditionsmitgliedern zusammen, welche, da wir auf der, von uns gemietheten Lorcha nicht alle Platz fanden, auf einem zweiten Fahrzeuge die Reise nach Los Baños unternommen hatten. Der Regierungsbeamte im Dorfe Pasig war so gefällig, denselben ein für die Lagune bestimmtes, völlig ausgerüstetes und armirtes Kriegsboot zur Verfügung zu stellen. Und es ist keineswegs übertriebene Vorsicht, bei einer Fahrt über die Lagune bewaffnet zu sein, indem es nicht selten vorkommen soll, daß sorglose Fremde völlig ausgeraubt nach Manila zurückkehren.

Wir hatten große Noth, dem in der Geographie nicht sehr bewanderten Padre Lorenzo begreiflich zu machen, aus welchem Lande wir kamen und welcher Nation wir angehörten. Die Eingeborenen auf Luzon glauben

nämlich, die ganze Menschheit bestehe nur aus zwei Nationen: aus Spaniern und Engländern; die ersteren betrachten sie als ihre rechtmäßigen Herren, die letzteren flößen ihnen durch ihre politische und commercielle Macht mehr Furcht als Sympathien ein, und dieses Gefühl wird noch genährt durch die Geistlichkeit, welche ihrem naïven Gemüthe die grauenhaftesten Schilderungen von Allem macht, was nicht römisch-katholisch ist.

Los Baños oder die Bäder, wegen der vielen heißen Quellen so genannt, welche ganz in der Nähe am Fuße des gegenwärtig erloschenen, bis zu seinem Gipfel dicht bewaldeten Vulcankegels Maquilin entspringen, wurden schon zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts von Kranken besucht, welche daselbst für die verschiedensten Körpergebrechen Heilung zu finden hofften. Im Interesse der leidenden Menschheit hatten die zu jener Zeit so einflußreichen Franciscanermönche über den Quellen Badehütten, und in der Nähe ein Hospital de Nuestra Senora de Aguas Santas de Maynit[1] errichten lassen. Obschon dermalen in einem höchst verwahrlosten und verfallenen Zustande, besteht doch noch dicht am Ufer ein mit einer Mauer umgebener Raum, aus dessen Tiefe heißes Wasser mit einer Temperatur von 86° C. hervorsprudelt, welches zuweilen von Eingeborenen und Fremden zu einem Dampfbade benützt wird, wenngleich diese Thermen im Allgemeinen weit mehr zum Abbrühen von Hühnern als zu Heilzwecken Verwendung finden. Die ganze Gegend ist vulcanisch. Hinter dem ungefähr 3400 Fuß hohen Maquilin liegt mitten in einem tiefen See der thätige Krater des berühmten Vulcans von Taal, und zur Seite des erstgenannten Berges erhebt sich in blauer Ferne, 6 bis 7000 Fuß hoch, die gewaltige Masse des Majayjaygebirges,[2] eines gänzlich erloschenen Vulcansystems. Eine drückende Schwüle in der Atmosphäre, wie wir sie niemals früher empfunden, und ein drohendes Gewitter ließ unsere Pläne zu weiteren Ausflügen nach den Bergen nicht zur Ausführung kommen. Wohl mit Recht mag ein Theil der hier herrschenden Hitze der großen Menge fast siedend heißen Wassers zugeschrieben werden, welche dem Fuße des Maquilin entströmt, so daß selbst an völlig klaren Tagen, wenn die Berggipfel ganz wolkenfrei sind, die Gegend von Los Baños doch immer in eine Dunstatmosphäre gehüllt erscheint.

[1] Von Mainit, tagalisch: heiß.
[2] Sprich: Machaichai.



Los Baños am südlichen Ufer der Laguna de Bay.

Der Glanzpunkt und die unvergeßlichste Erscheinung unseres ganzen Ausfluges war ein Besuch der nur eine Meile von Los Baños entfernten Laguna encantada oder des bezauberten Sees (tagalisch Socol). Vulcanismus und Tropenpracht haben hier eines der geheimnißvollsten, eigenthümlichsten Naturbilder geschaffen, welches des Menschen Auge zu schauen im Stande ist. Obschon nur ein schmaler Hügel das kleine Wasserbecken von der großen Lagune trennt, so ist doch der Zugang außerordentlich mühevoll und schwierig. Man muß zuweilen die Hände zu Hülfe nehmen, um durch das Dickicht, an der steilen Felswand hinab, nach dem Seeufer zu gelangen. Selbst die ausgehöhlten Baumstämme, in welchen man den See zu befahren pflegt, müssen über diesen unwirthbaren Hügel geschafft werden. Da die Lagune in dem unheimlichen Rufe steht, der Sammelplatz zahlreicher beutegieriger Krokodile zu sein, welche schon zu verschiedenen Malen die kleinen schmalen Canoes, die sich darauf wagten, umwarfen und deren menschlichen Inhalt ohne viel Umstände verschlangen, so gebrauchen die Eingeborenen die Vorsicht, zwei oder drei solche ausgehöhlte Baumstämme mit Bambus und Stricken neben einander festzubinden, um bei der Beschiffung dieses schauerlichen Kaiman-Asyles weniger Gefahr zu laufen umgestürzt werden zu können.

Während die Eingeborenen diese Mignonfahrzeuge herrichteten, standen wir am Ufer, ein jeder versunken in den Anblick dieses wundervollen Naturgemäldes. Ruhig und geheimnißvoll lag der See vor uns, ein kreisrundes, von zahllosen, fast mikroskopischen Wasserpflanzen tiefgrünes Becken, der Sage nach unergründlich, eingeschlossen von einem kraterähnlichen Wall von Lavablöcken. Ueberall am Ufer entfaltete sich der reichste Tropenwald, uralte Riesenstämme, mit üppig wuchernden Schlingpflanzen wild verflochten, erhoben majestätisch das Haupt; ihre üppigen Laubkronen spiegelten sich auf der glatten Wasserfläche und bildeten rings um den See einen dunklen schattigen Saum. Große, braune, räthselhafte Früchte hingen von den höchsten Zweigen der Bäume herab. Eine lautlose Stille herrschte. Nur dann und wann ließ sich die Stimme eines Vogels, oder das dumpfe Rollen des fernen Donners vernehmen. Wir bestiegen die Canoes und fuhren schweigsam über den See. Um das Abenteuerliche der Fahrt noch zu vermehren, fing es plötzlich ziemlich stark zu regnen an. Einige aus der Gesellschaft ahmten die höchst praktische Sitte der Eingeborenen nach, zogen rasch ihre Leinwandkleidung aus und ließen sorglos den lauen Regen auf

den nackten Oberkörper fallen, während sie den Anzug unter dem Sitze im Canoe vor Durchnässung zu schützen besorgt waren. Auffallender Weise



Laguna encantada.

kamen die Alligatoren durchaus nicht in jener Anzahl zum Vorschein, als wir nach den Erzählungen unserer tagalischen Begleiter erwartet hatten. Wir erblickten ein einziges dieser Ungethüme, von ungefähr 15 Fuß Länge,

das aber rasch wieder vor uns in der Tiefe verschwand.[1] Unsere Führer meinten, es wäre zweckmäßig gewesen, einen Hund mitzunehmen, dessen Gebell die Krokodile sicher aufgeschreckt hätte. Ja es sollen zuweilen Reisende Hunde und andere Thiere völlig opfern, um jene raubgierigen Ungeheuer aus der schaurigen Tiefe heraufzulocken und auf dieselben Jagd machen zu können.

Blieb uns aber auch dieser Anblick versagt, so wurden wir dafür durch ein anderes nicht minder eigenthümliches Schauspiel entschädigt. Kaum war nämlich ein Schuß auf einen über den See hinstreichenden Wasservogel gefallen, als es mit einem Male auf den Bäumen und im Dickicht lebendig wurde. Kreischend und schwirrend flog und flatterte es wild durcheinander. Tausende von Vögeln, welche am Strande im Schatten verborgen saßen, Waldtauben und zahllose Schaaren riesiger Fledermäuse waren plötzlich aus ihrer sorglosen Ruhe aufgescheucht worden und flüchteten ängstlich vor dem feindlichen Geschoß. Die räthselhaften Früchte, welche wie verzaubert von den Bäumen herabhingen, verwandelten sich in fliegende Hunde (Pteropus edulis) und zogen in ungeheueren Schaaren, welche das Tageslicht verdunkelten, scheu über unsere Häupter dahin, hastig im Dickicht nach einem Versteck suchend, das sie dem Späherauge des Jägers entzog. Gleichwohl würden wir viele dieser wunderlichen Thiere erlegt haben, hätten sich nicht unsere Flinten durch den anhaltenden Regen in einem völlig untauglichen Zustande befunden, so daß wir zufrieden sein mußten, wenigstens einige Exemplare für unsere zoologische Sammlung zu erbeuten.

Als wir von diesem merkwürdigen Ausfluge nach dem Pfarrhause zurückkamen, trafen wir daselbst den Alcade Mayor, welcher aus dem benachbarten Städtchen Sta. Cruz nach Los Baños gekommen war, um die fremden Reisenden zu begrüßen und ihnen seine Dienste anzutragen. Der Alcade Mayor oder Gobernador ist der höchste Beamte, der Chef der Administration und der Justiz der Provinz, eine Art Kreishauptmann, unter welchem die Gobernadorcillos, oder Bezirksrichter stehen, von denen wieder

[1] Die Größe, welche Alligatoren oder Kaimans in der Lagune erreichen, grenzt ans Unglaubliche. Baron v. Hügel erzählt in seinem schon erwähnten interessanten Werke von einem französischen Ansiedler in Jallajalla (sprich Ghallachalla), welcher ihm versicherte, einmal einen Alligator getödtet zu haben, dessen Kopf allein 250 Pfund wog, während der Körper 10 Fuß im Umfange maß. Derselbe lag an der Flußmündung im Schlamme begraben und war zu schwer, um ans Land geschleppt und gewerssen zu werden, so daß nur der Kopf als Siegestrophäe abgehauen und nach Hause gebracht wurde.

die Cabezas[1] oder Gemeindevorsteher eine niedere Rangstufe bilden. Die Hauptobliegenheit dieser eingeborenen Beamten besteht in dem richtigen Einsammeln des Tributes oder der Kopfsteuer. Diese Abgabe zerfällt in drei Abtheilungen: in den Beitrag zur Deckung der Staatsbedürfnisse, welcher 5, in jenen für Kirchenzwecke, welcher 3, und in jenen für Gemeinde-Erfordernisse, welcher 1 Realen ausmacht, so daß die ganze Taxe für jedes steuerpflichtige Individuum 9 Realen jährlich beträgt.[2] Außer den Eingeborenen sind auch die auf Manila lebenden Chinesen und chinesischen Mestizen einer Kopfsteuer unterworfen, und zwar werden die Vollblutchinesen nach ihrer gesellschaftlichen Stellung und der Art ihrer Beschäftigung besteuert. Sie bezahlen durchschnittlich über 17 Piaster oder siebenzehn Mal so viel als die Eingeborenen. Die Kopfsteuer der chinesischen Mestizen (Mischlinge) beträgt 18 Realen oder doppelt so viel als jene der Eingeborenen. Kopfsteuerpflichtig sind alle männlichen Individuen, welche das zwanzigste Lebensjahr überschritten, so wie alle weiblichen Bewohner, wenn sie verheiratet oder ein Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht haben. Von der Kopfsteuer ausgenommen sind: alle Spanier und ihre Mestizen-Abkömmlinge, alle fremden Bewohner außer den Chinesen, so wie alle Eingeborenen über sechzig Jahre und einige wenige eingeborene Familien, deren Vorfahren der spanischen Regierung zur Zeit der Eroberung gewisse Dienste geleistet haben; endlich die jeweiligen einheimischen Autoritäten während der Dauer ihres Amtes (gemeiniglich sechs Jahre).[3]

Am Morgen nach unserem Ausfluge nach dem bezauberten See wurde in den Sümpfen in der Umgebung von Calamba eine Jagd auf Wasservögel unternommen, welche eine interessante Beute lieferte und noch reichlicher und ergiebiger ausgefallen wäre, wenn dieselbe nicht durch die plötzliche Erkrankung eines Canoeführers hätte unterbrochen werden müssen. Da in den vorhergegangenen Tagen einige Cholerafälle vorgekommen waren, so schien um so größere Vorsicht geboten. Merkwürdiger Weise ruderte der Erkrankte trotz des Unwohlseins unverdrossen fort, bis die Gesellschaft wieder in Los Baños anlangte, und zeigte sogar fortwährend das lebhafteste Interesse

[1] Cabeza, im Spanischen: Kopf, Häuptling.

[2] 8 Realen = 1 spanischer Piaster oder Duro = 2 Gulden 10 Kreuzer österr. Währung.

[3] Eine andere Art von Kopfsteuer ist die von den Eingeborenen zu leistende Frohnarbeit, welche in Straßen- und Brückenbau, in der Beförderung der Post und des Gepäcks von Militärs und Civilreisenden u. s. w. besteht.

an der Jagd, indem er unaufhörlich auf die Vögel aufmerksam machte, welche sein scharfes Auge in der Ferne erspähte oder die in der Nähe unbeobachtet sich auf dem Wasser wiegten.

Im Pfarrhause war inzwischen einer der Zoologen mit Präparirung der interessantesten der erlegten Thiere thätig. Padre Lorenzo traute seinen Augen nicht, als er den Naturforscher, wie es schien gerade auf seinem Lieblingsplätzchen, auf der Terrasse, einer so blutigen Beschäftigung sich hingeben und an den Cadavern von ein paar Dutzend Vögeln die verschiedensten Secirungen vornehmen sah. Nach welcher Richtung man sich auch im Zimmer bewegen mochte, überall begegnete das Auge buntgefiederten Vögeln, Riesenfledermäusen, Affen, oder mit Weingeist gefüllten Gefäßen, in denen sich Schlangen, Fische und andere kleine Seebewohner aufbewahrt befanden. Der arme, an Stille und Einsamkeit gewöhnte Padre schien überzeugt, er müsse sich arg versündigt haben, daß diese harte Strafe über ihn komme und eine so große Anzahl von Fremdlingen sein sonst friedliches Asyl mit solch schauerlichen Beschäftigungen beunruhigte. Die Jugend des Dorfes, aufgemuntert durch die versprochene Belohnung, trug noch bei, die zoologische Sammlung zu vermehren, und kam athemlos mit den unbedeutendsten Gegenständen herbeigelaufen, um sie dem seltsamen Manne zu zeigen, welcher an Schlangen und Insecten so großen Gefallen fand und dieselben noch obendrein für blankes Geld kaufte!

Padre Lorenzo sollte indeß die unliebsamen Gäste, mit denen er sich nicht einmal verständigen konnte, bald wieder los werden. Noch am nämlichen Tage, wo des Morgens in den Sümpfen von Calamba gejagt wurde, brach die Reisegesellschaft wieder von Los Baños auf und ließ dem gefälligen Padre als Dank für die ihm verursachten Unbequemlichkeiten einige der mitgebrachten europäischen Provisionen als Geschenk zurück, was dem braven Manne große Freude machte und ihn mit den „Estranjeros" völlig zu versöhnen schien. Ein Theil der Expeditionsmitglieder besuchte noch die, dicht am Ufer der Lagune gelegenen beiden Dörfer Jallajalla und Binangonan, Gegenden, welche in geologischer Beziehung manche interessante Aufschlüsse gaben, während die übrigen auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, nach Manila zurückkehrten. Leider begleitete auch die Rückfahrt höchst ungünstiges Wetter. Der Regen fiel unaufhörlich in Strömen, so daß man Stunden lang nicht auf Deck gehen, sondern

sich in dem wenig behaglichen Kajütenraume aufhalten mußte. Indeß suchte man sich so gut es ging die Zeit zu vertreiben. Man discutirte über die verschiedenartigsten Dinge, lachte, sang und — rauchte, eine Gewohnheit, welche, nebenbei gesagt, so allgemein und constant ist, daß der Pebete mit glühender Spitze ohne Unterlaß von Hand zu Hand geht. Es ist dies eine Art Zunder, welcher in China in der Form von kleinen dünnen Stangen aus einer Mischung von feinen Cedern- und Fichten-Holzspänen und Lehm bereitet wird und, meist aus Macao kommend, einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bildet. Diese ungefähr einen Fuß langen Stangen brennen, wenn angezündet, derart langsam und regelmäßig, daß sie die Chinesen häufig als Zeitmesser benützen. Ein Kistchen von acht Kubikfuß, gefüllt mit Pebete (schi-schin-hiáng), oder joss-sticks, wie die Engländer diesen Zunder nennen, der über den ganzen malayischen Archipel bis Madras Verbreitung findet, kostet 2½ bis 4 mexicanische Dollars.

Gegen eilf Uhr Nachts trafen wir wieder in Manila ein. Das Wetter hatte sich etwas zum Bessern gestaltet, der Regen aufgehört und Stadt und Umgebung strahlten im Schimmer zahlloser buntfärbiger Lampen, welche als Freudenfeuer den Jubel der Bevölkerung über die Geburt des Prinzen von Asturien versinnbildlichen sollten. Aber es währte nicht lange, so wurde die leuchtende Freude durch heftige Regengüsse wieder gedämpft und da sich diese Enttäuschung schon mehrere Abende nach einander wiederholte, so war man es endlich müde geworden, die Beleuchtung noch länger zu verschieben, und die schimmernden Triumphbogen zerfielen wieder in ihre rohen Atome, in ungehobelte Bretter und Holzpflöcke, in Nägel und Lämpchen. —

An weitere Ausflüge war bei der herrschenden Regenzeit nicht zu denken. Man mußte sich begnügen, während des noch gebotenen kurzen Aufenthaltes in der Stadt und nächsten Umgebung das Sehenswertheste kennen zu lernen.

Noch mancher Gang wurde nach der innern Stadt, nach der Festung und den Klöstern unternommen und die Besichtigung verschiedener Anstalten nachgeholt. Unter diesen verdienen besonders zwei einer näheren Erwähnung. Die sogenannte Biblioteca Militar und das große, unter der Leitung der barmherzigen Brüder stehende Spital von San Juan de Dios.

Die Militärbibliothek, welche in einem Theile des früheren durch Erdbeben halb zerstörten Jesuitenklosters sich befindet,[1] zog uns weniger durch ihre bibliographischen Schätze, als durch eine kleine Sammlung naturhistorischer Gegenstände an, zu der erst wenige Monate vor unserer Ankunft der Grund gelegt worden war. Dieselbe verdient um so mehr Beachtung, als sie nicht von einem Naturforscher vom Fache, sondern blos von einem „aficionado" oder Freunde der Naturwissenschaften, dem Obersten Miguel Creus ins Leben gerufen wurde. Obschon noch sehr mangelhaft, ist jedenfalls mit diesem Versuche ein schöner vielversprechender Anfang zu einem werthvollen naturhistorischen Museum gemacht, welches dermalen außer ungefähr 100 Vogelspecies und einigen Säugethieren, auch eine Anzahl von ethnographischen Gegenständen, geologischen Stufen, Fabricaten und Producten des Archipels (darunter 37 verschiedene Reißarten) umfaßt. Bei der Fülle des Archipels an Naturschätzen, von denen einige, namentlich Konchylien, an Farbenschmuck, Zierlichkeit und Pracht der Formen wohl alles übertreffen, was man in dieser Beziehung bisher auf irgend einem Punkt der Erde angetroffen hat,[2] ist durch diese kleine Sammlung der Grundstein zu einem der schönsten und wundervollsten naturhistorischen Museen gelegt, vorausgesetzt, daß das löbliche Streben des Gründers Unterstützung findet und am Begonnenen mit gleicher Energie, Liebe und Ausdauer fortgebaut wird.[3]

Das große Civilspital, wohin uns ein in Manila ansässiger Schottländer, Dr. Foulerton, zu begleiten die Güte hatte, ist eine sehr umfangreiche Baute mit großen breiten Sälen, aber schmutzig und schlecht gehalten,

[1] Die Kirche ist völlig eingestürzt, und eben so befindet sich ein Theil des Klosters in sehr wüstem verwahrlostem Zustande, doch sprach man gegen uns die Hoffnung aus, daß im nächsten Jahre (1859) Mitglieder der Gesellschaft Jesu aus Europa nach den Philippinen kommen und den Bau ihres Klosters, so wie ihre geistlichen Arbeiten wieder aufnehmen würden.

[2] Die Schönheit und Eleganz der auf Manila vorkommenden Konchylien ist so groß, daß ein englischer Schiffscapitän, welcher ohne specielle Kenntnisse, aus Speculation eine Schiffsladung von Muscheln von den Philippinen nach Europa brachte, sich durch deren Verkauf nicht nur ein sehr bedeutendes Vermögen machte, sondern dadurch in der naturwissenschaftlichen Welt auch zu einem gewissen Rufe gelangte.

[3] Leider fanden Naturforscher bisher von Seite der Regierung nur wenig Unterstützung und Aufmunterung, und viele Theile des Innern bleiben ihnen noch immer verschlossen oder sind nur mit der größten Schwierigkeit zugänglich. Gleichwohl lockt der unbekannte Zustand der Inseln fortwährend fremde Forscher dahin, und noch in der letzten Zeit befanden sich wieder Feodor Jagor aus Berlin, Dr. Karl Semper aus Hamburg und Mr. La Porte aus Paris zu naturwissenschaftlichen Zwecken im Archipel; aber die meisten kehren enttäuscht und unbefriedigt aus einem Lande zurück, wo man namentlich jede naturwissenschaftliche Thätigkeit ungern sieht und ihr mit verdächtigen Blicken folgt.

und es ist kein Wunder, daß angeblich viele kranke Eingeborene lieber Gefahr laufen zu Hause zu sterben, als sich nach dieser Anstalt zur Heilung bringen zu lassen. In der That sind auch die meisten Säle leer und ausgeräumt und im ganzen Gebäude kaum 30 Krankenbetten besetzt, was in einer nichts weniger als gesunden Stadt mit 130.000 Seelen, in der sich ein einziges Civilspital befindet, jedenfalls eine auffallende Erscheinung ist. Jedes Jahr am Johannistage geben die Ordensbrüder ein Fest; dann werden auch die verschiedenen Räume gescheuert, gefegt und geputzt, und die gerade im Spitale sich befindlichen Kranken wohnen der Feier bei und bekommen, unbekümmert um Diätrücksichten, zu essen und zu trinken nach Herzenslust. Um jene Zeit soll auch das Spital am meisten besucht sein, und zwar nicht blos von wirklichen Kranken, sondern hauptsächlich von solchen, welche sich erst durch den übermäßigen Genuß der am Johannistage so reichlich gebotenen Speisen und Getränke zum Spitalsaufenthalte qualificiren. Als die Engländer zu Ende des vorigen Jahrhunderts Manila besetzten, benützten sie dieses Gebäude zur Caserne, und aus diesem Grunde blieb die Kirche neunzig Jahre hindurch entweiht. Erst im Jahre 1857 geschah neuerdings die Einsegnung zum Gotteshause.

Noch giebt es ein Spital für Militär in der Calle de Hospicio, welches etwas besser gehalten ist und nicht, wie das erstere, von Ordensbrüdern geleitet wird, sondern unter ärztlicher Aufsicht steht. Leider lassen hier die Localitäten sehr viel zu wünschen übrig. Die Säle, ohne genügende Ventilation, befinden sich in unmittelbarer Nähe von der Küche, so daß Rauch und Geruch den Kranken sehr lästig fallen müssen. In den verschiedenen Räumen befanden sich ungefähr 150 bis 200 Kranke, deren Loos durch die geringe Sorgfalt, welche man ihnen zuwendet, doppelt Mitleiden erregt.

Während unseres kurzen Aufenthaltes in Manila bot sich leider keine Gelegenheit, eine jener kirchlichen Processionen zu sehen, welche im Laufe des Jahres daselbst so häufig stattzufinden pflegen. Wir bedauerten dies um so mehr, als man uns viel von den Eigenthümlichkeiten dieser festlichen Umzüge erzählte. Aehnlich wie in den früheren spanischen Besitzungen Mittel- und Südamerika's erscheint auch hier katholische Andachtsweise mit heidnischen Ceremonien auf das Wunderlichste vermischt. Die ersten spanischen Missionäre glaubten durch die Beibehaltung einzelner alter Gebräuche das Werk der Bekehrung zu erleichtern und die Zahl der Neophyten zu

vermehren. Sie fanden nicht nur kein Aergerniß daran, wenn eingeborene Männer und Kinder im verschiedensten Mummenschanz, bald als zwölf Fuß hohe Riesen, bald als malayische Krieger, bald als wilde Ureinwohner phantastisch costümirt mit Bogen und Pfeil, mitten im Festzuge vor lebensgroßen, reichgeschmückten Heiligenfiguren einherhüpften und allerlei possierliche Tänze aufführten, sondern schienen dadurch mit Wohlgefallen andeuten zu wollen, daß die wilden Gestalten, welche die Spanier bei ihrer ersten Landung in den verschiedenen Theilen der Insel vorfanden, nun alle der Kirche unterthan sind und in ihrem Dienste sich des Lebens freuen. Auch eine Anzahl Eingeborener in häßlichen Thiermasken, so wie mit Blumen reich geschmückte Mädchen in blendend weißen Kleidern und eine phantastisch aufgeputzte „lustige Person“, welche von Zeit zu Zeit nationale Gesänge und Tänze zum Besten giebt, befinden sich in einem solchen Zuge, welchen chorsingende Mönche mit brennenden Kerzen und eine große Menge gläubigen Volkes schließen.

Auf den Europäer macht der Anblick derartiger Processionen nichts weniger als einen erbauenden Eindruck, aber auf die Sinne der Masse scheinen dieselben eine nachhaltige Wirkung zu üben, und noch viele Wochen später erzählt man sich im traulichen Familienkreise, ein Cigaritto schmauchend, von dem Schaugepränge und den bunten Episoden solcher Festlichkeiten. Würde es überhaupt gerecht sein, den religiösen Sinn eines Volkes nach gewissen Aeußerlichkeiten zu beurtheilen, so müßte man die Tagalen für das frömmste Volk der Erde halten. Wo immer die Eingeborenen mit der Kirche in Contact kommen, benehmen sie sich außerordentlich devot und ehrerbietig, und selbst in den geringsten Erscheinungen giebt sich der große Einfluß der Geistlichkeit auf die Menge kund. Am augenfälligsten ist dies jeden Abend der Fall, wenn die Glocke zum Ave Maria läutet. Wie ein Zauberschlag wirkt ihr Ton, so weit er gehört wird, auf die ganze Bevölkerung, und einen Moment lang tritt in dem erst noch so wirren Getriebe ein völliger Stillstand ein. Der Arbeiter wie der Spaziergänger, die vornehmen Damen und Herren in den eleganten Carossen, wie der Tagale, welcher nach vollbrachtem Tagewerke sein beladenes Maulthier nach Hause treibt, werden in gleichem Maße von der Weihe des Augenblickes berührt. Alle Wagen halten plötzlich inne, Herren und Diener entblößen das Haupt, die dahin wogende Menge bleibt wie gefesselt stehen und sinkt mit abgenommener Kopfbedeckung

und ausgelöschter Cigarre betend auf die Kniee; niemand würde es wagen, die herrschende feierliche Ruhe zu unterbrechen, so lange das Marienglöcklein läutet. Erst nachdem dieses schweigt, setzt ein jeder zu Fuß und zu Wagen seinen Weg wieder fort, und glaubt sich nun mit um so größerer Berechtigung der Freude und dem Vergnügen hingeben zu können.

Man schilderte uns das Leben während der trockenen Jahreszeit als überaus heiter und fröhlich. Fast jeden Abend soll dann eine heitere Menge singend und scherzend durch die Straßen ziehen und aus jeder Hütte ein lustiges Lied von Guitarrenklang begleitet ertönen. Wir hatten einen kleinen Vorgeschmack von der Heiterkeit, die an lieblichen Sommerabenden in Manila herrschen muß, durch die lebensfrohe Stimmung, welcher wir im tagalischen Familienkreise selbst während der nassen Jahreszeit begegneten, wo fast beständiger Regen und der sumpfige Zustand der Straßen die Eingeborenen in die geschlossenen engen Räume ihrer schlichten Hütten bannen. In St. Miguel, einem Weiler in unmittelbarer Nähe von Manila, wo sich zahlreiche Landhäuser wohlhabender Fremden und Eingeborenen befinden, hörten wir wiederholt liebliche weiche Frauenstimmen tagalische Lieder singen, welche an Zartheit und Elegie alles übertrafen, was uns bisher von farbigen Völkern auf dem Gebiete der Musik und des Gesanges bekannt geworden war. Wir sind in der Lage, im Anhange die höchst charakteristische Melodie eines besonders beliebten Volksgesanges (Condiman) mitzutheilen, in dessen Besitz wir erst nachträglich durch die Güte des Herrn Balthasar Girandier in Manila gelangten.

Seltsamer Weise verlebten wir in San Miguel nicht blos die heitersten, sondern auch die traurigsten Augenblicke unseres Aufenthaltes in der Hauptstadt der Philippinen. Dem schönen, eleganten Wohnsitze des gastlichen Bremer Consuls Herrn Steffan gegenüber befindet sich nämlich auf einer Insel das Armenhaus, in dem zugleich Irrsinnige und unheilbare Kranke untergebracht werden. Das Ganze steht, wie die meisten Humanitätsanstalten in Manila, unter der Leitung eines Geistlichen, und zwar eines Mestizen. Aerztlicher Beistand scheint gänzlich zu fehlen. Ohne Hülfe und Pflege kauern die armen Geschöpfe, in einem unbeschreibbar verwahrlosten Zustande blöde vor sich hinstarrend, in schmutzigen, dumpfen Gemächern auf steinernem Boden, oder trippeln durch die kahlen Gänge und murmeln unverständliche Worte vor sich hin. Der Padre, an diesen Anblick gewohnt, schien nicht

nur kein Bedenken zu tragen, sondern sich sogar noch ein Vergnügen daraus zu machen, die Fremdlinge durch diese schauderhaften Räume zu führen, wo ihnen jeden Moment ein neues Bild des Jammers entgegentrat. Am meisten fühlten wir uns durch den Anblick einer Frauengestalt bewegt, deren Züge und Aussehen eine bessere, glücklichere Vergangenheit verriethen. Es war ein lautes Geheimniß, daß das erbarmungswürdige Geschöpf, eine Waise, von wenig scrupulösen Verwandten wegen einer leichten Anwandlung von Melancholie ins Irrenhaus geschickt wurde, blos um desto bequemer sich ihres nicht unbeträchtlichen Erbtheils bemächtigen zu können. So tief und gewaltig war der Eindruck dieser tragischen Erscheinung, daß noch jetzt, wo Jahre der erschütterndsten Ereignisse seit jener Begegnung im Irrenasyle zu Manila vorübergebraust, das unglückliche weibliche Wesen mit den edlen, bleichen Zügen, den großen, schönen, dunklen Augen und dem wallenden, glänzend schwarzen Kopfhaar im nachlässigen, halbzerrissenen Anzuge, unter dem sich schüchtern gar vornehme Formen verbargen, leibhaftig, wie eine verkörperte Erinnerung vor unseren Blicken steht.

Am Tage, ehe wir Manila verließen, fanden wir noch Gelegenheit, im Hause eines Weltgeistlichen in der Vorstadt St. Cruz eine lebende Boa Constrictor von 48 Fuß Länge und 7 Zoll Dicke zu sehen. Dieses riesige Reptil befand sich seit 32 Jahren in einem großen hölzernen Verschlag eingesperrt und erfreute sich einer so sorgfältigen Pflege, daß es den guten Padre sogar überlebte und nun von den Erben zum Verkauf ausgeboten wurde. Das träge, fast beständig regungslos auf Sand liegende Thier wird nur alle 4 Wochen einmal gefüttert, und soll dann gemeiniglich ein junges lebendes Schwein zu sich nehmen.

Am 24. Juni schifften sich die Novara-Reisenden wieder auf dem bereits erwähnten kleinen Dampfer nach Cavite ein, wo am Bord der Fregatte schon alle Vorkehrungen zur Abfahrt getroffen wurden. Fast ein Jeder schied mit ziemlich getäuschten Hoffnungen. Das ungünstige Wetter hatte nicht nur die entfernteren, zu naturwissenschaftlichen Zwecken unternommenen Ausflüge vereitelt, sondern selbst den Wanderungen in der nächsten Umgebung empfindliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt; dabei bewahrte die Regierung bis zu unserer Abreise ihre Gleichgültigkeit für die Strebungen der Expedition und der gebildetere Theil der spanischen Bevölkerung nahm eben so wenig Notiz davon. Doch müssen wir unter solchen Umständen um

so dankbarer jener Wenigen gedenken, welche uns, wie die Herren Steffan, Schmidt, Wegener, Wood, Fonseca, Giraudier und Creus, mit warmer Theilnahme in den Besitz manches neuen Materials über die Philippinen und ihre Bewohner setzten und mit der angenehmen Aussicht auf einen dauernden Verkehr scheiden ließen.

Am 25. Juni um ein Uhr Morgens lichteten wir den Anker im Hafen von Cavite auf der Fahrt nach dem chinesischen Reiche. Die Landbrise, welche regelmäßig jede Nacht eintritt, führte uns rasch aus der Bai von Manila, aber außerhalb derselben auf offener See trafen wir wider Erwarten statt des stetigen Südwestmonsuns leichte wechselnde Winde so wie Windstillen, welche unsere Reise wesentlich verzögerten. Erst als wir uns ungefähr in der Mitte des chinesischen Meeres befanden, trat der angehoffte Südwestwind ein und brachte uns nun schnell nach dem nächsten Reiseziel, nach der britischen Colonie Hongkong oder Victoria. Bei günstigem Winde wird die Fahrt von Manila nach Hongkong (eine Entfernung von ungefähr 700 Seemeilen) mit einem Segelschiffe in 4 bis 5 Tagen zurückgelegt; wir benöthigten unter den herrschenden Witterungsverhältnissen doppelt so viel Zeit.

Noch bevor wir Land in Sicht bekamen, setzte eine chinesische Fischerbarke einen Piloten in der Gestalt eines langzöpfigen Sohnes des Reiches der Mitte bei uns ab, welcher das Englische in schaudererregender Weise radebrach und mit großer Verwunderung unsere Flagge anstaunte, die er niemals zuvor gesehen hatte. Später lernten wir, daß der Dialekt des Piloten das gewöhnliche sogenannte Canton-Englisch war, wie es alle Chinesen, welche mit Engländern in Verkehr stehen, sprechen und das eigentlich nur in einer häßlichen Verunstaltung der gebräuchlichsten englischen Phrasen besteht.

Am 4. Juli gegen Mittag tauchte die chinesische Küste auf; noch vor Sonnenuntergang passirten wir die Lemmas-Islands und befanden uns nun in dem inselreichen vielbuchtigen Archipel vor den Mündungen des Cantonflusses, wo sich die Engländer die Insel Hongkong mit ihrem vortrefflichen Hafen so geschickt als den günstigsten Punkt für eine Niederlassung ausgewählt haben. Tausende von Fischerbarken, immer paarweise neben einander segelnd und die Netze nach sich ziehend, bedeckten die Wasserfläche rings umher, eine ganze Flotte von Fischern, welche bei günstiger Gelegenheit auch das Seeräuberhandwerk treiben und in den tiefen Buchten

der zahllosen Inseln sichere Schlupfwinkel besitzen, so daß dieselben bis heute ihre Räubereien an den eigenen Landsleuten sowohl als an fremden wehrlosen Kauffahrern meist ungestraft verüben. Es war zum ersten Male, daß wir chinesische Dschunken (Junks) mit ihrer wunderlichen, eigenthümlichen Takelage in großer Anzahl sahen. An vielen dieser kleinen, aber schwerfälligen Schiffe war ganz vorne an der Wand zu beiden Seiten ein riesiges Auge geschnitzt oder gemalt, gleichsam als wollten die Schiffer die Sehkraft ihrer Fahrzeuge vermehren, damit diese um so sicherer den zahlreichen gefährlichen Riffen und Bänken aus dem Wege gehen könnten. Dagegen verhüllen und bedecken zuweilen die abergläubischen chinesischen Seeleute dem Fahrzeuge die Augen, damit es ein vorüberschwimmendes Seeungeheuer, einen todten Körper oder ein nahendes, drohendes Gewitter nicht gewahr werde und der Mannschaft und den Passagieren kein Leid widerfahre.[1]

Je näher wir der Küste kamen, desto mehr wurden unsere Blicke durch eine Gebirgslandschaft der imposantesten Art gefesselt und zwar imposant nicht durch die Höhe ihrer Berge (denn die höchsten Gipfel erreichten nur 3000 Fuß), sondern durch die Großartigkeit ihrer Formen und Gestaltungen. Hier spitze, nadelförmige Zacken, dort steile Felskegel, an den Zuckerhut bei Rio de Janeiro erinnernd, und dann wieder runde Kuppen und langgestreckte, von wilden Schluchten durchfurchte Rücken, alle fast senkrecht, ohne einen Streifen von Flachland, unmittelbar aus dem Meere aufsteigend. Die Bergmassen sind fast durchaus kahl oder nur mit niederer Gras- und Buschvegetation bewachsen; kein Baum, kein Wald verhüllt die energischen Formen von Fels und Stein, und als die untergehende Sonne ihre dunklen Schlagschatten in die scharfen Contouren der Granitberge warf, da war es, als läge ein Stück der Alpen, ins Meer getaucht bis über die Grenze der Waldvegetation, vor uns, und die Matrosen der Novara schauten doppelt sehnsuchtsvoll nach der Küste, welche sie an ihre Heimat, an Dalmatien erinnerte.

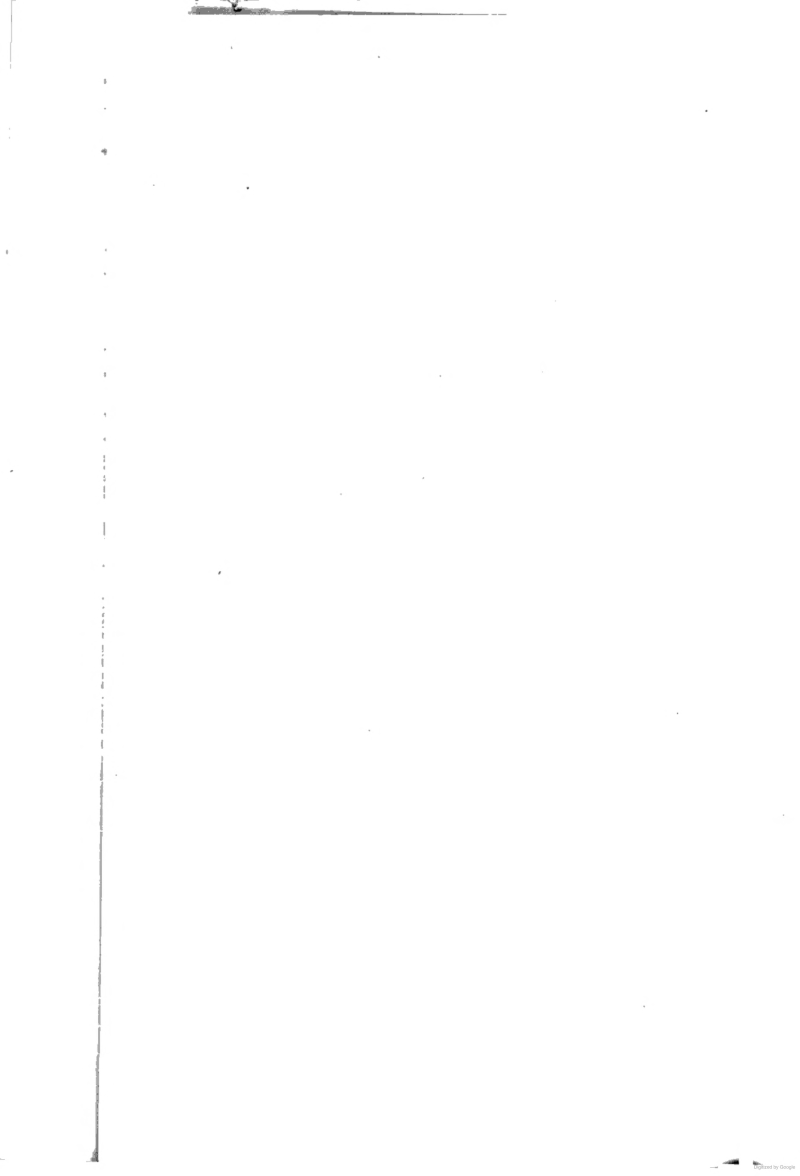
Da wir es nicht wagen konnten, bei dunkler Nacht ohne Mondlicht und ohne Leuchtfeuer (welch letztere auffallender Weise hier noch gänzlich fehlen), durch die engen Canäle uns in den Hafen von Hongkong an der Nordseite der Insel zu winden, so ankerten wir um neun Uhr Abends an

[1] Ein chinesischer Matrose, den man um die Ursache frug, warum seine Dschunke gemalte Augen habe, antwortete im Canton English: „Suppose no got eye, how can see?"

der Westseite im Lemmas-Canal und fuhren am 5. Juli Morgens bei strahlendem Sonnenlichte in den bezaubernden Hafen von Hongkong ein. Während wir Tages zuvor von der Seeseite aus an den Bergen und Felsen der Küste nur wenige Spuren menschlicher Thätigkeit zu entdecken vermochten und das Land fast unheimlich öde und verlassen schien, lachte uns jetzt, als wir um Green-Island bogen, die amphitheatralisch aufsteigende Stadt Victoria und ihr, mit zahlreichen stattlichen Dreimastern und Dampfern belebter, völlig geschlossener, binnenseeähnlicher Hafen freundlich entgegen. Mehrere ältere Linienschiffe, welche den Engländern zu Spital und Kohlendepots dienen, tauchten im Hintergrunde auf, darunter die stattliche „Royal Charlotte" mit 120 Kanonen, der erste Dreidecker, welcher die Linie passirte. Um zehn Uhr Morgens fiel der Anker der Ansiedlung gerade gegenüber; und zwischen englischen, amerikanischen, französischen, holländischen und russischen Flaggen wehte nun stolz auch die Flagge Oesterreichs!



Einfahrt in den Hafen von Hongkong.





XIV. Hongkong.

Aufenthalt vom 5. bis 18. Juli 1858.

Rascher Aufschwung der Ansiedlung Victoria oder Hongkong. — Unheimliche Zustände. — Oeffentliche Charaktere. — Der Comprador oder Schroff. — Ein chinesischer Wahrsager. — Curiositätenladen. — Der Po-Stein. — Bilder auf sogenanntem Reißpapier. — Canton-Englisch. — Einige Bemerkungen über chinesische Sprache und Schrift. — Tuschebereitung. — Zuvorkommenheit deutscher Missionare. — Die Sitte weibliche Sprößlinge auszusetzen oder zu morden. — Ursache der Verstümmelung der Frauenfüße. — Sir John Bowring. — Der Zweigverein der königl. asiatischen Gesellschaft. — Bemerkenswerthe Aeußerung eines geistlichen Würdenträgers über naturwissenschaftliche Strebungen. — Die Chinesen in Ostindien. — Der grüne Indigo oder Lu-Kao. — Gastfreundschaft deutscher Landsleute. — Körpermessungen an Chinesen. — Wanderung nach Little Hongkong. — Ausflug am Bord des brit. Kanonenbootes Algerine nach Canton. — Ein Tag im englischen Hauptquartier. — Der Friedensvertrag von Tien-Tsin. — Besuch der portugiesischen Besitzung Macao. — Herr v. Carlowitz. — Camoens-Grotte. — Kirchhof der Protestanten. — Der Pagodenbaum Makok. — Dr. Kane. — Gegenwärtiger Zustand der Colonie. — Sclavenhandel mit chinesischen Auswanderern. — Streifzüge durch Macao. — Der Isthmus. — Chinesische Gräber. — Praya Grande. — Ein chinesischer Arzt. — Singende Steine. — Abreise. — Gutzlaff-Inseln. — Fahrt auf den Yang-tse-kiang. — Wusung. — Ankunft in Schanghai.

Victoria, wie in officiellen Documenten die an der Nordseite der Insel Hongkong aufsteigende Ansiedlung genannt wird, erinnert vielfach an eine andere berühmte britische Besitzung, an Gibraltar. Ein uneinnehmbarer Granitfelsen von ungefähr 9 Meilen in der Länge, 8 Meilen in der Breite und 26 Meilen im Umfange, an der Mündung des Cantonflusses gelegen, ist Hongkong zugleich einer der besten Häfen des chinesischen Reiches. Von der

unfruchtbaren baumlosen Oberfläche, welche größtentheils aus Hügelketten mit schmalen Zwischenthälern und einem kleinen ebenen Buchtenlande besteht und deren höchster Punkt sich 1825 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt, dient kaum der zwanzigste Theil zu Ackerbauzwecken. Die junge zierliche Stadt von völlig europäischem Charakter hat in wenigen Jahren überraschend großartige Dimensionen angenommen und ihre zahlreichen palastähnlichen Gebäude sprechen deutlich für den Reichthum und das Wohlbehagen der Bewohner. Die Bauten der Ansiedlung erheben sich terrassenförmig über einander und ziehen sich reihenweise an dem steilen Gehänge der Granitberge fast 3 Meilen lang hin. Außer dieser Stadtbevölkerung leben hier noch viele tausend, den ärmsten Volksclassen angehörende Chinesen mit Weib und Kind Jahr aus Jahr ein in kleinen Booten auf dem Wasser, so daß die Gesammtbewohnerschaft der Insel gegen 80.000 Seelen betragen dürfte.

Noch vor zwanzig Jahren war Hongkong ein unbedeutender Ort. Erst seit dem Frieden von Nanking im Jahre 1842, welcher das bisherige System der Abschließung in seinen Grundvesten erschütterte, den Engländern nebst vielen anderen vortheilhaften Zugeständnissen die Insel Hongkong für immer abtrat und das unermeßliche Reich, welches sich über 78 Länge- und 38 Breitegrade ausdehnt, nebst seinen an 400 Millionen zählenden Bewohnern in die große Weltbewegung mit hinein zog, entwickelte sich Hongkong zu einem der wichtigsten Handelsplätze China's. Es ward zum Emporium für alle europäischen Manufacturwaaren, so wie für alle Producte aus dem Innern des Reiches, welche von hier erst nach den Weltmärkten verschifft wurden. Leider war der Zeitpunkt, in welcher die Flagge des großen Mandjing's oder Doppeladlers, wie die Chinesen Oesterreich nennen, im Mittelreich erschien, für naturwissenschaftliche Forschungen kein günstiger. Während im Innern zahlreiche Aufstände den Thron der regierenden Dynastie ernstlich bedrohten, loderte von außen neuerdings die Kriegsflamme auf und vermehrte die Bedrängniß und die Verlegenheit der chinesischen Diplomaten. An der Seite der Engländer kämpften jetzt zum ersten Male auch Franzosen, während Russen und Nordamerikaner vorläufig zwar nur eine beobachtende, aber darum nicht minder drohende Stellung einnahmen. Der Haß und die Feindseligkeit der chinesischen Bevölkerung, aufgestachelt durch die einheimischen Behörden, stieg mit jedem neuen Siege der rothen Barbaren. Chinesische Bäcker hatten in Hongkong sogar den kühnen Versuch gemacht, das von den

Europäern gekaufte Brod zu vergiften und sich so ihrer Feinde sicherer als durch chinesische Kriegswaffen zu entledigen. Selbst auf den Spaziergängen der nächsten Umgebung war man seines Lebens nicht sicher und die sonst eben nicht sehr furchtsamen Engländer erschienen stets mit geladenen Revolvern bewaffnet, wenn sie in den Nachmittagsstunden mit ihren Damen spazieren ritten, oder sich des Abends in einem Sedanstuhl nach Landessitte ins Haus eines Freundes tragen ließen.

Kurz vor unserer Ankunft war der Capitän eines Kauffahrers während eines Spazierganges außerhalb der Stadt von Chinesen angefallen, beraubt und derart beschädigt worden, daß er noch an den Folgen darnieder lag. Eben so hatten Vorbeigehende den Commis eines Handlungshauses dicht vor der Stadt mit mehreren Stichwunden aufgefunden, während die Mörder spurlos entflohen waren. Auch gegen den Gouverneur der Insel, Sir John Bowring, beabsichtigte man einen Mordanfall, der nur durch die Wachsamkeit der Schildwache vereitelt wurde, welche auf die Uebelthäter anschlug, als diese Nachts über die Mauer des Regierungsgebäudes kletterten, um sich durch den Garten nach dem Arbeitszimmer Sir Johns zu schleichen.

Selbst in den geringfügigsten häuslichen Verhältnissen spürte man die feindselige Stimmung der Eingeborenen, und der Zustand wurde für die fremden Bewohner täglich unerträglicher. Die ganze dienende Classe Hongkongs sind Chinesen, welche vom Festlande, aus den benachbarten Provinzen nach der englischen Besitzung gekommen waren, um sich bei den fremden Herren für guten Lohn zu verdingen. Die chinesischen Behörden, entschlossen ihre Todfeinde auf alle mögliche Weise zu necken und ihnen das Leben in China sauer zu machen, erließen nun an sämmtliche, auf Hongkong lebende Chinesen den strengen Befehl, die Insel sofort zu verlassen und in ihre Heimat zurückzukehren. Diese chinesische Ordonnanz würde sicherlich von den meisten auf Hongkong lebenden Söhnen des Mittelreiches unberücksichtigt geblieben sein, wenn die Nichtbeachtung eines derartigen Gebotes in China nicht von so grausamen Folgen begleitet wäre. Allein nach den drakonischen Gesetzen des Landes haftet die ganze Familie für den Strafbaren, der sich durch die Flucht entzogen und welchen daher der Arm der chinesischen Justiz nicht zu erreichen vermag. Für den strafbaren Abwesenden wird irgend ein anderes im Lande lebendes Mitglied der Familie, der Vater, die Mutter, der Bruder u. s. w., ganz eben so gezüchtigt,

als ob dieses selbst das Vergehen oder Verbrechen begangen hätte. Aus Furcht vor solchen schauerlichen Repressalien würde kein Chinese es wagen, den Befehlen der Mandarinen nicht Gehorsam zu leisten, und in der That kehrten im Sommer 1858 gegen 10.000 Chinesen auf einmal in die Heimat zurück; andere, welche sich nicht zur Heimkehr entschließen, aber auch nicht den Schmerz über das muthmaßliche Schicksal ihrer Anverwandten ertragen konnten, gaben sich gewaltthätig den Tod. Die Lage der europäischen Hausfrauen in Hongkong ward dadurch eine höchst unangenehme, denn dieselben mußten jeden Augenblick gewärtig sein, den Kochlöffel selbst führen und die verschiedensten häuslichen Arbeiten mit eigener Hand verrichten zu müssen. Dabei schien die Befürchtung nicht unbegründet, die Mandarine würden alle Zufuhr aus den angrenzenden Provinzen gänzlich verbieten, was, da der größte Theil der täglichen Lebensbedürfnisse vom Festlande bezogen werden muß, die Bevölkerung von Hongkong in nicht geringe Bedrängniß versetzt hätte.

Unter solchen Verhältnissen konnte an eine entferntere Excursion oder gar an einen Besuch des gegenüberliegenden Festlandes nicht gedacht werden. Wir mußten uns in unseren Untersuchungen auf die Insel selbst beschränken, um dort so viel zu sehen und so viele Notizen über Land und Volk zu sammeln, als die Kürze unseres Aufenthaltes und die herrschenden Umstände gestatteten.

Das Leben in Hongkong hat bereits einen Anflug westländischer Cultur. Nur in den wenigsten Straßen tritt der echt chinesische Typus hervor. Selbst die meisten Chinesen wohnen in Häusern von modernem Baustyl. Man fühlt sich gleichsam in einer europäischen Stadt mit chinesischer Bevölkerung, und selbst diese hat schon viel von ihrer Originalität eingebüßt. Nur wenige Typen des chinesischen Volkslebens reichen herüber in die englische Colonie und behaupten sich auch hier. Unter diesen Volkscharakteren ist der interessanteste und eigenthümlichste der Comprador (mái-paú), ein Factotum, das keine Haushaltung entbehren kann und dessen Wichtigkeit besonders jene zu würdigen wissen, welche selbst im Lande gelebt haben. Der Comprador oder Schroff ist die Seele, der gute oder böse Dämon des Hauses; er besorgt alle Arten von Einkäufen, führt die Wirthschaft und hält Haus und Hausgesinde in Zucht und Ordnung. Unter seiner ausschließlichen Controle steht das ganze Dienstpersonale derart, daß selbst der Herr oder die Frau des

Der Hafen von Hongkong mit der Ansiedlung Victoria.

Hauses nicht das Recht haben, ohne Vorwissen des Comprador einen Diener zu entlassen oder einen neuen aufzunehmen. Dafür ist derselbe aber auch für alles Bewegliche im Hause verantwortlich. Er bürgt für die Ehrlichkeit der ganzen Dienerschaft und muß, was vom Hausinventar fehlen sollte, ersetzen. Verläßt eine Familie auf einige Zeit ihr Haus, so wird der Comprador von dem Orte unterrichtet, wo die werthvollsten Gegenstände aufbewahrt sind, und sie kann sicher sein, bei ihrer Rückkehr alles in bester Ordnung wieder zu finden. Selbst während der letzten Kriege, wo die Stimmung der chinesischen Bevölkerung gegen die Europäer im Allgemeinen nichts weniger als freundlich war, bewährte der Comprador seine Treue und seine Nützlichkeit. Angesichts der herrschenden Umstände mußte es den Reisenden nicht wenig befremden, allenthalben Thüren und Fenster der Wohnungen offen und die werthvollsten Gegenstände in den Salons frei herumliegen zu sehen. Allein da der Comprador selbst wieder eine Anzahl von Bürgen stellen muß, die für ihn haften, und weil der Posten ein sehr vortheilhafter ist, so sollen in dieser Beziehung nur sehr selten Veruntreuungen vorkommen. Ueberhaupt scheinen weniger die Bevölkerung als die Mandarine den Fremden feindlich gesinnt zu sein, und alle zeitweiligen Verfolgungen der letzteren nur durch Aufreizung von Seite der chinesischen Behörden veranlaßt zu werden. Wäre es sonst möglich, daß sich ein paar hundert Europäer in einer Colonie behaupten könnten, in welcher an 80.000 Chinesen leben, und die, selbst was Gegenstände des ersten Bedürfnisses betrifft, so völlig vom chinesischen Festlande abhängig ist?

Der Comprador erhält für alle seine Dienstleistungen und Obliegenheiten keinen höhern Lohn als 12 bis 15 Dollars monatlich, nebst freier Wohnung für sich und seine Familie. Allein dies ist nicht seine ganze Einnahme, jeder Verkäufer muß für die geringste Sache, die er ins Haus liefert, an den Comprador gewisse Procente bezahlen, und diese Sitte erstreckt sich sogar auf Waareneinkäufe, welche von Chinesen im Hause des fremden Kaufherrn gemacht werden.

Ein anderer „public character", den man zuweilen in der untern Stadt im Chinesenviertel auf offener Straße trifft, ist der chinesische „Wahrsager". Vor ihm auf einem Tischchen befindet sich ein aufgeschlagenes Damenbrett mit zahlreichen Quadratchen, in welchen verschiedene Sinnsprüche und orakelartige Deutungen geschrieben stehen. In jedem Quadratchen liegt ein Reißkörnchen

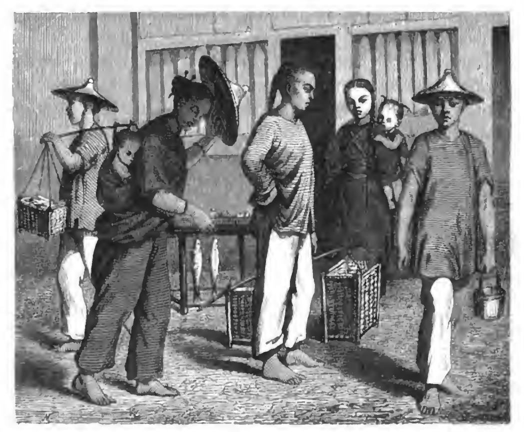
und dicht neben dem Schachbrett steht ein Vogelbauer mit einem zahmen Canarienvogel. Kommt nun eine gutmüthige Kundschaft, die gern ihr Schicksal erfahren möchte, so läßt der Wahrsager das zahme Vöglein aus dem Käfich auf das Schachbrett hüpfen und dort nach Belieben einige Reißkörner auflesen. Die Sprüche und Deutungen, welche in jenen Quadratchen enthalten sind, aus denen sich das Vöglein zufällig die Nahrung holt, dienen dem neugierigen Frager gegen ein kleines Honorar als Antwort und Bescheid. Der Apparat ist zart und sinnreich, aber die Sprüche sind albern und erinnern weit weniger an das Vaterland des Confucius als an die Traumbüchlein in gewissen Ländern der modernen europäischen Civilisation.

Die Kaufläden, welche die Aufmerksamkeit des Fremden am meisten fesseln, sind die sogenannten „Curious shops“, oder Curiositätenläden, in denen jene unzähligen Gegenstände chinesischer Industrie und Kunst feilgeboten werden, welche für das Land und seine Bewohner so charakteristisch sind. Hier erblickt das Auge Werke der bizarrsten Erfindung, deren Material, Zweck und Verwendung dem Europäer oft völlig unbekannt erscheinen; Arbeiten in Holz und Stein, welche die bestaunenswertheste Geduld der Verfertiger verrathen, Trinkbecher, Gefäße, Rahmen aus einem einzigen Stück kunstvoll geschnitzt, zierliche Nippsachen aus Horn, Stein, Perlmutter, Elfenbein, Baumwurzeln, Metall oder Holz, Vasen und Töpfe, Statuetten aus Kupfer und Thon, gewebte Bilder, Stickereien u. s. w.

Unter diesen verschiedenen Arbeiten sind es besonders die aus einem lauchgrünen, fettig anzufühlenden Stein (Nephrit) verfertigten Gegenstände, welche von den Chinesen gesucht und theuer bezahlt werden. Der chinesische Name Yo, von dem höchst wahrscheinlich das französische Jade herstammt, bezeichnet indeß keine besondere Sorte, sondern wird für jede Art von Gemme oder geschnittenem Stein gebraucht, während die am meisten geschätzte Sorte ihrer Farbe wegen von den Chinesen Schöpsenfettstein 羊 脂 玉 genannt wird. Die aus dem sogenannten Speck- oder Seifenstein (Agalmatolith) verfertigten Gegenstände kommen zwar massenhaft im Handel vor, haben aber einen viel geringeren Werth, und stellen gewöhnlich nur ziemlich roh ausgeführte Figürchen dar.

Weit mehr aber als diese Arbeiten ziehen den Fremden die schönen Bilder chinesischer Künstler auf dem sogenannten Reißpapier an, eine Specialität China's, welche bisher in keinem andern Lande Nachahmung gefunden.

Die vorzüglichsten Malereien sollen in Canton ausgeführt werden, aber auch bei den chinesischen Künstlern in Hongkong sahen wir sehr schöne, in ihrer Weise vollendete Bilder. Die übliche Bezeichnung Reißpapier hat die irrige Meinung verbreitet, als würde der Stoff, auf dem diese Bilder gemalt sind, aus den Blättern der Reißpflanze fabricirt, während derselbe aus dem Mark einer völlig verschiedenen Pflanze (Aralia papyrifera) bereitet wird, welche in Yunan und Fukien wächst. Das Mark wird eine Zeit lang ins Wasser



Chinesen.

gelegt und sodann mit einem sehr scharfen, feinen Messer in dünne Blätter geschält und leicht gepreßt. Die größten dieser Blätter sind ungefähr einen Quadratfuß breit und dienen fast ausschließlich zu Malereien, während blos die Abfälle und minderen Sorten zur Fabrication künstlicher Blumen Verwendung finden. Wir sahen die Bildnisse des Kaisers und der Kaiserinn, des Gegenkaisers Thai-ping, des vielgenannten Yeh, Exgouverneur von Canton, und anderer berühmten oder beliebten Persönlichkeiten. In neuerer Zeit ist

es stark Sitte geworden, durch chinesische Maler nach Daguerreotypen und Photographien Miniaturbilder auf Elfenbein anfertigen zu lassen, und wir trafen in den Ateliers von Hongkong die Mehrzahl der Künstler mit diesem, wie es scheint, gegenwärtig einträglichsten Zweige der chinesischen Malerkunst beschäftigt.

In allen diesen Verkaufsläden geschieht der Verkehr im sogenannten Canton-Englisch, weniger einem Dialekt als einem Jargon von englischen und chinesischen Wörtern, aus Concessionen entstanden, welche beide Handelsvölker machten, um sich gegenseitig leichter und schneller zu verständigen. Auch einige spanische und portugiesische Wörter behaupten darin ihr Recht und erinnern an die älteren Beziehungen dieser Nationen mit China. Bei allen englischen Wörtern, welche mit einem stummen e endigen, wird dieses in ein i verwandelt und ausgesprochen, und eben so andern Wörtern am Ende ein i angehängt. So z. B. sagt man timi, housi, pieci, coachi, cooki u. s. w. Es sollen Chinesen, namentlich in Canton, ihren Lebensunterhalt damit finden, daß sie jungen Landsleuten, welche in englische Handelshäuser als Diener eintreten wollen, in diesem Jargon Unterricht ertheilen. Allein, widerlich und seltsam wie dieses englisch-chinesische Kauderwelsch den Fremden klingt, so erleichtert es doch, bei den vielfachen Schwierigkeiten, welche die Erlernung der chinesischen Sprache bietet, gar wesentlich den Verkehr mit den Eingeborenen, und die meisten in China angesiedelten Europäer finden es bald weit bequemer, sich diesen Jargon anzueignen, der sogar nicht ohne Einfluß auf das in chinesischen Handelsstädten gesprochene Englisch bleibt, als sich dem mühsamen Studium des Chinesischen zu unterziehen. Das von den Söhnen des Mittelreiches gesprochene Idiom besteht aus 450 einsilbigen Lauten, welche durch einen feinen Unterschied in der Betonung sich bis auf ungefähr 1600 vervielfältigen. Die zarten, für das ungeübte Ohr fast unmerklichen Nüancirungen in der Aspiration und Accentuirung sind es hauptsächlich, welche es dem Fremden so sauer machen, sich des Chinesischen zu bedienen.

Die Schriftsprache zu erlernen, erfordert nicht weniger Muth, Zeit und Ausdauer; denn dieselbe besteht nicht aus einer Anzahl von Buchstaben, welche zur Bildung der Wörter mit einander verbunden werden, sondern aus nahezu 40.000 mehr oder weniger complicirten Zeichen, von denen jedes ein Wort ausdrückt; rohe Bilder, welche höchst unvollkommen einen

Begriff oder materielle Gegenstände darstellen,[1] wennschon die Kenntniß von 4 — 6000 Zeichen mit ihren verschiedenen Bedeutungen hinreicht, die meisten Originaltexte zu verstehen. Diese oft höchst wunderlichen Schriftzeichen werden nicht horizontal, sondern in verticaler Richtung unter einander geschrieben. Dabei fangen die Chinesen die Zeilen auf jeder Seite rechts an, so daß sich auch der Titel eines Buches, gerade entgegengesetzt der europäischen Sitte, stets auf der ersten Seite rechts findet. In der ältesten Zeit schrieben die Chinesen, ähnlich wie noch jetzt einige asiatische Völker, mit metallener Spitze auf gespaltene Bambusstücke. Seitdem aber um das dritte Jahrhundert vor Christo die Kunst erfunden wurde, aus der Rinde des Maulbeerbaumes und der Bambusstaude Papier zu erzeugen und aus verschiedenen Substanzen, namentlich aber aus Fichtenruß, Eiweiß, Moschus und Leim Tusche zu bereiten,[2] trat der Pinsel an die Stelle des Grabstichels. Die nun auf Papier gemalten Zeichen wurden weicher, zierlicher und in der Bildung der Züge traten wesentliche Veränderungen ein. Die meisten Chinesen, welche wir mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt sahen, malten die complicirtesten Zeichen mit großer Gewandtheit und Schnelligkeit auf das

[1] Höchst merkwürdig ist die Analysirung der Zeichen, wodurch man sich bemühte, abstracte Begriffe, Handlungen des Denkens wiederzugeben. Ein Herz und darüber das Zeichen der Sclaverei drückt „Zorn“ aus; eine Hand und das Schriftzeichen der Mitte, bedeutet „Historiker“, weil dessen erste Pflicht es ist, nach keiner Seite hin zu neigen; durch die Zeichen von Geradheit und Geben wird „Regierung“ angedeutet, welche im Handeln stets Geradheit beweisen soll; um Freund zu bezeichnen, stellt man zwei Perlen neben einander, weil Freundschaft eben so selten ist, wie zwei völlig gleiche Perlen. Der bekannte französische Missionär Huc giebt in seinem werthvollen Werke „Das chinesische Reich“ wie über vieles Andere so auch über die chinesische Sprache sehr interessante Aufschlüsse.

[2] Eine lehrreiche Abhandlung über Tuschebereitung enthalten die schönen Arbeiten der kaiserlich russischen Gesandtschaft zu Peking über China, deutsch von Dr. C. Abel und F. A. Mecklenburg, kais. russischer Oberlehrer. Berlin, F. Heinike, 1858, Bd. II, Seite 481. Die Mittheilung ist einem Büchlein entlehnt, welches im Jahre 1398 von einem gewissen Schen-tsi-sun geschrieben wurde, der sich 30 Jahre lang mit Tuschefabrication beschäftigt hatte. Der Autor erzählt darin, wie er, nachdem er alle anempfohlenen Methoden und gepriesenen Substanzen ohne besonderen Vortheil angewandt hatte, endlich alle bei Seite warf, blos Fichtenruß gehörig mit Leim vermengte, diese Mischung in heißem Wasser erweichte, sie von neuem durchknetete und so eine Tusche zu Stande brachte, „schwarz und glänzend wie Kinderaugen“. Nach einer anderen Methode gehört zur Bereitung der Tusche außer Ruß und Leim noch eine Art Tinte, welche aus verschiedenen Färbestoffen besteht. Granatschalen, Sandelholz, Eisen- und Kupfervitriol, Gummigutti, Zinnober, Drachenblut, Blattgold, Moschus und Eiweiß. Diese Tinte soll vorzugsweise dazu dienen, damit die Tusche lange aufbewahrt werden kann, der Leim nicht in Folge des Alters verderbe, die Farbe sich nicht verändere. Man nimmt zu einem Pfund Ruß ½ Pfund Leim und ¼ Pfund dieser Tinte. Allein die wenigsten Bestandtheile derselben scheinen die ihnen zugeschriebene Eigenschaft wirklich zu besitzen, sondern blos aus Vorurtheil, und nicht gerade zum Besten für die bereitete Tusche angewendet zu werden.

feine Papier, ohne daß dadurch die einzelnen Züge an Zierlichkeit und Reinheit einbüßten.

Unter den, von dem berühmten Sinologen Herrn Dr. Pfizmaier bei Gelegenheit unseres Besuches in China der Erörterung empfohlenen wissenschaftlichen Gegenständen befand sich auch die Erwerbung seltener chinesischer Bücher und die Beantwortung mehrerer ethnographischer und linguistischer Fragen. Wenn es den Mitgliedern der Expedition gelungen, die Mehrzahl dieser angeregten Wünsche zu befriedigen, so verdanken sie dies größtentheils der lebhaften Theilnahme, deren sie sich von Seite der in Hongkong lebenden Männer der Wissenschaft erfreuten. Besonders war es Herr Dr. W. Lobscheid, ein Deutscher von Geburt, Missionär und Inspector der Schulen, ein gründlicher Kenner der chinesischen Sprache, welcher die Novara-Reisenden in der Förderung ihrer Zwecke auf das Zuvorkommendste unterstützte, den Ankauf der Mehrzahl der gewünschten chinesischen Werke ermöglichte und über Land und Leute viele interessante Aufklärungen gab. Dr. Lobscheid besitzt selbst eine reichhaltige, werthvolle Bibliothek seltener geographischer, historischer, naturwissenschaftlicher, linguistischer und numismatischer Werke in chinesischer Sprache und machte der Expedition mehrere schätzenswerthe Geschenke. Einer seiner Collegen, Herr Dr. Ph. Winnes, ebenfalls ein Deutscher und Missionär der Baseler Missionsgesellschaft, verfaßte für uns Sprachproben des im Innern der Provinz Kuang-tung gesprochenen, wissenschaftlich noch wenig untersuchten Hakka-Dialektes. Wahrhaft staunenswerth ist, was deutsche, englische und französische Missionäre während der kurzen Zeit, als ihnen der Aufenthalt in China gestattet ist, in publicistischer Beziehung geleistet haben. Die auf Kosten der verschiedenen Religionsgesellschaften im Chinesischen herausgegebenen Belehrungs- und Erbauungsschriften umfassen bereits eine ansehnliche Literatur, obschon die chinesische Sprache der christlichen Civilisation eben so große Schwierigkeiten in den Weg legt, wie der Verbreitung des Evangeliums. Die meisten Missionäre halten den Vorschlag einiger Gelehrten, das Chinesische mit römischen Buchstaben zu schreiben, noch immer für unausführbar. Die Unklarheit der chinesischen Bezeichnungen hat sogar selbst unter den Missionären schon mehrfache Controversen verursacht. So z. B. sind die Verbreiter der verschiedenen christlichen Glaubenslehren noch immer nicht darüber einig, mit welchem Worte man den Gott des Christenthums im Chinesischen am richtigsten bezeichnet. Die römisch-katholischen

Missionäre schreiben Tientschü (天主, das Höchste aller Dinge); die englischen und deutschen Protestanten bedienen sich des Ausdruckes Schang-ti (上帝, das Erhabenste); die amerikanischen Protestanten gebrauchen das Wort Schin (神, Geist). Diese Meinungsverschiedenheit in Bezug auf die richtigste Bezeichnung für „Gott" hat Anlaß zu einer großen Anzahl von Publicationen gegeben, welche aber leider mehr beitrugen, den Streit noch heftiger zu machen, als eine Verständigung herbeizuführen.

So glänzende Verdienste sich aber auch christliche Missionäre um die Herausgabe nützlicher und moralischer Bücher in chinesischer Sprache erworben, so sind doch andrerseits ihre directen Bekehrungsversuche bisher nur von geringen Erfolgen begleitet gewesen, und obschon sich aus den von den Thai-ping-Insurgenten herausgegebenen Büchern und Manifesten immer untrüglicher herausstellt, daß christliche, aus den Schriften der Missionsgesellschaften geschöpfte Lehren die leitenden Ideen der Bewegung sind, so dürften denselben doch in der Art und Weise, wie sie von den Führern des Aufstandes aufgefaßt und verbreitet werden, schwerlich die Anerkennung irgend einer der christlichen Kirchen zu Theil werden.

Wie an ihrer Religion, halten die Chinesen auch an ihren Lebensgewohnheiten und Gebräuchen starr und hartnäckig fest, und so vermochte auch hier das Christenthum nur in wenigen Fällen auf ihre zuweilen so barbarischen Sitten mildernd einzuwirken. Kinder werden in China noch fortwährend in großer Zahl ausgesetzt, und zwar nicht blos aus Armuth, sondern aus Gleichgültigkeit gegen weibliche Geschöpfe. Eine Chinesenfrau, welche sich gegenwärtig zur christlichen Religion bekennt und der Gemeinde der Baseler Missionsgesellschaft angehört, soll acht unter ihrem Herzen getragene Mädchen selbst umgebracht haben. Dr. Lobscheid erzählte uns, daß ihm persönlich ein Fall bekannt geworden, wo eine chinesische Schwiegermutter, ärgerlich über die Geburt eines Mädchens, dieses gleich, nachdem es zur Welt gekommen war, in Gegenwart der Mutter ermordete, obschon die Familie wohlhabend war. Junge Mütter legen neugeborene Mädchen oft ins Feld oder am Meeresstrande nieder, von der Ferne ängstlich lauschend, ob jemand sich ihrer annimmt oder eine mitleidsvolle Welle sie davonträgt. Ein solches Kind, welches von der Mannschaft der englischen Fregatte Nankin zufällig am Strande gefunden und von den Matrosen mit zärtlicher Sorgfalt gepflegt wurde, befindet sich gegenwärtig im deutschen Missionshause zu

Hongkong und wurde daselbst vom Capellan der Fregatte in der anglicanischen Kathedrale auf den Namen Victoria Nankin getauft. Andere Mütter versuchen es, neugeborene Mädchen mit feuchter Asche zu ersticken, welche sie den armen Säuglingen, nicht selten mit schmeichelnder Hand, um den Mund legen. Knaben dagegen, selbst wenn sie Krüppel oder verwachsen sind, werden höchst selten und nur ganz ausnahmsweise ausgesetzt oder getödtet. So grausam man gegen die weiblichen Sprößlinge verfährt, eben so stolz und sorgsam ist man auf die männlichen Nachkommen. Ja die Chinesen sollen hauptsächlich aus dem Grunde mehrere Weiber nehmen, weil sie dadurch mehr Aussicht auf eine größere Anzahl männlicher Nachkommen zu besitzen glauben, und es soll sich zuweilen sogar ereignen, daß eine chinesische Ehefrau, wenn sie längere Zeit kinderlos bleibt, selbst ihrem Manne eine Concubine sucht und zuführt, damit er Erben, d. h. Söhne erhalte. In einem solchen Falle herrscht gewöhnlich zwischen den beiden Frauen das beste Einvernehmen und die vollkommenste Eintracht, was nicht immer gesagt werden kann, wenn die zweite oder dritte Frau ohne Vermittelung der ersten durch die freie Wahl des Mannes ins Haus kommt. Nach den alten chinesischen Gesetzen sollte der Mann erst mit dreißig, das Weib mit zwanzig Jahren heiraten. Gegenwärtig geschieht dieses in der Regel zwischen sechzehn und zwanzig Jahren. Man kann annehmen, daß ein Mann unter fünfzehn mehr als eine Frau hat, und zwar wird die erste Frau, die sogenannte number one, gemeiniglich aus Neigung genommen, während die übrigen je nach ihrer Jugend und ihren körperlichen Reizen für 100 bis 600 Dollars gekauft werden. Dieser Gebrauch ruft einen ganz eigenthümlichen Erwerbszweig hervor. Chinesische Frauen pflegen von armen Eltern Kinder weiblichen Geschlechtes, wenn sie gesund und wohlgebaut sind, zu sich zu nehmen und sorgsam aufzuziehen, um, wenn dieselben herangewachsen, sie an reiche Chinesen (zuweilen auch an angesiedelte Europäer!) zu verkaufen.

Am meisten herrscht die Sitte des Kindermordes in den Küstendistricten der Provinz Fukien, so daß in den letzten Jahren förmlich ein Mangel an Frauen eingetreten war und man aus dem nördlichen Theile der Provinz heiratsmäßige Mädchen kommen ließ. Die Hauptursache des Kindermordes in jenen Gegenden wird der massenhaften Auswanderung der männlichen Bevölkerung nach Siam, den Inseln des malayischen Archipels und anderen Punkten zugeschrieben. Die Kulis ziehen aus Noth und Mangel an Arbeit

in die Fremde und kehren nur selten wieder zu ihren Familien zurück. Zahlreiche Placate und Pamphlete, welche vor der Grausamkeit des Kindermordes warnen und davon abrathen, werden jährlich theils von Menschenfreunden, theils auf Kosten der chinesischen Regierung gedruckt und massenhaft vertheilt, ohne daß dadurch diese furchtbare Sitte minder häufig in Anwendung käme.

Der Brauch, die Füße der Frauen von Geburt an zu verstümmeln, soll hauptsächlich in der Eifersucht der Männer ihren Ursprung haben, welche in einer erschwerten Fortbewegung zugleich eine größere Garantie für die Treue und Keuschheit ihrer Frauen zu erblicken glauben. Indeß hört man zuweilen auch über die erste Veranlassung dieser seltsamen Sitte die Ansicht aussprechen, daß einmal eine chinesische Kaiserinn mit solchen verkümmerten Füßen zur Welt kam und es in Folge dessen zu jener Zeit unter den vornehmen Chinesenfrauen Mode wurde, eine zufällig durch Naturlaune veranlaßte Verunstaltung der kaiserlichen Füße aus Wohldienerei auf künstlichem Wege nachzuahmen und sogar zu einem der Merkmale eines chinesischen Schönheitsideales zu stempeln.

Der Gouverneur von Hongkong, der auch als Gelehrter berühmte Sir John Bowring, erwies den Naturforschern die Aufmerksamkeit, sie in sein Haus einzuladen und mit den hervorragendsten Männern der Wissenschaft der Colonie in persönlichen Verkehr zu bringen, so daß ein jeder von uns sich mit dem ihm zunächst stehenden Fachmann unterhalten mochte, wodurch in kurzer Zeit manches schöne Resultat erzielt wurde. Eben so veranlaßte Sir John, als Präsident des Zweigvereines der königlich asiatischen Gesellschaft (China Branch of the Royal Asiatic Society), den Mitgliedern der Expedition zu Ehren eine außerordentliche Sitzung. Sir John hieß die österreichischen Forscher in herzlichster Weise willkommen und knüpfte die schmeichelhaftesten Hoffnungen an deren Besuch. Höchst bemerkenswerth waren die Worte, welche der gleichfalls anwesende Lord-Bischof von Hongkong bei dieser Gelegenheit sprach. Derselbe widmete den Fremden auch von seinem Standpunkte aus als Kirchenfürst einen warmen Gruß, und meinte, daß das Christenthum von dem Aufblühen der Naturwissenschaften nichts zu fürchten, sondern nur zu hoffen habe! (Nothing to fear, but only to hope!) Was würden gewisse Ultramontane, wenn sie zugegen gewesen wären, auf diese Bemerkung eines hohen geistlichen Würdenträgers erwiedert haben, sie,

die nur in der Beschränkung des Studiums der Naturwissenschaften die Regierung eines Landes noch für möglich halten! —

Unter den verhandelten Gegenständen waren einige von hohem Interesse und gaben Zeugniß, welch regen Sinn für geistige Thätigkeit die Engländer selbst an Orten bewahren, wohin sie eigentlich doch nur rein materielle Interessen treiben und wo sie fortwährend noch so ernsten Gefahren ausgesetzt sind.

Unter den an die Gesellschaft gelangten Einsendungen befand sich auch ein Bericht eines Herrn W. Alabaster, welcher den chinesischen Exgouverneur Yeh in seine Gefangenschaft nach Calcutta als Dolmetsch begleitet hatte, über die dortige chinesische Bevölkerung und deren Einfluß auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Der Bericht hebt die höchst bemerkenswerthe Thatsache hervor, daß die im Jahre 1858 kaum 500 Seelen zählende chinesische Colonie in Calcutta nicht nur bereits mehrere Gewerbe, wie das der Schuhmacher, Schneider u. s. w. monopolisirt hatte, sondern selbst viele tausend Meilen von der Heimat entfernt unter völlig veränderten Verhältnissen noch viele Sitten und Gebräuche eifrig pflegt und aufrecht erhält. Die ihrer Zahl nach unscheinbare chinesische Bevölkerung besitzt bereits ihre eigenen Tempel, Priester und Lehrer, welche die emigrirten Chinesen vor der Gefahr des Neophytenthums bewahren; sie hat einen besonderen Verein gegründet, dessen Aufgabe es ist, die Leichen der in der Fremde Gestorbenen nach der Heimat zurückzubefördern, und beginnt ihren Luxus sogar schon so weit auszudehnen, Schauspieltruppen mit bedeutenden Kosten aus China zu verschreiben, um sich selbst in so großer Entfernung den nationalen Genuß eines echt chinesischen Sing-Song zu verschaffen. Diese Erscheinung ist aus dem Grunde von hoher Wichtigkeit, weil die Emigration aus China fortwährend größere Dimensionen annimmt und bereits über mehrere Welttheile sich erstreckt. Wir finden Chinesen über ganz Ostasien zerstreut, wir finden sie in Australien, in Californien und Peru, in Brasilien und Westindien, und was das Staunenswertheste ist, sie gedeihen an den meisten Orten trotz der nicht besonders humanen Behandlung, welche sie erfahren, und dem meist verkümmerten Zustande, in welchem sie auswandern. Namentlich für die Völker Ostasiens, welche von den Chinesen an Arbeitstüchtigkeit, mechanischer Fertigkeit und Ausdauer übertroffen werden, erscheint die massenhafte Emigration der Söhne des Mittelreiches von großer Bedeutung und nachhaltigem Einflusse. Selbst das religiöse Moment räumt den Chinesen gewisse Vortheile über die anderen

asiatischen Culturvölker ein. Der Indier besitzt, ähnlich wie der Katholik, viele Feste, welche die Zahl seiner Arbeitstage wesentlich beschränken; die durch den Brahmaismus vorgeschriebenen täglichen Verrichtungen nehmen ihm überdies manche kostbare Arbeitsstunde weg; seine ausschließlich vegetabile Nahrung hindert nicht blos bis zu einem gewissen Grade die Entwicklung seiner Muskelkraft, sondern bringt ihn auch durch seine pedantische krankhafte Scheu vor jeder christlichen Menage häufig mit den bestehenden bürgerlichen Verhältnissen in Conflict. Der Chinese dagegen kennt nur einen einzigen Feiertag, den Beginn eines neuen Zeitabschnittes, welchen er freilich acht bis vierzehn Tage hindurch ohne Unterbrechung feiert. Aber die ganze übrige Dauer des Jahres, 11½ Monate sind für ihn gewissermaßen nur Ein langer Arbeitstag. Dabei ist der Chinese nichts weniger als scrupulös in der Wahl seiner Nahrung. Er ißt Schweinefleisch und trinkt Wein und nährt sich lieber von fettem Braten als von mageren Hülsenfrüchten, unbekümmert darum, ob sich eine solche Lebensweise auch mit den Satzungen Brahma's und Menu's und den Lehren des Confucius verträgt. Nüchternheit, Geschick, Fleiß, zähe Lebensfähigkeit und Seelenzahl scheinen den Chinesen eine große Rolle nicht nur im Entwickelungsgange der indischen Völker, sondern auch in der Geschichte der Menschheit anzuweisen; sie sind, wie sie ein deutscher Gelehrter so richtig bezeichnet, die Griechen und Römer des östlichen Asiens und werden, einmal von der großen Weltströmung mit fortgerissen, Thaten vollbringen, welche selbst die Culturvölker der alten Welt in Staunen und Bewunderung versetzen werden.

Eine andere Mittheilung, welche am nämlichen Abend in der Sitzung des verdienstvollen Zweigvereines der königlich asiatischen Gesellschaft zu Hongkong gemacht wurde, betraf jene merkwürdige Pflanze, die in neuester Zeit unter dem Namen „grüner Indigo“ oder „vert Chinois“ in den gewerblichen Kreisen Europa's so großes Aufsehen erregt hat. Trotz den Versuchen, welche man bisher mit diesem werthvollen Farbestoff angestellt, und den schönen Verdiensten, welche sich in dieser Hinsicht namentlich die Handelskammer zu Lyon erworben hat, die zuerst eine schätzenswerthe Abhandlung über diesen, für die europäische Industrie ganz neuen Färbestoff veröffentlichte, war man doch über die Gewinnung und Behandlung desselben noch immer nicht hinreichend im Klaren, um einen praktischen Nutzen davon ziehen zu können. Das zierliche Werkchen der Lyoner Handelskammer

war eben aus Europa eingetroffen und die Ueberreichung eines Exemplares an die Gesellschaft gab Anlaß zu interessanten Erörterungen.[1] Man wußte indeß in Hongkong nicht viel Ausführlicheres über die Pflanze, als was bereits in Robert Fortune's gediegenen Schriften und Rondot's Abhandlung darüber enthalten ist. Erst später, in Schanghai, gelang es uns einige nähere und umständlichere Daten über den Lu-kao 綠膠, die sogenannte grüne Indigo-Pflanze der Engländer (eine Rhamnus-Species), zu erwerben, welche wir an dieser Stelle beifügen wollen.[2]

Lu-kao kommt blos in den nördlichen Provinzen vor, wo von diesem nützlichen Gewächse in der Umgebung von Futschau und in der Nähe der Stadt Haening sehr ausgedehnte Pflanzungen bestehen. Der vielversprechende grünliche Färbestoff wird jedoch nicht von einer, sondern aus der Rinde von zwei Rhamnusarten gewonnen, von welchen die „gelbe" Art in den Niederungen, die „weiße" Art auf den Anhöhen im wilden Zustande wächst. Die Bereitungsweise der im Aussehen sich nur wenig vom gewöhnlichen Indigo unterscheidenden Substanz ist eine höchst primitive. Beide Pflanzen werden eine geraume Zeit hindurch in großen eisernen Kesseln gekocht, worauf der farbige Niederschlag oder das Residuum mehrere Tage lang unberührt stehen bleibt. Hierauf in irdene Gefäße gefüllt, tränkt man Baumwollzeug fünf bis sechs Mal damit, wäscht sodann den anklebenden Färbestoff wieder ab und unterzieht denselben in eisernen Pfannen einem zweiten Kochprocesse. Die nächste Manipulation besteht darin, daß man den nun bereits verdickteren Färbestoff durch Baumwollgarne auffangen läßt, sodann neuerdings abwäscht, auf dünne Papierblätter sprengt und endlich geraume Zeit der Sonne aussetzt.

Die Chinesen haben es bisher nur dahin gebracht, Stoffe von rauher Oberfläche mit dem Lu-kao zu färben; alle bisherigen Versuche, denselben zum Färben von Seide u. s. w. zu verwenden, blieben erfolglos. Allein der Höhepunkt, auf dem sich die chemische Wissenschaft in Europa befindet, läßt mit Recht erwarten, daß dieselbe bald ein Mittel ausfindig machen werde, um die schöne, dauerhafte, selbst bei Nacht durch Kerzenschimmer nicht

[1] Dieses Werkchen führt den Titel: Notices sur le vert de Chine et de la teinture en vert chez les Chinois, par Natalis Rondot, imprimé aux frais de la Chambre de Commerce de Lyon, à Paris 1858. Typographie Lahure.

[2] Die Chinesen in Schanghai nannten die Pflanze Li-lu-schu, und das daraus gewonnene Product Gah-schih

veränderte hellgrüne Farbe auch auf glatte Zeuge fixiren zu können, und dadurch den Werth des Stoffes für die Industrie wesentlich zu steigern. Der Lu-kao wird in China schon seit undenklicher Zeit in der Wasserfarben-Malerei benützt, aber erst seit ungefähr zwanzig Jahren findet derselbe auch in der Industrie eine Verwendung. Der sehr hohe Preis, welcher für die bisher bezogenen kleinen Quantitäten Lu-kao in China gefordert wurde, ist durchaus kein natürlicher, maßgebender, sondern offenbar ein in Folge ungewöhnlicher Nachfrage durch die Speculation künstlich gesteigerter. Man bezahlt für 1 Katti oder ungefähr $1^1/_3$ Pfund in Futschau bis zu 20 Taels oder beinahe 60 Gulden österr. Währung. Käme aber die Erzeugung des Färbestoffes wirklich so kostspielig zu stehen, so würde man denselben in China nicht zur Färbung der allerordinärsten Wollstoffe verwenden, und diese dann noch so billig verkaufen können. Wir haben unsere Ansicht durch Männer der Wissenschaft in verschiedenen Theilen China's bestärkt gefunden, daß dieses Nutzgewächs auch an manchen Punkten von Europa fortkommen und mit Vortheil gebaut werden könnte, besonders in Gegenden, wo bei entsprechenden Temperatur- und Bodenverhältnissen auch der Arbeitslohn nicht zu theuer ist.

Gleich den englischen Behörden und Regierungsbeamten ließen es auch unsere in Hongkong lebenden deutschen Landsleute an Gastfreundschaft für die Expeditionsmitglieder nicht fehlen und der zarten Aufmerksamkeit des österreichischen Consuls Herrn G. Wiener, so wie des preußischen Viceconsuls Herrn Gustav Overbeck kann nicht genug rühmend und dankend Erwähnung geschehen. Letzterer verehrte den Mitgliedern der Expedition mehrere culturhistorisch höchst werthvolle Gegenstände, in deren Besitz er durch die Belagerung Cantons im December 1857 gelangt war und von welchen die Mehrzahl dem kaiserlichen Antikencabinet in Wien zur Verfügung gestellt wurde.

Durch die besondere Güte und Theilnahme des seither leider gestorbenen Chefarztes der Colonie, Herrn Dr. Harland, gelang es einigen Mitgliedern der Expedition, in dem großen Gefängnisse sowohl, deren Insassen den verschiedensten Provinzen des Reiches angehörten, als auch im Spital an einer Anzahl von Individuen beiderlei Geschlechtes, „fair specimens of the chinese race", wie der gelehrte Forscher sich ausdrückte, Körpermessungen anzustellen, deren Resultate sich im anthropologischen Theile der Novara-Publicationen zusammengestellt finden.

Bevor die Fregatte den Hafen von Hongkong wieder verließ, wurden trotz der Unsicherheit der Verhältnisse noch mehrere Ausflüge nach der Südseite der Insel, nach Canton und nach der portugiesischen Ansiedlung Macao unternommen, welche eben so viel Interesse als Befriedigung gewährten.

Auf der Wanderung über die Bergkette der Insel nach dem, auf der Südseite gelegenen chinesischen Fischerdorfe Little Hongkong (wohlriechendes Wasser) waren die Naturforscher der Expedition von dem Botaniker Dr. Hance und dem, der chinesischen Sprache so gründlich mächtigen Missionär Dr. W. Lobscheid begleitet. So wenig der zarte Name dieser kleinen, bereits im Jahre 1668 gegründeten Niederlassung auf die ganze Insel paßt, eben so bezeichnend und entsprechend ist er für das reizende, von hohen Granitbergen eingeschlossene Thal, in welchem das armselige Klein-Hongkong liegt. Ein prächtiger Wald voll duftiger Blüthen, für den Botaniker eine reiche Fundgrube der herrlichsten Pflanzengestalten, durchrauscht von frischem Gebirgswasser, belebt die liebliche Landschaft. Oberhalb der Vegetationsgrenze der Laubbäume ziehen sich an den Abhängen der Berge Pinusbestände hin, während der flache Thalgrund von Reißfeldern bedeckt erscheint. Die armen Bewohner des Dorfes, welches zwischen den Bäumen traulich hervorschaut, sind selbst in dieser Thalschlucht nicht sicher vor den räuberischen Einfällen des Piratengesindels der Küste. Die Gassen des, zwischen Bäumen versteckt liegenden Dorfes sind ungemein enge, so daß in denselben kaum zwei Menschen neben einander gehen können, und die Hütten alle dicht an einander gebaut, damit deren Bewohner, wie man uns sagte, sich leichter zur Wehr setzen können. Die Wanderung ward durch eine interessante naturhistorische Ausbeute belohnt und lehrte namentlich in geognostischer Beziehung, daß nicht die ganze Insel aus Granit bestehe, sondern ein großer Theil der Berge Porphyr ist.

Einen andern Ausflug unternahm der Befehlshaber der Expedition mit einigen Officieren seines Stabes nach Canton. Der Stationscommandant, Commodore Stewart, hatte zu diesem Zwecke das Kanonenboot Algerine zur Verfügung gestellt. Die Entfernung von Hongkong nach Canton beträgt 87 Seemeilen. Die Fahrt dauerte volle elf Stunden, von halb sieben Uhr Morgens bis halb sechs Uhr Abends.

Canton, die dritte Hauptstadt des chinesischen Kaiserreiches, die blühende Handelsstadt, die vor Kurzem noch über eine Million Einwohner zählte, war zu jener Zeit ein ödes, verlassenes, zum Theil in Trümmer geschossenes

oder verbranntes Häusermeer. Die stattlichen Gebäude der europäischen Factoreien, welche das Flußufer vor den Mauern der Chinesenstadt zierten, waren ein Schutthaufen. Die schwimmende Stadt auf dem Flusse selbst, die berühmten Blumenboote von Canton mit ihrem zauberhaften Glanze, ihrer luxuriösen üppigen Pracht waren spurlos verschwunden. Wer etwas zu verlieren hatte, war ins Land geflohen. Englische Wachtposten hielten die Mauern und die Straßen der inneren Stadt besetzt und nur das Proletariat war zurückgeblieben, jede Gelegenheit ablauernd, sich das Kopfgeld zu verdienen, welches die Mandarinen der Provinz Kwang-Tung auf jeden Barbarenschädel gesetzt hatten. „Der Zustand von Canton wird schlimmer und schlimmer jeden Tag", sagte die neueste Hongkong-Zeitung. Seitdem die Amerikaner und Russen mit der kaiserlichen Regierung Privatverträge abgeschlossen hatten und die vereinigte Flotte der Engländer und Franzosen nach dem Norden, dem Golf von Petschili gegangen war, um mit den kaiserlichen Commissären zu Tien-Tsin wegen des Friedens zu unterhandeln, war den Canton-Chinesen der Muth wieder gewachsen. Sie glaubten die Alliirten isolirt; Russen und Amerikaner hielten sie für deren Feinde. Mandarinen und kaiserliche Commissäre veröffentlichten dutzendweise Proclamationen gegen die fremden Teufel,[1] organisirten Guerillabanden, die sogenannten „Braves", welche jede Nacht Brandraketen in die Stadt und nach dem Hauptquartier warfen, mordeten und sengten, und ließen so die Truppenmacht der Alliirten,

[1] Eine dieser Proclamationen lautet nach Prof. F. Neumann's Uebersetzung im Auszuge: „Vernehmt, o vernehmt, Ihr verhaßten Barbaren! Wir Patrioten und ehrenwerthen Leute der überaus reinen Dynastie wollen Euch einen Spiegel vorhalten, damit Ihr erfahrt, wer Ihr eigentlich seid! Nur durch die Sprache und in keiner anderen Beziehung seid Ihr vom wilden Gethier unterschieden. Wir haben Verstand, wir beachten Verhältnisse und Gesetze; Ihr aber seid blind und dumm und wollt keine Vernunft annehmen. Ihr müßt, es bleibt nichts übrig, Ihr müßt bis zum letzten Mann ausgerottet werden! . . . . Seit Eurem ersten Auftreten im Mittelreiche habt Ihr Alles gethan, uns zu verderben; Ihr habt von den Schiffen auf uns geschossen; Ihr habt uns mit Opium vergiftet; Ihr habt innerhalb der Stadt Teufelsgebäude (Kirchen) aufgebaut! Noch mehr, um Pferderennen zu halten, zerstört Ihr die Gräber und gönnt den Todten ihre Ruhe nicht. Unersättlich wie die Walfische, gierig wie der Seidenwurm auf dem Maulbeerblatte, verlangt Ihr immer noch mehr, je mehr Ihr gewinnt. Selbst unseren geringsten Verdienst habt Ihr an Euch gezogen. Nun aber ist das Maß voll, der empörte Himmel hat Euren Untergang beschlossen, unser Volk wird Euch durch göttliche Feuerwaffen vernichten. Höre nun, o Volk, auf folgende vier Normen zur Ausrottung der Barbaren: Alle Barbaren müssen geköpft werden, auf daß die Schmach abgethan und unser Mittelland nicht länger beschmutzt werde. So lautet das Gebot der Führer! — Keinem Andern soll ein Leid widerfahren, Niemand soll belästiget werden. Wer widerstrebt wird selbst erschlagen. . . . . Der Tag der Rache wird im Geheimen festgesetzt. Wir werden die Barbaren mit Verrath umzingeln, sie unversehens überfallen und niedermachen. Eingeborene, welche die Schule der Barbaren besuchen, sie bedienen, oder sonst mit ihnen ver-

welche nur aus 3500 Mann (darunter nicht weniger als 800 Kranke) bestand, zu keiner Ruhe kommen.

Als das Kanonenboot „Algerine“ vor Canton geankert hatte, wurde der Commodore noch spät am Abend von einer Militär-Escorte nach dem Hauptquartier des Befehlshabers der verbündeten Truppen, General Straubenzee, geleitet. Todesstille, wie auf einem Leichenacker, herrschte in der Stadt, kein Licht wurde gesehen. Um halb elf Uhr Abends kam der Commodore im Hauptquartier an, und wurde aufs Freundlichste vom General empfangen. Das Hauptquartier lag auf einem, die Stadt dominirenden Hügel, welchen die zahlreichen Gebäude eines Wohnsitzes (Yamun) umgeben, der dem Vater des, in den vorletzten Kriegswirren so berühmt gewordenen Gouverneurs Yeh gehörte. Die prunkvolle Einrichtung der Wohnzimmer, die herrlichen Schnitzwerke in Ebenholz ließen auf einen Glanz, einen Luxus, eine Ueppigkeit des Lebens chinesischer Großen schließen, zu welchen man eine Analogie nur an den Höfen der Kaiser des alten Roms finden dürfte. Yeh selbst war bereits vom politischen Schauplatze abgetreten und lebte als Staatsgefangener in klösterlicher Zurückgezogenheit in Calcutta. Nach dessen Portrait zu urtheilen, welches in allen Bilderläden Hongkongs zum Verkaufe ausgeboten wurde, war Yeh ein schöner Mann mit energischen, geistreichen Gesichtszügen und schien, was seine physischen Eigenschaften betraf, seinem Vater nichts nachzugeben, welcher noch im zweiundneunzigsten Jahre Vaterfreuden erlebte. Im Lande, auch unter den Europäern, galt Yeh nicht nur als ein schlauer Diplomat, sondern auch als ein Gelehrter; man zeigte den Novara-Reisenden in Hongkong große in Holzschnitt ausgeführte anatomische Tafeln, welche Yeh selbst einer europäischen Anatomie entlehnte, im vergrößerten Maßstabe auf seine Kosten herausgab und mit einer Vorrede begleitete.[1]

Noch großartiger und prachtvoller in der äußern Ausstattung als Yeh's Wohnsitz in Canton erschien der Yamun des Tatarengenerals Pihkwei, jetzt zu Kasernen und Wohnungen für die englisch-französischen Regierungscommissäre verwendet, während man dem Tatarengeneral selbst ein weit minder gemächliches Gebäude zum Aufenthalte angewiesen hatte.

kehren, müssen sie alsbald verlassen und zu ihrer früheren Beschäftigung zurückkehren. Bleiben sie, so werden die Unterthanen der überaus reinen Dynastie und die Barbaren, die Diamanten und die Kieselsteine, zu gleicher Zeit ausgerottet. . . . . Nach dem Untergange der scheußlichen Horden wird ihr Besitzthum denen gegeben, welche sich im Kampfe ausgezeichnet haben. So lautet das Gebot der Führer!“—

[1] Yeh ist bekanntlich seither in Calcutta in der Gefangenschaft gestorben.

Der Commodore war eben im Hauptquartiere angekommen und saß mit dem General Straubenzee beim Theetische, als Feuerlärm entstand. Die „Braves" hatten in unmittelbarer Nähe ein Haus angezündet in der Hoffnung, das Feuer werde das Hauptquartier und die Pulverthürme hinter demselben ergreifen, oder die Engländer wenigstens zwingen, die Mannschaft von ihren Posten wegzunehmen und zum mühevollen Löschen zu verwenden. Glücklicher Weise brannte aber das angezündete Haus allein ab, ohne daß die Erwartung der Braves in Erfüllung gegangen wäre.

Bei einem Gange, welchen der Commodore noch in später Nachtstunde mit dem General unternahm, konnten sie sehen, wie die Chinesen kaum zweihundert Schritte von einem mit Wachtposten und Kanonen besetzten Hügel fortwährend Raketen gegen die Schildwachen und die Gebäude des Hauptquartiers abfeuerten und unsere Officiere mußten sich wohl mit Recht darüber wundern, daß gegen dieses Unwesen chinesischer Guerillabanden, welche jede Nacht durch Brand und Feuerkugeln die Stadt, die Wachtposten und das Hauptquartier beunruhigten, keinerlei energische Maßregeln getroffen wurden, und daß die Alliirten durch ihre völlig unbegreifliche Passivität die Chinesen noch mehr ermuthigten und durch einen angestrengten und doch erfolglosen Dienst ihre verhältnißmäßig ohnedies sehr geringen Streitkräfte immer mehr schwächten.

Am Morgen nach ihrer Ankunft statteten die österreichischen Officiere, begleitet von dem, seither durch seine Gefangennehmung in der Nähe von Peking in den weitesten Kreisen bekannt gewordenen englischen Regierungscommissär Mr. Parkes, der einzigen in Canton belassenen chinesischen Autorität, dem Tatarengeneral und Mandarin Pihkwei einen Besuch ab. Eine große Menschenmenge hatte sich in den Straßen versammelt, durch welche die Fremden ihren Weg nahmen, und der Empfang beim Tatarengeneral ging mit allem chinesischen Ceremoniell vor sich: drei Pöllerschüsse, ohrenzerreißende chinesische Musik, die entwaffnete Leibwache des Generals in Spalier aufgestellt, der General selbst zur Begrüßung nach chinesischer Sitte seine Mandarinenmütze fest auf dem Kopfe und je nach dem höheren oder niederen Range des Vorgestellten, genau nach Vorschrift mehr oder weniger nickend und eine lachende Miene annehmend. Der Commodore mußte auf einem erhöhten Sitze Platz nehmen. Während der Conversation, bei welcher Mr. Parkes als Dolmetsch diente, wurde Thee servirt. Pihkwei erkundigte

sich nach den Zwecken der Expedition und ließ sich die Namen der fremden Officiere geben, was bei dem symbolischen Charakter der chinesischen Sprache nicht ohne einige Schwierigkeit geschehen konnte.[1] Pihkwei, ein Mann von kolossalem Körperbau, schien sich von dem kleinen unscheinbaren Parkes wie ein Lamm leiten und bestimmen zu lassen. Er war nur mehr, ähnlich wie die von der holländischen Regierung auf Java eingesetzten einheimischen Regenten, der Vollstrecker der Befehle, welche ihm die Engländer ertheilten.

Der Abschied war nicht minder ceremoniell und lärmend wie der Empfang; eine Anzahl Pöller ging dicht vor den Besuchern los und machte mehr den Eindruck einer Höllenmaschine als einer Freudensalve. Den Tag über besichtigten die Officiere noch, so weit es die Verhältnisse erlaubten, einzelne Theile der Stadt und kehrten gegen Abend mit dem nämlichen Kanonenboote, welches sie nach Canton gebracht hatte, wieder nach Hongkong zurück.

Während wir noch im Hafen von Hongkong vor Anker lagen, brachte ein Extrablatt des in Schanghai erscheinenden „North-China-Herald" die Kunde, daß am 26. Juni 1858 der Friedensvertrag mit England von Lord Elgin und den kais. Commissären zu Tien-Tsin unterzeichnet und nach Peking geschickt worden sei, damit diesem wichtigen Documente die eigenhändige Unterschrift des Kaisers beigefügt werde. Dieser, 56 Punkte umfassende Vertrag gestand den Engländern weit mehr Rechte zu, als sie jemals früher besessen hatten. Namentlich sollte von nun an ein englischer Gesandter mit allen seinem Range gebührenden Ehren am Hofe von Peking residiren dürfen; die christliche Religion ungehindert geübt und gelehrt werden. Britische Unterthanen mögen mit, von ihren Consuln ausgestellten und von den chinesischen Localbehörden gegengezeichneten Pässen entweder zum Vergnügen oder zu Handelszwecken das chinesische Reich in allen Richtungen durchziehen, die Schifffahrt des Yang-tse-kiang oder großen Flusses wird freigegeben, und außer den bereits durch den Frieden von Nanking dem fremden Handel geöffneten fünf Häfen, sollen die Engländer von nun an auch in New-Chwang, Tang-Chow, Tai-Wan (auf der Insel Formosa), Chau-Chow und Kiung-Chow (auf Hainan) ungestört Handel treiben, sich daselbst niederlassen, Häuser miethen und kaufen, Kirchen, Spitäler und

[1] Wüllerstorf z. B. kann im Chinesischen nicht anders als durch folgende Zeichen wiedergegeben werden: Wu-lă-sso-tá (武拉士塔).

Friedhöfe errichten dürfen. Chinesen, welche sich irgend eines Vergehens oder Verbrechens gegen englische Unterthanen schuldig machen, sollen durch einheimische Behörden nach den Gesetzen des Landes bestraft, englische Unterthanen dagegen in einem solchen Falle von britischen Autoritäten nach britischen Gesetzen gerichtet werden. Alle officiellen Mittheilungen von Seite der englischen Behörden müssen in englischer Sprache an die Regierung des Mittelreiches geschehen, und obschon dermalen noch von einer chinesischen Uebersetzung begleitet, soll doch in jedem zweifelhaften Fall der Text des englischen Originals als maßgebend zu gelten haben. Artikel L bestimmt, daß das Zeichen 夷 „I" (Barbar) in keinem chinesischen officiellen Documente weder in der Hauptstadt noch in den Provinzen mehr für „Engländer" oder „englische Regierung" gebraucht werden dürfe. Dagegen schweigt der Vertrag von Tien-Tsin gänzlich, ob der Opiumhandel, jener Hauptstreitpunkt und die erste Ursache der verschiedenen Kriege, von nun an verboten oder erlaubt werden solle. Es wird blos einer Revision des Zolltarifes Erwähnung gethan. Offenbar glaubten die britischen Bevollmächtigten eher zum Ziele zu gelangen, wenn sie diese heikle Frage auf eine andere, minder ostensible Weise zu erledigen versuchten.

Die Opiumhändler sowohl als ihre Antagonisten, die philantropische Partei in London, schienen gleich unbefriedigt, daß die Opiumfrage noch immer eine „pending question" blieb. Allein gerade dies war einer der feinsten diplomatischen Züge, welche den Vertrag zu Tien-Tsin auszeichnen. Statt die Gemüther in China neuerdings aufzuregen und durch ein solches offenes Zugeständniß das Ansehen des chinesischen Kaisers bei seinem eigenen Volke noch mehr zu untergraben und trotz Friedensbetheuerungen die Behörden des Reiches noch feindseliger und ränkesüchtiger gegen die Fremden zu stimmen, zog der kluge englische Bevollmächtigte es vor, das Opium stillschweigend unter die andern Einfuhrartikel in den neurevidirten Tarif aufzunehmen und ganz wie diese zu behandeln. Es wird also von nun an Opium eben so wie Baumwolle oder Thierhäute oder Stockfisch gegen einen bestimmten Zoll eingeführt werden können und zwar werden 100 Kattis oder 1 Pikul (133⅓ Pfund engl.) 30 Taels oder beiläufig 105 Gulden österr. Währung Einfuhrzoll bezahlen.

Die Ereignisse, von welchen China bald nach Unterzeichnung dieses Vertrages der Schauplatz wurde, das feindselige Benehmen der Mannschaft

der Taku-Forts, der bewaffnete Widerstand, welchen man dem britischen Gesandten entgegensetzte, als dieser, den Stipulationen des neuen Vertrages gemäß, sich anschickte nach Peking zu reisen, alles deutete darauf hin, daß es den Chinesen auch diesmal mit ihren Friedens- und Freundschaftsversicherungen nicht Ernst war.

Seit jener Zeit hat eine Armee von kaum 20.000 Europäern einer Bevölkerung von mehr als 400 Millionen Asiaten in ihrer unbesiegbar geglaubten Hauptstadt den Frieden dictirt, und am 24. October 1860 unterzeichnete Lord Elgin neuerdings einen Vertrag, welcher sämmtliche, in dem vor zwei Jahren zu Tien-Tsin getroffenen Uebereinkommen enthaltenen Bestimmungen bestätigt, das Recht des permanenten Aufenthaltes eines britischen Gesandten in der Hauptstadt des chinesischen Kaiserreiches, so wie eine Kriegsentschädigung von 8 Millionen Taels zugesteht, den Hafen von Tien-Tsin dem fremden Handel öffnet, den chinesischen Unterthanen ungehindert gestattet auszuwandern und in britischen Colonien Dienste zu nehmen, einen Theil des Districts von Kowloang (Cow-loon), auf dem der Insel Hongkong gegenüber liegenden Festlande an Großbritannien abtritt und für ewige Zeiten einverleibt, und endlich verordnet, daß der Originalvertrag so wie die verschiedenen Zusätze in allen Theilen des Reiches durch Placate öffentlich bekannt gemacht werden sollen. Noch niemals früher hatte das chinesische Reich solche Demüthigungen erfahren. Zwar mußte schon unter der Regierung des vorigen Herrsches Tao-kuang (Vernunftlicht) das tausendjährige System völliger Abschließung aufgegeben werden, aber Zugeständnisse, wie sie den westlichen Nationen durch die Verträge von Tien-Tsin und Peking gemacht worden, sind unerhört in der Geschichte des Mittelreiches und geben um so deutlicher von seiner Schwäche und seinem Verfall Zeugniß, als der gegenwärtige Himmelssohn Hien-fung[1] ein eifriger Anhänger der altasiatischen Lehre und Staatsweisheit ist. Nur äußerste Noth und Bedrängniß konnten ihn bewogen haben, vor den Barbaren des Westens die Waffen zu strecken und zu dulden, daß der Feind in seiner, fremden Nationen bisher unzugänglich gewesenen Hauptstadt die Bedingungen des Friedens dictirte.

[1] Der gegenwärtige Kaiser von China heißt eigentlich Te-tschu, aber man hat sich in Europa daran gewöhnt, die Bezeichnung, welche nach chinesischer Sitte der jeweilige Herrscher seiner Regierungszeit beilegt, auf die Person selbst zu übertragen. So wird der dermalige Kaiser von China allgemein Hien-fung, d. i. Glückes Fülle genannt, während diese Ehrenbezeichnung eigentlich nur der Periode gilt, in welcher Te-tschu regiert.

In der That sind alle Pulsadern dem chinesischen Riesenkörper unterbunden, und in seinen Eingeweiden wird gewühlt mit Feuer und Schwert. Englische, französische und amerikanische Kriegsschiffe halten die wichtigsten Punkte des chinesischen Reiches besetzt. In mehreren Provinzen des Innern hat ein Rebellenkaiser sein Heerlager aufgeschlagen, und im Norden des Reiches an den Ufern des Amur baut Rußland Festungen und richtet sich ein, gerade als ob es daselbst zu Hause wäre. Aber alle diese Erscheinungen, so divergirend ihre Interessen auch im Momente sein mögen, werden doch nur das Eine gewaltige Resultat herbeiführen: das unermeßliche chinesische Reich aus seiner tausendjährigen Ruhe zu rütteln, und die Völker, die es umfaßt, zu zwingen, dem großen Culturfortschritt, der heute im Sturmeslauf durch die Welt braust, sich anzuschließen! —

Während der Commodore und einige Officiere seines Stabes auf einem Kanonenboote nach Canton fuhren, unternahmen die Naturforscher einen Ausflug nach der, dreißig Seemeilen von Hongkong entfernten portugiesischen Besitzung Macao, mit welcher englische Dampfer zweimal wöchentlich eine Verbindung unterhalten. Man legt in der Regel diese Reise in vier bis fünf Stunden zurück; der „Sir Charles Forbes“ aber war ein kleiner, langsamer Dampfer, und da sich unsere Abfahrt in Folge des massenhaften Einschiffens von Kisten mit Opium, für welches man eben in Macao einen bessern Preis zu erzielen hoffte, um mehrere Stunden verspätete und wir außerdem unterweges mit Regenböen und conträrem Winde zu kämpfen hatten, so kamen wir erst bei anbrechender Dunkelheit in Macao an.

Wir waren nicht wenig überrascht, am Bord des Dampfers viele Passagiere mit Revolvers bewaffnet zu sehen. Allein dieser scheinbar übertriebene Vertheidigungszustand auf einer Lustfahrt von wenigen Stunden hatte seinen guten Grund. Erst neuerlich soll es sich ergeben haben, daß die europäischen Passagiere während der Fahrt von Hongkong nach Macao durch die am Bord befindlichen Chinesen überfallen und ermordet wurden. Die schlauen Chinesen lauschten den Moment ab, wo Capitän und Passagiere in der engen Schiffskajüte sich sorglos den Freuden der Tafel hingaben, bemächtigten sich des Schiffes und tödteten alle am Bord befindlichen Europäer. Der Capitän und einige Passagiere waren, um sich zu retten, ins Wasser gesprungen, aber nur einem einzigen Engländer gelang es, sich zu retten und von diesem schauderhaften Ereignisse Kunde zu geben. Die Piraten

setzten, nachdem sie sich der ziemlich reichen Beute bemächtiget hatten, den Dampfer in Brand und entzogen sich jeder gerichtlichen Verfolgung, indem sie ins Innere des Landes flohen.

Höchst sonderbar ist für den Fremden die Art und Weise, wie man hier zu Lande Ueberfahrtsgelder, Zechen u. s. w. bezahlt. Gold ist nämlich fast gar nicht im Umlauf und die cursirenden Münzen, mexicanische Thaler und Kupfergeld oder Käsch, sind zu schwerfällig, um größere Beträge bequem bei sich tragen zu können. Um die Ausgaben einer Lustfahrt von ein paar Tagen zu bestreiten, müßte man stets einen schweren Sack bei sich führen und würde überdies der Gefahr ausgesetzt sein, daß derselbe irgendwie abhanden komme. Es besteht daher die vortreffliche Einrichtung, daß jeder Passagier sein Fahrgeld und andere Auslagen mittelst einer Anweisung (check) auf irgend ein in Hongkong oder Macao etablirtes Handlungshaus begleicht, welche mit der bereits ausgefüllten Summe dem Passagier vom Controlor zur Unterfertigung vorgelegt und bei dessen Rückkehr eincassirt wird. Diese Sitte ist gleichzeitig ein merkwürdiger Beweis für das große gegenseitige Vertrauen im öffentlichen Leben, wenn gleich berücksichtigt werden muß, daß die Mehrzahl der Passagiere gekannt sind und China bisher meist nur von bemittelten Fremden besucht wurde. Aber auch in den Vereinigten Staaten herrscht im öffentlichen Verkehr überraschend viel Vertrauen, und die Fälle, wo Mißbrauch getrieben wird, stehen jedenfalls nicht im Verhältniß zu dem Wohlbehagen und dem gemeinnützigen Geiste, welche das erstere in der Gesellschaft erweckt.

Die Ueberfahrt von Hongkong nach Macao ist nicht ohne Interesse. Der Curs des Dampfers führt anfangs durch enge Canäle zwischen hohen Granitinseln; sobald man aus diesen heraus ins offene Fahrwasser gelangt, zeigt die immer trüber und schmutziger werdende Farbe des Wassers, daß man sich vor der eigentlichen Mündung des Cantonflusses befindet. Man sieht stattliche Schiffe ein- und auslaufen, Dschunken und Fischerboote in großer Anzahl hin- und herfahren. Der gewaltige 3000 Fuß hohe kegelförmige Pik der Insel Lantao und der gegenüberliegende spitze Castle-Pik auf dem Festlande der Provinz Kuang-tong, von oben nach unten von einer tiefen Furche durchrissen, bilden den Hintergrund. Ein so vulcanähnliches Ansehen diese Piks auch wegen ihrer regelmäßigen konischen Form haben, so sind dieselben doch höchst wahrscheinlich nur Granit- oder Porphyrkegel. Die

Mündungen des Cantonflusses sind dermaßen breit, daß erst allmählig die gegenüberliegenden Küsten auftauchen, und die nach allen Richtungen unabsehbar ausgedehnte Wasserfläche läßt fast glauben, man befinde sich auf offener See.

Noch ehe die Häuser von Macao deutlich wahrgenommen werden können, passirt man schon die Kauffahrer, welche auf der Rhede liegen, denn größere Schiffe müssen 6 bis 8 Seemeilen weit von der Stadt ankern. Der besser geschützte kleine, sogenannte „innere Hafen" jenseits der schmalen Landzunge, auf welcher Macao liegt, ist nur für kleine Fahrzeuge und chinesische Dschunken zugängig, welche denselben in großer Menge besuchen.

Der Anblick der Stadt Macao ist nicht minder reizend als der von Victoria. Die Häuserreihen gruppiren sich höchst malerisch um die mit Forts gekrönten zahlreichen Hügel der Landenge und die schöne Praya Grande, wo dicht am Strande, der erfrischenden Seebrise ausgesetzt, Paläste und imposante Wohngebäude in langer Reihe neben einander sich erheben, macht auf den Fremden einen überraschenden Eindruck. Kirchen mit hochemporragenden Doppelthürmen und die mächtige Kuppel des Jesuitencollegiums charakterisiren die Stadt als eine katholische und unterscheiden sie schon durch ihre äußere Erscheinung wesentlich von der benachbarten englischen Ansiedlung.

Macao ist ein Lieblingsort der in Hongkong angesiedelten Fremden, um zeitweilig eine Luftveränderung zu genießen, welche unter diesen Breitegraden noch nöthiger erscheint als in Europa. So lange Canton der Hauptsitz der europäischen Kaufleute war, galt die portugiesische Ansiedlung als Sommeraufenthalt für ihre Familien, wohin sie selbst zuweilen aus dem Getümmel und der Unsicherheit des Lebens in Canton flüchteten, um einige friedliche Tage mit den Ihrigen zu verbringen. In Folge der Kriegswirren der letzten Jahre waren die meisten Cantoner Kaufleute nach Hongkong und Macao übersiedelt, wodurch die letztere Stadt ein ungewöhnlich lebhaftes Aussehen erhielt, und auch ihr Handel, der sonst ganz darnieder lag, wesentlich an Bedeutung gewann.

Wenn der Dampfer vor der Rhede von Macao erscheint, wird er sogleich von zahllosen, meist von Weibern geführten sogenannten Tanka-Booten umschwärmt, welche unter fürchterlichem Geschrei sich gegenseitig den Rang streitig machen, die Passagiere ans Land setzen zu dürfen. Da an der Ostseite der Rhede kein eigentlicher Landungsplatz besteht, so wird man in

diesem nußschalenförmigen kleinen Fahrzeuge, ähnlich wie in Madeira oder Madras, auf eine nichts weniger als behagliche Weise durch die heranbrausenden Wellen ans Ufer geworfen, und obschon das unscheinbare Fahrzeug, so wie die Art seiner Handhabung durchaus nicht viel Vertrauen einflößen, so sollen doch ernste Unglücksfälle damit nur äußerst selten vorkommen.



Camoens-Grotte.

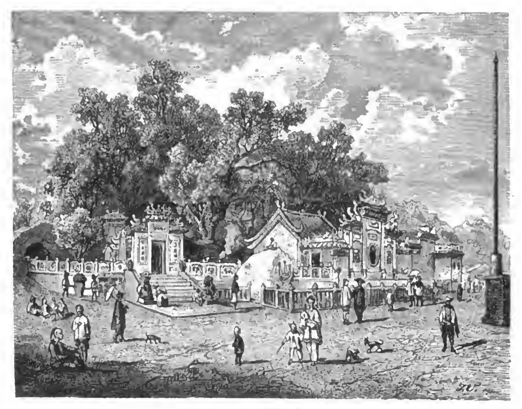
Die Naturforscher der Novara-Expedition fanden im prächtigen Wohnhause des preußischen Consuls, Herrn v. Carlowitz, eine überaus freundliche und herzliche Aufnahme. Derselbe war selbst erst kürzlich mit seiner Gemahlinn, einer schönen, liebenswürdigen Altenburgerinn, aus Canton nach Macao übersiedelt, um hier den Ausgang der Kriegsereignisse abzuwarten.

Unser erster Besuch am nächsten Morgen — einem reizenden, herrlichen Sonntagsmorgen — galt der berühmten Camoens-Grotte, in einem schönen, großen, halb urwüchsigen Parke, dem Besitzthume der portugiesischen Familie Marquez, in weihevoller Stille gelegen. Hier war es, wo Camoens, aus dem Vaterlande verbannt, die „Lusiade“ schrieb. Der Park mit seinen duftigen, schattigen Gängen, seinem majestätischen Blätterdome, der selbst den mächtigen Strahlen der Tropensonne den Zutritt verwehrt, seinen gewaltigen, von den riesigen Wurzeln uralter Ficusbäume umklammerten Felspartien, seiner kühlen Atmosphäre, dem schlüpfrigen Moosüberzuge seiner Wege, dem Schutte verfallener Mauern und seiner grabähnlichen Ruhe, erscheint wie geschaffen zum Asyl eines heimatverbannten Dichters, welcher, statt wie gewöhnliche Erdenkinder sein Geschick schweigend zu beweinen, in diesem wundervollen Tropenhaine zu neuen, hehren, unvergänglichen Gesängen sich begeistert fühlte! Im Unterbaue der Grotte steht in einer unschönen Nische die Büste des großen Dichters aus rothem Thon mit der Unterschrift: „Louis de Camoens, nasció 1524, murió 1579.“ Am breiten marmornen Piedestal, worauf diese, wenig künstlerischen Geschmack bekundende Büste ruht, sind verschiedene Verse aus der „Lusiade“ mit eisernem Griffel eingegraben.[1] Früher soll diese Grotte ein weit zierlicheres Aussehen gehabt haben, aber der gegenwärtige Besitzer glaubte sie zu verschönern, indem er einen Zubau machen ließ, wodurch das Ganze seinen früheren höchst originellen Charakter völlig einbüßte. Von einem Punkte über der Grotte, der sogenannten Sternwarte, und angeblich von Camoens als solche benützt, genießt man einen reizenden Blick über den inneren Hafen und die ameisenartige Thätigkeit, welche darin herrscht. Ganz in der Nähe dieses einstigen Dichterasyls befindet sich das Bethaus und der Friedhof der ungefähr zweihundert Mitglieder zählenden evangelischen Christengemeinde, welch letzterer durch seine schönen steinernen Denkmäler und zierlichen Gartenanlagen zu einem der besuchwürdigsten Punkte der Ansiedlung gehört.

Die interessanteste und großartigste Baute der im Jahre 1563 auf der, fünf Quadratmeilen umfassenden Halbinsel Macao von den Portugiesen gegründeten Ansiedlung ist aber der Pagodenhain Makok im innern Hafen, dicht am Abhange eines Hügels zwischen malerischen Granitfelspartien, mit

[1] Und zwar auf der Vorderseite: Gesang X. Vers 23; XII. Vers 79 und 80; auf der Rückseite: Gesang VI. Vers 95; VI. Vers 131 und VIII. Vers 42.

riesigen chinesischen Inschriften und herrlichen Baumgruppen sich hinziehend. Am Eingange zu diesem Götterpark steht ein großer phantastisch geschmückter Buddhistentempel, von einer Anzahl Gemächern umgeben, in welchen die Priester wohnen, ihren Haushalt führen, Kerzen und Opferpapier für den Götzendienst bereiten, und wo sich gleichzeitig einige Privataltäre von Göttern befinden, deren Einfluß und Schutz, wie es scheint, zweideutige Chinesenfrauen nicht öffentlich anzuflehen wagen.



Buddhistentempel Makok.

In den Granitfels gehauene Stufen führen bis auf den höchsten Punkt der etwa zweihundert Fuß über das Meer sich erhebenden Anhöhe, auf welcher gleichfalls ein Tempel errichtet ist. Zur Zeit unseres Besuches erstieg gerade eine Anzahl Buddhistenpriester in langen gelben Faltenkleidern unter dem Vortritte von Flötenspielern die geweihte Höhe, um daselbst ihre Gebete zu verrichten. Als sie zurückkehrten, vertheilten sie im Hofraume des Tempels unter die anwesenden armen Chinesenkinder eine große Quantität Backwerk und Früchte.

Wir besuchten einige der angesehensten in Macao angesiedelten Fremden, darunter Dr. Kane, einen englischen Arzt, welcher seit Jahren in der Colonie lebt. Derselbe war so freundlich, uns den Kopf einer Statue aus der berühmten neunstöckigen oder Blumenpagode (Hwá-táh) bei Canton zum Geschenk zu machen, welchen er während eines Besuches dieses halbverfallenen Bauwerkes im März 1857 als Fragment einer lebensgroßen, einen Schüler Buddha's darstellenden Figur aus Thon im siebenten Stockwerke auf dem Boden liegen fand. Die imposante, 160 Fuß hohe Pagode wurde vor beiläufig tausend Jahren erbaut, und dies dürfte auch das Alter des Standbildfragmentes sein.

Die Einwohnerzahl Macao's beläuft sich gegenwärtig auf ungefähr 97.000 Seelen; davon sind 90.000 Chinesen und 7000 Portugiesen und ihre Mischlinge. Fremde anderer Nationen leben nur sehr wenige auf der Halbinsel. Der Haupthandel der Ansiedlung besteht in Opium, welches von hier in großen Quantitäten nach dem Innern des Landes den Weg nimmt. Hongkong ist zu nahe, weit günstiger gelegen und von einer viel zu energischen Race besiedelt, als daß Macao, namentlich in den Händen der verkommenen Portugiesen, irgend eine commercielle Bedeutung erlangen könnte. Portugal zieht auch aus seiner Colonie nur sehr geringen pecuniären Vortheil, und blos nationaler Stolz will es nicht zulassen, diesen dem Lande mehr lästigen als einträglichen Besitz den Engländern oder Nordamerikanern käuflich abzutreten. Allerdings verursacht die Verwaltung dieser Colonie der portugiesischen Regierung nur sehr wenige Kosten, indem diese zum größten Theil von den Colonisten selbst bestritten werden. Sowohl der Gouverneur, welcher jährlich an 6000 spanische Thaler Gehalt bezieht, als auch die 400 Mann zählende Militärmacht und das kleine im Hafen stationirte Kriegsschiff werden von der Ansiedlung unterhalten.

Macao ist dermalen der Hauptplatz für die Verschiffung von chinesischen Arbeitern oder Kulis nach Westindien. Es sollen jährlich über 10.000 Chinesen, welche Hunger und Mangel an Arbeit dazu treibt, sich gewissermaßen als Sclaven an Menschenhändler zu verkaufen, um fern von der Heimat kümmerlich ihr Leben zu fristen, von Macao nach Havana spedirt werden. Wir haben das Haus besucht, in welchem diese erbarmungswürdigen Wesen bis zur Abfahrt des Schiffes eingesperrt werden, haben die abgezehrten, hagern Jammergestalten gesehen, welche trotz des unsichern Schicksales, das

ihrer harrt, sich an portugiesische und spanische Seelenmäkler verdingen. Sie machen sich contractlich anheischig, gegen kostenfreie Verpflegung und Ueberfahrt nach ihrer Ankunft in Havana acht Jahre hindurch bei irgend einem ihnen angewiesenen Dienstherrn für vier Dollars monatlich[1] zu arbeiten, ein Lohn, welcher bedeutend geringer als derjenige ist, den man im Lande an einheimische Arbeiter und selbst an gemiethete Sclaven bezahlt. Die erhebliche Differenz kommt aber weniger den westindischen Pflanzern als jenen Speculanten zu Gute, welche die Importation von Chinesen besorgen und für jeden einzelnen eine sehr hohe Prämie ausbezahlt erhalten. Die Ueberfahrt, welche in der Regel vier bis fünf Monate dauert und per Individuum siebenzig Dollars kostet, geschieht gewöhnlich auf französischen, portugiesischen, englischen und leider auch auf deutschen Schiffen. Welchen Qualen die armen Emigranten schon während der Reise ausgesetzt sind, geht aus der Thatsache hervor, daß nicht selten eine Anzahl dieser Unglücklichen über Bord springt, um durch den Tod in den Wellen ihren Leiden ein Ende zu machen. Es sind Fälle vorgekommen, daß durch schlechte Kost und Mißhandlung 38 Procent der eingeschifften Emigranten während der Ueberfahrt starben![2]

Die Gesellschaft, welche diese Menschenausfuhr besorgt, nennt sich La Colonisadora und hat ihren Hauptsitz in Havana. Jeder Chinese muß vor seiner Abreise von Macao einen Contract unterfertigen, welcher ausschließlich die Interessen der Gesellschaft berücksichtigt und worin die armen Emigranten sogar ausdrücklich auf jene Vortheile verzichten, welche ihnen aus gewissen Paragraphen des spanischen Auswanderungsgesetzes vom Jahre 1854 erwachsen, die sich auf die Aufhebung des eingegangenen Vertrages beziehen. Nachdem gewöhnlich nur die allerärmste, hülfloseste, unwissendste Classe auswandert, so wird der Vertrag ohne viel Scrupel unterzeichnet und später, wenn der Emigrant in der Fremde die Verkürzungen und Bedrückungen

[1] Aber selbst diese 4 Dollars erleiden das erste Jahr einen Abzug, indem der Emigrant, die ihm vor der Abreise theils im Baren, theils im Werth an Kleidern vorgestreckten 12 Dollars gleich nach seiner Ankunft in Havana in Raten von einen Dollar monatlich zurückbezahlen muß.

[2] Der britische General-Consul in Havana, J. F. Crawfurd Esqr., constatirt in einem officiellen Ausweis über die im Laufe eines Jahres von China nach Havana eingeführten chinesischen Arbeiter, daß auf dem peruanischen Schiffe Cora in Folge schlechten Wassers von 292 Chinesen 117 unterweges starben. In einem einzigen Jahre (1857) beförderten 63 Schiffe mit 43.930 Tonnen Gehalt 23.928 Kulis aus chinesischen Häfen nach Havana, von welchen jedoch 3342 oder durchschnittlich 14 Procent während der Fahrt starben.

wahrnimmt, die er im Vergleich mit andern Arbeitern zu erdulden hat, hindern ihn die eingegangenen Verpflichtungen[1] den Schutz der spanischen Behörden ansprechen zu können. Daß diese aber bei den strengen Controlen, welche sie sonst über jede Art von menschlicher Thätigkeit üben, das Vorgehen der Colonisationsgesellschaft stillschweigend dulden, zeigt hinlänglich, daß ihnen das Interesse einzelner Gesellschaftsclassen und die Vermehrung der Arbeitskräfte der Insel mehr am Herzen liegt, als das Wohl der Gesammtheit.

Der englischen Regierung gebührt die Anerkennung, gegen diese Art von Menschentrafik energisch protestirt und alle Schritte versucht zu haben, welche eine Linderung der Leiden der auf solche Weise Exportirten zur Folge haben konnten. Ihr Vertreter in Havana, Mr. Crawfurd, war der erste und einzige, der es unternahm, der spanischen Colonialregierung dringende Vorstellungen über die geringe Sorge zu machen, welche sie den chinesischen Einwanderern zuwendet und der wiederholt die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand richtete.[2] Durch eine humane und gerechte Regelung des Auswanderungssystems in China möchte nicht blos der Humanität, sondern

[1] Wir theilen im Anhange einen solchen Contract, wie ihn die chinesischen Emigranten vor ihrer Einschiffung zu unterzeichnen pflegen, im Original und in deutscher Uebersetzung mit und überlassen es dem Leser zu beurtheilen, ob jene wirklich so unrecht haben, welche diese Art von Emigration als Sclavenhandel bezeichnen.

[2] Die Grausamkeit und Ungerechtigkeit, mit welcher man gegen die armen Emigranten verfährt, haben wiederholt schon furchtbare Aufstände zur Folge gehabt. Der China Overland Trade Report ddo. Hongkong, 28. Februar 1861, berichtet von einer solchen „Tragedy“, welche sich am Bord eines Emigrantenschiffes eben erst wieder zugetragen hat. Der amerikanische Kauffahrer „Leonidas“ segelte am 22. Februar 1861 mit einer Anzahl chinesischer Kulis von Canton nach Havana. In der Nähe von der sogenannten Macao-Passage entstand plötzlich im Zwischendeck ein heftiger Lärm. Zwei Officiere, welche hinabeilten die Ursache davon zu ergründen, wurden von den Kulis erfaßt und durch Messerstiche schwer verwundet. Inzwischen hatten sich einige Kulis des Capitäns und seiner Frau bemächtigt und denselben gleichfalls zahlreiche gefährliche Wunden beigebracht. Gleichwohl gelang es, sämmtliche Kulis wieder in den unteren Raum zu treiben, nachdem 29 im Kampfe erschossen worden waren. In ihrer Verzweiflung versuchten sie nun das Schiff in Brand zu stecken, indem sie einen Scheiterhaufen bereiteten und denselben anzündeten. Allein der Rauch wurde im engen Raume bald so unerträglich, daß sie selbst alle Anstrengungen machten das Feuer wieder auszulöschen. Das Schiff kehrte nach Canton zurück. Von 250 Kulis fehlten 94, welche theils erschossen wurden, theils sich ersäuften oder entkamen. Merkwürdiger Weise verweigerte das französische Kriegsschiff Durance Hülfe zu leisten. Andere Berichte sprechen sich äußerst günstig über die Anstrengungen deutscher Missionäre aus, um diesen Menschenhandel zu beschränken und namentlich den sogenannten „Kulifang“ (Kidnapping) zu verhindern, indem es sich bisher nicht selten ereignete, daß man junge Chinesen unter irgend einem Vorwande nach Macao zu verlocken suchte, um sie dort förmlich zu verkaufen. Dies konnte um so leichter geschehen, als die Chinesen bekanntlich sehr leidenschaftliche Spieler sind, und nachdem sie ihr ganzes Habe verspielt, sogar ihren Leib einsetzen. Der Sohn angesehener Eltern in Sunon war auf solche Weise kürzlich erst an

auch den Arbeitskräfte suchenden Ländern ein großer, wichtiger Dienst erwiesen werden, indem bei der Unmasse von überschüssigen Kräften in China sich



Englischer Kirchhof von Macao.

nicht nur eine weit größere Zahl, sondern auch tüchtige, taugliche Arbeiter

die Emigrantengesellschaft in Macao für 40 Dollars verkauft worden und nur der eifrigsten Bemühung deutscher Missionäre gelang es, den armen Chinesen für 60 Dollars zurück zu kaufen und dadurch von einem grauenvollen Geschick zu erlösen. Zwei andere junge Chinesen waren bereits verschifft, als der Handel, den man mit ihnen getrieben, bekannt wurde

zur Auswanderung entschließen würden, sobald eine Ansiedlung in fremden Ländern ihnen Selbstständigkeit und einen entsprechenderen Lohn für ihre Thätigkeit gewähren würde.

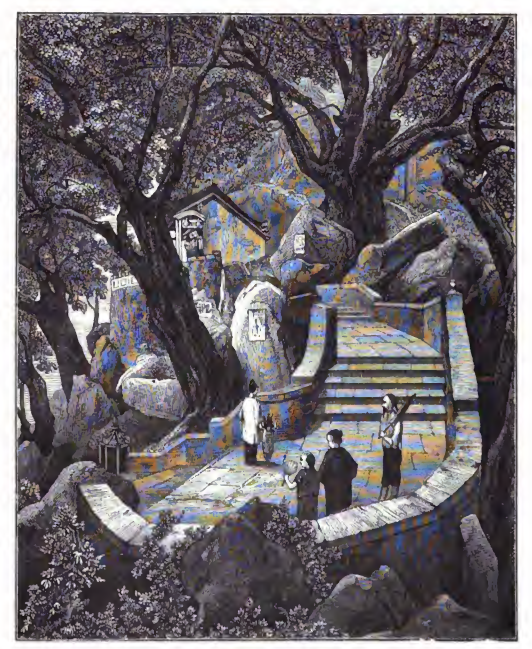
Herr v. Carlowitz hatte die Güte, uns auf unseren verschiedenen Wanderungen persönlich zu begleiten und auf die interessantesten Punkte und Erscheinungen, die sogenannten „Lions" der Stadt besonders aufmerksam zu machen. Auf einem der Hügel der Umgebung, dem ungefähr 200 Fuß hohen, von einer Besatzung von 150 Mann bewachten Monte Fort genießt man die günstigste Rundschau und mag den Blick nach dem, zur Zeit unseres Besuches feindlich gestimmten chinesischen Dorf Whang-hia streifen lassen, wo am 3. Juli 1844 der erste Friedens-, Freundschafts- und Handelsvertrag der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit dem chinesischen Reiche geschlossen und unterzeichnet wurde. Ein anderer, am äußersten Ende der Halbinsel gelegener 300 Fuß hoher Hügel, auf welchem seit Jahren von den Portugiesen ein Fort erbaut werden soll, ohne daß seitdem mehr geschehen wäre, als die Bausteine dazu herbeizuschaffen, beherrscht die Landzunge und den östlichen Theil der Insel und lohnt dem Wanderer reichlich die Mühe des Erklimmens. Auf dem Wege dahin, welcher zugleich die Hauptverbindung mit dem chinesischen Festlande bildet, kamen wir an der Leiche eines Kulis vorbei, der dem Anscheine nach schon mehrere Tage mitten auf der Straße lag. Ein Theil des Kopfes und der rechten Hand waren bereits von Aasgeiern entfleischt und ein ungeheurer Schwarm von Geziefer hatte sich auf den übrigen Theilen des nackten, angeschwollenen Cadavers angesiedelt. Der Arme war augenscheinlich der Noth und dem Mangel erlegen. Die Kräfte schienen ihn verlassen zu haben, als er eben seinem kümmerlichen Erwerbe nachging. Zwei leere halbzerbrochene Tragkörbe lagen dicht daneben. Zahlreiche Menschen gingen täglich vorüber, Männer, Weiber, Kinder, sogar promenirende Portugiesen nahmen zu Fuß und zu Pferde diesen Weg, ohne daß sich irgend jemand darum gekümmert hätte, diesen entsetzenerregenden Gegenstand zu entfernen. Selbst Vorstellungen fremder Consuln finden in dieser Beziehung von Seite der portugiesischen Behörden wenig Berücksichtigung und es soll daher keineswegs zu den Seltenheiten gehören, menschliche Cadavers auf offener Straße verwesen zu sehen. Einen nicht minder grauenerregenden Anblick boten am Abhange eines Hügels ein paar Dutzend kleiner niederer aus Palmenstroh

nothdürftig errichteter Hütten, welche einer Anzahl Kranken und Aussätzigen zur Unterkunft dienten, die hier von aller Welt gemieden und verlassen, jämmerlich zu Grunde gingen. Von den Chinesen wird der Aussatz als eine Strafe des Himmels für geheime Sünden angesehen und die damit Behafteten entbehren daher jeglicher Pflege und Theilnahme. Vielleicht war auch der Kuli, dessen Leichnam in der Nähe dieser Colonie auf dem Wege lag, einer jener Unglücklichen, die sich hier gleichsam auf ihrer künftigen Grabstätte niedergelassen hatten.

Der Isthmus, welcher die portugiesische Ansiedlung auf der Halbinsel mit dem chinesischen Festlande verbindet, ist kaum eine viertel englische Meile lang und 500 Schritte breit. Früher war fast in der Mitte dieser schmalen Landzunge eine Mauer gezogen, welche die Grenze der portugiesischen Ansiedlung bezeichnete. Chinesische Wachtposten marschirten hier zum Schutze des Reiches auf und ab. Dies hinderte jedoch nicht, daß die „Macaoistas", wie sich die Bewohner Macao's zu nennen pflegen, häufig Ausflüge und Vergnügungspartien nach dem gegenüberliegenden Festlande unternahmen und die benachbarten chinesischen Dörfer besuchten. Als aber am 22. August 1848 der damalige Gouverneur von Macao, Dom Joao Maria Ferreira do Amaral, während eines Spazierrittes auf der Landenge von ein paar bewaffneten Chinesen überfallen, vom Pferde gerissen, enthauptet und dessen Schädel und Hand von den Mördern mit fortgenommen worden war, zerstörten die Portugiesen die Grenzmauer und das in der Nähe gelegene chinesische Fort, so daß dermalen von beiden nur mehr Trümmer übrig geblieben sind. Die Regierung von Macao bestand auf der Auslieferung der Mörder, so wie des Kopfes und der Hand des Ermordeten, allein erst nach einem Jahre erhielten die Behörden von Macao die officielle Anzeige, daß der Mörder entdeckt und nach erfolgtem Geständniß seiner That zu Shuntih hingerichtet worden sei. Der Kopf und die Hand Amaral's wurden durch zwei chinesische Commissäre den portugiesischen Behörden ausgeliefert und zu den übrigen Körpertheilen feierlich begraben. Aus dem Briefwechsel, welcher über diesen Vorfall zwischen den portugiesischen und chinesischen Behörden stattfand,[1] geht hervor, daß der Gouverneur Amaral durch gewisse Gewaltmaßregeln seit längerer Zeit die chinesische Bevölkerung von Macao gegen sich aufgebracht hatte. Namentlich rief es die größte

[1] Chinese Repository Vol. 10, vom October 1849.

Erbitterung hervor, daß Amaral die Gräber ihrer Vorfahren in den Vorstädten von Macao entweihte, und mitten durch dieselben oder über sie hinweg neue Straßen anlegen ließ. Jeder Krankheitsfall, jede unglückliche



Im Pagodenhaine Makok.

Speculation, jedes unerwartete Ereigniß, welches einem der in Macao lebenden Chinesen begegnete, wurde der Rache jener Geister zugeschrieben,

deren irdische Ueberreste auf eine wenig rücksichtsvolle Weise entfernt worden waren. Die Chinesen besitzen keine besondern Ruhestätten für ihre Todten. Sie begraben dieselben irgendwo außerhalb der Ansiedlung und bezeichnen den Ort mit einen Stein oder einer Inschrift. Am Neujahrsfeste sollen diese Gräber stets auf die bunteste Weise geschmückt erscheinen und keines, auch das ärmste nicht, vergessen werden. Es steht dieses Gefühl der Pietät für die Todten im schroffen, seltsamen Widerspruche zu der Gleichgültigkeit, mit welcher die Chinesen in der Regel auf nebenmenschliches Leiden blicken, zu der Grausamkeit, mit welcher selbst Mütter neugeborene Kinder aussetzen und dem Tode preis zu geben pflegen.

Der Verkehr zwischen Macao und dem chinesischen Festlande ist auffallend groß. Wir zählten während eines viertelstündigen Aufenthaltes auf der Landzunge mindestens 60 Menschen, welche, beladen mit Waaren und Lebensmitteln aller Art, nach der portugiesischen Ansiedlung gingen oder von dort zurückkehrten. Auch Senftenträger waren darunter, die vermöglichere Chinesen, welche Geschäfte in Macao besorgt hatten, nach den benachbarten Dörfern zurücktrugen. Der Einfluß der Kriegswirren in Canton und am Peiho wurde indeß auch von der europäischen Bevölkerung in Macao verspürt. Die Unsicherheit des Lebens und des Eigenthums mehrte sich mit jedem Tage. Man wagte nicht, sich auch nur einige Meilen von der Stadt zu entfernen. Selbst das von Fremden errichtete, reizend gelegene Pique-nique-Haus auf dem benachbarten „Green-Island", wohin in friedlichen Zeiten von den europäischen Ansiedlern und ihren Familien häufig Ausflüge unternommen wurden, stand seit Monaten leer und verwaist.

Nur die Praya Grande oder vielmehr der schattige Spaziergang an ihrem östlichen Ende diente nach wie vor zum Stelldichein der schönen Welt, und an Sonntagen, wenn in den Nachmittagsstunden eine Musikbande spielt, kann man sich nur mit Mühe durch die daselbst lustwandelnde Menge drängen. Die Portugiesen, schon im Mutterlande kein schöner Menschenschlag, verlieren noch mehr an physischen Vorzügen durch die wenig scrupulöse Weise, mit welcher sie sich in ihren Colonien mit den farbigen Völkern vermischt haben. Desto auffallender stechen einzelne anmuthvolle, blendend weiße Frauengestalten der anglo-sächsischen Race aus der dunklen, häßlichen Masse hervor. Abends, wenn die Sonne dem Untergange nahe, lassen sich diese zarten Erscheinungen in sogenannten Sedan-chairs oder auch in geflochtenen

Rohrstühlen nach dem Campo San Francisco tragen, um die Kühle des Abends und die erfrischende Seebrise zu genießen. Eine große Anzahl Senftenträger machen dann mit ihrer edlen Last auf dieser schönen Promenade Halt, und elegante Herren in zierlich weißer Toilette eilen herbei, sich liebenswürdig zu zeigen und durch galante Phrasen und schmeichelnde Bemerkungen ein holdseliges Lächeln zu verdienen. Während Tragstühle die gewöhnlichsten Verkehrsvehikel bilden, sahen wir nur drei oder vier Reitpferde und eine einzige Equipage, das Eigenthum eines für 40.000 Dollars baronisirten dunkelbraunen Eingeborenen, welcher jedenfalls seinen Luxus mit vielem Geschmack zur Schau zu tragen versteht.

Es war uns so viel von wunderbaren, „singenden Steinen" erzählt worden, welche jenseits des inneren Hafens, auf einem der Halbinsel gegenüberliegenden großen Eilande vorkommen sollen, daß mehrere Mitglieder der Expedition einen Ausflug dahin unternahmen. Nicht nur Eingeborene, sondern selbst Europäer wußten sich diese eigenthümliche Erscheinung nicht zu erklären und meinten, die „singenden" Steine müßten geheimnißvolle Metalle bergen und Elektricität und Magnetismus dabei im Spiele sein. Herr v. Carlowitz, Dr. Kane und ein chinesischer Arzt, Dr. Wong-fun, begleiteten die Naturforscher nach dem räthselhaften Ort, ein Franzose war ihr Führer. Der liebenswürdige, vielfach gebildete Wong-fun war in Edinburgh, wo er Medicin studirte, zum Doctor promovirt worden, hatte sich später zur Vermehrung seiner Kenntnisse noch einige Zeit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika aufgehalten und übte nun in Macao mit großem Erfolge die Heilwissenschaft unter seinen Landsleuten. Europäer durch Gesinnung und Bildung, war er in seiner äußeren Erscheinung doch wieder Chinese geworden und trug wo möglich einen noch längeren Zopf wie früher. Vielleicht auch, daß Wong-fun seine nationale Tracht aus dem Grunde beibehielt, um desto erfolgreicher zu Gunsten europäischer Gesittung unter seinen Landsleuten wirken zu können.

Kleine Tanka-Boote, in welchen, wie wir bereits erwähnten, nur zwei Personen bequem Platz haben, und die ausschließlich von weiblichen Schiffern geführt werden, brachten die Reisegesellschaft über die innere Hafenbucht nach dem jenseitigen Ufer. Von hier gings nach einem lieblichen, mit Reißfeldern bedeckten Thale, durch welches ein frischer Gebirgsbach seinen Lauf nimmt. Derselbe ist abgedämmt und treibt mehrere chinesische Mühlen mit

kleinen Schwellteichen zur Seite. Im Hintergrunde des Thales befand sich die mysteriöse Stelle. Das angebliche Wunder löste sich aber bald in ein großartiges Felsmeer von Syenitblöcken auf, ganz ähnlich dem bekannten Felsmeere im hessischen Odenwalde. Einige dieser Syenitblöcke liegen hohl über anderen und da klingt das feste syenitische Gestein, wenn man es mit dem Hammer anschlägt, gerade wie eine jede hohl liegende Basalt- oder Marmorplatte beim Anschlag klingen würde. Sonst bot dieses Blockwerk, aus dem die Chinesen Tiger- und Löwenfiguren meißeln, um die Eingänge ihrer Tempel damit zu zieren, nur wenig Interesse.

Nach kaum zweitägigem Aufenthalt in Macao kehrten die Naturforscher der Novara wieder nach Hongkong zurück und mußten die kurze Zeit, welche noch bis zur Abreise der Fregatte erübrigte, zum Ordnen und Verpacken der Sammlungen und zu den damit verbundenen Geschäften verwenden. Denn das Materielle des Packens ist, wie schon Humboldt nachdrücklich bemerkt, eben so wichtig als das Wissenschaftliche an derlei Unternehmungen. Derjenige Forscher erweist der Wissenschaft einen geringen Dienst, welcher sich nur um das Sammeln kümmert und nicht zugleich bemüht ist, das Erworbene genau zu ordnen, durch ein gewissenhaftes Verzeichnen der Fundorte und die Angabe besonderer Umstände Irrthümern zu begegnen, und durch eine sorgfältige Verwahrung dem Verderben der gesammelten Gegenstände während des Transportes nach Möglichkeit vorzubeugen.

Die Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft unserer neuerworbenen Freunde in Hongkong dauerte ungeschwächt bis zum Momente unserer Abreise fort. Man überhäufte uns mit Aufmerksamkeiten aller Art und ließ uns so wenig als möglich die Ungunst der Verhältnisse empfinden, unter welchen wir die Schwelle des chinesischen Reiches betraten.

Wir wollen hier noch eines Vorfalles Erwähnung thun, welcher, an und für sich ohne Bedeutung, gleichwohl durch seine Folgen den Leser interessiren dürfte. Einem unserer Köche, einem Frankfurter, Namens Wilhelm Vollhardt, schien das Schiffsleben nicht ganz behagen zu wollen, und er bat daher sich ausschiffen und in Hongkong zurück bleiben zu dürfen. Ein Koch, der seine culinarischen Studien in Paris gemacht und später seine Kunst bei hohen Herren auf dem Lande, auf festem Boden, in großen, schönen Räumen geübt hatte, konnte nur schwer Jahre lang Gefallen daran finden, im Zwischendeck an einem kleinen Herd zu stehen und unter so beschränkten Verhältnissen

seine gastronomischen Kenntnisse zu erproben. Bei stürmischem Wetter und rascher Fahrt, wenn das Schiff unaufhörlich schwankte, die eindringenden Sturzwellen das Deck überschwemmten und die eisernen Kochgeschirre mit den sorgsam bereiteten Speisen theils umwarfen, theils mit Seewasser tränkten, war die Lage des, mit dem Kochlöffel beständig equilibrirenden, am ganzen Körper durchnäßten Frankfurter „Vatel" wahrhaft keine beneidenswerthe. Obschon für die ganze Campagne der Novara engagirt, erhielt Vollhardt doch vom Bordcommando seine Bitte gewährt und schiffte sich in Hongkong aus. Mit guten Empfehlungen versehen, begleitete derselbe, wie wir seither erfuhren, wenige Monate darauf einen reichen Engländer nach Japan, welcher ihm, in Anerkennung seiner Dienste, bei der Rückkehr nach Hongkong ein großes Gebäude als Gastwirthschaft einrichtete und ihm die Leitung derselben unter den günstigsten Bedingungen überließ. Vollhardt lebt nun, verheiratet, als „Restaurant" in Hongkong und bei dem gegenwärtig erleichterten Verkehr mit dem Innern des chinesischen Reiches ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß der Frankfurter „Vorger" noch Leibkoch am Hofe zu Peking werde und Schünemann's Lehrbuch der Gastronomie ins Chinesische übersetze.

Der Dampfer „Hongkong" schleppte uns am frühen Morgen des 18. Juli durch die enge östliche Straße, den sogenannten Ly-e-mun-Paß und den Ta-thong-mung-Canal hinaus in die offene See. Als wir an der englischen Stationsfregatte „Nankin", dem Flaggenschiff des liebenswürdigen und gefälligen Commodore Stewart, vorüberfuhren, spielte unsere Musikbande „God save the King" und auf der Nankin ging die englische Flagge grüßend auf und nieder. In einer weitern Entfernung hatte sich der chinesische Comprador, welcher die Novara während ihres ganzen Aufenthaltes täglich mit Lebensmitteln versorgte, mit seinem Boote aufgestellt und ließ zum Abschiedsgruß das Gong-Gong ertönen und unzählige Knallraketen in die Luft steigen.

Wir fanden außerhalb des Hafens hochgehende See, aber auch frischen Südwestwind, welcher uns rasch von der Küste entfernte. Gleichwie bei der Einfahrt, mußten wir auch jetzt bei der Hinauffahrt lange Reihen paarweise segelnder Fischerboote durchschneiden, die bis auf 60 Meilen Entfernung von der Küste hin und her kreuzen. Der Dampfer, welcher die Fregatte durch den engen östlichen Canal bugsirte, und dieselbe nur 4 Stunden 20 Minuten in Tau gehabt hatte, erhielt den nicht unerheblichen Betrag

von 300 Dollars, so daß jede Minute Schleppdienst über 1 Dollar kostete. Nachdem wir uns durch einen Gang gegen die Lemma-Insel vom gefährlichen Nine-pin-rock entfernt hatten, sprang der Wind nach Ostsüdost um, wir nahmen nun guten Curs und passirten noch vor Sonnenuntergang Piedra bianca.

Unsere Fahrt war bei heiterem Wetter und frischem Südwestmonsun eine so günstige, daß wir uns schon am 2. Juli auf der Höhe von Formosa befanden, ohne jedoch weder die chinesische Küste noch eine der hohen Gebirgsketten auf der Insel Formosa in Sicht zu bekommen, und bereits am 23. Juli lagen wir bei den Saddle-Inseln vor der Mündung des Yang-tse-kiang oder blauen Flusses.

Hier vor dem Thore angelangt, durch das wir einlaufen mußten, änderte sich mit einem Male die Witterung. Windstillen und conträre Winde, so wie heftige Fluthströmungen zwischen den Inseln und vor der Mündung des großen Flusses verzögerten die Weiterreise, und nöthigten uns sogar am 24. Juli in der Nähe der östlichen Saddle-Insel den Anker zu werfen. Rings herum theilten zahlreiche Schiffe unser Schicksal, während wir neidisch die einlaufenden Dampfer ungehindert ihren Curs fortsetzen sahen. Wir hatten einen chinesischen Piloten an Bord genommen, kamen am 25. Juli in Sicht von Gützlaff Island, einer kleinen, nur 210 Fuß hohen Felsinsel, dem eigentlichen Wahrzeichen der Mündung des „Sohnes des Oceans", und ankerten noch vor Sonnenuntergang vor der äußersten Barre des Flusses. Tages darauf hatten wir günstige Brise und überschritten anstandslos in 5 bis 5½ Faden Wasser die bei schlechtem Wetter oft höchst gefährliche Barre. Land blieb noch immer außer Sicht; selbst die Inseln hinter uns verschwanden allmählig wieder unter dem Horizonte, und man sah bald nichts weiter als einen endlosen, meergleichen, schmutzig gelbrothen Wasserspiegel, der blendend das Licht der Sonne zurückwarf. Ein, auf einer Sandbank vertautes Leuchtschiff und ein Wrack auf einer zweiten Sandbank sind, nachdem man auch die Gützlaff-Insel außer Sicht verloren, für den Piloten die einzigen Anhaltspunkte, um sich in der unübersehbaren Flußmündung, welche nur ein 1 bis 2 Seemeilen breites Fahrwasser hat, zurecht zu finden. Die Einfahrt in den Yang-tse-kiang gilt daher, namentlich für größere Schiffe, als eine der schwierigsten Passagen. Die Novara, von Wind und Wetter begünstigt, legte die 47 Seemeilen betragende Entfernung

von der Barre bis zur Mündung des Wusungflusses in den Yang-tse-kiang ohne das geringste Hinderniß zurück und ankerte am 26. Juli Abends vor Wusung. Die Navigation bot zwar kein besonderes Interesse, aber unwillkürlich mußte sich ein Jeder bei dem Gedanken gehoben fühlen, in dem größten Strome China's einzulaufen, dessen Quellen viele tausend Meilen entfernt, in den Bergen des östlichen Tibet liegen!

Als wir Wusung näher kamen, verlieh das Leben auf dem Flusse selbst, die aus- und einsegelnden Dreimaster und die schwerfälligen chinesischen Dschunken dem Bilde einen eigenthümlichen Reiz. Erst weit oberhalb des Leuchtschiffes werden die Ufer sichtbar; niederes, flaches, kaum über den Wasserspiegel erhobenes, üppig grünes Land. Eine Pagode von der so wohlbekannten Form des Porzellanthurmes in Nanking und einzelne höhere Bäume bilden hier die Wegweiser für den Piloten. Nur das Land zur Linken ist Festland, während das rechte Ufer von den Küsten der Tsuning-Insel gebildet wird, welche in der Mündung liegt. Beim Ausflusse des Wusung ist der durch die genannte Insel gebildete südliche Arm des Yang-tse-kiang 6¼ Seemeile breit und verengt sich erst weiter stromaufwärts durch die Buschinsel bis auf 4 Seemeilen.

Die erste Ansiedlung am Zusammenflusse des Yang-tse-kiang mit dem Wusung ist das ärmliche, schmutzige Chinesendorf Wusung, das seine ganze Bedeutung ausschließlich den Opiumbooten verdankt, welche hier die Kaufleute von Hongkong und Schanghai im Flusse stationirt haben, um diesen bisher verbotenen Artikel gleich von den Schiffen weg an die Chinesen zu verkaufen. Auf diese Weise nehmen die Eingeborenen allein die Verantwortung des Opiumschmuggels auf sich, während die fremden Kauffahrer dadurch einem Conflicte mit der chinesischen Regierung vorbeugen. Das monatlich auf den in Wusung stationirten Schiffen verkaufte Opium soll 2500 bis 2800 Kisten im Werthe von durchschnittlich 500 Taels oder 1750 Gulden per Kiste betragen.

Die Wusungmündung ist der Eingang nach Schanghai, welches noch zwölf Seemeilen aufwärts am Wusung- oder Schanghaiflusse liegt, aber wegen einer seichten Flußbarre für große Schiffe nur zur Zeit der Springfluth erreichbar ist. Nanking liegt 180 Seemeilen von Schanghai aufwärts am Yang-tse-kiang, der bis dahin eine durchschnittliche Breite von drei Meilen und so tiefes Fahrwasser hat, daß selbst Fregatten leicht bis unter

die Mauern von Nanking segeln können. Sechshundert Meilen von der Wusungmündung entfernt liegen die drei gewaltigen Städte Han-keu, Han-yang und U-tschang-fu, mit acht Millionen Einwohnern, der Centralpunkt des chinesischen Binnenhandels, und erst gegen tausend Meilen von der Wusungmündung, bei der Präfectenstadt Kwei, finden sich die ersten Stromschnellen des Yang-tse-kiang, welche dessen weitere Beschiffung verhindern. Bis dahin könnte dieser gewaltige Strom, ähnlich wie der Mississippi, der Rhein, die Donau, von Flußdampfern ohne alle Schwierigkeit befahren werden. Welch großartiger Verkehr, welch gewaltiger Umschwung steht hier zu erwarten, wenn bald, nach den Bestimmungen des Friedensvertrages von Tien-Tsin, englische Schiffe beladen mit Waaren und Bedürfnissen aller Art den mächtigen Strom und seine Tributäre hinaufdampfen werden, um die Bewohner tief im Innern mit den verschiedenen Fabricaten europäischer Industrie bekannt zu machen und zu versehen und im Tausche dafür unzählige neue und werthvolle Producte und Erzeugnisse zurückzubringen. Denn das ist das größte Verdienst des Kaufmannes, daß er nicht blos Handelswege erschließt und durch gesteigerten Absatz der Fabricate des Mutterlandes den Wohlstand vermehren hilft, sondern daß er culturfördernd auf fremde Völker wirkt, und Wissenschaft und Industrie mit neuen Erfahrungen bereichert.[1]

Da größere Schiffe gewöhnlich bei dem kleinen chinesischen Dorfe Wusung an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Yang-tse-kiang vor Anker liegen bleiben, so trafen wir hier in Folge der kriegerischen Ereignisse über zwanzig Kriegsschiffe fremder Nationen vor Anker, darunter die gewaltige amerikanische Dampffregatte Minnesota und die französischen Fregatten Audacieuse und Nemesis, ein imposantes Schauspiel an dieser fremden Küste, dem gegenüber das halbverfallene chinesische Fort auf der Ecke zwischen dem Yang-tse-kiang und Wusung mit ein paar erbärmlichen Kanonen einen tragi-komischen Effect hervorbrachte. Zahllose chinesische Fahrzeuge, vom kleinsten buntbemalten Sampan, den ein Mann mit einem Wrickruder fortbewegt, bis zu den großen Dschunken mit fünfzehn Masten und langen gemalten Sprüchen an den Bordwänden, kreuzten hin und her. Bald

[1] Von diesem höhern Standpunkte hat wohl auch Schiller den Beruf des Kaufmannes in seinem herrlichen Distichon aufgefaßt:

Euch, Ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an!

hatte sich auch ein Comprador an Bord eingefunden, der sich nach Landessitte anbot, die Fregatte mit allem, was sie benöthigen sollte, zu versehen.

Commodore Wüllerstorf beschloß mit der Novara bis nach Schanghai zu gehen; da aber zu dieser Unternehmung günstiger Wind abgewartet oder ein Schleppdampfer bestellt werden mußte, was immer eine Verzögerung von mehreren Tagen zur Folge haben mochte, so wurde den Naturforschern gestattet, die Gelegenheit des Comprador-Bootes zu benützen, um auf diese Weise sogleich nach Schanghai weiter zu segeln, eine Fahrt, welche in fünfthalb Stunden zurückgelegt wurde.

Mußte schon unterweges die Menge europäischer Kauffahrer, welche theils vor Wusung vor Anker lagen, theils im Flusse segelten, höchlichst überraschen, so übertraf doch der Anblick des Flusses bei Schanghai selbst die größten Erwartungen. Dicht gedrängt lag hier an einander in dem verhältnißmäßig engen Flußbett Schiff an Schiff, ein unübersehbarer Wald von Masten, durch welchen kaum hie und da die großartigen Gebäude der europäischen Kaufleute, welche das Flußufer zieren, hindurchblickten. Die Zeitungslisten wiesen zur Zeit unseres Aufenthaltes nicht weniger als 102 große nordamerikanische und europäische Handelsschiffe auf dem Schanghai-Flusse nach, während in demselben außerdem an tausend chinesische Dschunken mit schiefen kurzen Masten lagen; — der sprechendste Beweis für die commercielle Bedeutung, welche dieser Platz in der kurzen Zeit gewonnen hat, seitdem durch den Frieden von Nanking im Jahre 1842 fremde Kaufleute Factoreien hier errichten durften.

Auf dem Lande wehten lustig auf hohen Stöcken von stolzen Gebäuden die Consulatsflaggen der bedeutendsten seefahrenden Nationen. Kaum gelandet, wurden wir von einer unheimlichen Menge chinesischer Kulis umringt, welche um das Recht, unser Gepäck zu tragen, einen so ernsten Kampf mit ihren schweren Bambusstöcken unter einander begannen, daß ohne das Dazwischentreten einiger Polizeileute wohl mehrere schwer verwundet auf dem Platze geblieben wären.

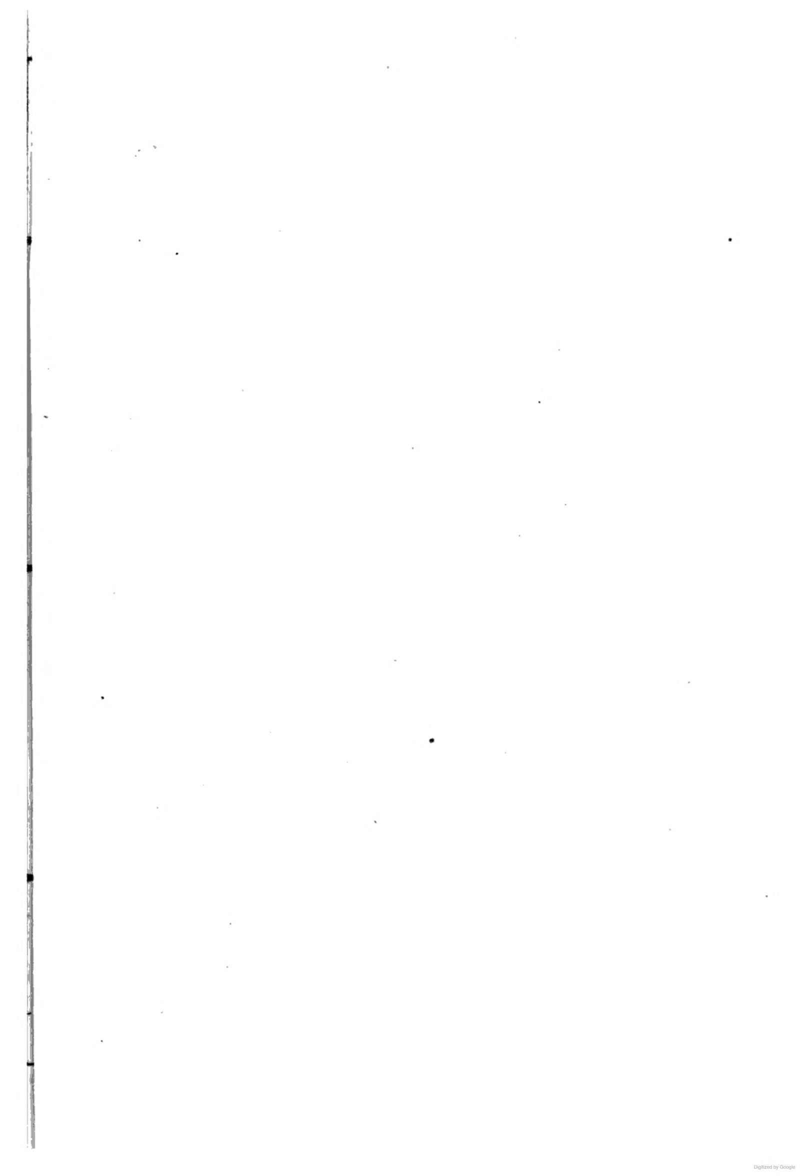
Die Nachricht, daß es in Schanghai noch keinen einzigen Unterkunftsort gibt, der den Namen eines Hôtels nach europäischen Begriffen verdient, war um so weniger erfreulich, als die Wohnungen der ansässigen Europäer, welche in der Regel Fremden mit der größten Gastfreundschaft entgegenzukommen pflegen, durch die Officiere der vielen Kriegsschiffe und

der eben anwesenden englischen, nordamerikanischen und französischen Gesandtschaften besetzt waren. Der einzige Ort, wo man nothdürftig ein Unterkommen finden mochte, war das sogenannte Union Hotel, eine Spelunke im vollsten Sinne des Wortes, in welcher wir eine der qualvollsten Nächte unseres Lebens zubrachten. Myriaden von Mosquitos der blutdürstigsten Art, lärmendes betrunkenes Schiffsvolk, bellende Hunde, eine unerträgliche Hitze, welche selbst ein in der Nacht losbrechendes furchtbares Gewitter nicht zu mildern vermochte, und dazu ein erbärmliches, hartes, schmutziges Lager, — das waren die Einzelnheiten jener grauenhaften Eindrücke, welche uns trotz der größten Ermattung keine Secunde Schlaf gönnten. Mit unaussprechlicher Sehnsucht erwarteten wir das Grauen des Morgens und waren Tags darauf so glücklich, Dank der Gastfreundschaft der in Schanghai angesiedelten Kaufherren, aus jenem schaudervollen Aufenthalte erlöst zu werden.

Die Novara ließ nicht lange auf sich warten. Wenige Tage später, am 29. Juli, glückte es ihr mit der Springfluth und günstiger Brise in dritthalb Stunden von Wusung nach Schanghai zu segeln, wo sie namentlich von den hier ansässigen Deutschen mit lautem Jubel und sichtbarem Stolze begrüßt wurde — das erste Kriegsschiff einer deutschen Großmacht im Wusung-Flusse!



Dschunken im Wusung-Flusse.





XV. Schanghai.

Aufenthalt vom 25. Juli bis 11. August 1858.

Wanderung durch die alte Chinesenstadt. — Bücherladen. — Badeanstalten. — Leihhaus. — Findelhaus. — Die Halle vereinter Wohlthätigkeit. — Das Heiligthum medicinischer Wissenschaft. — Das Stadtgefängniß. — Der Tempel der Göttinn des Meeres. — Chinesische Wirthshäuser. — Der Theegarten. — Buddhatempel. — Der Tempel des Confucius. — Taoutsenklöster. — Chinesische Nonnen. — Apotheke. — Oeffentliche Schule. — Christliche Bethäuser. — Einheimische Industrie. — Denkmäler zu Ehren wohlthätiger Frauen. — Eine chinesische Patricierfamilie. — Die Wohnsitze der fremden Kaufherren. — Die Thätigkeit der Londoner Missionsgesellschaft. — Dr. Hobson. — Chinesische medicinische Werke. — Leprakrankheit. — Die amerikanische Missionsgesellschaft. — Dr. Bridgman. — Der Volksstamm der Miáu-tsze. — Missionsschule chinesischer Mädchen und Knaben. — Der nord-chinesische Zweig der königl. asiatischen Gesellschaft. — Sitzung zu Ehren der Mitglieder der Novara-Expedition. — Monsieur de Montigny. — Baron Gros. — Ein Zusammentreffen mit dem Táu-tái oder höchsten chinesischen Beamten der Stadt. — Die Jesuiten-Mission zu Sikkawéi. — Die Pagode Long-fah. — Chinesisches Diner. — Ständchen des deutschen Gesangsvereines. — Die Deutschen in China. — Einfluß der Verträge zu Tien-Tsin und Peking auf den Welthandel. — Seide. — Thee. — Das chinesische Zuckerrohr. — Verschiedene Bambusarten zur Papiererzeugung verwendet. — Firnißbaum. — Talkbaum. — Wachsinsectstrauch. — Mosquitotabak. — Einfuhrsartikel. — Opium. — Die Tai-ping-Rebellen. — Abreise von Schanghai. — Ein Teifun im chinesischen Meere. — In Sicht der Insel Puynipet im Karolinen-Archipel.

Schanghai oder Schanghai-hien (d. h. Stadt annähernd der See) zerfällt in die eigentliche, von 24 Fuß hohen Wällen eingeschlossene Chinesenstadt, und in das, erst seit dem Jahre 1843 außerhalb der Ringmauern mit eben so viel Eleganz als Bequemlichkeit angelegte Fremdenviertel. Das alte, mit sechs Thoren versehene, aber nur an drei Punkten zugängige Schanghai

zählt auf einem Flächenraume von 9 Li oder 2⅓ englischen Meilen an 250.000 Einwohner und mit der, von benachbarten Städten ab- und zuströmenden Bevölkerung sogar über 400.000 Seelen. Die Gassen sind außerordentlich schmutzig und enge, zuweilen kaum so breit, daß zwei Menschen bequem einander ausweichen können, und erinnern an die Seitengäßchen Venedigs oder die sogenannten Lanes in London. Nur mit Mühe vermögen sich die Lastträger in diesem Gedränge durch beständiges Schreien und Stoßen Bahn zu brechen und weiter fort zu bewegen. Die ein bis zwei Stock hohen Häuser haben im Erdgeschoß größtentheils Verkaufsläden mit glänzenden, riesigen Aufschriften, welche, um die Neugierde des Vorübergehenden noch mehr zu fesseln, häufig quer über die schmale Gasse hängen. Das Leben, das sich hier den ganzen Tag über entwickelt, ist so großartig und mannigfaltig, daß es auf den Fremden einen noch gewaltigeren Eindruck macht, als selbst das Wogen und Treiben an einem heitern Maitag in Piccadilly oder Regentstreet. Das Unschöne, Schmutzige der meisten Erscheinungen erhöht noch die Eigenthümlichkeit des Schauspieles, und während der Besucher einerseits bald genug Ursache findet, sich aus diesem wilden Getümmel wieder herauszusehnen, begegnet er andrerseits auf jedem Schritte einem Gegenstande neuer Anziehung und fesselnden Interesses.

Wenn man durch das östliche Thor oder East gate, an dessen Mauern zahlreiche Todtenschädel hingerichteter Verbrecher und Rebellen dem großen Haufen zum warnenden Beispiel in Säcken und geflochtenen Körben aufgehängt sind, die Stadt betritt, so gelangt man in die China-Street, eine der Hauptgassen Schanghai's, in welcher sich die zierlichsten Verkaufsläden der Eingeborenen befinden. Dieselbe ist aber weder breiter noch reinlicher als die übrigen Gassen der Stadt und würde viel richtiger durch das Wort „Lane“ als durch Street bezeichnet sein. Wir ließen uns in den landesüblichen Säuften oder Sedan-chairs bis innerhalb der schwarzen, düstern Ringmauer tragen, und traten dann, geführt von einem befreundeten englischen Missionär, Mr. Muirhead, welcher sich uns auf das Zuvorkommendste als Cicerone angeboten hatte, eine Wanderung durch die Stadt an.

Wir treten ganz nahe dem östlichen Stadtthore in einen Bücherladen, in dem sich ungeheuere Massen broschirter Bücher aufgehäuft befinden. Eine Anzahl Chinesen in weiten Nankinjacken, den Vorderkopf glatt geschoren und rückwärts einen Zopf, welcher bis an die Ferse reicht, beeifert sich die

Wünsche der Fremden kennen zu lernen und sie zu bedienen. Wir wurden indeß in unserem Begehren keineswegs blos von spielender Neugierde geleitet. Ein gelehrter Landsmann, einer der gründlichsten Kenner der chinesischen Sprache, Herr Dr. Pfizmaier, hatte den Novara-Reisenden ein Verzeichniß von vierzehn seltenen chinesischen Büchern anvertraut, deren Ankauf als besonders wünschenswerth bezeichnet wurde, und wir bemühten uns nun dieselben mit Hülfe unseres, des Chinesischen kundigen Begleiters ausfindig zu machen und zu erwerben.



Stadtthor von Schanghai.

Mit Ausnahme eines einzigen, gelang es, die sämmtlichen gewünschten Werke zu kaufen und dadurch den ermüdenden, stundenlangen Aufenthalt in einem engen, dumpfen Verkaufsladen bei einer tropischen Hitze reichlich zu lohnen. Zugleich kauften wir auch einige moderne chinesische Bücher, darunter einen Volksroman in 22 Bänden.

Die chinesischen Schriftsteller sind bekanntlich sehr weitläufig in der Behandlung ihres Gegenstandes, und Werke, namentlich geschichtlichen Inhaltes, von 40 bis 50 Bänden gehören in China keineswegs zu seltenen

Erscheinungen. So z. B. umfaßt Schitsisse (die 17 Historiker) 337 Theile; Mingschintschuen (Geschichte der berühmtesten Minister und Staatsmänner) 80 Bände; Singyu (das Leben merkwürdiger Personen) 122 Theile; die Encyklopädie des Matuanlin nebst den Nachträgen erreicht sogar die ungeheuere Zahl von 600 Bänden.[1] Bücher sind im Allgemeinen in China nicht kostspielig; für verhältnißmäßig wenige Dollars kann man sich bei der großen Billigkeit des Arbeitslohnes und der Erzeugungskosten eine Menge gewöhnlicher Schriften kaufen.

In der Nähe des Bücherladens befindet sich eine öffentliche Badeanstalt, wo man für sechzehn Kupfer-Cash (etwa $2^1/_2$ Kreuzer) ein Dampfbad nehmen kann, während außerdem für Aufbewahrung der Kleider 6 Cash[2] zu bezahlen sind. Das Bad ist allerdings nicht so elegant und comfortable wie das weitbekannte Morawetz'sche Dampfbad in Wien, aber wenn man die außerordentliche Billigkeit des Preises berücksichtigt, so erscheint immerhin das Möglichste geleistet. Es ist ein großer Raum, gefüllt mit Wasserdämpfen, welche durch das Begießen von erhitzten Steinen mit heißem Wasser beständig erneuert werden, während eine Anzahl Kübel frischen Wassers zur Abkühlung bereit steht. In einer solchen Anstalt können sich in der Regel ungefähr 30 Personen zu gleicher Zeit baden, und da der Chinese, trotz seinen schmutzigen Gewohnheiten, am Körper ziemlich reinlich ist, was schon die große Sorgfalt beweist, mit welcher er seinen Kopf und seine Hände pflegt, so werden derlei Anstalten eben so häufig angetroffen als besucht.

Unser nächster Aufenthalt ist in einem Pfandhause, ein Institut, welches allem Anscheine nach in China schon längere Zeit besteht als in Europa und sowohl von reichen als auch armen Classen viel benützt wird. Im himmlischen Reiche herrscht wie bei uns die Sitte, im Sommer die Winterkleider und im Winter den Sommeranzug zu verpfänden, und zwar nicht blos, um Geld darauf zu borgen, sondern um diese Effecten, namentlich kostbare Pelze, am sichersten und sorgfältigsten aufzubewahren. Man leiht in China gemeiniglich die Hälfte des, nach einer sehr niedern Schätzung

[1] Vgl. Gützlaff's „Geschichte des chinesischen Reiches". Herausgegeben von Karl Friedrich Neumann. Stuttgart, Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1847.

[2] Der Kupfer-Cash (sprich Käsch) ist die einzige wirkliche Landesmünze, und zwar besteht er aus einer Mischung von Kupfer, Eisen und Zinn. Sein Werth, 100 auf eine Schnur gereiht, ist veränderlich und richtet sich nach dem Verhältnisse des Verkehres in fremden Waaren. Man rechnet durchschnittlich 1250—1300 Käsch = 1 mexicanischen Dollar = 2 Gulden 20 Kreuzer österr. Währung.

bestimmten Werthes des verpfändeten Gegenstandes und läßt sich monatlich für je 500 Cash 10 Cash, oder 24 Procent jährlich bezahlen. Was am Ende von drei Jahren nicht wieder eingelöst ist, oder wofür die Interessen nicht bezahlt worden sind, wird zu Gunsten der Anstalt im Aufschlage an den Meistbietenden verkauft. Die höchsten gesetzlichen Zinsen sind 3 Procent monatlich; doch dürfen dieselben im Winter nicht 2 Procent übersteigen, damit der Arme eher im Stande sei das Verpfändete wieder einzulösen.



Strasse in Schanghai.

Der Pfandinhaber stellt Scheine für die versetzten Gegenstände aus, welche wieder einen gewissen Werth haben und in den Straßen verhandelt werden. Dieben bieten diese Anstalten eine vortheilhafte Gelegenheit das Gestohlene zu verwerthen und, indem sie die Pfandscheine verbergen oder vernichten, den rechtmäßigen Eigenthümer zu verhindern, wieder in dessen Besitz zu gelangen. Wenn ein Pfandinhaber durch Diebstahl oder Feuersbrunst, die in seinem Hause ausbricht, Schaden erleidet, so muß er seinen Kunden den

Werth der beschädigten Gegenstände vergüten, die sie als Pfänder bei ihm zurückgelassen. Ist jedoch das Feuer im Nachbarhause ausgebrochen, so braucht er nur die Hälfte des verursachten Schadens zu ersetzen. Die Anstalt beschäftigte an fünfzig Individuen, welche das Zuströmen der Versetzer und Geldausleiher fortwährend in Athem erhielt.

Höchst überraschend sind, bei der scheinbaren Gleichgültigkeit, welche sich im Allgemeinen in China gegen die arme, kranke und leidende Menschheit kund giebt, die zahlreichen Humanitätsanstalten, welche sich fast in jeder größern Stadt des chinesischen Reiches vorfinden und die, wie sich in neuerer Zeit herausgestellt hat, nicht erst der Einführung des Christenthums ihre Entstehung verdanken, sondern schon lange vorher bestanden haben. So begegneten wir in mehreren Straßen Schanghai's Kinderbewahranstalten und Findelhäusern (育嬰堂), von welch letzteren das von uns besuchte schon im Jahre 1710 durch freiwillige Beiträge gegründet worden war. Diese humane Anstalt hat ein Grundeigenthum von 30 Acres Landes, von dessen Ertrag sie, so wie von sonstigen öffentlichen Sammlungen unterhalten wird. Im Jahre 1783 sollte dieses Findlingshaus mit einem Asyl für Altersschwache und Arbeitsunfähige vereinigt werden und ein einziger reicher Chinese steuerte zu diesem Zwecke 3000 Taels[1] bei, aber man kam später von diesem Projecte wieder ab und das Findlingshaus besteht bis zur Stunde noch selbstständig fort, während arme, alte und kranke Personen jeden Monat im Zollhause aus besondern Fonds betheilt werden.

Zur Zeit unseres Besuches befanden sich 30 Säuglinge in der Anstalt, welche von ihren Müttern in einen, am Eingange in einer Nische

[1] In Schanghai wird im gewöhnlichen Verkehr nicht wie in Hongkong nach Dollars, sondern nach Taels gerechnet, eine imaginäre Münze, welche den Werth von ungefähr 1⅓ Dollars ausmacht, so daß 100 Taels = 133⅓ Dollars sind. Die meisten Rechnungen werden in Taels ausgestellt und sodann auf mexicanische Dollars, die einzige currirende fremde Silbermünze, reducirt. Als europäische Kaufleute zuerst mit den Söhnen des Reiches der Mitte in Berührung kamen, zahlten letztere für mexicanische Dollars sogar eine Prämie, während sie für jene mit dem Bildnisse Karl's III., die sogenannten Carolus-Thaler, eine ganz besondere Vorliebe zeigten. Allmählig sank der Werth, und jetzt repräsentiren 100 Dollars nur 75 Taels. Was man öfters über eigens geprägte Schanghai-Dollars vernimmt, ist irrthümlich. Es giebt weder Silber- noch Goldmünzen, welche in China selbst geprägt werden, sondern blos Münzen von Kupfer und in einzelnen Provinzen von Eisen. Die Bezeichnung „Schanghai-Dollar“ ist gleichbedeutend mit Tael, der aber, wie schon bemerkt, ähnlich wie die Guinee in England, im Handel gar nicht vorkommt. 1 Tael = 2 Gulden 80 Kreuzer österr. Währung. Im Handel wird der Tael zu 6 Schillinge angenommen, steigt aber zuweilen im Werthe bis auf 6 Schilling 6 Pence, so daß sich oft das Verhältniß der Dollars zu Taels wie 100 : 72 herausstellt.

angebrachten Korb gelegt worden waren. Das hierbei befolgte Verfahren ist ziemlich das nämliche, wie in ähnlichen Anstalten in Europa. Nachdem das neugeborene Kind von außen in den Korb deponirt worden, wird mit einem Stäbchen auf ein in der Nähe angebrachtes dickes Bambusrohr geschlagen, worauf der Korb nach innen geschoben und der Säugling unverweilt in Pflege genommen wird. Jedes Kind hat seine eigene Amme oder Wärterinn.

Das Gebäude ist groß, geräumig und ziemlich reinlich, aber die Kinder hatten alle ohne Ausnahme ein kränkliches Aussehen und schienen namentlich viel von Ausschlägen und Augenkrankheiten zu leiden. Kein einziges Kind zählte mehr als zwei Jahre. Bemerkenswerth ist, daß sämmtliche Kinder dem weiblichen Geschlechte angehörten; von den männlichen Sprossen, selbst wenn sie unehelich sind, scheinen sich die Mütter weniger leicht zu trennen. Auch dürfte es sich bei der Rücksichtslosigkeit gegen weibliche Nachkömmlinge zuweilen ereignen, daß selbst eheliche Kinder weiblichen Geschlechtes unbeachtet in den stummen Findlingskorb gelegt werden.

Wir ließen einen der Aufseher fragen, was wohl mit diesen Kindern geschehe, wenn sie heranwachsen, konnten aber keine genügende Auskunft erhalten. Man sagte uns, dieselben würden von bemittelten Leuten, welche selbst keine Familie haben, an Kindesstatt angenommen. Allein auf Grund anderweitiger Erkundigungen haben wir weit mehr Ursache zu vermuthen, daß diese armen Waisen ein nicht unerhebliches Contingent zu jener Classe unglücklicher Wesen stellen, welche, von speculativen Pflegemüttern sorgfältig aufgezogen, ernährt und gekleidet, in geeignetem Alter an wohlhabende Chinesen als Concubinen verhandelt werden!

Eine höchst merkwürdige Humanitätsanstalt, welche selbst im christlichen Europa noch fehlt, ist Tûng-jin-tang (同仁堂), die Halle vereinter Wohlthätigkeit, im Jahre 1804 durch eine Anzahl Menschenfreunde gegründet, um die Leichen arm Verstorbener zu beerdigen. Diese Anstalt erhielt rasch durch Vermächtnisse, Geschenke und freiwillige Jahresbeiträge so reiche Zuflüsse, daß man in die Lage kam, außer dem ursprünglichen noch andere nicht minder humane Zwecke zu verfolgen. Man unterstützt verarmte Wittwen, welche angesehenen Familien angehörten, mit 700 Cash monatlich; beschenkt über 60 Jahre alte Personen, wenn sie kränklich und arbeitsunfähig waren, mit 600 Cash monatlich und theilt unentgeltlich hölzerne Särge und Grabgeräthe an diejenigen aus, welche zu arm sind, um ihre

verstorbenen Verwandten zu beerdigen. Eine andere humane Handlung der Gesellschaft besteht darin, Särge mit Todten, welche in verschiedenen Theilen der Stadt über der Erde gefunden wurden, in Gräber zu versenken. Endlich ist es die Absicht der Gründer dieser, ihrer Bezeichnung so sehr entsprechenden Anstalt, sobald es die Geldmittel zuließen, Armenschulen zu errichten, im Winter warme Kleider an Hülflose zu spenden, so wie zum Schlachten bestimmte Thiere anzukaufen und sodann wieder frei zu lassen.

Die Verhandlungen über die Verwaltung der Anstalt werden öffentlich geführt und die jeweiligen Leiter sind verpflichtet, jedes Jahr einen Rechenschaftsbericht über die Wirksamkeit derselben erscheinen zu lassen.[1] Seit ihrer Gründung hat diese Humanitäts-Anstalt mehrfache Reformen erfahren und zur Zeit, als wir dieselbe besuchten, beschränkte sich ihre Thätigkeit auf folgende drei Hauptzwecke: 1. Unterstützung alter, gebrechlicher Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes mit 600 bis 700 Cash monatlich. Dieselben erhalten jedoch blos Geldgeschenke, werden aber nicht in die Anstalt selbst aufgenommen oder darin verpflegt. 2. Unentgeltliche Verabreichung von verschiedenen, sogenannten Universal-Heilmitteln gegen Kopfweh, Magenleiden, Fieber, Diarrhöe und Krampf im Laufe der ungesunden Jahreszeit (vom Juni bis October), während in den übrigen Monaten blos Pflaster vertheilt werden. Am 3., 8., 13., 18., 23. und 28. Tage eines jeden Monats (oder an jenem Datum, in welchen die Ziffern 3 oder 8 vorkommen) werden während der Dauer der heißen, nassen, ungesunden Jahreszeit außerdem durch chinesische Aerzte in der großen Halle an arme Kranke unentgeltliche Consultationen ertheilt. 3. Verabreichung von Särgen zur Beerdigung mittellos Verstorbener, und zwar an ganz arme Familien unentgeltlich, an nicht ganz Unbemittelte auf Borg gegen Abzahlung. Wir sahen in einem der weitläufigen Magazine einen Sarg, welcher die Nummer 1084 trug, in den letzten drei Jahren verfertigt worden war und eben an die Reihe zur Vertheilung kam. Es wurden somit binnen 36 Monaten über 1000 Särge an arme Familien zur Beerdigung ihrer Todten verabfolgt. Als wir die Anstalt wieder verließen, bemerkten wir im Hofraume eine große Menge theils beschriebenen Papieres, theils Papierabfälle aufgehäuft.

[1] Die englische Uebersetzung eines solchen, in chinesischer Sprache verfaßten Berichtes enthält Morrison's unübertrefflich redigirte, dermalen im Buchhandel leider vergriffene Monatsschrift „Chinese Repository“ für April 1845.

Auf unsere Erkundigung um die Ursache dieser Ansammlung erfuhren wir, daß selbe keineswegs in einem industriellen Zweck, sondern blos in der hohen Achtung der Chinesen für alles Geschriebene ihren Grund habe. Letztere halten die geschriebenen Buchstaben gewissermaßen für heilig und wollen daher verhüten, daß irgend ein beschriebenes Blatt Papier in unrechte Hände gerathe und damit ein Mißbrauch geschehe. Daher bezahlt die Genossenschaft für jedes Pfund alter beschriebener Papierabfälle, welche arme Leute in den Straßen von Schanghai auflesen und an die Anstalt abliefern, 3 Kupfer-Cash und läßt dann die ganze aufgehäufte Masse zu einer gewissen Zeit des Jahres verbrennen.

Dicht angebaut an diese „Halle vereinter Wohlthätigkeit" befindet sich das Heiligthum medicinischer Wissenschaft oder, wie uns Mr. Muirhead die riesige chinesische Aufschrift über dem Eingange übersetzte: „The sacrificial hall of medical faculty". Es ist dies ein, auf Kosten der Nation zu Ehren eines berühmten chinesischen Arztes errichteter Tempel, in welchem dessen Standbild, in Lebensgröße aus Holz geschnitzt und reich vergoldet, auf einer altarartigen Erhöhung aufgestellt ist. Ein Theil der Kleidung des göttlich Verehrten besteht aus riesigen Blättern, während er in den gefalteten Händen eine Lotosblume hält. Ueber diesem Idol stehen in goldener Lapidarschrift im Chinesischen die Worte: „Für alle Zeiten der weise Lehrer"; und daneben: „Der göttliche Naturpfleger und geheiligte Herrscher".

Dieser berühmte Arzt soll viele Experimente mit neuen Heilstoffen zuerst an sich selbst angestellt, und nach der Volksmeinung die Eigenschaft besessen haben, alle Vorgänge im Innern des menschlichen Organismus wahrzunehmen und den Sitz des Uebels zu erkennen, indem er ein Stück gewöhnlichen Fensterglases auf die Magengrube des Patienten legte.

In der Nähe der sogenannten „Halle der Gerechtigkeit" befindet sich das Stadtgefängniß oder Tschi-hin, in welchem sich zur Zeit unseres Besuches ungefähr 100 Gefangene in verschiedenen Räumen in Verwahrsam befanden. In der Abtheilung für die schwersten Verbrecher sahen wir gegen 40 Gefangene mit schweren Eisen an Händen und Füßen. Drei derselben waren in niedere, hölzerne Käfiche von 3 Fuß Höhe, 3 Fuß Breite und 4 Fuß Tiefe eingesperrt und mittelst eiserner durchlaufender Ketten mit einander verbunden. Zugleich trugen sie schwere Eisenringe an den Füßen. Einer der Unglücklichen mußte 70 Tage, die beiden anderen 60 Tage in

dieser schauerlichen Position bleiben, ohne während der ganzen Strafzeit auch nur einen Moment lang den Käfich verlassen zu dürfen, welcher am Boden, gleich einer Hühnersteige, mit Sprossen versehen und durchbrochen war. Ihre Nahrung bestand in Reiß und Gemüse. Der eigenen Aussage nach, hatten die drei Gefangenen diese furchtbare Strafe in Folge einer Schlägerei zu erdulden, allein wir vermuthen, daß derselben ein ernsteres Vergehen zu Grunde lag. Wir schenkten den Aermsten einige Silberstücke. Ein jeder verwahrte die Gabe hastig in einer Ecke des Käfichs und schien in seinem Zustande doppelt den Werth eines Metalles zu fühlen, welches, namentlich in China, von so gewaltiger, unfehlbarer Wirkung ist.

Ein ganz eigenthümliches Institut ist Wei-kwan, eine Art Rathhaus, an der Nordostseite der Stadt zwischen dem Walle und dem Flusse gelegen, in welchem alle Handelsstreitigkeiten durch Kaufleute selbst geschlichtet werden, und mit dem zugleich ein Tempel zu Ehren der Göttinn des Meeres (tien-mui) in Verbindung steht. Mitten im Hofraume befindet sich eine große zierlich geformte, eiserne Pfanne (schang-lú), in welcher von den, die Halle besuchenden Kaufleuten und Matrosen Papierstreifen verbrannt werden, auf denen die Wünsche der Opfernden verzeichnet stehen. Auch Geld, Früchte u. s. w. werden hier gespendet, und chinesische Seefahrer, deren Dschunken während eines Sturmes unbeschädigt geblieben oder gerettet wurden, bringen aus Dankbarkeit kleine, zierliche Modelle ihrer Schiffe dar, welche in verschiedenen Theilen des Gebäudes aufgestellt sind. Diese Halle wurde während der Sung-Dynastie (1270) gegründet, wo einige Chinesen wahrzunehmen glaubten, daß die brausende Fluth des Whampoa-Flusses, als sie an diese Stelle kam, sich besänftigte, und daher dieser Erscheinung eine wunderbare Deutung gaben. Unter den Yuen- und Min-Dynastien wurde der Tempel wiederholt geplündert und niedergebrannt, durch den Einfluß eines Tao-Priesters aber wieder aufgebaut. Im Jahre 1735 befahl ein kaiserliches Edict die zeitweise Vornahme gewisser religiöser Ceremonien, eine Vorschrift, die bis jetzt befolgt wird.

Dem Antlitze der Göttinn des Meeres (auch Kwan-yin, Königinn des Himmels genannt), einer im Hintergrunde des Hofraumes aufgestellten lebensgroßen Figur gegenüber[1] ist eine große Schaubühne errichtet, wo zu

[1] Wir sahen die Königinn des Himmels (Kwan-yin) zuweilen auch mit einem Kinde in ihren Armen abgebildet und befinden uns selbst im Besitze eines solchen Schnitzwerkes, welches wir in einem Laden

deren Erheiterung zeitweise von zehn Uhr früh bis zum Einbruche der Nacht chinesische Theaterstücke aufgeführt werden.

In einem Theile der umfangreichen Baute befindet sich gleichfalls eine Anzahl von Wohnungen für chinesische Kaufleute, welche aus dem Innern des Reiches nach Schanghai kommen und daselbst keine Freunde oder Verwandte haben, bei welchen sie Unterkunft finden konnten; denn öffentliche Gasthäuser werden in China nur von den untersten Volksclassen zur Unterkunft gewählt. Wir traten in einige dieser chinesischen Hôtels ein, an denen wir gerade vorüberkamen, und besichtigten die Speiselocalitäten sowohl, als auch die Schlafräume, welche sich gemeiniglich im ersten Stockwerke befinden. Man bezahlt 100 bis 140 Cash täglich für Wohnung und Kost oder 20 bis 40 Cash per Nacht für eine Schlafstelle. Das schmutzige, düstere, spelunkenartige Aussehen der einzelnen Räume macht den Aufenthalt in denselben unheimlich. Die Gerichte, welche verabreicht werden, bestehen gewöhnlich in Reiß, Gemüsen, Fischen. Auf dem Lande kommen Aufenthalt und Verköstigung in Wirthshäusern noch billiger zu stehen und der berühmte, hochverdiente englische Missionär Dr. Medhurst, welcher es bereits im Jahre 1845 wagte, einen großen Theil der Seiden- und Theedistricte als Chinese verkleidet zu durchwandern, erzählt, daß er für Abendessen, Nachtlager und Frühstück am nächsten Morgen zusammen gar nur 80 Cash oder ungefähr 13 Kreuzer bezahlte![1] Viel häufiger als Speisehäuser trifft man in den Straßen von Schanghai Theehäuser, wo man für 6 Cash eine Tasse Thee bekommt. Die Räumlichkeiten sind, ganz ähnlich unseren Kaffeehäusern, mit kleinen Tischen, Stühlen und Bänken eingerichtet. So oft ein Gast eintritt und sich niedersetzt, bringt ein chinesischer Aufwärter eine Tasse, wirft die übliche Quantität Theeblätter hinein und gießt kochendes

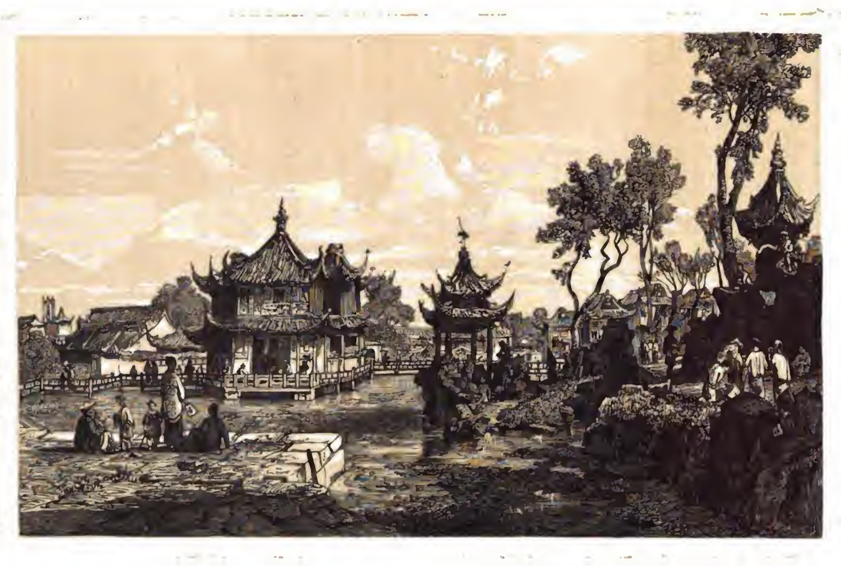
Schanghai's kauften. Die zierliche Statue scheint eine beliebte Hauptgottheit der Chinesen zu sein, welche deren kleine Hausaltäre schmückt, und die besonders von Frauen verehrt wird, welche gerne Mütter werden möchten. Die auffallende Aehnlichkeit dieser Darstellung mit jener der heiligen Jungfrau, wie wir sie, das Jesukind im Arme, in katholischen Kirchen abgebildet erblicken, mußte unwillkürlich die Vermuthung auftauchen lassen, daß hier eine Verquickung des Buddhaismus mit dem Katholicismus stattgefunden habe, oder daß wenigstens schon den ersten Buddhisten der christliche Glaube nicht völlig unbekannt war. Allein wenn die Aehnlichkeit beider Darstellungen keine zufällige ist, so dürfte wohl angenommen werden, daß sich hier derselbe Umstand wiederholt, wie bei gewissen christlichen Legenden, welchen Reisende zuweilen bei Volksstämmen wieder begegnen, die der Strahl christlicher Cultur noch nicht berührte.

[1] Die Preise der einzelnen Gerichte u. s. w. sind: Für eine Schale Reis 12 Cash (Käsch), für eine Schale Gemüse 12 Cash, für eine Tasse Thee 6 Cash, für Frühstück (bestehend gleichfalls in Reis Gemüse und Thee) 30 Cash, für Feuerung, Bett und Bedienung 20 Cash.

Wasser darauf. Nach wenigen Minuten wird nun diese heiße, hellgelbe Flüssigkeit ohne Milch und ohne Zucker hinabgeschlürft, unbekümmert um die in der Tasse herumschwimmenden Blätter, welche gewöhnlich für einen zweiten und dritten Aufguß dienen. Diese Theehäuser sind den ganzen Tag mit Besuchern besetzt, welche hier, bei einer Tasse Thee und einem Pfeifchen ölgetränkten Tabaks (Cigarren raucht der Chinese in der Regel niemals) theils Geschäfte abmachen, theils sorglos sich die Zeit vertreiben.

Der Hauptvergnügungsort der einheimischen Bevölkerung Schanghai's ist aber der Theegarten (Tschin-huang-mian) oder Tempel des Kaisers, welcher zahlreiche Gartenanlagen und Verkaufsläden umfaßt und in welchem Gaukler, Sänger, Spieler, Wahrsager, Musikanten und Possenreißer ihr Unwesen treiben. Die ganze Anlage ist höchst charakteristisch für das Barocke und Bizarre des chinesischen Geschmackes. Künstliche Canäle und Teiche mit übelriechendem, grünem, stagnirendem Wasser, in dem Lotosblumen ihre üppigen weißen Blüthen öffnen, zahlreiche Zickzackbrücken mit zierlich geschnitzten Geländern, Inseln mit künstlich aufgemauerten Felsen, Grotten, unterirdische Gänge, Pavillons von allen Größen und Formen mit bombastischen Sinnsprüchen, sind die Hauptbestandtheile des chinesischen Volksgartens, welcher, auf Staatskosten errichtet, in jeder größern Stadt besteht, und in dem von Morgen bis Abend eine ungeheuere Menschenmenge, welche Belustigung, Zerstreuung oder Gewinn sucht, unaufhörlich auf- und abwogt. Nicht alle Theile des Theegartens sind jedoch dem Volke zugängig, dem ersten Beamten der Stadt (Táu-tái) ist stets ein abgeschlossener Theil für sein Vergnügen reservirt. Derselbe enthält, von hohen Mauern umgeben, einige zierliche Anlagen, welche durch die vielen, mit großer Sorgfalt gezogenen Zwerggewächse überraschen, dann Grotten, künstliche Felsenhügel, Lusthäuser u. s. w. Hier bringt der oberste Beamte der Stadt zuweilen die heißesten Stunden des Tages zu und ruht aus, ungestört von den Sorgen seines ernsten Berufes. Alle chinesischen Gärten haben einen ähnlichen Charakter wie dieser öffentliche Vergnügungsort; ein Park ohne künstliche Inseln und hölzerne Brücken, ohne Canäle statt Pfade, ohne Teiche mit stagnirendem Wasser, dichtbedeckt mit den breiten Nelumbium-Blättern, würde in den Augen eines Chinesen seiner Hauptannehmlichkeit und seines größten Reizes entbehren.

Dicht neben dem Theegarten liegt der größte Buddhatempel der inneren Stadt, in welchem den ganzen Tag über gläubige Chinesinnen vor den Götzen



Theegarten in Schanghai

knieen und unter fortwährenden Verbeugungen gewisse Gebetformeln herabmurmeln. Wie alles in China, so werden auch die religiösen Verrichtungen handwerksmäßig betrieben. Man glaubt genug zu thun, wenn man gewisse äußerliche Ceremonien erfüllt. Der Zustand der meisten Tempel, die Verwahrlosung der einen, die mannigfaltige Art der Verwendung der andern zeigen, daß der Chinese für die Heilighaltung solcher Andachtsorte entweder keinen Sinn hat, oder derselben wenig Werth beilegt. Von Männern werden die Tempel selten besucht. Nur chinesische Frauen nehmen in ihren Herzensnöthen zur Gottheit ihre Zuflucht. Häufig sieht man eine oder die andere der Betenden dem in der Vorhalle sitzenden Tempeldiener sich nähern, um gegen Vorausbezahlung von einigen Cash sich das Horoskop stellen zu lassen. Zu diesem Ende schüttelt sie einen, mit dünnen Stäbchen gefüllten Orakköcher aus Bambusrohr mit devotem Eifer so lange, bis eines der Stäbchen herausspringt. Die auf jedem einzelnen Stäbchen geschriebenen Worte dienen dem Orakeldeuter als untrügliche Zeichen, um in einem der, vor ihm aufgeschlagenen Bücher chinesischer Weisheit den Ausspruch der Gottheit in Bezug auf die, von der Bittstellerinn gehegten Wünsche zu erfahren. Die vorzüglichste Einnahme der Tempel und ihrer Diener besteht aber in dem Verkaufe von glänzendem Gold- und Silberpapier,[1] welches im Cultus der Chinesen eine so wichtige Rolle spielt und bei ernsten wie bei heiteren Anlässen in ungeheuren Massen in einem riesigen Aschenbecken verbrannt wird.

Erbaulicher als das Innere des großen Buddhistentempels mit dessen zahlreichen dickbauchigen, theils freundlich schmunzelnden, theils mürrisch drohenden Göttergestalten in buntfarbigen schimmernden Gewändern, ist der Anblick des Confucius-Tempels[2] in einem entlegenen Theile der Stadt. In diesem weitläufigen, eben so schönen als einfachen Gebäude mit zahlreichen Hallen und Gängen legen die Schüler ihre Staatsexamina ab, hier verrichten Regierungsbeamte zu gewissen Zeiten des Jahres religiöse Ceremonien, hier versammeln sich gelehrte Männer, um über wichtige Fragen zu discutiren. Die Haupthalle ist an ihren röthlichen Wänden mit chinesischen

[1] Dieses bemalte und beschriebene Opferpapier wird im Canton-Englisch gewöhnlich Joss-paper oder Sycee-paper genannt, weil die auf demselben an die Gottheit gerichteten Wünsche sich meistentheils auf Reichthum und Silberbarren (Sycee) beziehen, welche der Betende zu erflehen strebt.

[2] Eigentlich Kong-fu-tsëu, woraus die Europäer in lateinischer Formation das Wort Confucius gebildet haben. Kong-fu-tsëu (häufig auch nur Kong-tse geschrieben) wurde im Jahre 550 v. Chr. in der Stadt Kio-feu-hien, in der heutigen Provinz Schan-tung, geboren.

und tatarischen Inschriften bedeckt, welche sich alle auf Confucius, seine Lehren und seine Weisheit beziehen. Mehrere an verschiedenen Punkten angebrachte Tafeln belehren den Besucher durch ihren Inhalt, daß dieses Gebäude bestimmt ist „den Tugendhaften zu erziehen, den Begabten auszubilden“. Gleichzeitig wird Jedermann, der diese Stelle in einer Sänfte oder zu Pferd passirt, sei es ein Staatsbeamter oder einer aus dem Volke, aufgefordert, sein Vehikel zu verlassen und den geweihten Ort zu Fuß zu überschreiten. Ueber dem Eingange rechts steht: „Seine Tugend ist gleich jener des Himmels und der Erde“; und über dem Thore links heißt es: „Seine Lehre übertrifft jene der alten und der modernen Weisen“. Hinter dem Tempel befindet sich ein kleineres, den fünf Ahnen von Confucius gewidmetes Gebäude. Eben so ist der Tempel von verschiedenen Hallen umgeben, welche, wie ihre bombastischen Aufschriften andeuten, alle bestimmt sind, die Wissenschaft zu ehren. Einer dieser Räume ist dem Gotte der Literatur geweiht, ein anderer dem Schutzgeiste des Wissens. Dieser letztere ist seltsamer Weise durch eine Figur dargestellt, welche, in einer Hand einen Griffel, in der andern einen Klumpen Silber haltend, wahrscheinlich andeuten soll, daß man „durch Wissen zu Reichthum gelangt“.

Gleich dem Theegarten giebt es auch fast in jeder Stadt China's einen Tempel zu Ehren des großen Lehrers Kong-fu-tse, an dessen Weisheit und Moral sich noch heute, mehr als 2400 Jahre nach seinem Erdenwallen, nicht blos sein eigenes Volk, sondern alle für das Edle und Erhabene empfängliche Gemüther der Erde erbauen und erfreuen.

Von den Klöstern der Stadt besuchten wir ein Taouistenkloster, Du-Kung oder der große Spiegel (wahrscheinlich der Tugend) genannt, wo auch Fremde, wenn sie Empfehlungen mitbringen, gegen Bezahlung von 150 Cash täglich Aufnahme und Verpflegung finden. Dieses Kloster, welches nur von 5 oder 6 chinesischen Mönchen bewohnt wird, liegt dicht am Wall und gewährt eine der vortheilhaftesten Aussichten über die ganze Stadt.

Die Taouisten, welche dem „tao“, dem „Wege der Erkenntniß“ folgen, und genauerer Einsicht in die geheimen Kräfte der Natur, gründlicherer Kenntnisse und einer gewissen Macht über die guten und bösen Geister sich rühmen, sind Anhänger der Lehre Lao-tse's,[1] und haben im Lande eine große

[1] Lao-tse (Lao-tseu) geboren 604 vor Chr. Geb. im Dorfe Kuio-Schin im Königreiche Thsu, bekleidete die Stelle eines Archivars am Hofe der Tschëu-Dynastie. In seinem „Buche der Weisheit“

Vorhof des grossen Buddha-Tempels in Schanghai.

Verbreitung, obschon sie gegenwärtig, da sie sich immer tiefer in ein müßiges, beschauliches Leben verloren und von jeder Cultur ferne hielten, nur mehr wenig Ansehen genießen. Es ist wohl nur ein Zufall, daß sich ganz in der Nähe der Taoisten ein Frauenkloster, das der „weißen Nonnen,“ befindet, ein kleines, ebenerdiges, aber äußerst reinlich und nett gehaltenes Gebäude. Wir trafen daselbst sechs buddhistische Nonnen mit ganz geschorenen Köpfen und langen weißen Kleidern, was ihnen ein völlig männliches Aussehen gab. Sie empfingen uns überaus freundlich und führten uns mit großer Zuvorkommenheit in den verschiedenen Räumlichkeiten herum. Es waren meist Wittwen, welche hier in stiller Zurückgezogenheit ihr Leben zubringen und sich mit der Anfertigung von Gegenständen für den buddhistischen Cultus, wie z. B. von Räucherkerzchen, Lichtern, bedrucktem Opferpapier u. s. w., beschäftigen, wodurch sie zugleich ihren Unterhalt verdienen. Diese Anstalten (Ni-Koo) sind hauptsächlich durch Vermächtnisse und Geschenke frommer Chinesen gegründet und dienen namentlich dazu, armen, hilflosen oder lebensmüden Frauen ein Asyl zu bieten. Viele Wittwen ziehen sich in solche Friedensstätten zurück, um ihr Leben fern vom Geräusche der Welt mit Gebeten und Werken der Nächstenliebe zu beschließen. Indeß sollen, wie man uns wiederholt klagte, in diesen buddhistischen Klöstern nicht immer blos fromme Zwecke verfolgt werden und die Gewebe von Intriguen und Liebesabenteuern, welche in denselben zuweilen gesponnen werden, haben nicht wenig beigetragen, das Ansehen dieser religiösen Genossenschaften zu untergraben und ihren Fortbestand zu gefährden. Ein Volk von solcher materieller Lebensanschauung und solcher Ameisenemsigkeit wie die Chinesen, das nur wenige Ruhetage im Laufe eines langen Jahres kennt, blickt unwillkürlich mit argwöhnischem Auge auf religiöse Genossenschaften, welche, ohne durch physische oder geistige Arbeit das Wohl der Mitbürger irgendwie zu fördern, in Behagen und Sorglosigkeit die Zeit verbringen.

(Tao te king) finden sich folgende merkwürdige Worte: „Die Norm der Alten ist gewesen, das Volk nicht zu erleuchten, sondern es dumm zu machen. Ein gescheidtes Volk ist schwer zu regieren. Deßhalb sagt man: Wer ein Reich in Weisheit regiert, der ist der Zerstörer des Reiches; wer ein Reich in Dummheit regiert, der ist der Erhalter des Reiches. In der Familie, in der Schule, werden die Kinder unter Götzenbildern auferzogen. Kommen sie des Morgens in die Schule, so lehrt man sie das Bild des Kong-tse verehren. Diese Sitte muß alsbald abgeschafft werden.“ Vergleiche J. R. Kaeuffer: Geschichte von Ostasien, für Freunde der Geschichte der Menschheit. Leipzig, Brockhaus. 1859. Bd. II. Seite 64, und K. F. Neumann: Ostasiatische Geschichte. Leipzig, W. Engelmann. 1861. Seite 129.

Auf unserer Wanderung durch die Straßen von Schanghai traten wir auch in eine chinesische Apotheke (Yak-tien) ein, welche zwar in ihrer äußeren Erscheinung einer europäischen ziemlich ähnlich sieht, sich dagegen von dieser wesentlich unterscheidet, sobald man nur Detailbetrachtungen anstellt. Die chinesische Materia medica ist überaus reich an Heilstoffen, deren Wahl und Verwendung zuweilen höchst bizarr genannt werden muß.

Man kennt bis jetzt, nach den neuesten Untersuchungen des Dr. Hobson, auf dessen große Verdienste um die Verbreitung der europäischen Heilwissenschaft in China wir später ausführlich zurückkommen werden, an 442 Heilstoffe aus den drei Naturreichen, welche in einer wohlassortirten chinesischen Apotheke vorräthig sein müssen, und zwar gehören davon 314 dem Pflanzen-, 78 dem Thier- und 50 dem Mineralreiche an. Wir wollen indeß hier blos die wunderlichsten Stoffe anführen, deren sich chinesische Aerzte zur Bereitung von Arzeneien bedienen, wie z. B. Vogelnester, getrocknete rothgefleckte Eidechsen, die frischen Spitzen des Hirschhornes, Schildpatt, Hundefleisch, Thierknochen, verschiedene Präparate aus Theilen des menschlichen Körpers, Walfischzähne, Austernschalen, Schlangenhaut, Haifischmagen und Haifischflossen, Sehnen von Rehen und Büffeln, getrocknete Seidenwürmer, deren Larven und Excremente, Raspelspäne von Bambus, Bärengalle, Präparate aus menschlichen Excrementen, Raspelspäne von Rhinoceros- und Antilopenhörnern, Kaninchenkoth, Tintenfischbein, getrockneten Firniß, getrocknete Blutegel und Erdwürmer, rothen Marmor, Elfenbein-Abfälle, Präparate von Kröten, Petrefacten, altes Kupfergeld,[1] Schneewasser,[2] Menschenmilch[3] u. s. w.

[1] Kupfermünzen, unter einem Herrscher geprägt, an dessen Regierungsperiode sich gewisse denkwürdige Ereignisse knüpfen, haben großen Werth als heilbringende Amulete. Einigen derselben, z. B. jenen der Ming- und Sing-Dynastie, werden ganz besondere Heilkräfte zugemuthet. Die Münzen des Herrschers Tsching-tá (1506 bis 1522) sind unfehlbare Schutzmittel gegen die Gefahren der Schwangerschaft und in den Krankheiten derselben. Andere werden als prophylaktische Mittel hoch in Ehren gehalten. Die Anwendungsmethode besteht darin, daß sie der Kranke an einer Schnur, bei mehreren Stücken in einer vorgeschriebenen Reihenfolge, am Leibe trägt.

[2] Dem Wasser trauen die Chinesen überhaupt die größten Heilkräfte zu, und sie wenden es daher gegen eine Unzahl der mannigfaltigsten Leiden in den verschiedensten Formen an. Das kalte, laue, warme und heiße Wasser, so wie Schnee- und Eiswasser sind gesonderte Medicamente, eben so Regenwasser, Quell- und Flußwasser, Brakwasser, der Thau, das Wasser im Flusse, welches einen Wirbel bildet, das gekochte Wasser, der Dampf.

[3] Die chinesischen Weiber erhalten sich, ganz abgesehen von dem Brauche, ihre Kinder zwei bis drei Jahre hindurch und oft noch länger zu stillen, auch aus Speculation in einem continuirlichen Milchstande, und decken auf diese seltsame Weise das Deficit, welches bei der unzureichenden Menge von Kuhmilch zwischen dem Marktbedarf und dem wirklichen Vorrath an Thiermilch entsteht. Ein Chinese,

Diese Heilstoffe kommen aus den verschiedenen Theilen China's sowohl, als auch aus Japan, Siam und der Malakkastraße und bilden daher eben so wichtige als einträgliche Handelsartikel. Viele derselben werden in rohem Zustande in den Apotheken verkauft und dienen blos als sympathetische Mittel, als Amulete, oder überhaupt zum äußerlichen Gebrauche. Die chinesischen Apotheker verkaufen ihre Medicamente meistentheils in Pulver- oder Pillenform. Letztere werden gewöhnlich zur bessern und leichtern Aufbewahrung mit einer Hülle aus Bienenwachs umgeben, so daß das Medicament, wie es aus dem Apothekerladen kommt, jenen Wachskügelchen ähnlich sieht, deren sich deutsche Hausfrauen zur Glättung des Zwirnes bedienen. Ein jedes solches Kügelchen enthält 4 bis 6 Pillen, tzi-páu-tan oder sehr kostbare Pillen genannt, welche als eine Art Universalmittel gegen Fieber, Magenleiden, Kopfschmerz u. s. w. gebraucht werden.

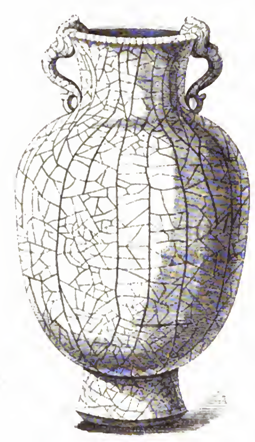

Ginsengwurzel.

Der geschätzteste und kostbarste Heilstoff der chinesischen Apotheke ist aber die Ginsengwurzel (Panax Ginseng oder Panax quinquefolia), welche hauptsächlich in der Mandschurei und den Wildnissen nördlich von Korea gefunden wird. Der Umstand, daß der Ginseng noch fortwährend Monopol der chinesischen Regierung, und nur wenigen bevorzugten Unterthanen gestattet ist, eine gewisse Quantität desselben gegen das gleiche Gewicht in reinem Golde alljährlich kaufen zu dürfen, trägt wohl mehr als dessen wirkliche Heilkraft zu dem Ruhme einer Panacee bei, den er genießt. Die Wurzeln sind von der Größe und Dicke des kleinen Fingers am menschlichen Körper, und brechen, wenn sie gebogen werden, kurz ab. Gereinigt werden sie durchscheinend und erlangen eine dunkle, bernsteingelbe Farbe.

Man verkauft in den chinesischen Apotheken drei verschiedene Qualitäten Ginseng. Ein Leang (Unze) der besten (größten und reinsten) Sorte kostet bis 50 Dollars, die mittlere 5 Dollars, die mindeste 1 Dollar. Die Ginsengwurzel wird zwar auch in Virginien, Pennsylvanien

der neben seiner legitimen Frau manchmal noch 5—6 Kebsweiber besitzt, kann eine förmliche Meierei anlegen. Da die Seefahrer, in einem Hafen angekommen, gemeiniglich leidenschaftlich gerne Milch trinken, so erstaunten wir nicht wenig, von einem Arzte in Hongkong die Quelle zu erfahren, aus welcher die von uns reichlich genossene Milch wahrscheinlicher Weise geflossen war.

und Canada gefunden und von dort nach China eingeführt, aber die Chinesen ziehen die ihrer heimatlichen Wälder vor, selbst wenn diese bedeutend theurer sind und im Aussehen beider kein Unterschied zu merken ist. Da die Pflanze nur im wilden Zustande vorkommt und sich hartnäckig jedem Culturversuche widersetzt, so ist das Aufsuchen derselben in den nordamerikanischen Wäldern schon mit großen Schwierigkeiten und Kosten verbunden, und während in früheren Jahren an diesem Handelsartikel durch englische und amerikanische Kauffahrer 5 bis 600 Procent gewonnen wurden, ist dermalen der Gewinn daran auf ein sehr bescheidenes Maß reducirt.


Vase aus Bruchporzellan.

Mehrfaches Interesse bieten die Läden, in welchen Porzellanwaaren verkauft werden, deren Fabrication bekanntlich in China bis in ein sehr hohes Alter zurückreicht, und schon zu Anfang unserer Zeitrechnung sehr blühend war. Ja, man kann mit Recht annehmen, daß sich diese Industrie trotz einzelnen schönen Erzeugnissen dieser Art, welche man zuweilen zu Gesicht bekommt, gegenwärtig im Verfall befindet, indem manche Porzellanarten gar nicht mehr erzeugt werden können, weil das Geheimniß zu ihrer Fabrication verloren gegangen ist. Was dem Europäer in diesen Läden am meisten auffällt, ist das sogenannte Bruchporzellan (englisch crackle, französisch porcelaine craquellée), welches auf der Oberfläche nach allen Seiten hin gebrochene Linien zeigt, so daß das ganze Gefäß aus an einander gesetzten Stückchen zu bestehen scheint und mit Mosaik viele Aehnlichkeit hat. Auch diese Art von Porzellan vermag man gegenwärtig nicht mehr von so vorzüglicher Qualität herzustellen, als früher. Altes Porzellan ist außerordentlich kostspielig, moderne Erzeugnisse dagegen, namentlich Figürchen, Nippsachen u. s. w., sind

sehr billig und hatten ganz den Anschein, als ob sie vom europäischen Continent eingeführt worden wären.

Eine eigenthümliche Liebhaberei der Chinesen besteht darin, Heuschrecken in ganz kleinen, zierlichen, aus Bambusstreifen oder Draht geflochtenen Käfichen aufzuhängen, in welchen dieselben beständig, ohne Rücksicht auf Tageszeit oder Witterungsverhältnisse, lustig und unverdrossen zirpen. Diese Sitte ist sehr alt, und während man jetzt blos beim Volke solche sorgsam gepflegte Schreier trifft, gab es eine Zeit, wo die Heuschrecke der Gegenstand allgemeinen Entzückens war und alle Ehren der Mode genoß. Sie verdankte dieses unerwartete Glück, wie Abbé Grosier erzählt[1], einem armen Gelehrten unter der Thang-Dynastie, im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, welcher, um seinem Elende zu steuern, auf den seltsamen Einfall gerieth, mit diesen Insecten Handel zu treiben. Er ging ins Feld, wählte die schönsten Thierchen, machte ihnen kleine Käfiche, kehrte nach der Stadt zurück und bot sie in den vielbelebten Straßen von Tschang-gan feil. Der Gedanke war neu, die reiche üppige Stadt fand schnell Wohlgefallen an dem aus dem Felde hereinverpflanzten Gesang. Die Kaiserinn, die Königinnen, die Palastdamen, Jedermann wollte diese ländlichen Sänger besitzen. Es wurde ein eigenes Hofamt errichtet, um den kaiserlichen Palast stets mit der erforderlichen Anzahl dieser Sing-Insecten zu versehen. Die Liebhaberei stieg bis zur tollsten Manie, man begegnete den kleinen Zirpern in allen Ecken und Enden, man trug sie mit sich in die Visite, die ganze Stadt wiederhallte von ihrem Geschrei. Die Kunst, die Industrie bemächtigten sich derselben. Kein Stoff, keine Stickerei, keine Zeichnung, kein Gefäß war mehr zu sehen, worauf sie nicht dargestellt erschienen. Man bildete sie in Metall und Edelstein nach, und keine vornehme Dame dünkte sich vollkommen geschmückt, wenn sich nicht eine Locusta in ihren Haaren befand. Diese Manie ist zwar in China erloschen, aber die lärmenden Insecten bilden noch immer einen beliebten Vergnügungsgegenstand fürs Volk und für die Kinder, und sie werden daher noch jetzt in großer Menge gefangen und in den Straßen verkauft. Merkwürdiger Weise sprechen alle älteren und neueren Schriftsteller bei der Schilderung dieser Sänger stets von Cicaden, während sich herausstellt und durch die Untersuchungen eines der Zoologen der Expedition bestätigt wird, daß das Insect keine Cicade, sondern eine wie

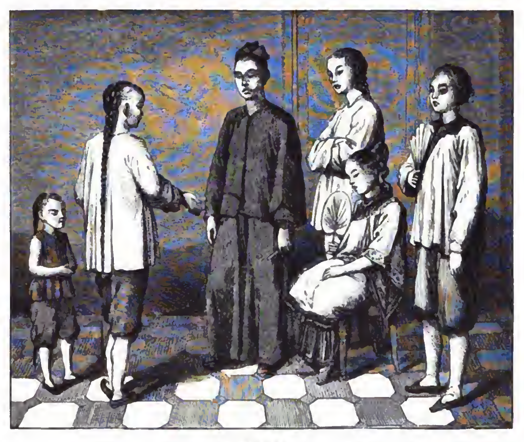
[1] Description général de la Chine.

es scheint noch unbeschriebene Heuschreckenart (Decticus) ist. Höchst wahrscheinlich gab der Umstand zu dieser mehr als tausendjährigen, irrigen Annahme Anlaß, daß der Laut dieser beiden verschiedenen Insecten-Gattungen ein ziemlich ähnlicher ist, und man daher ohne weitere Prüfung voraussetzte, das im Käfich gehaltene Sing-Insect gehöre gleichfalls zu jener Gattung, deren Naturgeschichte so wie Virtuosität im Zirpen viel früher schon genau bekannt war. Eine solche Heuschrecke befand sich in einem kleinen Käfich mehrere Monate hindurch am Bord, und zirpte troß Sturm und Unwetter, selbst versperrt im finstern Schrank, lustig fort. Einige Cicaden dagegen, mit welchen gleichfalls Versuche angestellt wurden, lebten nicht länger als zwei bis drei Tage in Gefangenschaft. Keine sang freiwillig, sondern nur wenn sie gequält wurde, oder wenn mehrere in einem Gefäße einander beunruhigten; keine nahm Nahrung zu sich. Augenscheinlich besitzen die Cicaden nicht jene Eigenschaften, um in Gefangenschaft als Stubenthiere gehalten werden zu können, während sich andrerseits Heuschrecken und Grillen zu diesem Zwecke ganz besonders eignen.

Noch wollen wir einige interessante Anstalten besuchen, bevor wir die dumpfe düstere Chinesenstadt verlassen und nach dem freundlicheren europäischen Viertel zurückkehren. Ohnedies bricht schon der Abend herein und nach Sonnenuntergang werden die Thore der Stadt geschlossen und weder Europäer noch Chinese kann nach dieser Zeit mehr aus der Stadt gelangen. Wer sich zufällig verspätet, muß in einem befreundeten Hause für die Nacht Unterkunft suchen, bis der kommende Morgen die Thore neuerdings öffnet, die Verbindungen mit dem Fremdenviertel wieder hergestellt werden und das alte Getriebe von neuem beginnt.

Der nächste Gegenstand, welcher unser Interesse fesselt, ist eine chinesische Schule. Ueber eine hölzerne Treppe gelangt man in einen, bis auf Tische und Stühle leeren Raum, in welchem ein hagerer, bleicher Chinese mit einem langen Zopfe, ein Stäbchen in der Hand, auf- und abschreitet, während an einem Tische ein Dutzend Knaben von 8 bis 12 Jahren mit Lesen beschäftigt ist. Ihre lauten Stimmen tönen bis hinab auf die Straße. Die Kosten der Volksschulen werden in China größtentheils durch freiwillige Beiträge, Stiftungen u. s. w. bestritten. Knaben bemittelter Eltern bezahlen für neun Monate Unterricht drei spanische Dollars. Manche Lehrer haben mehrere Hundert Schüler und verdienen sich zuweilen bis zu

1000 Dollars jährlich. Dies sind freilich Ausnahmen, aber auch im Allgemeinen scheint für den Lehrstand in China viel ausreichender gesorgt zu sein als in Oesterreich oder Deutschland. Er steht dort in weit höherem Ansehen und hat bessere Einkünfte. Reiche Chinesen halten ihren Kindern gewöhnlich Privatlehrer, welche, wie bei uns, zugleich mit der Familie wohnen. Elementarbildung ist in China überaus verbreitet. Es dürfte wenige Chinesen geben, welche nicht mindestens des Lesens und Schreibens kundig



Chinesen.

sind. Ein besonders erfreulicher Beweis religiöser Duldsamkeit, würdig der Nachahmung in christlichen Staaten Europa's, ist das Bestehen protestantischer und katholischer Gotteshäuser mitten unter Buddhistentempeln und anderen, dem heidnischen Cultus geweihten Hallen. Die American Episcopal church, auf Kosten eines reichen Bostoner Kaufmannes und Schiffsrheders, Namens Appleton, im Jahre 1850 mittelst einer Geldsumme von 6000 Dollars (12.600 Gulden) gebaut, zählt dermalen an 80 Convertiten. Es ist ein höchst

einfaches aber zierliches Bethaus, ganz im Style und Charakter der Chapels im Westen der nordamerikanischen Union, und steht in Verbindung mit einer Schule, welche dermalen von 40 Chinesenkindern besucht wird. Jeden Sonntag um zehn Uhr früh wird eine Predigt gehalten, welcher auch Gemeindemitglieder aus dem europäischen Viertel beiwohnen. Weit großartiger und imposanter in Anlage und Ausführung ist die katholische Kathedrale von Tong-Kadú, angeblich das schönste Gotteshaus in ganz China. Dasselbe wurde im Jahre 1846 durch freiwillige Beiträge zu bauen begonnen und im Jahre 1852 vollendet. Die Kosten des Baues sollen 23 Myriaden Leangs[1] oder circa 650.000 Gulden österreichischer Währung betragen haben. Im Innern der Kirche befindet sich eine große, von einem Laienbruder aus Bambusstäben verfertigte Orgel, deren ernste, weihevolle Töne an Festtagen die christliche Gemeinde weithin zur Andacht und Erbauung stimmen. Gegenwärtig steht diese Kirche unter der Oberaufsicht eines Bischofs aus dem Orden der Jesuiten.

Unser Weg aus der Chinesenstadt nach dem europäischen Viertel führte uns an einem Etablissement vorüber, welches uns manchen interessanten Einblick in die industrielle Thätigkeit der Chinesen gestattete. Es ist eine ausschließlich von Eingeborenen betriebene Oelfabrik, welche an 400 Arbeiter und außerdem eine Zugkraft von 80 Ochsen beschäftigt. Das Oel wird aus einheimischen Bohnen gewonnen und zwar so massenhaft, daß täglich über 1400 Katti's oder 1750 Pfund Oel erzeugt werden, welches 74 Cash per Katti (1$^{1}/_{3}$ Pfund) werthet und sowohl zum Kochen als auch zum Brennen Verwendung findet. Die nach Auspressung der öligen Substanz übrig bleibenden Oelkuchen werden als Düngungsmittel verwendet.[2] Ein Arbeiter erhält täglich je nach seiner Fähigkeit und körperlichen Kraft 100 bis 200 Cash.

[1] Eine Myriade = 10.000 Unzen (Leangs oder Taels). 1 Tael = 2 Gulden 80 Kreuzer.

[2] Aber nicht blos Oelkuchen, sondern auch zu Pulver zerstoßene Hörner und Knochen, Barthaare und Nägelabfälle, Ruß und Asche, ja sogar menschliche Excremente werden zu Düngerzwecken benützt. Und es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß sich der Preis der letzteren nach den verschiedenen Menschenracen richtet, die ihn liefern. Der wohlgenährte meist fleischessende Europäer und Amerikaner hat in dieser Beziehung einen bedeutenden Vorzug vor den schlechter genährten Mischlingen, während der größtentheils nur von Gemüsen und Fischen sich nährende Chinese in Bezug auf den Werth seiner Excremente als Düngemittel allen anderen in China lebenden Racen nachsteht. Der Preis dieses Düngers beträgt je nach Qualität 1—3 Dollars per Pikul. Die Sitte, menschliche Excremente als Dünger zu sammeln und zu verwenden, ist im Innern des Reiches noch verbreiteter als in den Küstenprovinzen. „Wüßte man nicht", schreibt der bekannte Missionär Huc, „wie hoch die Bewohner des himmlischen Reiches diese Art Dünger halten, man könnte den chinesischen Egoismus nicht mit den unzähligen kleinen Appartements vereinbaren, welche die Grundbesitzer aller Orten zur Bequemlichkeit der Reisenden bauen. Es giebt keine

Als wir die Fabrik wieder verließen und nach dem kleinen östlichen Thore einbogen, blieb unser Auge plötzlich auf einem ausgedehnten, zierlichen Hause haften, offenbar das Eigenthum eines vornehmen Chinesen. Wie uns unser Begleiter belehrte, ist es der Wohnsitz der Familie Wuong, welche zu den fünf ältesten und angesehensten Familien Schanghai's zählt. Dies beweist schon ein kleines mausoleumartiges Denkmal aus Stein, welches der Mutter Wuong's wegen ihres wohlthätigen Sinnes und ihrer Menschenfreundlichkeit von den Bewohnern des Districtes, in dem sie lebte, mit Erlaubniß des Kaisers errichtet wurde. Die Sitte, besonders tugendhafte und wohlthätige Frauen durch die Errichtung von Tempeln, Denkmälern u. s. w. auszuzeichnen, ist in China keineswegs selten und steht in wunderlichem Widerspruch zu der fast sclavenmäßigen Behandlung, welche das weibliche Geschlecht daselbst im Allgemeinen erfährt. In der Stadt und Umgebung von Schanghai befinden sich allein an 90 solcher Pforten und Denkmale zu Ehren musterhafter und philantropischer Frauen. Die Mehrzahl derselben war verheiratet und einzelne von ihnen hatten ein sehr hohes Alter erreicht; ja eine dieser Matronen war 104, eine andere sogar 115 Jahre alt geworden.[1]

Im Hause Wuong's, welcher auch bei Europäern als Kaufherr und Schiffsrheder in großem Rufe steht, wurden wir auf das Freundlichste empfangen. Als wir ins Innere eingetreten waren, brachte ein Diener sogleich in ganz kleinen Tassen Thee, welcher nach Landessitte, ohne Beimischung von Zucker oder Milch, in seiner ganzen nationalen Bitterkeit geschlürft werden sollte. Bald darauf kam eine alte Amme des Hauses und fing mit unserem Begleiter, welcher des Chinesischen vollkommen mächtig und in der Familie wohl gelitten war, ein langes Gespräch über die verschiedensten Gegenstände

Stadt und kein Dorf, wo in dieser Beziehung nicht die übertriebenste Concurrenz stattfände. Auf den besuchtesten Straßen und den verlassensten Orten wundert man sich oft, derartige Häuschen aus Stroh, Erde, ja selbst Mauerwerk anzutreffen. Man möchte glauben in einem Lande zu sein, wo sich die Sorge für die Einrichtung von öffentlichen nützlichen Bauten bis zum Extrem steigert. Der Eigennutz ist aber die einzige Veranlassung zu allen diesen Schöpfungen".

[1] In allen Theilen des weit ausgedehnten Reiches begegnet der Reisende solchen nationalen Huldigungen ausgezeichneter Frauen und Dr. Medhurst sowohl, als auch Fortune und andere Autoren über China erwähnen mehrfach diese höchst bemerkenswerthen Erscheinungen. Eine dieser steinernen Ehrenpforten rühmt Medhurst als von ganz vorzüglicher Schönheit. Sie befindet sich eine halbe Meile diesseits der Stadt Kwang-tih und wurde von der dortigen Gemeinde mit Genehmigung des Kaisers zur Erinnerung an eine besonders tugendhafte und wohlthätige Frau der Stadt errichtet Ueber dem Portal prangen die Worte: Kin-sin-tsaé-tschung. (Ein goldenes, vollkommenes Herz genau in der Mitte.)

an. Endlich kam der Hausherr selbst, ein stattlicher, biederer Mann, in ein elegantes leichtes, grauseidenes Gewand gehüllt, sonst aber in Tracht und Aussehen sich nicht im Geringsten von seiner chinesischen Dienerschaft unterscheidend, und führte uns im ganzen Hause herum. Er schien sichtbar Gefallen daran zu finden, die inneren Einrichtungen seines schönen Besitzthums einem Fremden zeigen zu können. Wir wanderten durch zahlreiche, einfach aber elegant möblirte Gemächer mit verschiedenen Abtheilungen und Verbindungsgängen, zwischen denen wieder kleine Gärtchen mit zwergartigen Gewächsen, künstlichen Grotten und Felspartien angelegt waren. In einem der Zimmer war ein Punkah angebracht, eine seltene Erscheinung in einem chinesischen Haushalte. Im Lese- oder Studirzimmer angelangt, bat uns der Hauswirth auszuruhen und ließ neuerdings Thee bringen. Das kleine aber zierliche Gemach war ringsum mit chinesischen Inschriften (meist Sprüchen des Confucius) bedeckt, welche, auf weiße Papierrollen geschrieben, an den Wänden herabhingen. Während wir Thee tranken und eifrig conversirten, brachte ein Diener ziemlich dicke, in heißes Wasser getauchte Tücher, um Gesicht und Hände damit abzuwischen. Die verdunstende Feuchtigkeit entzieht der Haut die Wärme und bringt dadurch eine so erfrischende Wirkung hervor, daß man staunen muß, dieses Verfahren in heißen Ländern nicht mehr verbreitet und nicht auch bei uns an schwülen Sommertagen angewendet zu sehen.

Was den in Seide gehüllten chinesischen Hausherrn am meisten an uns zu interessiren schien, war unser Anzug. Wiederholt befühlte er den schwarzen Rock aus Alpacawolle, den eines der Expeditionsmitglieder trug, und sagte: „Diese westlichen Völker sind doch wunderliche Leute; sie tragen viel mehr Kleider als wir und schwitzen doch weniger;“ — und dabei fuhr sich Wuong mit dem erwähnten Tuch ein paar Mal über das Gesicht, nachdem es zuvor ein Diener neuerdings in heißes Wasser getaucht und wohl ausgewunden hatte. Als wir uns verabschiedeten, begleitete uns der fein manierliche Hausherr bis an die Schwelle seiner Behausung.

In der Vorhalle lehnte eine Anzahl roth angestrichener Tafeln aus Holz, auf welchen die Ehrentitel der Familie Wuong mit großen goldenen chinesischen Schriftzeichen geschrieben standen, und die bei festlichen Aufzügen dem in einer Sänfte sitzenden Familienoberhaupte vorangetragen werden.

Nach dieser Wanderung durch die Chinesenstadt kehren wir in das „Fremden-Viertel“ zurück, wo sich ein völlig verschiedenes Leben entfaltet.



Alles ist hier nach europäischem Zuschnitt eingerichtet, und nur in solchen Dingen nimmt das Auge eine Abweichung davon wahr, wo diese durch die klimatischen Verhältnisse geboten wird. Die Häuser sind alle hoch, geräumig und luftig, meist in der Mitte von Gärten gelegen, und manche von ihnen haben sogar ein palaisartiges Aussehen. Mehr noch als auf die Kaufleute in Broadway läßt sich auf die fremden Kaufherren in China und Indien die Bezeichnung „merchant princes" anwenden, denn bei ihnen herrscht viel mehr wie irgendwo anders in der mercantilen Welt ein wahrhaft fürstlicher Luxus. In einem Orte, wie Schanghai, welcher dem gebildeten Fremden so wenig Entschädigung für zahlreiche geistige Entbehrungen zu bieten vermag, sucht man sich leicht begreiflicher Weise wenigstens die materielle Existenz so behaglich und angenehm als nur immer möglich zu machen. Diesen Grundsatz sieht man illustrirt und consequent durchgeführt in der splendiden Bauart der Wohnsitze und ihrer prachtvollen, mit raffinirtem Comfort ausgestatteten Einrichtung, so wie in der scrupulösen Sorge für Küche und Keller.

In den ebenerdigen Geschossen befinden sich die Comptoirs und Magazine, im ersten Stockwerke die Salons, das Speisezimmer und die Schlafgemächer. Alle diese verschiedenen Räume sind mit eben so viel Pracht als Geschmack eingerichtet, fast jeder einzelne Gegenstand trägt den soliden Stempel englischen Ursprungs an sich. Bis in die kleinsten Details ist der Comfort englischer drawing-rooms nachgeahmt, und wird noch vermehrt durch gewisse, den Sitten asiatischer Völker entnommene Zuthaten: duftende Matten vor Thüren und Fenstern; Punkahs, welche, von chinesischen Dienern in Bewegung gesetzt, fortwährend frische Luft zuführen; durch Veranda's oder Glasgänge, wo man des Morgens und Abends, in einem Rockingchair[1] sich wiegend, eine gar angenehme Kühle genießt. Eine zahlreiche Dienerschaft schwirrt beständig umher und ist eifrig bemüht, den leisesten Wunsch den Lippen ihres Gebieters abzulauschen und zu erfüllen. Es giebt vielleicht in keinem Theil der Erde verständigere und exactere Diener, als die Chinesen. Sie verrichten die verschiedensten Arbeiten mit überraschend viel Tact, Ordnung und Geschick. Alles geschieht geräuschlos und doch schnell, man ist vortrefflich bedient, ohne durch allzu große Aufmerksamkeit belästigt zu werden.

Die Mitglieder der Novara-Expedition genossen in Schanghai die umfassendste Gastfreundschaft. Selbst die Anwesenheit der verschiedenen

[1] Nordamerikanischer Schaukelstuhl.

Gesandtschaften und die ungeheure Wichtigkeit der Ereignisse, von welchen eben der Golf von Petschili im Norden China's der Schauplatz war, hinderten nicht, daß man der ersten maritimen Expedition einer deutschen Großmacht die schmeichelhafteste Theilnahme zuwendete. Fremde der verschiedensten Nationen und Stände, Consuln, Missionäre, Kaufherren, Naturforscher, Zeitungsredacteure, ein Jeder bemühte sich von seinem Standpunkte aus uns nützlich zu sein und unsere Zwecke fördern zu helfen.

Einer der angesehensten Aerzte und Missionäre der Londoner Missionsgesellschaft, Dr. B. Hobson, welcher seit dem Jahre 1838 in der edlen Eigenschaft eines „medical missionary“ heilend und lehrend in Canton lebte[1] und erst wenige Monate vor unserer Ankunft in Folge der Kriegsereignisse nach Schanghai übersiedelt war, hatte die Güte, uns aus seinem reichen Schatze von Erfahrungen in China viele werthvolle Daten mitzutheilen und uns mit den verschiedenen Zweigen der segensvollen Wirksamkeit der Mitglieder der Londoner Missionsgesellschaft bekannt zu machen. Dieselbe beschränkt sich keineswegs auf die Verbreitung christlicher Tractate und Schriften in chinesischer Sprache, sie umfaßt gleichzeitig das löbliche Bemühen, armen, kranken Chinesen auch in ihren leiblichen Nöthen beizustehen und Hülfe zu bringen. Während der tüchtige, sprachgewandte Dr. Muirhead an der Spitze der Missionsschule steht und bekehrten Chinesen an Sonntagen das Wort des Herrn verkündet, und der nicht minder eifrige Mr. Wylie der Buchdruckerei vorsteht, ist der überaus vielseitig und hochgebildete Dr. Hobson mit der Leitung des Spitals betraut, dessen Kosten theils durch die Missionsgesellschaft, theils durch die europäische Gemeinde bestritten werden.

Das Gebäude selbst ist ziemlich klein und unbedeutend und kann höchstens einige dreißig Patienten aufnehmen. Allein es wurde hauptsächlich nur für solche Fälle errichtet, welche die Engländer mit „accidents“ zu bezeichnen pflegen und die in Körperverletzungen in Folge eines zufälligen Sturzes, einer Schlägerei u. s. w. bestehen; dagegen werden jeden Tag von zwölf bis ein Uhr an Leidende Consultationen ertheilt und Arzeneien unentgeltlich verab-

[1] In dem von Dr. Hobson in der sogenannten Western Subrub in Canton vom Jahre 1848 bis 1858 geleiteten Spital wurden jährlich durchschnittlich mehr als 20.000 Kranke beider Geschlechter behandelt. Während der ungesundesten Zeit des Jahres (Mai und Juni) suchten daselbst oft 3000 bis 3400 Patienten Hülfe. In dem Ordinations-Saale wurden überdies dreimal wöchentlich an 200 bis 250 Patienten ärztlicher Rath ertheilt und Medicamente unentgeltlich verabreicht.

reicht. Hunderte von Kranken strömen herbei, um von dieser Wohlthat Gebrauch zu machen, und während Dr. Hobson in der kleinen Apotheke ordinirt und dispensirt, predigt im Wartesaal ein einheimischer Lehrer den zur Consultation Gekommenen das Wort des Herrn.

Wir verweilten eine ganze Stunde im Ordinationszimmer und hatten dadurch nicht nur Gelegenheit, die verschiedensten Krankheitsfälle, meist chirurgischer Natur, zu sehen, sondern auch manches instructive Wort aus Dr. Hobson's Munde zu vernehmen. So z. B. bemerkte derselbe auf Grund einer mehr als sechzehnjährigen ärztlichen Praxis, daß die Chinesen durch Mercur und Chinin ungemein leicht angegriffen werden. Eine sehr geringe Dosis dieser Heilstoffe reicht hin, um eine bedeutende Wirkung zu erzielen. Seltsamer Weise ist Chinin als tonisches und Fiebermittel in den chinesischen Apotheken nicht bekannt und wird fast ausschließlich nur zur Heilung der „Sucht des Opiumrauchens" verschrieben.

Ein Arzt wird in China mit großer Auszeichnung behandelt und gemeiniglich szí-yaý (ehrwürdiger Lehrer) genannt. In den letzten Jahren hatten die Cholera (tschan-kan-tschin, wörtlich: Zusammenziehen der Sehnen) und die Blattern große Verheerungen unter dem Volke angerichtet, und das furchtbare Auftreten der letzteren Krankheit war Ursache, daß von den englischen Missionären eine kurze Abhandlung über die Wichtigkeit der Kuhpockenimpfung in chinesischer Uebersetzung herausgegeben wurde. Besonders unter den Kindern soll die Sterblichkeit an bösartigen Blattern groß, und die durch diese Krankheit verursachten Fälle von Leukoma oder Erblindung sehr zahlreich gewesen sein.

Dr. Hobson, welcher bereits im Jahre 1851 eine Physiologie im Canton-Dialekt veröffentlichte, hatte so eben auch ein Handbuch der praktischen Chirurgie in chinesischer Sprache (Canton-Dialekt) mit 400 Holzschnitten beendigt und gleich der ersteren durch chinesische Arbeiter drucken lassen. Selbst die Zeichnungen waren durch einheimische Kräfte nach englischen Originalien auf Holz gezeichnet und geschnitten. Viele in diesem Werke enthaltene wissenschaftliche Ausdrücke mußten erst neu gebildet, oder konnten nur durch Umschreibung gegeben werden. Dr. Hobson beabsichtigt schon in den nächsten Jahren dieser schönen Arbeit ein neues Werk über Arzeneikunde, so wie eine Abhandlung über Frauen- und Kinderkrankheiten gleichfalls in dem, am meisten verbreiteten Canton-Dialekt folgen zu lassen.

Die Chinesen besitzen indeß selbst eine ziemlich umfassende medicinische Literatur, aus welcher hervorgeht, daß dieselben der Heilwissenschaft schon in der frühesten Zeit die größte Aufmerksamkeit zuwendeten. Einer chinesischen Sage zufolge soll der Chinesenkaiser Schi-nung bereits 3200 Jahre vor Chr. G. eine Materia medica zusammengestellt und um das Jahr 2630 vor Chr. G. der Kaiser Hwang-té ein Werk unter dem Titel: „Son-wán" (offene medicinische Fragen), geschrieben haben. Das berühmte Werk: „Die Lehre vom Puls" von Wang-shu-ho wurde unter der Regierung Tsche-Hwang-té (des Bücherverbrenners) ungefähr 510 Jahre vor Chr. G. geschrieben. Eine zweite Auflage davon wurde unter der Regierung Kang-he's im Jahre 1693 unserer Zeitrechnung herausgegeben. Um das Jahr 229 nach Chr. G. schrieb der chinesische Arzt Tschang-kae-pin das erste chinesische Werk, welches nebst dem theoretischen Theile der Medicin zugleich auch Recepte enthielt. Die große chinesische Materia medica wurde von Li-tschi-kan verfaßt und durch dessen Sohn um das Jahr 1600 n. Chr. G. unter der Regierung von Wan-Leih herausgegeben. Das größte chinesische medicinische Werk ist E-tsang-kin-keen, oder: goldener Spiegel medicinischer Schriftsteller, mit kaiserlicher Erlaubniß aus den besten Werken früherer einheimischer Autoren zusammengetragen, namentlich aus dem „Nan-king" und den Schriften des Dr. Tschang-kae-pin. Dasselbe wurde im Jahre 1743 unserer Zeitrechnung (dem siebenten der Regierung von Keen-lung) herausgegeben und umfaßt 32 Octavbände mit mehr als 400 Holzschnitten.[1]

Die Mittheilungen, welche uns Dr. Hobson über die grauenhafte Erscheinung der Leprakrankheit in China machte, sind nicht blos von ärztlichem, sondern von so allgemeinem Interesse, daß wir die Aufgabe dieser Blätter nicht zu verkennen glauben, indem wir diese werthvollen Daten hier ihrem ganzen Umfange nach folgen lassen.

Die Chinesen betrachten die Lepra als die furchtbarste Krankheit, welche, ohne geheilt werden zu können, Andere ansteckt, und sie fliehen daher mit großer Scheu alle damit Behafteten. Gleich dem mosaischen Volke sprechen die Chinesen von der Lepra als von einer Folge der Unsittlichkeit,

[1] Wir sahen dieses großartige Werk in der Privat-Bibliothek des obersten Chefarztes der Colonie in Hongkong, Dr. W. A. Harland, welcher eben im Begriffe stand eine größere Arbeit über chinesische Heilstoffe herauszugeben, als diesen ausgezeichneten, überaus strebsamen Mann in treuester Erfüllung seines Berufes der Tod ereilte.

einer gerechten Sühne für begangene Sünden. Aus diesem Grunde werden auch Leprakranke selten bemitleidet. Keine theilnehmende Hand reicht ihnen Hülfe, kein Herz fühlt sich hingezogen ihren trostlosen Zustand zu mildern, und so sind die Aermsten, der Menge gegenüber, nur Gegenstände des Abscheues und der Furcht. Lepra heißt im Chinesischen Lae. Im kaiserlichen Wörterbuche des Kang-he wird Lae als eine bösartige Krankheit bezeichnet, welche auf der Haut in Form von Finnen und Pusteln ausbricht. Gützlaff und andere Sinologen gebrauchen indeß für Lepra die Worte Ma-fung, welche auch von einheimischen Autoren angewendet werden, um diese Krankheit zu bezeichnen.

Die chinesischen Aerzte betrachten dieselbe als ein in den Körper gedrungenes giftiges Effluvium, welches das Blut angesteckt hat. Sie behaupten sechsunddreißig Arten von Lepra zu kennen, wohin sie alle Formen und Varietäten von Lichen, Scabies, Psoriasis und Syphilis zählen. So gewöhnlich diese Krankheit im Süden China's, eben so unbekannt ist sie im Norden des Reiches; ihre Verbreitungssphäre scheint daher innerhalb des Tropengürtels die Grenze zu finden. Es wird sogar von wohlhabenden Chinesen berichtet, daß sie, mit der Lepra behaftet, nach Peking übersiedelten und nach zweijährigem Aufenthalte daselbst alle Spuren jenes ekelerregenden Aussatzes verloren, daß aber, sobald sie wieder nach dem Süden kamen, das Uebel von neuem ausbrach.

Die Lepra scheint das Leben nicht physisch zu verkürzen. Es giebt in China viele alte Leute, welche mit diesem Uebel behaftet sind, und im Lazarusdorf bei Canton lebt ein achtzigjähriger Leprakranker, welcher sich schon seit sehr langer Zeit in diesem Asyle für Unheilbare befindet. Selbstmord soll unter Leprakranken nicht selten sein, indem sie sich durch eine starke Dosis Opium vergiften, sich erhängen, oder ersäufen; denn sterben, sagen sie, heißt rein werden. Obschon die Chinesen an die Erblichkeit der Lepra glauben, so sind sie doch zugleich der Ansicht, daß die Krankheit in der dritten Generation eine mildere Form annimmt, und in der vierten gänzlich verschwindet. Heiraten mit Abkömmlingen leprakranker Eltern oder Großeltern kommen niemals vor, dagegen heiraten Leprakranke oder ihre Kinder unter sich. Ein Leproser in der vierten Generation würde sich jedoch nur mit einem Mädchen verbinden, welches sich in gleichem Stadium der Krankheit befindet. Die Kinder aus einer solchen Ehe werden als gesund und

frei von Lepra betrachtet, und bleiben nicht länger mehr von irgend einem gesellschaftlichen Rechte ausgeschlossen.

Der Chinese hält aber die Lepra nicht blos für erblich, sondern auch für ansteckend durch die bloße Berührung. Der Vater flieht daher sein eigenes Kind; die Kinder fliehen ihre Eltern; sie wollen nicht zusammen essen und trinken, noch den Stuhl benützen, auf dem der Leprakranke gesessen, bevor nicht mit einem Fächer die Luft umher gereinigt worden ist. Selbst das Gesetz behandelt die Lepra als eine ansteckende Krankheit. Ein reicher Leprakranker darf es nicht wagen, seine eigenen, von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossenen Gemächer zu verlassen, ohne sich der Gefahr preiszugeben, von der Polizei ergriffen und zu einer hohen Geldstrafe verurtheilt oder in das sogenannte Lepradorf in der Nähe von Canton geschickt zu werden — einen Ort menschlichen Jammers und Elendes, den selbst Aussätzige mit Grauen betreten.[1]

Da die chinesischen Aerzte die Leprakrankheit für eine Vergiftung des Blutes ansehen und in ihrer Behandlung dem Grundsatze Hahnemann's: similia similibus folgen, so wählen sie als Heilmittel dafür die widerlichsten, ekelhaftesten Stoffe, welche ihre Materia medica zu bieten vermag, wie z. B. Krötenspeichel, Käfer, Schlangen, Würmer, Skorpione, Tausendfüße u. s. w.

Dr. Hobson hält die Lepra, wenn einmal entwickelt, für unheilbar. Mittel wie Arsenik, Salze, Säuren, kurz Alterantien, haben zuweilen im ersten Stadium der Krankheit einige Wirkung, eben so Sublimat- und Jodbäder und Mercureinreibungen. Indeß sind äußere Mittel in der Regel nicht hinreichend, die Krankheit an der Wurzel zu fassen, ihr Sitz ist tiefer als bei gewöhnlichen Hautaffectionen.

[1] Im Lepradorf bei Canton, das unter der Leitung chinesischer Aerzte steht, befinden sich ungefähr 700 Kranke beiderlei Geschlechtes, von welchen ein jeder täglich 20 Kupfer-Cash zur Bestreitung seiner Nahrung erhält. Die Aufseher bemerkten Dr. Hobson, welcher die Anstalt zu wiederholten Malen besucht hatte, daß nach ihren vieljährigen Erfahrungen und Beobachtungen die Lepra nicht in allen Fällen von den Eltern auf die Kinder übergehe; daß einige Frauen von Leprosen keinerlei Spur der Krankheit an sich tragen, daß diese aber auch nicht gewissermaßen gesetzmäßig bei der dritten oder vierten Generation aufhöre und völlig verschwinde. Die chinesischen Aufseher und Wärter wußten indeß eben so wenig einen Grund für das Auftreten der Lepra bei Kindern zu bezeichnen, deren Eltern davon völlig frei waren, als sie sich genaue Rechenschaft zu geben verstanden über die verschiedenen Formen und die rasche Verbreitung des Uebels bei dem Einen, so wie über die mildere Form und den langsamen Fortschritt desselben bei dem Andern. Schweiß und Ausdünstung der krankhaften Theile sollen von den Kranken nicht empfunden werden.

In neuester Zeit sind die Samenkörner der Tschaul oder Tscharul-Mugra (von der Ordnung der Flacourtiaceen) von mehreren englischen Aerzten in China und Indien gegen Leprosis angewendet worden und zwar in einzelnen Fällen mit solchem Erfolge, daß man sich höchst sanguinischen Hoffnungen in Bezug auf ihre Heilkraft in Leprafällen hinzugeben beeilte. Dr. Hobson erzählte uns, daß ihm Dr. Mouat vom medicinischen Collegium in Calcutta, welcher die Aufmerksamkeit zuerst auf diese Pflanze richtete, eine entsprechende Quantität Samenkörner zum Versuch nach Canton sandte.[1] Dieselben werden zu einem groben Pulver zerstoßen und sodann in Dosen von ungefähr 60 Gran zwei Mal des Tages eine geraume Zeit lang gegeben, und die wunden Stellen zeitweise mit dem, aus den Körnern gepreßten Oele eingerieben. Das Mittel muß aber 4 bis 6 Monate lang unausgesetzt gebraucht und von Zeit zu Zeit durch auflösende Salze unterstützt werden. Das erste Symptom der Besserung zeigt sich in Abnahme der Prominenz und Röthe der Eruption, so wie dadurch, daß rings um dieselbe weiße Schuppen sichtbar werden. Dieses Heilmittel ist zwar den Chinesen längst bekannt, aber diejenigen, welche die heilwirkende Eigenschaft der Samenkörner der Tscharul-Mugra kennen, halten dieselbe in ihrem Interesse geheim.[2] Dr. Hobson versicherte, zwei Leprafälle im Beginn und von höchst milder Form durch die Anwendung dieser Samenkörner geheilt, und mehrere wesentlich gebessert gesehen zu haben; aber auch dieser vielerfahrene Arzt bezweifelt die Heilkraft der Tscharul-Mugra in Fällen von vollständig entwickelter Lepra, welche seiner Ansicht nach hauptsächlich eine Krankheit des Blutes ist; ein Gift, das nichts mehr aus dem Körper zu entfernen vermag. Gegen Scropheln soll der Same dieser Flacourtiacee ebenfalls von Nutzen sein.

[1] Im Armenasyle (Monega Choultry) zu Madras, wo Dr. Mudge in einem abgesonderten, fortwährend von mehr als hundert Elephantiasiskranken belegten Spital zwei Jahre hindurch mit dem nämlichen Medicamente in allen Formen und Methoden gleichfalls Versuche angestellt hatte, erwies sich dasselbe als gänzlich unwirksam und seine Anwendung wurde daher wieder völlig aufgegeben. Die Hindus gebrauchen gegen die Lepra nebst der Tscharul-Mugra noch die sogenannten asiatischen Pillen, aus Arsenik, Pfeffer und der Wurzel von Asclepia gigantea bestehend.

[2] In einem chinesischen medicinischen Werke heißt es über diese Pflanze: „Tao-fung-tszi: Geschmack ätzend, erhitzend. Aus dem Süden (hiermit ist wahrscheinlich die Malakkastraße gemeint) eingeführt. Verursacht eine Veränderung im Blute und ist daher nützlich in Leprafällen, wo das Blut krankhaft ist. Erweist sich durch das, aus den Samenkörnern gepreßte Oel gleichfalls vortheilhaft bei Geschwüren, Ausschlägen und Psoriasis und tödtet Würmer. Dieses Mittel sollte in Pillenform administrirt werden."

Gleich den Mitgliedern der Londoner Missionsgesellschaft entwickeln auch jene der verschiedenen Missionen der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine vielseitige rühmenswerthe Thätigkeit.

Der hochwürdige Dr. Bridgman, welcher über ein Vierteljahrhundert als Missionär in China segensvoll wirkt, steht an der Spitze der American Episcopal Mission und ist zugleich einer der ältesten und angesehensten Bürger der kleinen Fremden-Ansiedlung. Derselbe hatte die Aufmerksamkeit, die verschiedenen Mitglieder seiner Mission, welche um das Studium und die Literatur der chinesischen Sprache nicht weniger Verdienste besitzen als um die Verbreitung des Christenthums, in seiner einfachen aber traulichen Behausung zu versammeln und den Novara-Reisenden das Vergnügen eines persönlichen Austausches mit diesen gelehrten Männern zu verschaffen. Wir lernten hier den, durch seine gediegenen historischen und linguistischen Arbeiten über China in den weitesten Kreisen bekannten und geschätzten Mr. Wells Williams,[1] so wie die, durch ihre gründliche Kenntniß der chinesischen Sprache ausgezeichneten Missionäre Syle, Aichison, Macy, Jones, Blodget kennen, und gelangten durch diesen interessanten Verkehr in die erfreuliche Lage, über mehrere, von Herrn Dr. Pfizmaier angeregte und der Erörterung empfohlene Wünsche Auskunft zu erhalten, und uns über manches in ethnographischer, naturwissenschaftlicher und linguistischer Beziehung bisher Unbekannte oder Ungenaue bestimmtere Aufklärung zu verschaffen. Ueber die meisten dieser Gegenstände wurde bereits während der Reise an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften Berichte erstattet; von anderen bleiben umfassendere Elaborate den wissenschaftlichen Publicationen über die Novarafahrt vorbehalten.

Hier wollen wir nur einen einzigen dieser angeregten Wünsche als von allgemeinerem Interesse näher erörtern, nämlich die neuesten Forschungen über den höchst merkwürdigen, noch so wenig gekannten, halbwilden Volksstamm der Miáu-tsze.

Diese merkwürdigen Menschen werden hauptsächlich in den Provinzen Kwei-chau, Yun-nán, Szechuen, Húnán, Kwáng-si und im westlichen Theile von Kwang-tung angetroffen. Die wilden Stämme auf der Insel

[1] Geography, Statistics and natural history of Chinese Empire. New-York 1847. — Tonic dictionary of Chinese Language. Canton 1856. — Chinese Commercial Guide, etc. fourth Edition. Canton 1836.

Formosa gehören dagegen einer völlig verschiedenen Abstammung an. Im kaiserlichen Dictionär von Kang-hi wird das Zeichen 苗 miáu (eine Zusammensetzung der Worte „Blume“ und „Feld“) als „Samensprossen, Grashalme, die von Samen entsprießen“ bezeichnet. Das Wort 子 tsz dagegen ist der gewöhnliche Ausdruck für Sohn, Abkömmling. Dieser Erklärung zufolge scheinen also auch die Chinesen die Miáu-tsze als die Kinder des Bodens, als Aboriginer oder Urbewohner des Landes zu betrachten. In ihren Berichten über dieses seltsame Volk theilen es die Chinesen in „Sang“ und „Schuh“. Sang, gewöhnlich nur in Bezug auf Früchte gebraucht, bedeutet „grün, unreif“, schuh dagegen „reif“; oder, in Bezug auf Nahrung, „sang“ roh, und „schuh“ gut gekocht. Sie wollen damit die wilden, unabhängigen „grünen,“ im Gegensatze zu den unterworfenen, civilisirteren „reifen“ Miáu-tsze bezeichnen. Die Unterwerfung und Civilisation der letzteren ist indeß bis jetzt nur sehr unvollkommen gelungen. Wie in längst vergangenen Zeiten, so sind die Miáu-tsze noch bis zur Stunde für die Chinesen lästige, unruhige Nachbarn. Herr Dr. Bridgman hat neuerlichst die Aufzeichnungen eines chinesischen Gelehrten über die Miáu-tsze während seiner Reisen in der Provinz Kwei-chau ins Englische übersetzt und dadurch manchen neuen Beitrag zur Kenntniß der „Kinder des Bodens“ geliefert; das Werk enthält in zwei Octavbänden von gleichem Umfange 82 Skizzen oder Schilderungen. Jede derselben füllt durch eine, je nach dem Umfange des Mitgetheilten mehr gedrängte oder weiter gehaltene Handschrift eine Seite aus, während sich auf der nebenstehenden eine den Text erläuternde Illustration befindet. Dieses höchst seltene Werk theilt die Miáu-tsze in 82 Stämme von mehr oder minder rohen Sitten, welche zum größten Theil keinerlei Schriftsprache besitzen, die wichtigsten Ereignisse blos durch gewisse Einschnitte in Stäbe, oder durch sogenannte Kerbhölzer vor Vergessenheit bewahren, und sich nur von Waldfrüchten, Fischen und dem Fleische wilder Thiere nähren. Sie gehen gewöhnlich barfuß, sind höchst dürftig gekleidet, führen ein sehr mühevolles entbehrungsreiches Leben und nehmen in allen Nöthen ihre Zuflucht zu bösen Geistern. Nur wenige Stämme unter ihnen treiben Ackerbau, sind industriös und verehren bei ihren Festen Buddha.[1] Einige

[1] In der Abbildung des chinesischen Originals, welche die Lo-hán-miáu oder buddhistischen Aboriginer schildert, ist Buddha in einer Höhle auf einem Felsen dargestellt. Zwei brennende Lichter stehen

dieser Stämme scheinen sich indeß schon ziemlich stark mit den Chinesen vermischt zu haben, wie z. B. die Tsche-tschai-miáu im District Kutschau, wohin sich einst der Rebelle Ma-sán-pái mit 600 seiner Leute flüchtete, als sein Versuch, unter dem feudalen Anführer Wú-san-kwei die regierende Dynastie zu stürzen, mißglückt war. Viele dieser Flüchtlinge gingen eheliche Verbindungen mit eingeborenen Frauen ein und werden noch jetzt mit dem Namen der sechshundert wilden Miáu-Familien bezeichnet.

In der Nähe von Dr. Bridgman's Behausung befindet sich eine auf Kosten der Mission unterhaltene Schule, in welcher 20 arme chinesische Mädchen während 5 Jahren in ihrer Muttersprache im Lesen, Schreiben, Rechnen, so wie in den Grundsätzen des Christenthums unterrichtet und sodann mit einer kleinen Ausstattung an brave Chinesen (christlicher Religion) verheiratet werden. Von der Ansicht befangen, daß sich günstigere Erfolge erzielen lassen, wenn man die verschiedenen Lehrgegenstände den Schülerinnen in der Muttersprache vorträgt, wird die englische Sprache gänzlich vernachlässigt. So interessant und bewunderungswürdig es aber auch ist, amerikanische Frauen in chinesischer Sprache Unterricht ertheilen zu hören, so hat doch diese Lehrmethode in der Folge manchen Nachtheil und die Mission wie die menschliche Gesellschaft im Allgemeinen würden weit mehr Nutzen davon ziehen, wenn sich die, in so philantropischer Absicht herangebildeten weiblichen Geschöpfe zugleich auch eine, ihren Gesichtskreis erweiternde, gründliche Kenntniß des englischen Idioms erwerben könnten.

In der, ebenfalls durch die Mission erhaltenen Schule für chinesische Knaben wird ein anderes Lehrsystem befolgt. Die Kinder lernen eine Epistel zuerst in chinesischer, dann in englischer Sprache, und müssen hierauf das Chinesische ins Englische übersetzen. Wir hörten z. B. einen jungen Chinesen das Buch Ruth erst im Chinesischen, dann im Englischen hersagen. Hierauf im Englischen über die Bedeutung gewisser Stellen examinirt, antwortete

neben ihm, eines auf jeder Seite, und vor ihm zwei Betende in devoter Stellung, während man in einiger Entfernung ein Weib mit einem Kinde gewahrt, das sich der Gottheit nähert. Die Männer tragen Fuchsschwänze als Kopfschmuck, und ihre langen Haare hängen aufgelöst und nachlässig tief herab über die Schultern. Jährlich am dritten Tage des dritten Mondes, erzählt der chinesische Reisende, bringen Alt und Jung, Männer und Frauen dem Gotte Buddha Früchte zum Opfer, und singen und tanzen drei auf einander folgende Tage hindurch, während sie sich gleichzeitig jeder Art gekochter Nahrung enthalten. Aus dem Umstande, daß die Sitte, einen Fuchsschwanz als Kopfputz zu tragen, auch bei den Vorfahren der Mandschu's üblich war, und daß dieser Stamm Buddha's Statue verehrt, will Dr. Bridgman auf ehemals bestandene Beziehungen zu fremden Völkern schließen.

derselbe ziemlich präcis im nämlichen Idiom. Der Unterricht in dieser Schule ist zum größten Theil weiblichen Lehrerinnen anvertraut. Zwei derselben, Miß Jones und Miß Conover, bekundeten eine bedeutende Kenntniß der chinesischen Sprache und eine bewunderungswürdige Gabe der Mittheilung. Keine der angestellten Lehrerinnen ist verheiratet, während die Frauen der Missionäre nicht in der Schule unterrichten, sondern sich mit der Erziehung ihrer eigenen Kinder beschäftigen. Wir trafen vierzig chinesische Knaben, welche auf Kosten der Mission Unterricht erhalten, deren Eltern sich jedoch schriftlich verpflichten mußten, ihre Kinder zehn Jahre lang, nämlich bis zur Beendigung ihrer Erziehung, nicht aus der Anstalt zu nehmen. Diese Bedingung ist durch den wankelmüthigen Charakter der Chinesen dringend geboten, weil es sich sonst nicht selten ergeben dürfte, daß chinesische Eltern ihre Kinder vielleicht gerade in einem Momente wieder nach Hause nehmen würden, wo der sittigende Einfluß christlicher Cultur im jugendlichen Gemüthe zu keimen beginnt. Im Ganzen hat die Mission schöne Erfolge aufzuweisen. So sahen wir einen Schüler, welcher der Gesellschaft gegenwärtig als Lehrer angehört und das Englische fast geläufiger als seine Muttersprache spricht und schreibt. Ein anderer auf Kosten der Mission erzogener junger Chinese, Yuan-wing, brachte acht Jahre im Yale College im Staate Massachusetts zu, und verdient gegenwärtig seinen Lebensunterhalt, indem er hiesigen Handelshäusern Briefe und Documente aus dem Englischen ins Chinesische, oder umgekehrt übersetzt.

Dr. Bridgman ist gleichzeitig der Gründer und Präsident des ersten wissenschaftlichen Vereins in Schanghai, der North China Branch of the Royal Asiatic Society. Diese Gesellschaft zählt fast alle in Schanghai lebenden Fremden zu Mitgliedern, welche sich im Winter regelmäßig zu geistigem Austausch versammeln, und giebt von Zeit zu Zeit in einer, von ihr veröffentlichten Zeitschrift Kunde von den Strebungen, Erfahrungen und Erfolgen ihrer Genossen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft.

Zu Ehren der Anwesenheit der Novara-Reisenden wurde eine außerordentliche Sitzung abgehalten, bei welcher einige vierzig Personen anwesend sein mochten. Der Präsident Dr. Bridgman begrüßte den Befehlshaber der Expedition und dessen Gefährten in einer warmen Ansprache, welche vom Commodore v. Wüllerstorf erwiedert wurde. Hierauf hielt eines der Mitglieder der Expedition einen Vortrag in englischer Sprache über den

Hauptzweck der ersten österreichischen Erdumsegelungs-Expedition und ihre wissenschaftlichen Aussichten, und suchte darauf hinzudeuten, daß die Hauptaufgabe derselben weniger in der Verfolgung rein wissenschaftlicher Aufgaben, als vielmehr darin bestehe, durch eine großartige Uebungsfahrt für unsere junge rasch aufblühende Kriegsmarine tüchtige Kräfte heranzubilden, die Flagge Oesterreichs an Orten zu entfalten, wo sie noch nie früher geweht, den Abschluß von Handelsverträgen mit fremden Nationen einzuleiten, Verbindungen mit wissenschaftlichen Instituten in den verschiedenen, im Laufe der Reise berührten Hauptstädten anzuknüpfen, und Sammlungen, namentlich von solchen naturhistorischen Gegenständen zu machen, deren Erwerbung aus Rücksichten der Kostspieligkeit oder des schwierigen Transportes dem einzeln reisenden Naturforscher fast unmöglich ist. Bei der innigen Theilnahme, welche der Expedition in Schanghai begegnete, schien es doppelt angezeigt, in Bezug auf die von derselben verfolgten Aufgaben und die Ursachen, welche bei der Bestimmung der Reiseroute maßgebend waren, einige Erklärungen zu geben, um sowohl die kurze Dauer des Aufenthaltes in den einzelnen Hafenplätzen, als auch die eingeschlagene Route und den Besuch von bereits vielbekannten Orten durch nautische oder politische Gründe zu rechtfertigen.

Nach Beendigung dieser Vorträge ergriffen noch mehrere der Anwesenden das Wort, darunter der eben in Schanghai verweilende bevollmächtigte Minister der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mr. Reed, welcher seine lebhafte Freude darüber ausdrückte, während seines Aufenthaltes in China mit dem Befehlshaber einer, in so schöner Mission begriffenen österreichischen Fregatte und mit dessen Gefährten zusammengetroffen zu sein.

Mr. Reed sprach mit großer Achtung von den wissenschaftlichen Strebungen der Deutschen und gedachte mit Begeisterung A. v. Humboldt's, des großen und edlen deutschen Gelehrten und Forschers, welchen die Nachricht vom Tode Washington's bereits in den Urwäldern Südamerika's mit wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt traf, und der noch jetzt (August 1858) eine so bewunderswerthe geistige Thätigkeit entwickelte.

Außer Mr. Reed lernten wir blos den französischen Bevollmächtigten Baron Gros persönlich kennen; die Gesandten Englands und Rußlands waren, ersterer nach Japan, letzterer nach dem Amur gesegelt. Wir machten die Bekanntschaft des Baron Gros im Hause des französischen Consuls

Mr. de Montigny, welcher während seines vieljährigen Aufenthaltes in China nicht nur das Ansehen und den Einfluß seiner Nation zu heben sich bemühte, sondern auch der Wissenschaft und der Agricultur wesentliche Dienste erwies. Ihm gebührt die Anerkennung, im Jahre 1847 die ersten Samenkörner des sogenannten chinesischen Zuckerrohrs (Sorghum saccharatum) nach Europa geschickt und zum Anbau daselbst empfohlen zu haben, jene merkwürdige Grasart, mit welcher seither wegen ihrer vielfachen nützlichen Verwendung viele hunderttausende von Morgen Landes in den verschiedenen Theilen der Erde bepflanzt sind. Herr v. Montigny zeichnete die Mitglieder der Expedition in jeder Weise aus, und beschenkte dieselben mit mehreren werthvollen Sämereien aus dem Norden China's. Unter denselben befanden sich nebst einer kleinen Quantität Sorghum mehrere Gemüsearten, welche sich zum Anbau in gemäßigten Klimaten eignen, wie z. B. Poussén, Pa-tsé, Pon-ya-tsé, mit welchen seither in verschiedenen Theilen der österreichischen Monarchie Versuche angestellt worden sind. Auch hat M. de Montigny nach unserer Rückkehr neuerdings eine größere Quantität chinesischer Sämereien als Geschenke übersandt und ist fortwährend trotz seiner Kränklichkeit so theilnehmend bemüht, die der kaiserlichen Expedition vorgezeichneten Zwecke zu fördern, daß derselbe dafür kürzlich von Sr. Majestät dem Kaiser mit einem österreichischen Orden ausgezeichnet wurde.

Der Besuch, welchen zwei Naturforscher der Expedition dem Baron Gros machten, ließ nichts weniger als einen befriedigenden Eindruck zurück. Der französische Gesandte in China ist ein hoher, stattlicher, kräftiger Mann von ungefähr fünfzig Jahren, mit einem vollen, runden, bartlosen, mit Sommersprossen bedeckten Gesichte, und schütterm blonden Kopfhaar. Er schien am liebsten von sich und seinen Connexionen zu sprechen und bemerkte wiederholt, daß er ein Freund deutscher Gelehrten sei und mit Herrn von Humboldt in Briefwechsel stehe. „Sie wissen doch" — setzte Baron Gros gleichsam erläuternd hinzu — „der den Kosmos geschrieben hat". Die beiden Expeditionsmitglieder errötheten; deutschen Männern der Wissenschaft den Namen Humboldt nennen und noch einen literarischen Commentar hinzuzufügen — das mußte den Gefaßtesten in Verlegenheit bringen. Einer der Novara-Reisenden versuchte das Gespräch auf den Golf von Petschili zu lenken, von wo Baron Gros so eben nach Unterzeichnung des Friedensvertrages zurückgekehrt war. Derselbe zeigte ihnen eine flüchtige Skizze

eines Theiles der großen chinesischen Mauer, welche er vom Golf von Petschili aus besucht und an Ort und Stelle gezeichnet hatte. Die Eingeborenen, mit denen er während seines Aufenthaltes im Norden zusammentraf, schilderte der französische Gesandte als außerordentlich verwahrlost und arm, aber nichts weniger als fremdenfeindlich. Thiereingeweide, welche die Matrosen wegwarfen, erhaschten und verschlangen sie mit Gier; ins Wasser geworfenen, leeren Flaschen schwammen sie bis auf weite Strecken nach, um dieselben aufzufangen, u. s. w. Ueber die politischen Vorgänge am Peiho und in Tien-Tsin bewahrte Baron Gros ein auffallendes Stillschweigen.[1]

[1] Wir sind dagegen in der Lage, einen Auszug aus dem, im Auftrage eines Kaufmannes aus Schanghai geführten Tagebuche eines englischen Matrosen mitzutheilen, welcher die Expedition des Lord Elgin nach dem Peiho als Steuermann begleitete. Es ist trotz den zuweilen darin zu Tage tretenden naïven Ansichten ein werthvolles Schriftstück, das dem Leser zu manchen Reflexionen Anlaß geben dürfte:

30. Mai 1858. Der Peiho-Fluß ist an seiner Mündung 150 Yards (450 Fuß) breit und hat zur Ebbezeit eine Tiefe von $1\frac{3}{4}$ bis $4\frac{1}{2}$ Fuß. An der zwei Meilen breiten Barre beträgt der Unterschied des Wasserstandes zwischen Ebbe und Fluth 9 bis 10 Fuß. Oestliche Winde verursachen die höchste Fluth. Landeinwärts in der Nähe von Tien-Tsin ist der Fluß 3 bis 6 Faden tief und 50 bis 100 Faden breit. Unzählige Dörfer liegen an beiden Ufern. Die Häuser sind aus Lehm und Stroh erbaut. Knaben bis zu acht Jahren nackt gesehen. Sehr arme Bevölkerung. Die Kulis stürzen sich ins Wasser nach leeren Flaschen, welche im Flusse herumschwimmen. Sie zeigen sich außerordentlich willig den Fremden behilflich zu sein. Thermometer 89 Grad Fahr. im Schatten, $10\frac{1}{2}$ Stunden vor der Mündung des Flusses, bei Tien-Tsin. Lord Elgin wohnt in einem Privathause auf dem Lande. Die Dolmetscher bewohnen eine Passagier-Dschunke. Provisionen sind im Allgemeinen billiger als in Schanghai. Eine ungeheuere Menge von Eingeborenen gafft den ganzen Tag hindurch die „Barbaren" und ihre Schiffe an; Hunderte von ihnen folgen uns auf jeden Schritt. Fast alle Läden sind aus Schrecken vor den Barbaren gesperrt.

4. Juni. 95 Grad Fahr. Das Volk sehr willig, die Fremden mit Wasser, Thee u. s. w. zu versehen. Die Eingeborenen sind durchschnittlich fünf bis fünf Fuß drei Zoll hoch und wohlproportionirt. Einige unter ihnen sind ungeheuer (tremendously) dick und haben enorm große Köpfe. Unter der ganzen Menge sah ich kein einziges Frauenzimmer. Die Straßen sind enge, schmutzig, uneben. Mehrere Handwägen bemerkt, welche Wasser aus dem Flusse nach dem Dorfe brachten. Auf jedem Wagen befinden sich sechs bis acht Wassereimer. Auch viele Maulthiere wurden gesehen, aber wenig Pferde.

18. Juni. Heute schloß der russische Minister seinen Vertrag ab. Ein russischer Courier geht morgen nach St. Petersburg mit Depeschen.

26. Juni. Heute Abends sechs Uhr wurde der Vertrag von Seite Englands unterzeichnet. In feierlicher Procession nach der Stadt gezogen. Alle Schiffe waren mit Flaggen geschmückt, die Wanten bemannt. Die Feierlichkeit fand im Yamun statt. Lord Elgin saß am mittleren Tisch, einen Mandarin zu jeder Seite. Ich höre, ihre Namen waren Wa-schu-nan und Kwei-li-ang. Ersterer ist ein starker, kräftiger Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, letzterer dagegen ist viel älter und schien körperlich sehr angegriffen, wahrscheinlich in Folge einer Krankheit, von welcher derselbe erst kürzlich genesen war. Nachdem die Ceremonie des Unterzeichnens und Siegelns durchgemacht war, wurden Erfrischungen eingenommen, welche der Mandarin zum Besten gab. Lord Elgin brachte Trinksprüche aus auf die Gesundheit des Kaisers von China und auf die künftige Freundschaft zwischen den beiden Nationen, welche von den Mandarinen beantwortet wurden. Bald nachher brach die Versammlung auf und marschirte heim, begleitet von einer vortrefflichen Musik. Die ganze Feierlichkeit dauerte $3\frac{1}{2}$ Stunden. Es war Vollmond und eine herrliche Nacht.

Einige Umstände mögen allerdings dazu beigetragen haben, den französischen Bevollmächtigten in eine Stimmung zu versetzen, in welcher er sich am liebsten mit sich selbst beschäftigte. Baron Gros widerfuhr nämlich die große Unannehmlichkeit, daß das Schiff, welches ihn von Frankreich nach China brachte, die Propellerfregatte Audacieuse, plötzlich seeuntauglich wurde und von ihm verlassen werden mußte. Binnen vierundzwanzig Stunden machte sie 100 bis 140 Tonnen Wasser und es blieb nichts übrig, als das Schiff schleunigst nach den Docks in Whampoa zur Ausbesserung zu bringen, während der Gesandte mit einer anderen Gelegenheit nach Europa zurückkehren mußte. Dabei litt der ziemlich beleibte Baron an einem, in heißen Ländern häufig auftretenden Uebel, an sogenannten Furunkeln oder kleinen Geschwüren (clous), welche überaus schmerzvoll sind und jede Art von Bewegung verleiden. Wessen Haut für dieselben empfänglich, kann ihrer nicht mehr los werden, außer indem er sich in ein kälteres Klima versetzt.

Eine andere Persönlichkeit, welche zur Zeit unserer Anwesenheit in Schanghai durch ihr bizarres, ans Abenteuerliche streifendes Auftreten ein

27. Juni. Nachmittags wurde der Vertrag mit den Franzosen unterzeichnet. Bei der Rückkehr nach den Schiffen Flambeaux, Staufeuer u. s. w. Ki-ying, der Mandarin, welcher zum Zustandekommen des Vertrages beitrug, wurde zur Enthauptung verurtheilt, weil man ihn anklagte, daß er den Barbaren die Thore öffne; doch soll er seither begnadigt worden sein.

3. Juli. Aus Peking traf heute die Nachricht ein, daß sich Ki-ying den Hals abschnitt.

4. Juli. 96 Grad Fahrh. im Boote, trotz den Segelzelten und dem Umstande, daß das Dach der Steuerhütte fortwährend mit Wasser bespritzt wird.

6. Juli. Von Tien-Tsin abgereist. — Nach einer langen, beschwerlichen und ermüdenden Fahrt von 15 Tagen kamen wir am 21. Juli wieder alle wohl in Schanghai an.

Preise der Lebensmittel in Tien-Tsin, wie sie am 28. Mai 1858 für den Bedarf der englischen Marine festgesetzt worden:

Ochsen (im durchschnittlichen Gewichte von 1 Pikuls = 533 Pfund)	10 Dollar pr. Stück.
Schafe	2 „ „ „
Hühner	1 „ „ Dutzend.
Enten, Gänse	2 „ „ „
Eier	3 „ „ 1000 Stück.
Gemüse	1.50 Cent pr. Pikul = 133⅓ Pfund.
Reiß	5 Dollar pr. Pikul.
Zucker	6 „ „ „
Yamswurzeln	1 „ „ Dutzend.
Birnen	1 „ „ 100 Stück.
Aepfel	1.50 „ „ 100 „
Eis	200 Kupfer-Cash pr. Pfund.

Alle Artikel mußten von bester Qualität geliefert werden. Die Preise wurden in mexicanischen Dollars bezahlt. Jeden Morgen ging ein Boot an Bord des „Coromandel“, wo die Einkäufe statt fanden.

wenig beneidenswerthes Aufsehen erregte, und nicht eben beitrug Frankreich in diesen Breitegraden würdig zu vertreten, war der Marquis de Chassiron. Durch seine Verheiratung mit einer (seither gestorbenen) Prinzessinn Mürat trat er in enge Verwandtschaft mit dem Kaiser der Franzosen, den er ziemlich häufig kurzweg „mon neveu, l'Empereur" nannte, und erwarb sich dadurch einen Rechtstitel auf die Würde eines französischen Senators. Obwohl seine Mission, wie es schien, ganz andere als diplomatische Zwecke hatte, so wußte er doch mit viel Geschick das Gerücht zu verbreiten, er sei zum Nachfolger des Baron Gros im Mittelreiche bestimmt.

Eines Tages erhielten der Befehlshaber und einige Mitglieder der Expedition vom englischen Consul, dem überaus freundlichen und zuvorkommenden Mr. Brook Robertson, die Einladung, im Consulatsgebäude dem Empfang des Táu-tái oder höchsten chinesischen Beamten der Stadt beizuwohnen. Dieser Mandarin, dessen Autorität sich über die drei Präfecturen von Suschau, Sungkiang und Taitsing im Nordosten der Provinz Kiangsi erstreckt, steht unter dem Gouverneur von Suschau und residirt erst in Schanghai, seitdem dieser Port dem allgemeinen Handel geöffnet wurde. Sein Gehalt beträgt gesetzlich nur 4000 Taels, allein die verschiedenen Sporteln und Nebeneinnahmen steigern sein Einkommen auf 365.000 Taels, mit welcher Summe derselbe jedoch die Gehalte für seine Untergebenen u. s. w. bestreiten muß. Man schätzt indeß den Reinertrag dieses Amtes auf 25 bis 30.000 Taels jährlich. Außer dem Táu-tái ist es nur noch der Tschi-hien, ein Magistratsbeamter, welcher in Schanghai lebt und mit den Fremden verkehrt. Wir machten von der Einladung des englischen Consuls um so freudiger Gebrauch, als es durch die plötzliche Abreise des Táu-tái nach Suschau, um die kaiserlichen Commissäre aus Peking zu empfangen, uns versagt blieb, demselben in seinem Palais in der Stadt einen Besuch abzustatten.

Genau zur bestimmten Stunde, um zwei Uhr Nachmittags, bewegte sich eine förmliche Procession in der Richtung des Gebäudes des englischen Consulats. Voran zahlreiche Titel und Insignien auf rothen Stangen getragen, dann der Táu-tái, in einer großen eleganten Sänfte und durch viele reichgekleidete Kulis fortbewegt, und endlich eine Unmasse von Dienern als lärmendes Gefolge. Mr. Robertson empfing den Táu-tái an der Schwelle des Hauses und begrüßte ihn mit dem üblichen „Tschin-tschin", indem er die gefalteten, vor der Brust hingestreckten Hände einige Male nach einander bewegte.

Alle Anwesenden behielten den Kopf bedeckt, machten ebenfalls einige „Tschin-tschins" und begleiteten hierauf den Besuchenden nach dem Empfangssalon, in welchem fünf Stühle bereit standen. Der Ehrensitz war zur Linken. Als der Táu-tái sich gesetzt hatte, nahmen auch die andern Anwesenden Platz und unter dem Drucke einer wahrhaft tropischen Hitze wurde der Vorschlag gemacht, der chinesischen Sitte und Höflichkeit entgegen, sich der Kopfbedeckung zu entledigen. Der Mandarin schien übrigens sein trichterförmiges Strohbarett mit dem blauen Knopf und der Pfauenfeder eben so gerne abzulegen, als die Europäer ihre Uniformmützen.

Die Vorstellung des Befehlshabers und eines Mitgliedes der Novara-Expedition veranlaßte den Táu-tái durch Mr. Meadows, welcher die Stelle eines Dolmetschers versah, an den englischen Consul die Frage richten zu lassen, ob unsere Fregatte gleichfalls im Golf von Petschili gewesen sei. Mr. Robertson ließ hierauf erwiedern, daß die Novara das erste Kriegsschiff einer mit England befreundeten deutschen Großmacht sei, welches jemals den Yang-tse-kiang und Wusungfluß befahren habe, und daß die kaiserliche Fregatte mit ihrer Reise zugleich wissenschaftliche Zwecke verbinde. Hierauf wurden einige laufende Geschäfte verhandelt. Das Gespräch wurde im Chinesischen geführt und Satz für Satz von Mr. Meadows übersetzt. Man schien sich indeß rasch zu verständigen. Der Mandarin nickte zu allen Vorschlägen. Während der Verhandlungen waren zwei Diener abwechselnd damit beschäftigt, eine kleine Pfeife mit ölgebeiztem Tabak zu stopfen und sie dann dem Táu-tái zu reichen. Dieser that daraus einige Züge, ließ den Rauch durch die Nase wieder ausströmen und sodann die Pfeife von neuem mit ein bischen Tabak füllen.

Auch die schon erwähnte Sitte, zur Erfrischung sich das Gesicht mit einem feuchten heißen Tuche zu bestreichen, kam zum Vorschein, indem einer der Diener ein ziemlich dickes leinenes Tuch in einen Topf mit heißem Wasser tauchte, dasselbe gut auspreßte, und sodann dem Mandarin präsentirte, der sich damit von Zeit zu Zeit, ohne die Conversation zu unterbrechen, den Schweiß von der Stirne wischte.

Der Táu-tái war eine sehr wohlproportionirte, schöne Gestalt, mit vornehmen, äußerst intelligenten Zügen, einem runden, glatten, weichen Gesicht ohne allen Bartanflug, geschlitzten Augen, schönen, kleinen Händen und zierlichen Fingern mit sehr langen Nägeln. Sein Anzug war höchst

einfach. Er trug der Kühlung wegen ein Hemd aus dünnem, jungem Bambus und einen langen, gelblichen Ueberwurf darüber, eine weite Hose, und statt der gewöhnlichen chinesischen Schuhe mit hohen Korkabsätzen oder weißen, dicken Kamaschen, leichte europäische Schuhe. Seine Kopfbedeckung bestand in einem kegelförmigen, feinen Strohbarett mit einer rothen Quaste und einem blauen Knopf in der Mitte, und einer rückwärts horizontal wegstehenden, dunkelgrünen Pfauenfeder.

Nachdem die Geschäfte abgethan waren, wurde ein Tisch gedeckt, und der Táu-tái zu einem Imbiß eingeladen. Nach chinesischer Sitte wurden blos Backwerk, Confituren und Früchte servirt. Die Getränke bestanden in Liqueur, Sherry, chinesischem Wein oder Samschoo (aus Reiß bereitet und in Tassen statt Gläsern credenzt), in grünem und Mandelthee. Der Mandarin trank allen Anwesenden zu und schien an dem Sherry und Marasquino mehr Gefallen zu finden, als an den einheimischen Getränken. Besonders die schlanke Liqueurbouteille mit ihrer goldschimmernden Etiquette und der dicke Korkstöpsel schienen seine Aufmerksamkeit zu fesseln.

Nach einigen banalen Phrasen brachte der Táu-tái das Gespräch wieder auf Oesterreich und bemerkte, er habe nie früher von dieser Macht etwas gehört. Mr. Meadows bemühte sich, dem Gedächtniß des chinesischen Beamten zu Hülfe zu kommen, ließ die von Dr. Muirhead ins Chinesische übersetzte allgemeine Geographie holen, schlug die darin über Oesterreich handelnde Stelle auf, und reichte das Buch dem Táu-tái, welcher sich den ganzen Passus von seinem Diener vorlesen ließ, um sich einigermassen über das Land zu unterrichten, aus dem die Fremdlinge zu seiner Linken und Rechten kamen.

Hierauf erkundigte sich der wißbegierige Chinese um die Hauptausfuhrartikel und den Haupthandel des Landes, und sagte, er hoffe bald mehr „Mandarine aus Oesterreich“ in Schanghai zu sehen. Die Novara-Reisenden versuchten ihrerseits, durch Vermittlung des Regierungs-Dolmetschers aus einem leicht verzeihlichen, patriotischen Stolze dem Táu-tái eine möglichst gute Meinung von ihrem Vaterlande beizubringen und eine glänzende Schilderung von dem österreichischen Kaiserreiche, seinen Naturschätzen und seiner Bevölkerung zu geben. Von Zahlen schien der wackere Mann sich keine richtige Vorstellung machen zu können, denn die Bemerkung, daß der Kaiserstaat beinahe 40 Millionen Seelen umfasse,[1] versetzte ihn in ungeheures

[1] August 1858.

Erstaunen, während dies gleichwohl noch nicht der zehnte Theil der Bevölkerung des chinesischen Reiches ist.

Als sich der Táu-tái wieder zum Fortgehen anschickte, entstand plötzlich auf der Straße ein gewaltiger Lärm. Es schien ein Volksauflauf zu sein, und Diener wurden sogleich entsendet, sich nach der Veranlassung dieses ganz unerwarteten Ereignisses zu erkundigen; dieselben kamen mit der Nachricht zurück, ein Matrose eines englischen Kauffahrers habe einem Kuli aus dem Gefolge so stark mit der Faust ins Gesicht geschlagen, daß dieser bedeutende Wunden davon trug und heftig blute. Der Táu-tái begab sich selbst nach der Vorhalle. Als der Verwundete seinen Herrn nahen sah, warf er sich, um Gnade flehend, vor ihm nieder und zeigte sein bluttriefendes Gesicht und die klaffenden Wunden; doch dieser befahl dem Kuli aufzustehen und ließ ihn der chinesischen Polizei überantworten. Zuweilen sollen Chinesen, wenn sie im Kampfe vom Gegner verwundet werden, oft wochenlang das Gesicht von solchen Blutspuren nicht reinigen und eine besondere Genugthuung darin finden, dieselben zeigen zu können.[1] Hierauf setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Voraus Einer, welcher von Zeit zu Zeit auf das Gong-gong schlug und dann mit Stentorstimme durch die Straßen rief, damit das Volk mit Achtung bei Seite trete und der Táu-tái ungehindert passiren könne. Hintennach aber Polizeimänner, Häscher mit großen

[1] Als ein anderes Zusammentreffen mit einem hochgestellten chinesischen Beamten müssen wir noch das einiger Expeditionsmitglieder mit einem Mandarin, Namens Li-hoi-wan, erwähnen. Derselbe empfing sie in seiner Wohnung in einem Zimmer, in welchem kleine Tischchen und Stühle standen und im Hintergrunde erhöhte Polstersitze aufgerichtet waren. Li-hoi-wan, ein großer starker Mann, erschien, den Mandarinhut mit einem blauen Knopf auf dem Kopfe, in einem bis zur Erde reichendem graublauem Rocke, begrüßte die Fremden mit vor die Brust gehaltenen Fäusten, hieß sie auf den Polstersitzen Platz nehmen und ließ ihnen Cigarren und Thee reichen. Später wurden Süßigkeiten aller Art, Backwerk und Früchte so wie chinesische Weine aufgetragen, welch letztere jedoch ihrem Geschmack und Geruch nach eher einem Parfümerieladen als einem Weinkeller zu entstammen schienen. Zwei Tage später ließ der feingesittete Chinese den Reisenden seinen Gegenbesuch in ihrer Wohnung im Hause des oldenburgischen Consuls, Herrn Probst, ankündigen. Genau zur festgesetzten Stunde erklangen drei weithin schallende Gong-Gongschläge, ein Polizeisoldat brachte eine brennend rothe Visitkarte mit den Schriftzeichen und Titeln Li-hoi-wan's, welcher sofort von unsern Reisecollegen nach chinesischer Sitte an der Schwelle des Hauses empfangen wurde. Er erschien in schwerer seidener Kleidung, den Fächer im reichgestickten Futteral zur Seite, eine goldene Cylinderuhr im Gürtel, und war bester Laune. Der gastliche Hauswirth hatte nach Landessitte einen „Tschau-tschau" oder Imbiß bereiten und auftragen lassen, zu dem aber statt Samschoo französischer Champagner getrunken wurde. Wenige Tage darauf besuchte der Mandarin seine neugewonnenen Freunde am Bord der Fregatte und brachte ihnen verschiedene Geschenke mit: Seidenstoffe, Nüsse, Thee, getrocknete Früchte, und chinesische Sprüche auf große, lange Papierrollen geschrieben, damit sie sich, wie er wörtlich sagte, an ihn erinnern, „wie an einen Bruder".

Bambusstangen und der Scharfrichter mit dem Beil, der bei keinem solchen Zuge fehlen darf und wahrscheinlich nur als allegorische Figur mitgeht, um nämlich der Menge die Folgen des Ungehorsams und der Auflehnung gegen die einherschreitende Gewalt stets vor Augen zu halten.

Der einzige größere Ausflug, den wir von Schanghai aus unternahmen, war eine Fahrt nach der 12 Meilen entfernten Jesuiten-Mission Sikkawéi. Unser liebenswürdiger Hauswirth, Herr James Hogg, einer der Partner der weltbekannten Firma Lindsay und Comp.[1] und Consul für die Hansestädte, dem wir für seine außerordentlich liebenswürdige Gastfreundschaft zu großem Danke verpflichtet sind, hatte die Aufmerksamkeit, uns seine prachtvolle Yacht „Flirt“ zur Verfügung zu stellen und uns nebst dem heldenmüthigen Mr. Gray (vom amerikanischen Hause Russell und Comp.), welcher im Kampfe gegen die Tai-ping-Rebellen vor den Thoren Schanghai's einen Fuß eingebüßt hatte, zu begleiten. Da die Europäer solche Vergnügungsboote bei ihren Ausflügen ins Innere zugleich als Wohnungen benützen, um nicht die zuweilen unsichere Gastfreundschaft der Chinesen ansprechen zu müssen, so sind solche Fahrzeuge mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehen, haben einen zierlichen Salon mit einer kleinen Bibliothek, Boudoirs, Schlafzimmer u. s. w. Sie führen in der Regel ungewöhnlich große Segel und werden bei Windstille, gleich den einheimischen Booten, mit einem großen Ruder am Hintertheil, das zugleich als Steuerruder dient, fortbewegt. Die Fahrt auf dem Wusungflusse, wo über 100 fremde Kauffahrer und mehr als 1000 chinesische Dschunken vor Anker lagen, war von hohem Interesse. Viele in der Nähe der katholischen Kirche zu Tonka-dú geankerte Dschunken führten zum Zeichen des religiösen Bekenntnisses der Mannschaft in ihrer Flagge ein schwarzes Kreuz in weißem Felde. Hier sahen wir auch zum ersten Male siamesische Schiffe, meist nach europäischen Modellen in Siam gebaut. Wir zählten deren elf. Als Flagge hatten sie einen ziemlich hübsch gemalten Elephanten in einem Felde von bald rother, bald blauer Farbe, je nach Phantasie und Geschmack des Schiffeigners. Diese mit Siamesen bemannten Schiffe werden von englischen Capitäns befehligt, und sind mit 10 bis 12 Kanonen ausgerüstet, so daß der König von Siam seine kleine Handelsflotte im Nothfalle auch zu Kriegszwecken benützen kann.

[1] Seither hat sich Herr Hogg von diesem Hause getrennt und mit seinem Bruder Edward J. Hogg unter der Firma: Hogg Brothers in Schanghai selbstständig etablirt.

Der 200 bis 300 Klafter breite Canal, welcher den Wusungfluß mit den kleinen Flüssen im Innern verbindet, heißt Wuang-po, eine Bezeichnung, welche einige Schriftsteller für den Namen des Erbauers halten, während andere behaupten, dieselbe rühre von wong (gelb) her und beziehe sich auf die Farbe des Canals, ähnlich wie Wham-poa (bei Canton) den „gelben" Ankerplatz bedeutet. Nichts hat wohl so sehr zur Entwicklung jener großartigen Handelsthätigkeit beigetragen, welche wir dermalen an den Chinesen bewundern, als das gewaltige Canal-System, dessen Ausführung bereits im siebenten Jahrhundert so überaus eifrig betrieben wurde.[1] Die zahllosen künstlichen Canäle, von denen der ganze Norden China's durchschnitten ist,



Landschaft am Wusungflusse.

und welche durch höchst glückliche Berechnungen alle Seen und schiffbaren Flüsse des ausgedehnten Reiches mit einander verbinden, ermöglichen es, durch alle Provinzen zu reisen, ohne das Boot nur ein einziges Mal verlassen zu müssen. Sie ersetzen den Mangel an guten Landstraßen und machen selbst den Abgang an Schienenwegen in einem Lande minder fühlbar, wo der Arbeitslohn so beispiellos niedrig ist.

Sobald man Schanghai mit seiner großartigen Handelsflotte im Rücken hat, ist die weitere Fahrt ziemlich einförmig. Die Ufer zu beiden Seiten sind

[1] Unter Kaiser Yang-ti von der Thn-Dynastie, welcher im Jahre 605 unserer Zeitrechnung den Thron bestieg, wurden mehr als 1600 Meilen Canäle theils gebaut, theils umgebaut und ausgebessert, und die ungeheueren Arbeiten unter Soldaten, Stadt- und Dorfbewohner vertheilt. Jede Familie muste

niedrig, und so weit das Auge zu reichen vermag, erblickt es keinen einzigen Hügel, nicht einmal eine Erhöhung, sondern nur flaches Flußalluvium, von dem allerdings jeder Zoll breit bebaut und benützt erscheint.

Nachdem wir einige Stunden mit der „Flirt" gesegelt waren, kamen wir zu einem Nebenarme des Canals, wo wir in ein kleineres aber nicht minder zierliches Fahrzeug, das Eigenthum des Mr. Gray, überschifften, welches geringeren Tiefgang hatte und uns bis zur Jesuiten-Mission bringen sollte. Allein auch jetzt stieß bei dem niedern Wasserstande unsere Navigation auf Schwierigkeiten, und trotz unserem wackern Laú-tá (der alte Große),[1] welcher das Boot mit staunenswerther Geschicklichkeit durch alle die Krümmungen des kleinen Canals zu winden verstand, mußten wir endlich doch Halt machen und die letzte Strecke bis zur Mission, gegen zwei Meilen, zu Fuß zurücklegen.

Wir wanderten jetzt über grüne Reiß- und Baumwollfelder, durch Kraut- und Gemüsegärten, wohl auch über Gräber, welche sich hier und da zerstreut am Wege erhoben. Zuweilen tauchten in einiger Entfernung kleine Dörfer und einzelne Gehöfte auf.

In Sikkawéi trafen wir zwanzig Jesuiten, Franzosen und Italiener, in völlig chinesischer Tracht mit halbgeschorenen Köpfen, langen, bis zur Erde reichenden Zöpfen, weiten, gelben Kleidern und sammtenen Schuhen auf hohen Korksohlen. Es war ein höchst frappanter, fast theatralischer Anblick. Man führte uns in das Empfangszimmer und ließ uns einige Erfrischungen reichen. Die Conversation wurde bald lebhaft, und mit ihr gewann die Scene an Eigenthümlichkeit, als die scheinbaren Chinesen, an einem Tische im Kreise herum sitzend, und aus kleinen Pfeifchen mit langen Röhren feinen, ölgebeizten Tabak schmauchend, in fließendem Französisch und Italienisch über Paris, Neapel und Wien, über Wissenschaft und Kunst zu sprechen anfingen.

Die Mission wird durch die Propaganda in Rom, so wie durch freiwillige Beiträge erhalten. Etwa achtzig Schüler, meistentheils Kinder armer Eltern, werden daselbst in der chinesischen Sprache und Literatur, im Lesen,

einen Mann zwischen 15 und 50 Jahren stellen, dem die Regierung nur die Nahrung verabreichte. Die Soldaten, welche die mühsamsten Arbeiten auszuführen hatten, erhielten eine höhere Löhnung. Einzelne dieser Canäle, welche den innern Handel belebten und dadurch dem ganzen Reiche so großen Nutzen gewährten, wurden 40 Fuß breit angelegt und an beiden Ufern mit Ulmen und Weiden bepflanzt.

[1] Von Laú alt und tá groß, der Titel des Capitäns eines einheimischen Fahrzeuges, gleichviel ob das durch diesen Titel ausgezeichnete Individuum alt und groß ist, oder nicht.

Schreiben, Rechnen, Zeichnen und in der römisch-katholischen Glaubenslehre unterrichtet; dagegen wird auf die Erlernung der französischen oder englischen Sprache, so wie auf die Aneignung gewisser praktischer mechanischer Kenntnisse nur wenig Sorgfalt verwendet. Man scheint bei der Erziehung hauptsächlich den Zweck vor Augen zu haben, den Schülern durch eine gründliche Kenntniß der chinesischen Literatur die höchsten Stellen im Staate leichter zugänglich zu machen und sich auf diese Weise Einfluß und Protection zu sichern. Eben so strebt man die Zahl der Convertiten dadurch zu vermehren und den Uebertritt zu erleichtern, daß man ihnen, ähnlich wie den Indianern Mittel- und Südamerika's, die Beibehaltung gewisser heidnischer Gebräuche, wie z. B. die Anbetung ihrer Ahnen, die Ceremonien beim Tode eines Verwandten u. s. w., stillschweigend gestattet.

Ein Zweig der Kunst, in welchem es einige Schüler durch ihre natürlichen Anlagen zu einem schönen Grade von Vollkommenheit gebracht haben, ist die Holzschnitzerei. In der Kirche der Mission wird eine Anzahl sehr schöner, aus Holz geschnitzter Altarfiguren gezeigt, das Werk eines Jesuiten von spanischer Abkunft, welcher durch Talent und Vorliebe den Grund zu dieser Bildhauerschule gelegt zu haben scheint. Im sogenannten Modellzimmer befinden sich in einem Glaskasten zahlreiche, von der geschickten Hand des genannten Jesuiten ausgeführte Figuren und Büsten. Hier sind gleichfalls sehr schöne, von chinesischen Zöglingen in Thon ausgeführte Christusköpfe, Madonnen, so wie die Büsten der Königinn Victoria, des Prinzen Albert und Louis Napoleon zu sehen. Alle diese Arbeiten sind zwar doppelt bewunderungswürdig, wenn man die geringen, höchst mangelhaften Behelfe berücksichtigt, mit welchen sie ausgeführt wurden, allein ihr praktischer Werth ist ein sehr geringer, denn jetzt, wo keiner der Jesuiten der Mission eine besondere Vorliebe für die Bildhauerkunst besitzt, hat auch der Unterricht in diesem Zweige gänzlich aufgehört.

Ueberhaupt sind die gegenwärtigen Leistungen der Mitglieder aus der Gesellschaft Jesu in China bei weitem nicht mit jenen ihrer berühmten Genossen im vorigen Jahrhundert zu vergleichen; man begegnet weder gründlicher Bildung, noch praktischer Tüchtigkeit, und Sikkawéi mit seiner dermaligen geistlichen Bevölkerung wird in keinem unbefangenen Katholiken einen befriedigenden Eindruck zurücklassen. Es fehlt hier dermalen an allem, was einst den Jesuiten in China zu so viel Ruhm und Ansehen verhalf:

weder eine entsprechende Bibliothek, noch astronomische und physicalische Instrumente, noch chemische Laboratorien sind vorhanden und fast scheint es auch an christlicher Toleranz, jenem untrüglichen Kennzeichen wahrer Bildung und Aufklärung, zu fehlen. Wenigstens glauben wir dies aus den Bemerkungen eines Jesuiten schließen zu müssen, welcher uns im Kloster herumführte, einige chinesische Worte an die neugierig uns angaffenden langbezopften Zöglinge richtete, und dann, zu uns gewendet, im Französischen bemerkte: „Ich habe den jungen Chinesen erklärt, daß unsere gegenwärtigen Gäste römisch-katholische, wahre Christen seien, weil zuweilen auch Engländer die Mission besuchen, und das sind Ketzer.“ —

Es soll gegenwärtig in der ganzen Provinz an 80.000 Katholiken geben, d. h. Chinesen, welche sich zum Katholicismus bekennen, ohne jedoch von dessen Geiste und Wesen mehr als einen höchst oberflächlichen Begriff zu haben. Mehrere der anwesenden Jesuiten waren Missionäre aus dem Innern der Provinz, welche blos auf kurze Zeit den eigentlichen Sitz ihrer Thätigkeit verlassen hatten und zur Erholung nach Sikkawéi gekommen waren.

Um nach unserem Boote zurückzukehren, bedienten wir uns des in China gebräuchlichsten Verkehrsvehikels, des Sedan-chairs oder der Sänfte. Der gewöhnliche Sedan-chair unterscheidet sich in seiner äußeren Form und inneren Einrichtung nur wenig von den, noch jetzt in kleineren deutschen Städten bestehenden Portechaisen. Bei der außerordentlichen Billigkeit des Arbeitslohnes ist selbst der minder bemittelte Chinese im Stande, von diesem bequemeren, in heißen Klimaten doppelt erwünschten Mittel der Fortbewegung Gebrauch zu machen. Sogar längere Reisen werden in solchen Tragsesseln unternommen. In der Regel legen Sänftenträger zwanzig bis fünfundzwanzig Meilen per Tag zurück und erhalten für diese Entfernung nebst Verköstigung (bestehend in Thee, Reiß, Gemüse und Kuchen) 1 Dollar. Reisegepäck, so wie Waaren im Allgemeinen werden durch Kulis befördert, und zwar trägt ein Kuli leicht 110 Katti's oder 146 Pfund. Er übersteigt mit einer solchen Last sogar hohe Gebirgspässe und wird damit täglich ohne große Ermüdung dreizehn Meilen zurücklegen. Ist eine besondere Geschwindigkeit nöthig, so muß die Last um die Hälfte vermindert werden, wo dann ein Kuli allerdings im Laufe eines Tages eine doppelt große Distanz zurücklegt, allein was an Schnelligkeit gewonnen wird, geht an Kraft verloren.

Auf der Rückfahrt nach Schanghai besuchten wir noch die berühmte



Pagode Long-fáh.

sechsstöckige Pagode Long-fáh, welche angeblich im Jahre 250 nach Chr. G.

zur Zeit der drei Reiche erbaut wurde. Sie ist von allen bisher bekannt gewordenen Pagoden, selbst der berühmten in Canton nicht ausgenommen, die am besten erhaltene, und besteht aus einem großen, umfangreichen, achteckigen, ungefähr 150 Fuß hohen Thurm, in sechs Stockwerke abgetheilt, von welchen ein jedes eine ringsherum führende, reichverzierte Gallerie besitzt. Das pyramidenförmige Dach zeigt aufgestülpte Ecken, an welchen Glocken hängen, die, vom Winde bewegt, klingend ertönen. Vom obersten Stockwerke, zu dem man auf einer steinernen Wendeltreppe gelangt, hat man eine besonders hübsche, weite Aussicht auf das Land und dessen Cultur, indem sich erst 200 Meilen im Norden und Nordwesten von Schanghai Berge erheben und daher der Fernblick in keiner Weise beengt wird. Man gewinnt durch diese Rundschau eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Charakter einer chinesischen Landschaft, der Art und Weise ihrer Bewirthschaftung, der Anlage der Dörfer, so wie von der großen Leichtigkeit des Verkehrs durch die fast zahllosen künstlichen Wasserwege, welche das Land in allen Richtungen durchschneiden. Ganz in der Nähe dieser Pagode erhebt sich ein Buddhatempel, der berühmte Lûng-hwó, welcher im Jahre 230 unserer Zeitrechnung erbaut wurde. Er ist unter den siebenzig in der Provinz bestehenden Buddha- und Taouistentempeln der größte und prächtigste, und übertrifft selbst jenen in Singapore an Ausdehnung, Schönheit der Architectur und innerer Ausstattung. Unzählige, zum Theil kolossale Figuren aus Holz, Gyps und Porzellan, reich verziert und vergoldet, sind im rückwärtigen Theil der Bauten aufgestellt. Auch ein weibliches Standbild, in der Darstellung an die Madonna des Christenthums erinnernd, befindet sich unter diesen chinesischen Heiligen.

Offenbar stand dieser Tempel einmal mit der Pagode in Verbindung und die verschiedenen kleinen Räumlichkeiten im Hintergrunde desselben scheinen Herbergen für Priester und fromme Pilger gewesen zu sein. Einer alten chinesischen Sage nach verdankt dieser Tempel folgendem Vorfall seine Entstehung: Ein König aus dem Süden, welcher eine Nacht mit seinem Boote im Whampoa-Canal ankerte, sah plötzlich aus dem hohen Grase ein Licht aufflackern und gegen Himmel sich erheben, und er befahl sofort, daß an dieser Stelle ein Tempel erbaut werde.

Eine der interessantesten Episoden unseres Aufenthaltes in Schanghai bildet ein echt chinesisches Mahl, welches ein reicher einheimischer Kaufherr,

Namens Ta-ki, ein warmer Freund der Fremden, den österreichischen Reisenden zu Ehren gab. Die großen, nach Landessitte auf blutrothem Papier in chinesischer Sprache geschriebenen Einladungskarten, in gleichfalls blutrothen Enveloppes steckend, wurden den geladenen Gästen schon mehrere Tage vorher ins Haus gesandt.

Um acht Uhr Abends begann das Fest. Das Haus Ta-ki's ist, wie alle Wohnhäuser reicher Chinesen, mit einer großen, 6 bis 7 Fuß hohen, weiß angestrichenen Mauer umgeben und erst, nachdem man einige schmale Gänge durchschritten hat, gelangt man in die eigentlichen Gemächer. Dieselben waren mit großen farbigen Laternen geschmückt, welche trotz ihrer Menge nur ein mattes, wohlthuendes Licht verbreiteten.[1] An den goldverzierten Wänden hingen zahlreiche Sprüche einheimischer Weisen, mit schwarzer Tusche theils in chinesischen, theils in tatarischen Schriftzeichen auf gelbe und weiße Papierrollen geschrieben. Die größte Sorgfalt in der Ausstattung schien auf den Empfangssaal verwendet worden zu sein, ein etwas längliches Viereck, in dem im Hintergrunde ein Podium errichtet war, auf welchem chinesische Schauspieler einige Theaterstücke aufführen sollten. Vorhang und Decorationen fehlten. Die Musiker saßen mit auf der Schaubühne. Die Darsteller gehörten einer jener zahllosen herumziehenden Truppen an, welche bald von ganzen Gemeinden, bald von Mandarinen oder reichen Privatleuten für einige Tage gemiethet werden, um theatralische Aufführungen zu veranstalten, von denen, wie es scheint, in China jedes wichtige Ereigniß, ob glücklicher oder unglücklicher Natur, begleitet sein muß.

Bei Vorstellungen, die im Freien stattfinden, darf die Menge stets unentgeltlich zuschauen, und sie macht von diesem Vorrechte auch den ausgedehntesten Gebrauch. Jeder mag sich da selbst den besten Platz wählen, auf der Straße, auf Bäumen oder Dächern. Mandarine und reiche Privatleute aber besitzen ihre eigenen kleinen Bühnen im Innern ihrer meist sehr geräumigen Wohnsitze, auf welchen sie von Zeit zu Zeit blos zum Vergnügen

[1] Diese oft sehr zierlich geschnitzten und bemalten Laternen gehören zu den am meisten charakteristischen Einrichtungsstücken chinesischer Zimmer. Man verwendet zu ihrer Fabrication nicht blos Glas, Horn, Seide, Papier u. s. w., sondern auch die glutinöse Substanz einer Seetangart (Gigartina tenax, malayisch Agar-Agar), mit welcher das zum Bedecken der Laternenwände benützte Papier gesättigt wird. Auch in der Seide- und Papierfabrication spielt die unvergleichliche Paste der Agar-Agar eine so bedeutende Rolle, daß jährlich über 500 Pikuls (à 2 Dollar per Pikul) aus dem indischen Archipel eingeführt werden.

eines Kreises von Freunden theatralische Vorstellungen geben lassen. Einzelne Mandarine haben sogar ihre eigenen Schauspieler, welche in Jahressold stehen und gewissermaßen zum Hausgesinde gehören.

Trotz den sehr reichen Sammlungen chinesischer Bühnenstücke, von welchen mehrere durch die werthvollen Arbeiten Julien's, Bazin's, Remusat's u. a. auch dem gebildeten Lesekreise Europa's bekannt geworden sind, giebt es doch nur sehr wenige von literarischem Werth. Der Gang aller Stücke ist höchst einfach; die Schauspieler geben selbst die Rollen an, welche sie vorstellen sollen; zwischen den einzelnen Scenen fehlt es gewöhnlich an einem Uebergange und oft kommen das albernste Zeug und die zweideutigsten Scherze gerade bei den ernsthaftesten Situationen vor. Nur die wenigsten dieser Stücke erheben sich über unsere ehemaligen Possenspiele, und nach den Mittheilungen von Reisenden zu urtheilen, welche theatralischen Vorstellungen in den größten Städten des Reiches, selbst in Peking beigewohnt haben, befindet sich die dramatische Kunst in China noch völlig in der Kindheit.[1] Die Vorstellung, welcher die Novara-Reisenden in der eleganten Behausung des gastlichen Ta-ki beiwohnten, war nicht geeignet, ihnen eine günstigere Meinung von dem Werthe chinesischer Theaterstücke beizubringen. Das Dargestellte behandelte Ereignisse aus der älteren Geschichte China's, in welche chinesische Theaterdichter bei der Wahl des Stoffes mit Vorliebe zurückzugreifen pflegen, obschon der großen Menge häufig das Verständniß dafür zu fehlen scheint. Auch unser Hauswirth, der das sogenannte Canton-Englisch sprach, konnte uns nur wenig Aufschluß und Erklärung über das Aufgeführte geben und bemerkte blos wiederholt, das Ganze beziehe sich auf die „old, old times“ (alten, alten Zeiten).

Der allgemeinen Sitte entgegen, nach welcher es Frauen nicht gestattet ist auf Theatern aufzutreten, so daß selbst weibliche Rollen durch verkleidete Männer gespielt werden müssen, waren die Darsteller hier zum größten Theile Mädchen von 14 bis 20 Jahren, welche bald roth, bald weiß geschminkt, sehr elegant gekleidet, meist in Mandarinanzügen auf der Bühne erschienen. Die albernsten Scenen wurden von den zahlreich versammelten Dienern des Hauswirthes, welche nebst den geladenen fremden Gästen die Zuschauerschaft bildeten, mit dem meisten Beifall aufgenommen. So z. B. brach ein stürmisches Gelächter los, als eine Amme mit einem Kinde im

[1] Huc, Das chinesische Reich. Leipzig 1856. Bd. I, Seite 153.

Arme auftrat, welche das Gesicht eines alten Soldaten mit grauem Spitz-, Schnurr- und Knebelbart hatte. Sie sang eine Zeit lang ziemlich weinerlich und trat dann wieder ab, ohne daß die darauf folgende Scene mit der vorhergegangenen irgendwie im Zusammenhange stand. Uns fiel bei den chinesischen Schauspielern ganz besonders ihre sichtbare Vorliebe auf, mit einer erzwungen hohen, fistelartigen Stimme zu sprechen, was möglicher Weise daher kommen mag, daß sie auch Frauenstimmen nachahmen müssen, und vielleicht gerade in dieser Täuschung ihre Virtuosität zu zeigen wünschen. Die Musik ist bei solchen Vorstellungen wo möglich noch gehörbeleidigender und monotoner als der Vortrag, und beschränkt sich nicht blos auf die Begleitung der eingeschobenen Couplets, sondern läßt sich auch während der Intervallen bis zum Ueberdruß vernehmen.

Nach Beendigung eines jeden Actes wurde ein großes, mit einem rothen Tuche bedecktes Brett auf die Bühne gebracht und zu den Füßen der Schauspieler hingestellt; der Hauswirth ließ darauf ein Geschenk für die Leistung (ungefähr 4 Dollars Werth in Kupfer-Cash) legen, welches sodann wieder weggetragen wurde. Es war dies zugleich für die vielen Zuschauer das einzige Zeichen, daß das Stück zu Ende und ein neues zu erwarten stand.

Nachdem diese Theatervorstellung ungefähr 1½ Stunden gedauert hatte, trat eine längere Pause ein. Man sehnte sich ins Freie und nach frischer Luft, um sich von der Ermüdung der Vorstellung und der drückenden Hitze, welche im Saale herrschte, zu erholen. Die Gäste mochten sich ungehindert durch die verschiedenen Räumlichkeiten des weitläufigen Besitzthums bewegen und gelangten dabei zu Gemächern, welche in der Regel Fremden völlig verschlossen bleiben, zu den Wohnzimmern der Frauen. Ta-ki dehnte nämlich seine Gastfreundlichkeit bis zu diesem Vorrechte aus und stellte den Novara-Reisenden seine Frauen, so wie seine greise, siebenzigjährige Mutter vor, an welcher der biedere Chinese mit ganz besonderer Liebe und Verehrung zu hängen schien. Ta-ki's Frauen (vier oder fünf) hatten auf eigenen, für sie vorbereiteten erhöhten Sitzen an der theatralischen Vorstellung Theil genommen und benahmen sich außerordentlich freundlich und zutraulich. Sie schienen nicht das geringste Bedenken zu tragen, sich zu zeigen und mit den Barbaren zu kichern und zu scherzen. Alle waren in Seide gekleidet und in höchst geschmackloser Weise mit Geschmeide

behängt; alle hatten verkümmert kleine Füße und vermochten sich nur mühsam fortzubewegen. An dem Mahle nahmen sie nicht Theil, sondern erhielten die Speisen in ihren Gemächern servirt.

Für das Abendessen war der frühere Zuschauerraum in einen Speisesaal verwandelt worden. Aber man hatte keineswegs nach europäischem Vorbilde eine große, lange Tafel hergerichtet, sondern kleine, viereckige, mit rothem Tuch überzogene Tische, an denen je drei Europäer und ein Chinese Platz nahmen, welch letzterer im Namen des Hausherrn, der an der Seite des Befehlshabers der Expedition saß, das Amt hatte, seinen Tischgenossen die Honneurs zu machen und für ihre Behaglichkeit Sorge zu tragen.

Da man uns einen möglichst genauen Begriff von einer echt chinesischen Mahlzeit zu geben wünschte, so wurde absichtlich alles fern gehalten, was dies irgendwie beeinträchtigen mochte, und wir mußten uns daher darein fügen, das Mahl mit dem Dessert zu beginnen und mit der Suppe zu schließen, so wie mit dünnen Stäben aus Elfenbein anstatt mit Messer und Gabel die verschiedenen Speisen nach dem Munde zu führen.

Das Charakteristische chinesischer Gebräuche, nämlich ihr completer Gegensatz zu jenen der Europäer, tritt auch bei den Mahlzeiten in frappanter Weise zu Tage. Gleichwie der Chinese beim Gruße das Haupt bedeckt statt es zu entblößen; den Ehrenplatz zur Linken statt zur Rechten anbietet; die Vorfahren adelt, statt die Nachkommen; von rechts nach links schreibt, statt umgekehrt; zur Farbe seines Trauerkleides die weiße und nicht die schwarze wählt; jede Spur eines Bartes sorgfältig zu vertilgen sich bemüht, statt ihn als Zeichen männlicher Reife und Würde mit Vorliebe zu pflegen: eben so beginnt der Chinese die Mahlzeit mit jenen Speisen, mit welchen wir sie beschließen, mit Backwerk und Früchten. Als wir Platz nahmen, war bereits jeder Tisch mit einer Menge der verschiedensten Gerichte auf zierlichen bunt bemalten Porzellantellerchen gedrängt voll, und während wir noch damit beschäftigt waren, den mysteriösen Inhalt einzelner dieser Tellerchen zu enträthseln, war der an mehreren Tischen die Honneurs machende Chinese bereits bemüht, uns mit den beiden Stäbchen oder Chop-sticks von jeder einzelnen Speise die besten Bissen zu wählen und vorzulegen. Und damit ihn nicht vielleicht der Vorwurf treffe, als wären die Stäbchen, mit denen er diese Operation vornahm, nicht rein, zog er beide jedesmal sorgfältig zwischen den Lippen durch und sog sie ab, bevor er ein frisches Stück

faßte und auf unsere Teller legte. Die Geschicklichkeit, mit welcher die Chinesen diese, je nach dem Stande des Hauswirthes aus Elfenbein, Ebenholz oder Bambus verfertigten Stäbchen zu handhaben verstehen, grenzt ans Wunderbare. Sie werden in ihrer Hand, zwischen ihren Fingern zu einer Art Zange, mit welcher sie die kleinsten Gegenstände zu fassen im Stande sind, und eben so Reißkörner, Bohnen oder Erbsen zu essen, als das Fleisch eines Fisches von den Gräten zu trennen oder die Schale eines hart gekochten Eies abzulösen vermögen.

Was die Art der gebotenen Gerichte anbelangt, so gestehen wir offen, daß uns die Mehrzahl davon unbekannt war; denn die chinesischen Köche setzen seltsamer Weise einen großen Werth darein, die Speisen unkenntlich zu machen und durch verschiedene Recepte und Geheimnisse ihren natürlichen Geschmack zu verändern. Nach den Erkundigungen, die wir darüber bei unserem chinesischen Vorleger einzogen, schien unser Hauswirth sein Versprechen, uns ein echt chinesisches Mahl zu geben, so gewissenhaft erfüllen zu wollen, daß er uns mit keinem Leckerbissen der nationalen Küche verschonen zu dürfen glaubte. Und so wurden uns denn nicht blos Schwalbennester, Kibitzeier und gedämpfte Frösche, sondern auch gebratene Seidenwürmer, Haifischflossen, Reh- und Buffalo-Sehnen, Trepang, Bambuswurzeln, Seegras, halb ausgebrütete Küchlein und viele andere chinesische Delicatessen vorgesetzt. Der Tisch wurde mindestens drei Mal mit neuen Speisen frisch gefüllt, und wir glauben uns keiner Uebertreibung schuldig zu machen, wenn wir die verschiedenen aufgetragenen Gerichte auf mindestens ein halbes Hundert veranschlagen. Fleischspeisen waren entschieden in der Minderzahl und kamen bereits in kleine Stücke zerschnitten auf den Tisch;[1] dagegen wurden Reiß und Gemüse in allen erdenklichen Formen credenzt. Während des Essens war ein kleines Mädchen, welches auch beim Theater einen Part spielte, unabläßig beschäftigt, jedem Gast eine ganz kleine Tasse mit einem warmen, aus Hirse destillirten Trank zu füllen, indem es die chinesische

[1] Die Chinesen finden es nicht minder unerklärlich, daß wir uns solch mörderischer Eßwerkzeuge bedienen, womit man alle Augenblick Gefahr läuft, sich die Lippen zu verwunden oder die Augen auszustechen, als es ihnen lächerlich erscheint, daß wir selbst die Knochen aus dem Fleische nehmen und daß Nüsse und Mandeln in den Schalen aufgetragen werden. Ja es ist nicht blos ein Witzwort, welches man von einem Chinesen erzählt, der darüber erstaunte, die Europäer Billard spielen, Kegel schieben, walzen und polken zu sehen, und dazu die Bemerkung machte, warum doch wohlhabende Leute eine solche Arbeit nicht lieber ihren Dienern überlassen! . . .

Artigkeit fordert, daß das Gefäß immer voll sei, und daher, so wenig man auch auf einmal trinkt, immer sogleich nachgegossen werde. Traubensaft kennt der Chinese nicht, obschon es in seinem Lande viele Strecken giebt, welche sich zur Cultur der Weinrebe eignen würden. Alle einheimischen Getränke bestehen blos in wenig wohlschmeckenden, häufig parfümirten, meist aus Hirse und Reiß destillirten Flüssigkeiten, im Allgemeinen Samschu genannt, obschon diese Bezeichnung eigentlich nur dem aus Reiß destillirten, arrakähnlichen Getränke zukommt. Nach dem Essen werden keinerlei Spirituosen, sondern blos Thee, und zwar ein gewöhnlich grüner, so wie ein aus Mandeln bereiteter Thee genossen. Die Chinesen sind im Allgemeinen ein sehr nüchternes Volk und selbst ihre Leidenschaft Opium zu rauchen wird mehr in den Seeprovinzen und in großen Städten, als im Innern des Reiches, unter der Masse des Volkes angetroffen. Sowohl während des Abendessens als darnach fanden noch theatralische Aufführungen statt; allein die geladenen Gäste, welche von letzteren mehr gesättigt waren wie vom erstern, zogen es vor, sich geräuschlos zu entfernen und zu Hause in der luftigen Veranda, im bequemen Schaukelstuhl über die Eigenthümlichkeiten des Festes nachzudenken, das sie so eben mitgemacht hatten.

Aber nicht nur der fremdenfreundliche Ta-ki, auch die verschiedenen in Schanghai ansässigen Consuln, so wie mehrere der angesehensten englischen, amerikanischen und deutschen Kaufleute gaben den Novara-Reisenden zu Ehren Gastmahle und Abendcirkel und zeichneten dieselben durch die mannigfaltigsten Artigkeiten aus. In besonders lebhafter Erinnerung ist uns in dieser Beziehung ein Ständchen, welches eines Abends eine Anzahl von Deutschen dem Befehlshaber und seinen Gefährten brachten. Wir saßen eben im Hause des Consuls der Hansestädte, Mr. James Hogg, beim heiteren Mahle vereinigt, als aus dem Garten herauf der Gesang deutscher Männer erklang, und deutsche Lieder auf chinesischem Boden durch die Nacht hallten. Ueberrascht und ergriffen von den herrlichen Tönen, erhob sich die Tischgesellschaft und eilte hinab in den Garten — aber die Sänger waren hinter den Baumgruppen schon wieder verschwunden, und wie sie singend weiter zogen, erstarben in der Ferne die letzten Töne des deutschen Liedes!

Die Deutschen machen in China bereits einen nicht unbedeutenden Theil der Fremden aus, und es ist peinlich wahrzunehmen, wie ihre Rührigkeit und Tüchtigkeit von Seite der deutschen Regierungen bisher

so wenig Berücksichtigung und Unterstützung fand. Die Zahl der Bremer Schiffe, welche den Hafen von Schanghai besuchten, war in den letzten Jahren sogar beträchtlicher als jene der nordamerikanischen Kauffahrer, und würde noch viel mehr zunehmen, wenn deutsche Kaufleute und deutsche Rheder in chinesischen Gewässern gleichen Schutz beanspruchen könnten, wie ihre englischen oder nordamerikanischen Genossen. Die deutschen Staaten (d. h. die Hansestädte, Preußen, Oldenburg) haben zwar unbesoldete Consuln ernannt, aber das kluge, materielle Chinesenvolk verlangt mehr als eine bloße Vertretung, es will auch eine entsprechende physische Macht sehen, welche hinter diesen Repräsentanten steht. Viele schreiende Ungerechtigkeiten, welche dermalen ungestraft an hülflosen deutschen Kaufleuten und Capitäns in den chinesischen Häfen begangen werden, würden nicht geschehen noch geschehen können, wenn auch nur Ein deutsches Kriegsschiff in den chinesischen Gewässern stationirt wäre. Was ein einziges solches, auch noch so kleines Kriegsfahrzeug zu leisten im Stande ist, davon lieferte der frühere englische Consul in Schanghai, Mr. Alcock, den Beweis, welcher mit einer kleinen englischen Brigg die Mündung des Yang-tse-kiang blockirte und keine einzige der vielen hundert im Flusse stationirten Dschunken, unter Androhung auf sie zu schießen, auslaufen ließ, bevor die chinesische Regierung seinen Klagen Gehör geschenkt und die Mörder eines englischen Missionärs dem englischen Tribunal übergeben hatte. Die bloße Drohung, den Hafen zu sperren, genügte, um den Consul zu seinem guten Rechte zu verhelfen und seine verschiedenen Forderungen rasch erfüllt zu sehen. Wenige Monate später wurden einem Bremer Schiffscapitän durch die willkürlichen Maßregeln der chinesischen Regierung so erhebliche Verluste zugefügt, daß er, wie man uns erzählte, genöthigt war sein Schiff zu verkaufen, ohne daß der energische Protest seines Consuls dem chinesischen Richter etwas anderes als ein mitleidiges Lächeln über die Ohnmacht des deutschen Reiches entlockte.

Der Handel mit China nimmt durch den Frieden von Peking und die nun ungehinderte Beschiffung aller Flüsse und Canäle des chinesischen Reiches einen so gewaltigen Aufschwung, daß eine Abhülfe in dieser Beziehung dringend vonnöthen ist, wenn nicht der deutsche Handel und die deutsche Industrie einen empfindlichen Stoß erhalten, wenn sie nicht, anstatt durch die vortheilhaft veränderten Verhältnisse in China zu gewinnen, von andern begünstigteren Nationen verdrängt werden sollen.

Die Rührigkeit und der Eifer der Engländer, den einheimischen Fabricaten neue Abzugsquellen zu eröffnen, neue Märkte zu schaffen, entfalten sich hier wieder in der staunenswerthesten Weise. Kaum sind die Unterschriften jenes Vertrages getrocknet, welcher die wichtigsten Flüsse und Hafenplätze des chinesischen Reiches den britischen Unterthanen zum freien Verkehr öffnet, als das Land bereits nach allen Richtungen hin durchwandert und ausgebeutet wird. Eine Anzahl englischer Kaufleute befuhr den Yang-tse-kiang bis Han-kow (d. h. Mündung des Handels), eine Stadt von mehreren Millionen Einwohnern, welche schon von Huc wegen ihrer außerordentlich vortheilhaften Lage als der Hauptstapelplatz der 18 Provinzen bezeichnet wird, von wo der ganze Handel nach dem Innern sich ausdehnt. Andere unternahmen eine Landreise von Canton nach Han-kow; eine dritte Gesellschaft befuhr den Peiho und besuchte Tien-Tsin, während eine vierte Unternehmung den Versuch wagte, von Schanghai den Yang-tse-kiang bis Hankow zu beschiffen und sodann den Landweg über Thibet nach Britisch-Indien einzuschlagen. Ueber mehrere dieser, hauptsächlich im Interesse des Handels unternommenen Reisen liegen bereits Berichte vor, nach welchen der Verkehr auf dem Yang-tse-kiang und dem Peiho selbst die glänzendsten Erwartungen übertreffen soll.[1] Han-kow verspricht ein wichtiger Exportplatz für Thee, Tien-Tsin nicht minder bedeutend für den Import aller Arten von Manufacturwaaren zu werden. Durch die Eröffnung dieser beiden Hafenplätze werden Schanghai und Canton allerdings von ihrem bisherigen Aufschwunge einbüßen, allein der Handel im Allgemeinen wird einen neuen Impuls erhalten.

Auf den Kaufmann und Schiffsrheder müssen die neuesten Nachrichten aus China über die ungeheure Ausdehnung des Handels und des Verkehrs auf zahlreiche, bisher von der europäischen Civilisation unberührt gebliebene Punkte des Reiches der Mitte wahrhaft betäubend wirken. Es ist eine Fülle höchst schätzbaren Materiales, welches der China Overland Trade Report und der North China Herald seinen Lesern bietet, doppelt werthvoll und nützlich durch den Segen des freien Wortes, welches diese neuesten

[1] Report of the Deputation, appointed by the British Chamber of Commerce in Schanghai, on the Commercial Capabilities of Ports and Places on the Yang-tsze-kiang, visited by the Expedition under Vice-Admiral Sir James Hope, K. C. B. in February and March 1861. — Supplement to the China Overland Trade Report, vom 28. Februar und 27. Mai 1861. und Supplement to the Overland China Mail Nr. 237, vom 12. Juni 1861.

Erfahrungen und Erfolge bereits im nächsten Momente zum Gemeingut aller handeltreibenden Völker macht; ein Material, welches wir durch die Güte und Zuvorkommenheit unserer Freunde in Hongkong und Schanghai auch für den österreichischen Kaufmann und Gewerbetreibenden im commerciellen Theile der Novara-Publicationen, gesichtet und erläutert, nutzbringend machen zu können hoffen. Denn, so ferne uns gegenwärtig directe Handelsbeziehungen mit China liegen mögen, dürfte doch eine Zeit kommen, wo man auch in den commerciellen Kreisen Oesterreichs die Bedürfnisse einer Bevölkerung und die Naturschätze eines Reiches einer genaueren Untersuchung werth halten wird, welches sich über einen Flächenraum von mehr als 230.000 geographischen Meilen ausdehnt, über 400 Millionen betriebsamer Menschen umschließt, und dessen Gesammtverkehr mit dem Auslande bereits vor dem gegenwärtigen Umschwung der Dinge an 260 Millionen Gulden betrug.

Trotz der großartigen Mannigfaltigkeit der Naturproducte des chinesischen Reiches bestanden bisher die Hauptausfuhr-Artikel blos in Seide und Thee, und wir wollen daher diese beiden wichtigen Erzeugnisse allein einer näheren Besprechung unterziehen.

Die Einführung der Seidenzucht in China, unstreitig einer der ältesten Culturzweige des Reiches, wird von der einheimischen Legende der Gemahlinn des Kaisers Hwang-te zugeschrieben, welcher um das Jahr 2640 vor Chr. Geb. regierte. Die erste Erwähnung des Maulbeerbaumes und der Seide macht Schu-king,[1] „das Buch der erhabenen festen Lehre, gleichsam das Buch der Bücher", eine Sammlung der ältesten geschichtlichen Urkunden des chinesischen Reiches, welche im Jahre 484 vor Chr. Geb. von Confucius aus den Memoiren alter Geschichtsschreiber, so wie aus den Nachrichten alter Monumente zusammengestellt wurden. Selbst Kaiserinnen fanden es zu jener Zeit nicht unter ihrer Würde, Maulbeerblätter zu sammeln und den Seidenwurm zu füttern, während verschiedene Abhandlungen über die Cultur jener

[1] Die betreffende Stelle lautet nach Dr. W. H. Medhurst's Uebersetzung dieses seltenen Werkes, von dem wir ein, aus dem letzten großen Brande in Canton gerettetes Exemplar der Güte des Herrn Wylie in Schanghai verdanken, wie folgt: „The Mulberry-ground having been supplied with silkworms, the people descended from the hills and dwelt in the plains" (p. 91), und später: „Their tribute baskets were filled with black silks and checkered scarsenels" (p. 96). Vgl. Ancient China. 書奈巠 The Shoo-king, or the historical classic. Being the most ancient authentic record of the Annals of the Chinese Empire, illustrated by later Commentators. Translated by the W. H. Medhurst, sen. Schanghai 1846.

nützlichen Pflanze aus kaiserlicher Feder flossen. Diese Theilnahme der höchsten Personen des Staates am Seidenbaue hat sich bis in die neueste Zeit erhalten und in unseren Tagen vermehrte ein chinesischer Statthalter die reiche Literatur über diesen Gegenstand mit einem umfangreichen, in der löblichen Absicht geschriebenen Werke, die Bewohner des Seidendistrictes zur Ausbreitung und Verbesserung der Seidenzucht anzueifern.

Die beiden vorzüglichsten Arten von Maulbeerbäumen, welche sich am besten zur Seidenzucht eignen, sind: Loo (Morus alba), mit langen Blättern, wenig Früchten und festen Wurzeln, welcher im Norden China's vorkommt, und King (Morus nigra), mit schmalen Blättern, reicheren Früchten und einer mehr kräftigen Pflanze, welche hauptsächlich im Süden des Reiches gedeiht.

Nach einer alten chinesischen Urkunde soll es acht verschiedene Arten von Seidenwürmern geben, welche sich zu verschiedenen Zeiten des Jahres (April bis November) einspinnen.[1]

Die Hauptdistricte für die Seidenzucht liegen im nördlichen Theile der Provinz Tsche-kiang und die Hauptmärkte für Seide sind die Städte: Hu-tschan-fu, Hang-tschau-fu, Keahing-fu, Nautsin und Schuhing, welche sämmtlich in einem Umkreise von 100 bis 150 Meilen von Schanghai entfernt liegen.

Die Seide wird in China keineswegs durch reiche Grundbesitzer in großartigen Etablissements gewonnen, sondern durch Millionen Landwirthe, von welchen ein jeder nur wenige Morgen Landes sein eigen nennt und mit Maulbeerbäumen bebaut, und so, der Biene gleich, sein Theil beiträgt, den allgemeinen Vorrath zu schwellen und zu vermehren. In der geeigneten Jahreszeit sind in den Seidendistricten Alt und Jung, Groß und Klein emsig bemüht, Seidenwürmer zu pflegen und Seide abzuhaspeln. Die großen Kaufleute in den Haupthandelsplätzen senden zur Zeit der Ernte ihre Agenten nach allen Theilen der Seidendistricte, um diese kleinen Quantitäten (von begreiflicher Weise sehr verschiedenem Werthe) zusammen zu kaufen und nach gewissen Lagerplätzen abzuliefern, wo dieselben nach ihrer

[1] Und zwar spinnt sich Yuen-tschin im dritten Mond (April unserer Zeitrechnung), Chan und Yuen im vierten Mond (Mai), Gae-tschin im fünften Mond (Juni), Saf im sechsten Mond (Juli), Han-tschin im siebenten Mond (August), Sze-tschän im neunten Mond (October) und Hau im zehnten Mond (November) ein.

Güte sortirt werden. Hierauf wird die Seide in Ballen zu 80 Katti's oder ungefähr 106 Pfund verpackt und nach Schanghai zum Verkauf gebracht, wo es wieder in jedem Handelshause eigene „Silk Inspectors" oder „Silk Testors" giebt, welche die Qualität der Seide prüfen und diese für den europäischen Markt sortiren.

Es kommen im Handel drei verschiedene Gattungen von Rohseide vor: Tsatli (七里), Taysam (大蠶), der große Wurm, und Yuen-hwá oder Yuen-fá (固若), die Gartenblume. Diese drei Hauptgattungen zerfallen wieder in eine große Anzahl von Sorten, welche gemeiniglich nach dem Namen des Händlers oder seines Hongs (Geschäftes) benennt werden.

Die jährliche Seidenproduction China's wird auf ungefähr 200 bis 250.000 Ballen oder 20 bis 25 Millionen Pfunde geschätzt. Es ist dies allerdings eine höchst oberflächliche Schätzung; daß aber die Seidenerzeugung im chinesischen Reiche eine ungeheuere sein muß, beweist nicht nur der sehr bedeutende einheimische Verbrauch an diesem Artikel, sondern auch der Umstand, daß, trotz der außerordentlichen Zunahme des Exports im Laufe der letzten zehn Jahre, die Preise der Seide nicht nur nicht gestiegen, sondern dermalen sogar durchschnittlich geringer sind als zur Zeit, wo blos ein Viertel der gegenwärtigen Quantität nach England und Frankreich ausgeführt wurde. Die Preise der Seide werden in Taels zum jeweiligen Curse gerechnet,[1] das Gewichtsmaß ist der Ballen zu 100 englischen Pfunden. — Zwischen Schanghai und London beträgt der Verlust an Gewicht 3 Procent per Ballen. Außerdem rechnet man in der Regel 15 Procent Unkosten für die Sendung von Schanghai nach irgend einem englischen Hafen.

Nur ein Viertheil der gesammten Seidenproduction China's oder ungefähr 6 Millionen Pfunde werden durchschnittlich jährlich exportirt. Davon geht das bei weitem größte Quantum, nämlich $^9/_{10}$, nach England und Frankreich. Im Jahre 1843/44 wurden aus China im Ganzen nicht mehr als 5100 Ballen Seide ausgeführt. Im Jahre 1859 betrug die Ausfuhr roher Seide von Schanghai 75.652 Ballen!

Außerdem wird noch jährlich eine große Anzahl in China verfertigter Seidenstoffe, Crêpe-Shawls u. s. w. in einem Werthe von 4 bis

[1] Der Werlh eines Taels fluctuirt zwischen 6 Schilling und 6 Schilling 6 Pence englisch. Man rechnet, daß ein Ballen Seide, bis derselve in Schanghai nach England verschifft wird, durchschnittlich auf 80 bis 100 Pfund Sterling (800 bis 1000 Gulden österr. Wähtung) zu stehen kommt.

5 Millionen Gulden exportirt, die Mehrzahl davon geht nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Der Zustand der chinesischen Seidenweber soll ein nicht weniger trauriger und armseliger als der jener Arbeiterclasse sein, welche sich in Europa mit der Erzeugung dieser kostbaren und luxuriösen Fabricate beschäftigt. Wie in Lyon, in Spittelfield und im böhmischen Erzgebirge, lebt und stirbt auch der chinesische Weber seidener Prachtstoffe in drückendstem Elende, und die schönen und zarten Schöpfungen seines Webestuhles entstehen in einer Hütte von solcher Erbärmlichkeit, daß er gezwungen ist ein Loch in die Erde zu graben, um hinreichenden Platz zum Bewegen seines Tretschämels zu gewinnen. Gleichwohl sind die chinesischen Weber minder unglücklich als ihre Gewerbsgenossen in Europa, weil sie weniger von der Rauhheit des Klima's zu leiden haben und für ihren, obschon geringeren Arbeitslohn doch mehr Nahrung zu kaufen vermögen, als es, bei der Theuerung selbst der einfachsten Lebensbedürfnisse, der europäische Weber zu thun im Stande ist.

Der neueste Umschwung der Dinge in China wird auch auf die Seidencultur einen nachhaltigen Einfluß üben, und es dürfte bei dem äußerst niederen Arbeitslohn in China die Zeit nicht allzu fern sein, wo man chinesische Seide in Europa billiger als die einheimische zu kaufen vermag und Fabrikanten es vortheilhafter finden werden, diesen für die Industrie so wichtigen Rohstoff aus China anstatt aus Italien oder dem Süden Frankreichs zu beziehen. Sachkundige Männer in Hongkong und Schanghai bestätigten uns, daß es nur eines Impulses von außen bedürfe, um die Seidenzucht in China um das Zehnfache zu steigern und mit dem chinesischen Product den jährlichen Seidenbedarf auf der ganzen Erde zu decken, welcher, wenn wir encyklopädischen Angaben Glauben schenken dürfen, zwischen 12 und 15 Millionen Pfunde beträgt. Was die chinesische Seide auf europäischen Märkten besonders beliebt macht, sind ihre beiden Haupteigenschaften, Stärke und Helle, während sie dagegen in Bezug auf Gleichmäßigkeit des Fadens gegen die europäische bisher zurückstand. In Europa wird nämlich die Seide von einer bestimmten Anzahl von Cocons gehaspelt, während man sie in China, nach Willkür des Arbeiters, bald von mehr, bald von weniger Cocons zu gewinnen pflegt. Die Folge davon ist die erwähnte Ungleichheit des Fadens, ein Mangel, dem durch keinerlei spätere

Manipulation wieder abgeholfen werden kann, und welcher namentlich ihre Verwendung zur Erzeugung kostbarer Stoffe völlig ausschließt. Diesem Uebelstande, welcher hauptsächlich Ursache ist, daß die chinesische Seide den europäischen Markt noch nicht völlig beherrscht, kann aber bei der gegenwärtigen leichteren Zugängigkeit der Seidendistricte durch Einführung europäischer Arbeiter und Maschinen unschwer abgeholfen werden und dieses kostbare Product dadurch wesentlich an Güte und Verwendbarkeit gewinnen.

Noch vor wenigen Jahren legten namentlich deutsche und österreichische Industrielle der chinesischen Seide für unsern Markt nur geringe Bedeutung bei, und es schien ihnen höchstens ein ungläubiges Lächeln abzunöthigen, wenn man, wie wir dies aus innerster Ueberzeugung wiederholt gethan, von dem bevorstehenden weltmarktbeherrschenden Einflusse dieses chinesischen Rohstoffes sprach. Gegenwärtig kann, wie wir hören, eine Seidenhandlung kaum mehr bestehen, wenn sie nicht, nebst französischer und italienischer, auch chinesische Seide führt, indem der Verbrauch dieses Productes mit jedem Jahre zunimmt, und gleichwohl noch nicht den hundertsten Theil jener Verwendung erreicht hat, deren er fähig ist.

Nächst der Seide ist es der Thee (tschá),[1] welcher den Handel mit China zu solcher Bedeutung erhebt. Die Cultur der Theestaude ist eine weit jüngere als die des Maulbeerbaumes, und zwar kamen deren Blätter, obschon seit dem dritten Jahrhundert von den Chinesen zu Heilzwecken verwendet, doch erst zu Ende des sechsten Jahrhunderts zur Getränkbereitung in allgemeinen Gebrauch.[2] Staatsmänner und Dichter bemächtigten sich des neuen Stoffes und während die Einen dieses wohlthätig wirkende Naturgeschenk durch Besteuerung zur Füllung des Staatsseckels ausbeuteten, erhoben die Andern durch ihre Loblieder den Ruhm der Pflanze und förderten so, vielleicht ohne es zu wollen, die fiscalischen Gelüste der Regierung.

[1] Das Wort tschá wird indeß von den Chinesen nicht blos zur Bezeichnung von Thee, sondern von allen Camellienarten gebraucht.

[2] Arabische Reisende, welche China im neunten Jahrhundert (A. D. 850) besuchten, sprechen bereits vom Thee, als einem Getränk der allgemeinsten Verbreitung. Nach Kämpfer wurde die Theepflanze in Japan um das Jahr 519 unserer Zeitrechnung aus China eingeführt, und zwar durch den eingeborenen Prinzen Darma, welcher ihre vorzüglichen Eigenschaften während seines Aufenthaltes in China kennen gelernt hatte. Die Japanen trinken indessen den Thee nicht als Abguß, sondern zerstoßen die Blätter zu feinem Pulver, gießen kochendes Wasser darauf, und rühren das Ganze mit einem Bambusstäbchen bis zur völligen Vermischung um. Sodann trinken sie den Aufguß und das Pulver, gleichwie man in einigen Theilen Asiens den Kaffee zu genießen pflegt.

„Thee“, sagt ein älterer chinesischer Schriftsteller, „beruhigt den Geist, besänftigt das Gemüth, verscheucht Ermattung, erholt von Müdigkeit, wecket die Gedanken und verhindert Trägheit; er macht den Körper leichter und frischer und erhellt das Wahrnehmungsvermögen.“

Die Theepflanze zog die Aufmerksamkeit chinesischer Forscher zuerst im Wu-yi-, oder, wie ihn die Engländer nennen, im Bohea-District[1] auf sich, welcher noch heute der vorzugsweise feinen Qualität wegen, die auf seinen Hügeln gewonnen wird, eine große Berühmtheit genießt.

Dermalen erstreckt sich die Theecultur in China im Norden bis Tang-tschao-fu in der Provinz Schan-tung, südlich bis Canton und Kuang-si und östlich bis in die Provinz Yun-nan. Da außerdem die Theepflanze auch in Japan, auf Korea und den Lin-tschiu-Inseln, so wie auf Tschusan, Tonkin und in Cochinchina gedeiht, so kann man annehmen, daß die Verbreitungssphäre des Thees sich über 28 Breite- und 30 Längegrade ausdehnt, und diese Pflanze ohne Nachtheil großen Temperaturveränderungen unterworfen werden kann. Im Allgemeinen aber scheint derselben jener Theil des nördlichen China's, welcher zwischen dem 27° und 33° nördl. Br. liegt, am Besten zuzusagen,[2] wo die mittlere Jahrestemperatur zwischen 16.5 bis 20° C. schwankt, und wo auf starken Regenfall heiteres Wetter mit erhöhter Temperatur folgt; ersterer eben so nöthig zu einem raschen, üppigen Wachsthum der Blätter, als letzteres für den Wohlgeruch und die Güte ihrer Qualität.

Um sich eine Vorstellung von der ungeheueren Menge Thee zu machen, welche jährlich in China erzeugt wird, genügt wohl die Bemerkung, daß nach Abzug der im Lande selbst consumirten sehr bedeutenden Quantität jährlich noch gegen 50 Millionen Pfunde ausgeführt werden.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Cultur und Bereitungsweise des Thees, das Trocknen (pocy) und Rösten (tscháo), das Parfümiren und Färben der Blätter, kurz den ganzen langen Proceß, welchen dieser kostbare Handelsartikel durchzumachen hat, bis er von den glänzend grünen Abhängen der duftigen Boheahügel nach den Verschiffungsplätzen gelangt, zum

[1] Die Bezeichnung „Bohea“ ist eigentlich nur eine Corruption der chinesischen Worte wu-yi, welche ihrerseits von wu-i-kien, einer bekannten chinesischen Gottheit, hergeleitet sind.

[2] Auf Java, wo man seit einer Reihe von Jahren ebenfalls den Thee als Colonialpflanze baut, hat sich die Gebirgsregion von 4000 bis 5000 Fuß Höhe mit einer Temperatur von 14.5 bis 23.8 Grad C. für das Gedeihen der Theepflanze am zuträglichsten erwiesen.

Gegenstand einer ausführlichen Schilderung zu machen, vielmehr wollen wir uns hier blos auf die Mittheilung jener Erfahrungen beschränken, welche auf dem Gebiete der Theecultur in den letzten Jahren in China gemacht worden und während unseres Aufenthaltes daselbst zu unserer Kenntniß gelangt sind.

Es giebt von der Theepflanze bekanntlich zahlreiche Varietäten, aber nur zwei Arten, nämlich Thea viridis und Thea Bohea,[1] und selbst diese beiden besitzen so wenig unterscheidende Merkmale, daß sie in jüngster Zeit wiederholt, namentlich von Fortune, für eine und dieselbe Species erklärt wurden. Eben so hat sich erst in neuester Zeit herausgestellt, daß die in Europa als grüner oder schwarzer Thee verkauften Sorten nicht, wie man vielfach annimmt, von zwei verschiedenen Theearten herrühren (nämlich der grüne von Thea viridis und der schwarze von Thea Bohea), sondern daß der Unterschied an Farbe, Form der Blätter, Geschmack u. s. w. ausschließlich in der Verschiedenheit der Bereitungsweise zu suchen ist, und daß man von den Blättern einer beliebigen Varietät sowohl schwarzen als grünen Thee für den Handel zu bereiten im Stande ist. So wird z. B. in dem berühmten Theedistrict Ning-tschan, wo früher ausschließlich schwarzer Thee erzeugt wurde, gegenwärtig, wahrscheinlich weil es den Erzeugern besser rentirt, von der nämlichen Pflanzenart grüner Thee gewonnen, und der Ruf der Qualität ist der gleiche geblieben.

Der schwarze Thee, welcher $^8/_{10}$ der Gesammt-Theeausfuhr nach England beträgt, wächst von besonders feiner Qualität im District Kien-ning-fu in der Provinz Fu-kien, und kommt im Handel unter unzähligen Namen vor, welche sich hauptsächlich auf die Localitäten, wo derselbe wächst, oder auf deren Eigenthümer beziehen. Die für den Export bestimmte grüne Theesorte dagegen wächst hauptsächlich auf den Abhängen der Hügelkette zwischen Tsche-kiang und Ngan-hwui. Außer diesen, am Orte ihres Wachsthums gewonnenen Theesorten wurden bisher auch in Canton aus schwarzem und grünem Thee die

[1] Die erste wissenschaftliche Bestimmung der Theepflanze nach getrockneten Exemplaren geschah durch Linné im Jahre 1753, wo er dieselbe in seinen Species plantarum als Eine Species, welche er Thea sinensis nennt, aufführte. Aber bis zum Erscheinen der zweiten Auflage seines berühmten Werkes im Jahre 1762 fand sich Linné veranlaßt, zwei Species daraus zu machen und denselben jene Namen beizulegen, welche sie noch bis zur Stunde führen. Die erste lebende Theepflanze wurde vom Capitän eines Kauffahrers, Namens Ekeberg, im October 1763 nach Europa gebracht und im botanischen Garten zu Upsala gepflanzt.



verschiedensten Varietäten für den fremden Bedarf bereitet. Die Thee-Erzeuger in Canton stehen im Geruche, die von ihnen bereiteten Theesorten auf künstlichem Wege grün zu färben, indem sie dieselben mit einer Mischung von Berlinerblau und pulverisirtem Kalk besprengen und dann in erhitzten kupfernen Pfannen eine Zeit lang einer rollenden Bewegung aussetzen.[1]

Ein sehr wichtiges Verfahren bei der chinesischen Thee-Erzeugung ist die Art und Weise, wodurch man dem Thee eine gewisse „Blume", einen künstlichen „Duft" beizubringen sich bemüht, den er in seinem natürlichen Zustande nicht besitzt. Die Chinesen nennen dieses, fast ausschließlich für den fremden Markt angewandte Verfahren „hwa-hiang", die Engländer „scenting". Die Blumen, welche zu diesem „Beduften" des Thees verwendet werden, und deren Gewinnung (ähnlich wie die unabsehbaren Felder wohlriechender Pflanzen bei Cannes im südlichen Frankreich) in der Umgebung von Canton einen eigenen Culturzweig bildet, sind hauptsächlich: Jasminum sambac, Jasminum paniculatum, Aglaia odorata, Olea fragans, Sardenia florida, Orangenblüthen und Rosen. Das beim „Beduften" beobachtete Verfahren besteht einfach darin, daß eine bestimmte, je nach ihrem stärkeren oder schwächeren Geruch größere oder kleinere Quantität Blüthen, 24 bis 48 Stunden lang neben ungefähr 100 Pfund vollkommen trockener Theeblätter gelegt wird. So z. B. rechnet man von Orangenblüthen 40, von Jasmin 50, von Aglaia odorata 100 Pfund (also eine ganz gleiche Quantität) auf 100 Pfund getrockneter Theeblätter. Die außerordentliche Kostspieligkeit dieser wohlriechenden Blüthen[2] läßt die, von den Chinesen zwar bestrittene Vermuthung auftauchen, daß auf diese Weise parfümirte Blätter später mit größeren Quantitäten gewöhnlichen Thees vermischt werden. Und da es eine erwiesene Thatsache ist, daß man mit 60 Pfund parfümirtem Thee weiteren 100 Pfund diesen Wohlgeruch durch Beimischung übertragen kann, ohne deßwegen den Parfüm der erstern Quantität im geringsten zu schwächen, so erscheint es mehr als wahrscheinlich, daß eine ähnliche Vermischung, vielleicht sogar in einem weit weniger günstigen Verhältnisse, jeden Tag in den stillen Magazinen der Theedistricte vor sich geht.

[1] Nach Fortune (a residence among the Chinese, London, Murray, 1857) wird zuweilen den verschiedenen Theesorten auch durch zwei bis vier Löffel voll einer Mischung von einer Pflanze (ma-ki-holy), dann durch Indigo und Gypspulver auf künstlichem Wege eine Farbe zu geben versucht.

[2] Ein Pikul (133⅓ Pfund) solcher Blätter kostet durchschnittlich 15 bis 18 Dollars, doch steigt der Preis derselben zuweilen bis auf 30 Dollars.



Seit der Aufhebung des Privilegiums der ostindischen Compagnie und seit der Eröffnung der fünf Häfen ist der Thee im Preise etwas zurückgegangen, hat aber dafür bedeutend an Absatz zugenommen. Der Werth eines Pikuls Thee beträgt gegenwärtig 18 bis 20 Taels, so daß das Pfund auf circa 39 bis 43 Kreuzer zu stehen kommt. Trotz der unvergleichlichen Billigkeit der Handarbeit (60 bis 70 Cash täglich) soll es nicht möglich sein, guten Thee unter diesem Betrag zu liefern, obschon die verschiedenen Sorten, je nach ihrer Qualität und den Districten, aus welchen sie kommen, außerordentlich im Preise variiren. Die unteren Classen in den Theedistricten kaufen sich die rohen, unbereiteten Blätter im Zustande, wie sie gepflückt werden, für ungefähr 3 Kreuzer das Pfund, und da 4 Pfund frischer Blätter nöthig sind, um ein Pfund trockenen Thee zu gewinnen, so kann man annehmen, daß der, von den Volksclassen getrunkene Thee auf 12 bis 15 Kreuzer per Pfund zu stehen kommt. Dabei wird gewöhnlich noch ein Zusatz von minder kostspieligen Blättern gemacht, besonders in Gegenden, welche von den Theedistricten entfernter liegen.

Das erste historische Document über die Einführung des Thees in England als Getränk ist eine Parlamentacte vom Jahre 1660. Zu jener Zeit kostete das Pfund chinesischen Thees in London 60 Schillinge (30 Gulden österr. Währung), was allerdings auf keine große Verbreitung desselben zu jener Zeit schließen läßt. Gegenwärtig importirt England jährlich über 30 Millionen Pfund Thee,[1] oder mehr als die Hälfte der aus dem Reiche der Mitte ausgeführten Theeblätter, und der Consument in London bezahlt etwas über 3 Schillinge (1 Gulden 50 Kreuzer) für das Pfund.

Es sind in neuester Zeit auch am Fuße des Himalaya, auf Java und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Versuche mit dem Anbau der Theepflanze gemacht worden. In Ostindien, wohin der eben so bekannte als verdienstvolle Robert Fortune in den letzten Jahren wieder an 24.000 Pflanzen aus den beliebtesten Theedistricten China's sandte, hat sich die Cultur bereits vollkommen bewährt und sogar als einträglich erwiesen. Die Erzeugungskosten betragen 10½ Pence (44 Kreuzer) per

[1] Im Jahre 1859 betrug die Theeausfuhr nach England 30,988.598 Pfund (nämlich 22,292.702 Pfund schwarzen, und 8,695.896 Pfund grünen Thee), bei einem Gesammtexporte von 55,328,731 Pfund. Nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika gingen im nämlichen Zeitraume 19,952.147 Pfund, nach Australien 1,879.581 Pfund, nach Hongkong und den übrigen Häfen der chinesischen Küste 1,261.347 Pfund, nach Montreal 510.600 Pfund und nach dem europäischen Continente 736.455 Pfund Thee.

Pfund für eine Sorte, wofür man auf dem Londoner Markt 2 Schilling per Pfund bezahlt. Der auf Java erzeugte Thee wird zwar noch immer mit Schaden in Europa verkauft, aber es dürfte sich schon in den nächsten Jahren ein günstigeres Verhältniß herausstellen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika muß der Erfolg des Versuches noch abgewartet werden. Herr Fortune, welcher vom Patent-Office in Washington mit der Einführung der Theestaude in den Südstaaten der Union betraut wurde, und durch seine vieljährigen Forschungsreisen in China als ein gründlicher Kenner der Theecultur betrachtet werden muß, ist der Ansicht, daß das Fortkommen der Theepflanze in den Vereinigten Staaten nicht dem geringsten Zweifel mehr unterliegt, indem diese werthvolle Pflanze nicht nur den Frost gut verträgt, sondern denselben sogar erfordert und auch in China besser in einem nördlichen als in einem südlichen Klima gedeiht. Anders verhält es sich aber mit der Einträglichkeit dieser Cultur in einem Lande, wo der Arbeitslohn noch so ungemein hoch ist. Wird die Theepflanze die bedeutenden Erzeugungskosten ertragen und dennoch die Concurrenz mit dem chinesischen Product vortheilhaft bestehen können? Die nächsten Jahre werden diese Frage hoffentlich beantworten, wenn nicht der unselige Bürgerkrieg, welcher eben diesen herrlichsten und freiesten Staatenbau der Gegenwart unterwühlt, auch hier wie in so mancher Beziehung störend und hemmend in den Weg tritt.

Wir genossen das besondere Vergnügen, mit Herrn Fortune in Schanghai persönlich zusammen zu treffen, und aus dem Munde dieses erfahrungsreichen Naturforschers und Reisenden viele werthvolle Mittheilungen zu vernehmen. Während wir uns vorbehalten, über den großen Reichthum China's an noch wenig bekannten, wichtigen Ausfuhrartikeln an einer anderen Stelle zu sprechen, können wir uns nicht versagen, hier noch einige Bemerkungen über verschiedene chinesische Nutzgewächse einfließen zu lassen, welche uns von mehr als blos commercieller Bedeutung dünken. Unter diesen ist eines der größten Geschenke der Natur an den betriebsamen Menschen das sogenannte chinesische Zuckerrohr, eine Sorgho-Art (Sorghum oder Holcus saccharatum), welche schon aus dem Grunde die größte Aufmerksamkeit von Seite europäischer Landwirthe verdient, weil diese Pflanze in ihrem Mutterlande nur hoch im Norden vorkommt, unter Breitegraden, wo das eigentliche Zuckerrohr (Saccharum officinalis) nicht leicht mehr gedeiht; weil dieselbe Frost und Kälte weit eher als allzu große Hitze

erträgt, und daher zum Anbau in den südlichen Theilen von Europa vollkommen geeignet scheint.

Der erste Versuch, den Sorgho in Europa zu bauen, geschah, wenn wir recht unterrichtet sind, im Jahre 1852 auf den Hyeres'schen Inseln durch den Grafen David de Beauregard mit Samenkörnern, welche Herr v. Montigny an die Pariser geographische Gesellschaft geschickt hatte; gleichzeitig wurden auf Aufforderung der Société d'acclimatisation mit dem Sorgho in verschiedenen Theilen Frankreichs Pflanzversuche angestellt. Der Erfolg übertraf die kühnsten Erwartungen. Aus dem Stengel, dem Haupttheile der Pflanze, wurde ein zuckerhaltiger Stoff gewonnen, aus welchem man mit großem Vortheil Zucker und Alkohol, Syrup und Branntwein erzeugen kann. Die reichlichen Blätter der 4 bis 6 Fuß hohen Stengel dienten einem zahlreichen Viehstande zur kräftigen Nahrung; der Same lieferte Futter für das Geflügel, und ersetzte mit Vortheil die Gerste für die Pferde, so daß sich die Kosten des Anbaues schon in dieser Hinsicht lohnten, während außerdem das, aus den Samenkörnern gewonnene Mehl zu einer gesunden, nahrhaften Speise für den Menschen verwendet werden mag. Dr. Adrian Sicard, dem die landwirthschaftliche Welt eine sehr ausführliche Monographie über das chinesische Zuckerrohr verdankt, hat sogar durch gründliche Untersuchungen nachgewiesen, daß sich die Blätter des Sorgho gleichzeitig zur Papierfabrication so wie zur Gewinnung verschiedener Färbestoffe eignen. Was die Ertragsfähigkeit des Sorgho anbelangt, so ist dieselbe sogar größer als die der Runkelrübe, welche in Frankreich durchschnittlich 2160 Kilo's per Hectare Land liefert, während der Sorgho 5000 Kilo's giebt.[1]

Die Cultur dieser überaus nützlichen Pflanze unterscheidet sich, wie wir uns wiederholt zu überzeugen Gelegenheit hatten, durch nichts von jener des Mais oder Welschkornes. Die Aussaat des Sorgho geschieht je nach den Temperaturverhältnissen des Landes, wo er gebaut wird, vom April bis Mitte Juli. Der Same, den man anfangs April in die Erde legt, wird Mitte August oder nach circa 135 Tagen des Wachsthums reif, während die Mitte Juli gesäeten Samenkörner erst gegen Ende November, also nach ungefähr 145 Tagen reifen. Man hat im südlichen Frankreich das Experiment gemacht, den Samen vor der Aussaat 24 bis 48 Stunden

[1] Ein Hectare = 100 Acres = 1.7364 Wiener Joch. — Ein Kilo = 2 Zollpfunde.

in lauem Wasser zu baden, und erzielte dadurch eine weit raschere Entwicklung der Pflanzen. Eben so versuchte man die Körner mit und ohne Samenhaut zu säen, und gelangte zu dem Resultate, daß die ersteren Körner 15, die letzteren nur 10 Tage bedurften, um zu keimen. Es wird empfohlen, die Samen, je nach der Natur des Bodens und der Bewässerung, über die man verfügen kann, in ziemlich weit von einander abstehenden Reihen zu säen. Es genügt, die Körner einen Zoll tief in die Erde zu legen.

Die Zeit der Kindheit des Sorgho ist ziemlich lange, hat er aber einmal diese Periode überstanden, dann mag man eines günstigen Erfolges gewiß sein, selbst wenn bedeutende Temperaturveränderungen während des Wachsthums der Pflanze vorkommen sollten, vorausgesetzt, daß das Thermometer nicht tiefer als 2° Réaumur unter Null sinkt. Der Sorgho bedarf ungefähr fünf Monate zu seiner vollständigen Reife, wo dann die Pflanze in der Regel eine citronengelbe, rothgestreifte Farbe annimmt. Der Sorgho ist zuweilen verschiedenen Krankheiten unterworfen, von welchen ihn einige an der Wurzel, andere im Mark angreifen. Eben so hat man an einigen Pflanzen Larven schädlicher Insecten bemerkt. Allein die Ursache aller dieser Krankheitserscheinungen sind dermal noch viel zu wenig untersucht und gekannt, um schon jetzt Mittel gegen dieselben angeben zu können.

Im Ganzen aber mag die Verpflanzung des Sorgho nach dem südlichen Frankreich sowohl als auch nach Pennsylvanien in den Vereinigten Staaten (das einen viel rauheren Winter hat als Venetien, Dalmatien und die Donauniederungen) als vollkommen erfolgreich angesehen werden. Vielleicht gelingt es, eine Pflanze auch in Oesterreich in geeigneten Gegenden einzubürgern und ihren Anbau in großartigem Maßstabe durchzuführen,[1] welche nicht nur wie kein anderes Product des Pflanzenreiches dem Haushalte des Menschen in den verschiedensten Punkten der Erde so zahllose Vortheile zu bieten verspricht, sondern gleichzeitig von der Vorsehung als Mittel bestimmt zu sein scheint, eines der wichtigsten Bedürfnisse der civili-

[1] Kleine Versuche mit dem Sorgho wurden in Aquileja in der Nähe von Görz auf der Besitzung des bekannten Triester Kaufmannes und Zuckerfabrikanten Karl Ritter angestellt. Wir sahen Proben von aus dem Sorgho gewonnenem raffinirten Zucker, welche den besten Erfolg in Aussicht stellen. Eine größere Quantität Samenkörner, welche Mr. de Montigny vor einem Jahre an ein Mitglied der Novara-Expedition sandte, wurde benutzt, um damit Anbauversuche in jenen Ländern des Kaiserstaates zu machen, deren klimatische Verhältnisse für das Fortkommen der Pflanze Wahrscheinlichkeit bieten

sirten Welt durch freie, weiße Arbeit, ohne Sclaverei und Sclavenschweiß befriedigen zu können![1]

Ein anderes Gewächs, das eines versuchsweisen Anbaues in den südlichen Gegenden Europa's werth erscheint, ist der Mo-tschok, eine der graciösesten Bambusarten des chinesischen Waldes, welche namentlich in der Provinz Tsche-kiang auf Abhängen in einem gelben Lehmboden bei einem Maximum von 32.5° C. im Sommer und einem Minimum von — 6.5° C. im Winter besonders üppig gedeiht. Die schnurgeraden, sanften, zierlichen Halme erreichen eine Höhe von 60 bis 80 Fuß. Der untere Theil der Pflanze ist gewöhnlich frei von Zweigen, welche erst 20 bis 30 Fuß über dem Boden ihren Anfang nehmen und ungemein zart gefiedert sind. Dieselben dienen, wie jene zweier anderer Bambusarten, der Long-sin-tschok und Hu-tschok, zur Anfertigung von Sieben, Körben, Möbeln u. s. w., während die jungen Schößlinge ein vortreffliches, äußerst geschmackvolles Gemüse bieten. Die Stämme der Pflanze dagegen eignen sich vorzüglich zur Papiererzeugung.[2] Man fabricirt daraus sowohl Schreib- als Packpapier, und eine ganz grobe Gattung wird von chinesischen Maurern unter den Mörtel gemischt. Herr Fortune hat den Mo-tschok in Indien

[1] Wir haben uns während unseres Aufenthaltes in Schanghai gleichzeitig nach der angeblich neuen Kartoffelart erkundigt, über deren Auffindung vor mehreren Jahren so vielversprechende Berichte durch europäische und nordamerikanische Zeitungen gingen, daß die in Schanghai ansässigen fremden Kaufleute aus allen Weltgegenden um nähere Auskunft über dieses neuentdeckte Knollengewächs bestürmt wurden, welches für die anscheinend altersschwache und kranke peruvianische Kartoffel ein erwünschtes Surrogat zu bieten versprach. Allein Niemand wußte uns über diese sogenannte neue Kartoffelart näheren Bescheid zu geben, und es stellte sich endlich heraus, daß alle hierüber nach Europa und Amerika gedrungenen Nachrichten blos auf einem Irrthume beruhen, indem man wahrscheinlich, wie auch Herr Fortune vermuthet, Calladium Esculentum, welches auf Märkten und Straßen in Schanghai feilgeboten wird und dessen kleine Knollen in Aussehen und Geschmack viele Aehnlichkeit mit Kartoffeln haben, anfänglich für eine neue Art von Kartoffeln hielt und, ohne nähere Untersuchungen anzustellen, den vermeintlichen, für die armen Classen allerdings höchst wichtigen Fund sogleich in die weite Welt hinausposaunte. In allen zugängigen Theilen China's kannte man zur Zeit unseres Besuches keine andere als die aus Europa eingeführte peruvianische Kartoffelart. Englische und amerikanische Marineofficiere, welche während der jüngsten Friedensverhandlungen zu Tien-Tsin im Golfe von Petschili Kartoffeln aßen, versicherten, daß dieselben mit den in Europa acclimatisirten vollkommen identisch waren. An eßbaren Knollengewächsen kommen in Schanghai außer Kartoffeln hauptsächlich Yams (Dioscorea sp.) und Yucca (Jatropha sp.) vor.

[2] Der hierbei beobachtete Proceß ist folgender: Die Bambusstöcke werden zuerst geraume Zeit unter Wasser gehalten, sodann gespalten und neuerdings mit Kalkwasser gesättigt, bis dieselben völlig weich geworden. Hierauf werden sie, je nach den Localverhältnissen, entweder durch Wasser- oder Händekraft in eine breiartige, flüssige Masse verwandelt, und endlich so lange gekocht, bis sie vollkommen fein sind und die nöthige Consistenz erlangt haben, um daraus Papierbogen formen zu können.

eingeführt, wo derselbe namentlich in den nordwestlichen Provinzen an den Abhängen des Himalaya fortzukommen verspricht.

Von anderen Gewächsen des chinesischen Reiches, die zwar keine Aussicht auf eine Verpflanzung in ein nordisches Klima bieten, aber wegen der Producte, welche sie liefern, Beachtung verdienen, wollen wir noch dem Firnißbaum, dem Talgbaum und dem Wachsinsectstrauch einige Worte widmen.

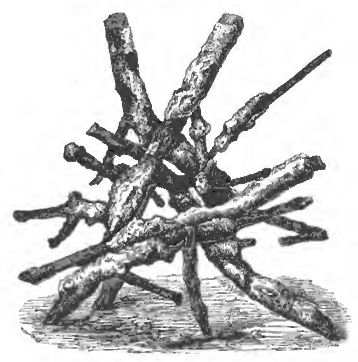
Der Firnißbaum (Vernix vernicia), eine Sumachart, welche von besonderer Güte in der Provinz Kiang-si, Tsche-kiang und Szechuen wächst, liefert jenen Firniß, welcher theils in halbflüßigem, theils in getrocknetem Zustande in weißliche Kuchen auf den Markt kommt und per Pikul, je nach Qualität und Nachfrage, 40 bis 100 Dollars werthet. Zur Bereitung jenes Lackes, dessen Ruhm nach allen Theilen der Erde gedrungen, werden 5 Katti's[1] Firniß, 10 Katti's Wasser, 5 Taels Nußöl, 2 Taels Schweinsgalle und 4 Taels Essig unter einander gemengt, bis sie eine Pasta von glänzend schwarzer Farbe bilden. Der Umstand, daß viele chinesische Lackwaaren, namentlich die in Fu-tschau verfertigten, den berühmten japanesischen Fabricaten an Glanz und Schönheit gleichkommen, ließ die Vermuthung auftauchen, die chinesischen Arbeiter hätten einige Anleitung von ihren japanesischen Gewerbsgenossen erhalten.

Vegetabiler Talg (schu-láh oder schu-káu, d. h. Baumfett) wird aus der Stillingia sebifera, dem sogenannten Talgbaume gewonnen und verspricht nach den damit angestellten Versuchen bei einer ausgedehnteren Cultur ein ziemlich vortheilhafter Artikel für den Exporthandel zu werden. Der Talgbaum kommt sowohl in den südlichen Provinzen, besonders häufig aber auf der Insel Tschusan und dem ihr gegenüberliegenden Festlande vor. Die aus den nußartigen Samen des Baumes gewonnene talgartige Substanz wird in Kuchen von 70 bis 100 Katti's zu 7 bis 12 Dollars der Pikul verkauft.

Das vegetabile oder Baumwachs (peh-láh) ist eine wachsartige Masse, welche ein Insect (Coccus pela oder flata limbata), wie es scheint zum Schutz für seine Eier, auf einer Eschenart absetzt, an deren Aesten und Zweigen dieselbe schneeflockenartig klebt. Sie wird nach dem ersten Frost gesammelt und durch Schmelzen in einem, über heißes Wasser gehaltenen Tuche gereinigt. Zuweilen geschieht dieser Proceß auch, indem man die gesammelte Quantität in einem seidenen Sack in heißes Wasser taucht. Sie

[1] Ein Katti = $1\frac{1}{3}$ Pfund und 100 Katti = 16 Taels = 1 Pikul = $133\frac{1}{3}$ Pfund.

schmilzt bei 81° Fahrenheit und empfiehlt sich durch ihre ganz ungewöhnliche Härte zur Mischung mit Brennwachs und anderen, zur Kerzenfabrication verwendeten Fettgattungen. Die bisher aus dem Producte des sogenannten Wachsinsectenstrauches erzeugten Kerzen haben in England großes Aufsehen erregt und blos der Umstand, daß nur eine sehr geringe Quantität dieser vortrefflichen Substanz jährlich in den Handel kommt, ist Ursache, daß dieselbe noch keine ausgedehntere Verwendung gefunden. Der Preis des



Wachsinsecten-Aeste.

„Peh-láh“ ist ziemlich hoch und beträgt oft bis 40 Taels (circa 117 Gulden) per Pikul.

Noch wollen wir des Mun-yung-ean oder Mosquito-Tabakes Erwähnung thun, welcher, seit undenklichen Zeiten im weiten chinesischen Reiche gegen die qualvollen Stiche jenes blutdürstigen Insectes in Gebrauch, erst in den letzten Jahren in seiner Zusammensetzung bekannt geworden ist. Der Mun-yung-ean besteht aus: erstens Sägespänen von Juniper (pih-hiang-fun) oder überhaupt Nadelholzarten; zweitens den zu Pulver zerriebenen Blättern der Artemisia indica; drittens Tabakblättern; viertens einer kleinen Quantität Arsenik (pe-za); und fünftens aus einem nicht näher

bezeichneten Mineral (nach Fortune nu-wang), womit wahrscheinlicher Weise Schwefel gemeint ist.

Alle diese verschiedenen Ingredienzien[1] werden zuerst in Wasser getränkt und wohl vermengt, und hierauf als eine Art Pasta um dünne Bambusstäbchen gerollt, in welchem Zustande sie als Räucherungsmittel auf den Markt kommen.[2] Die Angabe, daß zur Bereitung des Mosquito-Tabakes Arsenik verwendet wird, ruft allerdings die Befürchtung wach, daß der Gebrauch desselben für den Menschen vielleicht weit schädlichere Folgen, als jene der Insectenstiche, nach sich ziehe. Allein die dazu verwendete Quantität ist nicht bedeutend (2 Unzen auf 30 Pfund Sägespäne) und gewiß möchten sich nicht Millionen Menschen dieser Art Räucherung zur Vertreibung der hartnäckigsten aller Quälgeister bedienen, würde dieselbe einen wahrnehmbaren schädlichen Einfluß auf die Gesundheit äußern.

Auch der Zauber, den die Einsammler von Bienenwachs zu besitzen vorgeben, um jene Thierchen friedlich und duldsam zu machen, besteht in nichts anderem, als in dem Rauch, welchen die glimmende Artemisia indica verbreitet. Um seine Operation feierlicher zu machen, zündet der vermeintliche Zauberer ein ganzes Bündel solcher getrockneter Pflanzen an, und nimmt dann eine beliebige Quantität Honig aus dem Korbe, während die harmlosen Bienen die Rolle von Zuschauern übernehmen, und weder dem Einsammler, noch den, mit Ausnahme eines Gürtels völlig nackten Umstehenden im geringsten gefährlich werden.

Wenden wir uns von den verschiedenen Naturproducten, welche das Reich der Mitte dem Exporthandel bietet, zu denjenigen Gegenständen europäischer Industrie, für welche der chinesische Markt einen großartigen Absatz in Aussicht stellt, so finden wir, daß ihre Zahl nicht minder bedeu-

[1] Das Verhältniß dieser verschiedenen Ingredienzien ist: 30 Pfund Juniper, 20 Pfund Artemisia, 5 Pfund Tabak und 2 Unzen Arsenik.

[2] Eine wohlfeilere Art, dieses Mosquito-Antidot zu bereiten, soll darin bestehen, daß man sehr schmale, ungefähr zwei Fuß lange Papiersäckchen mit Sägespänen von Zapfenbäumen, etwas Arsenik und „Nu-wang" füllt, und zwar genügen für 30 Pfund Sägespäne eine Unze Arsenik und zwei Unzen Nu-wang. Ein solches Papiersäckchen wird an dem einen Ende mit Zwirn sorgfältig zusammen gebunden, auf die Erde gelegt und am entgegengesetzten Ende angezündet, wo es dann eine geraume Zeit langsam fortglimmt und durch den verursachten Rauch die gefürchteten Mosquitos völlig verscheucht. Hundert solche Säckchen werden in Schanghai für einen Betrag verkauft, der kaum 8 Kreuzern österr. Währung gleichkommt, und zwei davon reichen aus, um ein gewöhnliches Zimmer eine ganze Nacht hindurch zu räuchern.

tend ist[1] und einen Werth von mehr als 50 Millionen Gulden darstellt. Wir beabsichtigen jedoch in diesen Blättern blos von dem in politischer und commercieller Beziehung wichtigsten Einfuhrsartikel, welcher den meisten Gewinn abwirft und gewissermaßen das Hauptgeschäft in allen, dem fremden Handel geöffneten Hafenplätzen bildet — vom Opium zu sprechen. Das Opium (á-pièn), der verdickte Saft des Papaver somniferum, war bisher bekanntlich ein Monopol der Regierung von Britisch-Indien, wurde unter der Aufsicht der Agenten der letzteren in verschiedenen Provinzen Ostindiens gebaut und durch den öffentlichen Verkauf großer Quantitäten auf den Märkten von Calcutta und Bombay in den Handel gebracht. Dasselbe scheint bei den Chinesen die Stelle der verschiedenen geistigen Getränke der Europäer zu vertreten; wenigstens haben alle seitherigen Versuche, den chinesischen Gaumen für Ale und Whisky, für Sherry, Portwein, Champagner und Claret empfänglich und darnach lüstern zu machen, zu keinem vortheilhaften Resultat geführt. Ja, es werden vielleicht nach keinem Lande der Erde verhältnißmäßig so wenig Spirituosen importirt, als nach China, und auch diese hauptsächlich nur zum Verbrauch für die daselbst angesiedelten Fremden. Der Chinese ist gewissermaßen ein geborner „Teatotaller“ oder Enthaltsamkeitsfreund, denn das einheimische, hauptsächlich aus Reiß und Hirse gewonnene weinartige Getränk wird nur bei besonderen Anläßen und selbst dann nur in sehr mäßiger Quantität genossen. Wir haben während unseres Aufenthaltes in den verschiedenen Hafenplätzen China's niemals einen Chinesen betrunken gesehen und auch von anderer Seite erfahren, daß dies nur höchst selten und ausnahmsweise der Fall sein soll. Dagegen gewinnt die Opium-Consumtion immer mehr an Ausdehnung und die jährlich nach China eingeführte Quantität verdickten Mohnsaftes beträgt 75 bis 80.000 Kisten oder Chests, welche je nach dem Tagespreise einen Geldwerth von 75 bis 100 Millionen Gulden repräsentiren!

Auf den chinesischen Märkten kommen vier Gattungen von Opium vor: Benares (kú-ní), Patna (kung-ní), Malwa (peh-pí) und türkisches (kìn-ní oder goldener Koth). Das aus Bengalen (Patna und Benares) bezogene Opium ist besser und gesuchter, als das von Malwa, einem der unabhängigen Staaten Indiens, importirte; beide Sorten aber werden von

[1] Diese bestehen namentlich in allen Arten von Baum- und Schafwollwaaren, Messerschmiedwaaren, Eisenwaaren, Glaswaaren, Uhren (Sack-, Stock-, Spieluhren), Quincailleriewaaren, u. s. w.

den Chinesen dem türkischen und selbst dem auf einheimischem Boden gewonnenen Opium vorgezogen.[1]

Die Sitte der Chinesen, Opium zu rauchen, ist verhältnißmäßig eine moderne. Erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts[2] fing man in China an, Opium mit Tabak vermengt als Antidot gegen Zahn-, Kopf- und Leibschmerzen zu gebrauchen. Chinesische Matrosen und Kaufleute, welche von den Inseln des Archipels zurückkehrten, hatten es daselbst von den Eingeborenen als eine betäubende Substanz einathmen gelernt, um sich eine Zeit lang, der Wirklichkeit entrückt, die wunderlichsten beseligendsten Träume vor Augen zu führen. Unstreitig hat das Weinverbot bei den Dienern des Korans zuerst die Aufmerksamkeit auf diese betäubende Substanz gerichtet, welche die Vorderasiaten in Pillenform verschlucken, die Hindu's kauen und die Chinesen rauchen. Im Jahre 1750 wurden zu diesem, wie zum Zwecke medicinischer Verwendung nach amtlichen Angaben 200 bis 250 Kisten Opium (per 140 Pfund), und zwar größtentheils durch portugiesische Kaufleute aus der Türkei, aus Persien und Bengalen eingeführt. Nichts war dem Reichen willkommener, als ein Mittel, das ihm in den Intervallen seiner Schwelgereien die Zeit so wohlig vertrieb, wo er, gleichsam aller Sorgen unbewußt, sich im süßesten Schlummer wiegen mochte! Im Jahre 1773 unternahm es die englisch-ostindische Compagnie, eine kleine Quantität Opium versuchsweise nach China zu senden. Sieben Jahre später gründete sie ein Depot für Opium in Lark's Bai. Im Jahre 1781 machte die Compagnie eine Sendung von 2800 Kisten (zu 140 Pfund) Opium nach Canton, welche daselbst von einem Hong oder Mitgliede der chinesischen Hansa[3] gekauft wurden. Dieser war jedoch gezwungen den größten

[1] Die Quantität des in neuester Zeit in China selbst, namentlich in der Provinz Yun-nan gebauten Opiums läßt sich nicht genau bestimmen, da es an jedem Anhaltspunkte dazu fehlt; doch ist die Quantität desselben weit geringer als jene der aus Indien importirten Drogue.

[2] Nach Mac Culloch's (Commercial dictionary) wurde Opium bereits zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts durch mohamedanische Kaufleute nach Indien und China gebracht und es klingt wie eine Art Entschuldigung, wenn der eben so gelehrte als patriotische Schriftsteller in Bezug auf den Antheil, welchen England an dem vielgeschmähten Handel mit dieser gesundheitsfeindlichen Drogue nimmt, gleichsam beschönigend hinzufügt: „*a century and a half, before the English had anything whatever to do with its cultivation*“ (New Edition, p. 939).

[3] Einer gewissen Anzahl (ursprünglich zwölf) vermögender chinesischer Handelsleute (hong) in Canton war früher allein gesetzlich gestattet, mit den Fremden Geschäfte zu machen und mit ihnen zu verkehren. Sie mußten der Regierung nicht nur für die richtige Zahlung der Abgaben und Zölle, sondern auch für das gute Benehmen der Fremden haften.

Theil davon wieder auszuführen, indem es zu jener Zeit in China für eine so große Quantität Opium noch keinen Absatz gab. Regelmäßige Sendungen dieser wichtigen Drogue von Seite der ostindischen Compagnie nach China geschehen erst seit dem Jahre 1798, wo von Calcutta aus 4170 Kisten für Rechnung der Gesellschaft nach China geschickt und dort für 415 Rupien (circa 415 Gulden österr. Währung) per Kiste verkauft wurden.[1] Seit jener Zeit steigerte sich Einfuhr und Verbrauch in geometrischer Progression und eine uns vorliegende, von Dr. Medhurst mit großem Fleiße entworfene Tabelle belehrt uns, daß vom Jahre 1798 bis 1855 im Ganzen 1,197.041 Kisten Opium aus Bengalen eingeführt wurden, welche der englisch-ostindischen Compagnie nach Abschlag aller Erzeugungs- und Transportkosten einen Gewinn von 678,518.534 Gulden österr. Währung einbrachten![2]

Bei den glänzenden Vortheilen, welche der Opiumhandel ostindischen Kaufleuten sowohl, als ihren in China angesiedelten Collegen gewährt, kümmerte man sich eben so wenig um die verschiedenen Proteste der chinesischen Regierung, als um die zahlreichen Anatheme, welche englische Missionäre und Philanthropen gegen den Opiumhandel und das Opiumrauchen schleuderten. Die sich täglich mehr bereichernden Kaufherren begnügten sich, die heftigen Anklagen ihrer Antagonisten mit der lakonischen Bemerkung zu beantworten, daß sie nur bemüht seien, ein aus einer nationalen Sitte entspringendes Bedürfniß zu befriedigen, und daß man den Chinesen wohl eben so wenig verbieten könne, Opium zu rauchen, als den Europäern, sich dem Genusse geistiger Getränke hinzugeben. Beide wirken nur durch Unmäßigkeit schädlich, und selbst in einem solchen Falle führe das Opium keine so

[1] Es ist eine beachtenswerthe Wahrnehmung, daß, gleichzeitig mit der Zunahme des Opium-Imports in China auch die Sclaveneinfuhr nach Nordamerika an Ausdehnung gewann und der europäische Handel durch zwei so verwerfliche Mittel in Ost-Asien und Amerika immer mehr Fuß zu fassen und sich zu bereichern suchte. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war die Zahl der Sclaven in den südlichen Staaten der Union kaum größer als jene der Opiumraucher China's; gegenwärtig schätzt man erstere auf mehr als vier Millionen Seelen, und eben so groß mag die Zahl der letztern sein; — die einen, Sclaven ihrer eigenen unbezähmbaren Leidenschaft, die andern geknechtet durch die Habsucht und den kalten Egoismus ihrer Gebieter. Die Opiumfrage und die Sclavenfrage — beide scheinen fast zu gleicher Zeit auch ihre Lösung zu finden! — —

[2] Zu einem fast gleichen Resultate kommt auch Mac Culloch, welcher berechnet, daß die Compagnie ungefähr 7½ Schilling per Pfund Opium gewinnt, welches sie durch ihre Agenten von den Pflanzern in Bengalen für den bestimmten Preis von 3½ Schilling kaufen läßt, und zu 11 Schilling per Pfund in den Handel bringt.

furchtbaren Verheerungen im Organismus, keine so rasche Katastrophe herbei. Die Schattenseiten des Opiumhandels sind schon so vielfach beleuchtet worden, daß darüber kaum etwas Neues mehr gesagt werden kann, und da wohl selbst Sanguiniker von der Hoffnung zurückgekommen sind, daß der Handel mit Opium jemals ganz unterdrückt werden könne, so dürfte es wenigstens tröstlich sein zu erfahren, daß die Zahl der Opiumraucher in China nach den besten Schätzungen unter einer Gesammtbevölkerung von 420 Millionen Menschen kaum mehr als 4 bis 5 Millionen beträgt und daß durchschnittlich ein mäßiger Raucher nicht mehr als 1 Mace oder beiläufig 1 Drachme Opium[1] im Werthe von 90 Cash (13 Kreuzer österr. Währung) verbraucht. Die Bestimmungen des neuen Tarifes, nach welchem von nun an Opium gegen einen festen Eingangszoll von 30 Taels per Kiste, wenn zur See, und von 20 Taels, wenn zu Land importirt, ungehindert in China eingeführt werden kann, dürften im bisherigen Opiumhandel wesentliche Veränderungen zur Folge haben, und vielleicht werden sich auch die Ansichten der chinesischen Regierung über diesen wichtigen Handelsartikel im Verhältniß ändern, als durch dessen ziemlich hohen Eingangszoll der Staatsseckel sich zu füllen beginnt.

Obschon für den europäischen Leser die Beziehungen des chinesischen Reiches zu fremden Nationen stets das Hauptinteresse in Anspruch nehmen werden, so wollen wir doch nicht von China scheiden, ohne gleichfalls einige Bemerkungen über einen, seit dem Jahre 1849 in mehreren Provinzen China's herrschenden Aufstand einfließen zu lassen, welcher schon wegen seiner eigenthümlichen, religiösen Färbung die größte Aufmerksamkeit verdient.

Hung-Sin-Tsiuen, der Urheber und das Haupt dieser Insurrection, im Jahre 1813 in einem Dorfe in der Nähe von Canton geboren, ward schon in früher Jugend seiner großen Begabung wegen vom Hüter der Heerde seines Vaters zum Schullehrer des Dorfes erhoben und oblag so eifrig den Studien, daß er einige Jahre später als Gelehrter mehrere Rangstufen erlangte. Bei einem Besuche Cantons lernte er einen protestantischen Missionär daselbst kennen, mit dem er längere Zeit verkehrte und von welchem er mehrere chinesisch geschriebene Tractätchen und Bücher zum

[1] Es giebt zwar auch Raucher, welche 2, 4 und selbst 5 bis 8 Drachmen täglich consumiren, aber dies sind doch nur einzelne Fälle, während schon die Kostspieligkeit des Artikels der großen Masse verbietet, von diesem Betäubungsmittel einen allzu häufigen Gebrauch zu machen.

Geschenk erhielt. Während einer um jene Zeit eingetretenen Erkrankung hatte er mehrere Visionen, und soll damals schon in Fieberträumen gesagt haben, er sei zum Kaiser von China bestimmt. So wurden allmählig Hung und sein Freund und eifriger Anhänger Fung-Yun-San durch die irrig oder unvollkommen verstandenen Schriften der verschiedenen Missionsgesellschaften die Gründer einer neuen Lehre, einer Art freien, halb christlichen Secte, welche, da sie nicht lange bestehen konnte, ohne mit der herrschenden Regierung in Conflict zu gerathen, bald auch einen politischen Charakter annahm. Es ist unzweifelhaft, daß protestantische Missionäre diese religiöse Bewegung anfänglich in der Absicht unterstützten und förderten, um dadurch für die Verbreitung der christlichen Lehre empfänglicheren Boden zu gewinnen. Noch zu Ende der Vierziger Jahre stand Hung in Verbindung mit amerikanischen Missionären zu Canton, studirte ihre Bücher und kehrte sodann nach der Provinz Kuang-si zurück, wo er selbst Schriften über angebliche Offenbarungen Gottes publicirte, sich gleichzeitig als Dichter versuchte,[1] und im Namen des „himmlischen Königs" Proclamationen erließ. Die Strenge, mit welcher die rechtmäßige Regierung des Reiches gegen die Insurgenten und alle, die mit ihnen verkehrten, verfuhr, so wie das Mystische ihrer Lehre trug nur bei, deren Reihen zu füllen; denn die leichtgläubige Menge hat in allen Ländern eine besondere Vorliebe für das Geheimnißvolle und Unerlaubte. Der Erfolg stärkte den Muth, die Energie, die Anmaßung Hung's. Er begnügt sich nicht mehr „der Mund zu sein, durch den Gott der Vater und Jesus, der ältere Bruder, ihren Willen verkünden", er spricht jetzt offen seine und seiner Anhänger Absicht aus, die unwürdigen Mandschu's zu vertreiben und eine neue, einheimische Dynastie, jene der Tai-ping oder des allgemeinen Friedens, auf den Thron zu heben. Obwohl von der officiellen

[1] Ein Gedicht des chinesischen Gegenkaisers, welches in der, durch Herrn W. H. Medhurst veröffentlichten Sammlung von, aus der Insurgentenpresse zu Nanking hervorgegangenen Schriften nicht enthalten ist, und das wir der besondern Güte des Regierungsdolmetschers Mr. Meadows in Schanghai verdanken, hat seither Herr Dr. Pfizmaier ins Deutsche übersetzt. Der verzierte Umschlag des Büchleins ist auf der Titelseite goldgelb, auf der andern roth; der Strom Yang-tse kommt, sich dem König Tai-ping zu unterwerfen, indem er dessen Wohnsitz umkreist. Der auf dem Umschlag befindliche äußere Titel lautet: „Kaiserliche Verkündigung in Sätzen über die Worte des Himmelsvaters, des höchsten Herrschers". Der innere Titel ist: „Zehn Gedichte der Glückseligkeit", obschon diese sogenannten Gedichte eigentlich nur Strophen sind, deren jede nur aus vier Versen von je sieben Zeichen besteht. Die Schrift trägt als Jahreszahl die Zahl Kuei-hao (50) des Cyklus (1853 n. Ch. G.), und das dritte Regierungsjahr des himmlischen Königs Tai-ping. Das Ganze ist wo möglich noch bombastischer, schwerfälliger und geschraubter, als sich chinesische Dichtungen im Allgemeinen dem westländischen Leser darstellen.

Peking-Zeitung blos als „örtliche Banditen" bezeichnet, waren dieselben doch im März 1852 bereits stark genug, um eine so volkreiche Stadt wie Nanking einzunehmen, eine provisorische Regierung zu errichten und sich seither siegreich daselbst zu behaupten. Zur Zeit als die Tai-ping-Rebellion zuerst ihr Haupt erhob, und der eben so energische als grausame Gouverneur Yeh den Aufstand in Canton am leichtesten dadurch zu unterdrücken glaubte, daß er jedem irgendwie des Einverständnisses mit den Insurgenten Verdächtigen den Kopf abschlagen und auf diese Weise oft an einem einzigen Tag 800 Chinesen hinrichten ließ,[1] war es für einen Eingeborenen nicht mehr ganz geheuer, sich ohne eine gewisse Legitimation auf den Straßen von Canton zu zeigen. Es wurden daher viereckige Stücke eines weißen Baumwollenstoffes vertheilt, auf dem mit rother Farbe ein Zeichen gedruckt war. Diese Baumwollenstreifen dienten als Kennzeichen für die Kaiserlich-Gesinnten, und wurden verborgen am Leibe getragen, um sie im Nothfalle vorzeigen zu können. Nach den, von Herrn Dr. Pfizmaier über dieses Schriftzeichen angestellten Untersuchungen besteht dasselbe eigentlich aus drei Zeichen in Tsao-Schrift 心 手 加, welche, was das mittlere und das letzte betrifft, auf eine ungewöhnliche Weise verschlungen und gekürzt zu sein scheinen, so daß nur



Abzeichen der Kaiserlich-Gesinnten zu Canton.

[1] Vom Februar bis September 1855 wurden in Canton allein über 70.000 Menschen hingerichtet. Mehrere Rebellenführer wurden, nach einer Verordnung im peinlichen Gesetzbuche, bei lebendigem Leibe in viele Stücke zerhauen. Ein gewisser Kaufin in 108. — Vergleiche K. F. Neumann's höchst werthvolle „Ostasiatische Geschichte vom ersten chinesischen Kriege bis zu den Verträgen in Peking" (1840—1860). Leipzig, Engelmann, 1861.

der Eingeweihte dieselben sogleich mit Bestimmtheit erkennen kann. Der gelehrte Sinologe glaubt, daß diese Zeichen für Kia-schen-sin „Hand und Herz bieten", oder „das ursprüngliche (eigene) Herz bieten" zu lesen sind, hat jedoch hinsichtlich des mittleren Zeichens, welches ungewöhnlich verzogen ist, keine Gewißheit, so daß das Ganze auch 惠加 Kia-hoei „Gewogenheit, Gnade zu Theil werden lassen", oder, auf den Träger angewendet, „Einer, welcher der kaiserlichen Gnade theilhaftig ist", bedeuten kann.

Die religiöse, mit der christlichen scheinbar verwandte Richtung der Tai-ping, ihre Erfolge und namentlich die letzte feindselige Stellung der Regierung zu Peking gegen die Fremden, steigerten die Sympathien der Engländer und Amerikaner für die Insurgenten und es wurden in den, in Hongkong und Schanghai erscheinenden englischen Zeitungen wiederholt Stimmen laut, welche empfahlen, die Insurrection zum eigenen Vortheile auszubeuten, und vom religiösen Standpunkte aus das Wort zu Gunsten der fremdenfreundlichen, christlichen Secte der Tai-ping zu ergreifen, die jedenfalls eher als die falschen, wortbrüchigen, götzenanbetenden Mandschu's den Schutz und die Unterstützung des protestantischen Englands verdienten. Briefe und Mittheilungen, welche von Zeit zu Zeit über den Besuch und die Aufnahme von Missionären im Lager der Tai-ping veröffentlicht wurden, waren geeignet, die günstigsten Vorstellungen über die Insurgentenschaar und ihre religiösen Bestrebungen zu verbreiten und an ihre Siege und Erfolge die freudigsten Hoffnungen in Bezug auf die Ausdehnung des Christenthums in China zu knüpfen. Zum Glück ließ sich die englische Regierung dadurch in der eingeschlagenen Politik nicht irre machen und bewahrte auch fortan die strengste Neutralität. Nur in Fällen, wo durch das Vorschreiten der Aufständigen das Interesse englischer Unterthanen oder des Handels im Allgemeinen gefährdet schien, suchte man mit dem „Himmlischen Fürsten" und seinen Ministern in Unterhandlung zu treten und gegen jede Beeinträchtigung oder Beschränkung des öffentlichen Verkehrs mit Ernst und jenem Nachdruck, den einem diplomatischen Actenstücke gezogene Kanonen verleihen, zu protestiren. So verbot man den Insurgenten sich der Stadt Hankau weiter als bis auf 10 Li zu nähern und schützte dadurch nicht nur den eigenen Handel sondern auch die Stadt vor Plünderung und Verheerung. Durch den letzten Krieg wurde das Interesse an den Tai-ping etwas in den Hintergrund gedrängt und während unseres Aufenthaltes in Schanghai,

das gleichfalls wiederholt von den Insurgenten bedroht war, konnten wir nur wenig Neues über den Geist und das Wesen der ganzen Bewegung erfahren.

Seitdem aber der Vertrag von Peking die Beschiffung der größten Ströme dieses unermeßlichen Reiches und das Vordringen ins Innere desselben gestattet, hatte man auch mehr wie jemals früher Gelegenheit, mit den Tai-ping zu verkehren und sich eine klarere Einsicht in ihren dermaligen Zustand und den Zweck und muthmaßlichen Erfolg ihrer Bestrebungen zu verschaffen. Man beginnt die Bewegung nüchterner zu beurtheilen und selbst Missionäre scheinen von den Erwartungen, welche sie in dieselbe als Beförderinn christlicher Zwecke setzten, allmählig zurückzukommen, obschon ein früherer protestantischer Missionär in Canton, der Rev. J. C. Roberts, welcher schon im Jahre 1847 mit Hung mehrere Monate verkehrte, dermalen eine Art Minister der auswärtigen Angelegenheiten bei der Insurgentenregierung in Nanking ist. Die neuesten, uns über die Tai-ping zugekommenen Mittheilungen (welche bis zum 11. Juli 1861 reichen) enthüllen so vollkommen den Charakter der ganzen Bewegung, und gestatten nur mehr so geringe Zweifel über ihre eigentliche Tendenz, so wie über das, was man von ihr in Zukunft zu erwarten hat, daß wir das Wichtigste und Bezeichnendste aus dem sehr reichen und werthvollen Material zur Kenntniß des Lesers bringen wollen.

Die im Ganzen zwar correcte, in einzelnen Punkten aber sehr ungenaue Uebersetzung des alten und neuen Testamentes hat dem Haupte der Tai-ping, dem „himmlischen König" Anlaß zu höchst irrigen Auslegungen gegeben. Er hält seine eigenen Visionen und neuen Offenbarungen für wichtiger und von höherer Autorität kommend, als jene der heiligen Schrift. Seine Mission, sagt er, sei, eine neue von Wundern begleitete Verkündigung folgen zu lassen, und es wird ein drittes heiliges Buch der Welt gegeben werden, welches auf das alte und das neue Testament kommen, und das wahre Testament heißen wird. Nach Hung sind Gott und Christus beide in Menschengestalt auf der Erde erschienen. Christus ist nicht gleich dem Vater, oder eigentlich göttlich; er wird noch mit andern Erlösern in Verbindung gebracht und hat Frau und Kinder im Himmel.

Der himmlische König und sein Sohn bilden mit Gott und Christus eine Vierheit in der Einheit. Die Gegenwart des himmlischen Königs ist auch die Gegenwart Gottes, und die Regierung, wie sie dermalen in Nanking haust, ist in der Phantasie der Tai-ping gewissermaßen das Himmelreich.

Die Tai-ping dulden nicht, daß man gegen diese Lehren predige, weil dies das Ansehen ihres Oberhauptes untergraben und den Feuereifer ihrer Truppen dämpfen würde. In ihren verschiedenen Proclamationen ist es deutlich ausgesprochen, daß Hung-Sin-Tsiuen der Bruder des Heilands, der Sohn Gottes sei, und zwar im nämlichen Sinne wie Christus, ohne irgend ein anderes Vorrecht als jenes, welches der jüngere dem älteren Bruder einräumt. Sie erklären, daß es eben so eine himmlische Mutter, wie einen himmlischen Vater gebe, eine himmlische Schwester, wie einen himmlischen Bruder, und daß der verstorbene König des Westens, Fung-Yun-san, einer der ältesten Anhänger Hung's, gegenwärtig mit der himmlischen Schwester verheiratet ist. Sie verwerfen die Ansicht, daß irgend eine ihrer Offenbarungen, welche mit dem alten und neuen Testamente im Widerspruch steht, durch diese älteren heiligen Bücher berichtigt werden könnte. Ihre Offenbarungen, als die neuesten, sind auch als die maßgebendsten zu betrachten.

In einem Begrüßungsschreiben Hung's an den Missionär Roberts bei Gelegenheit der Ankunft des letzteren in Nanking im October 1860, erwähnt Hung seiner Himmelfahrt im Jahre 1837, der wiederholten wunderbaren Verwendung des Vaters und des Sohnes zu seinen Gunsten, so wie der Offenbarungen des östlichen Königs. Er erklärt, den Vater und Christus, die Himmelsmutter und die Himmelsschwester gesehen zu haben. Er selbst ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, gleichwie es Gott und wie es Christus ist. Er ermahnt Roberts wiederholt, daß der Glaube an diese Dinge sehr wichtig sei, denn ohne diesen könne er weder hier nützlich, noch dort glücklich werden. Nach solchen Ansichten dürften christliche Missionäre, wenn sie gegen derlei Irrthümer, um nicht zu sagen Blasphemien, muthvoll predigen, schwerlich geduldet werden.

Der religiösen Ceremonien giebt es nur wenige. Die Tai-ping nennen zwar einen Tag in der Woche Anbetungstag, und zwar fällt dieser, mehr aus Versehen als aus Absicht, an einen Sonnabend; es zeichnet sich jedoch derselbe in Bezug auf religiöse Feierlichkeit in keiner Beziehung aus. Sie kaufen, verkaufen und bauen, gerade wie an anderen Tagen. Die Nacht vorher, gegen zehn Uhr werden zwei oder drei Schüsse abgefeuert, um anzuzeigen, daß die Stunde des Gebetes gekommen und der Tag der Anbetung nun beginnen werde. Eine Stunde lang ist jede Familie für sich mit Gebeten und Lobpreisungen beschäftigt. Alle Fremden, welche mit den

Tai-ping in Nanking verkehrten, erzählen, daß diese selbst in der Hauptstadt, wo sie schon sieben Jahre lang angesiedelt sind, den Sonntag in keinerlei Weise weder durch Predigten, noch Auslegungen und Erklärungen der heiligen Schrift, noch durch Ermahnungen und fromme Rathschläge feiern und heiligen; sie besitzen weder Kirchen noch Tempel; ihr Gottesdienst besteht darin, daß sie, jeder Einzelne in seinem Hause, den englischen Lobgesang und einige Gebete wiederholen und verschiedene Opfer, wie Thee, Reiß und die Leber geschlachteter Thiere darbringen. Sie verrichten ihre Gebete knieend und singen dann zum Schlusse stehend einige Hymnen. Ein englischer Missionär, welcher mit der Ueberzeugung, die Insurgenten seien wahre, aufrichtige Christen, nach Nanking kam, giebt über dieselben das folgende scharfe aber wahre Urtheil: „Ich fand zu meinem Leidwesen keine Spur von Christenthum, wohl aber dessen Namen einem System der empörendsten Abgötterei beigelegt. Ihr Begriff von Gott ist so verzerrt, daß er wo möglich noch irriger ist als jener, welchen andere götzenanbetende Chinesen vom höchsten Wesen haben. Ihre Vorstellung vom Erlöser, welcher die ihm erwiesenen Ehren mit Andern theilt, ist roh und sinnlich. Ihre Gebete, weit entfernt eine wahre Gottesverehrung auszudrücken, erscheinen vielmehr nur als eine abgöttische Verspottung geheiligter Dinge!"[1]

Ein befreundeter englischer Kaufmann, welcher im März 1861 den Admiral Sir Grant Hope auf seiner Forschungsreise am Yang-tse-kiang begleitete und eine Woche im ehemaligen Nanking, der jetzigen himmlischen Hauptstadt der Tai-ping zubrachte, entwirft von denselben folgende charakteristische Skizze: „Die Insurgenten ermuntern und unterstützen in keiner Weise den Handel, außer in Feuerwaffen und Munition. Auf unsere Vorstellungen, wie thöricht es sei, Dörfer und Städte zu verwüsten und den Verkehr zu hemmen, versprachen sie, nach hergestelltem Frieden Schulen und andere Institutionen errichten, und den Handel fördern zu wollen, aber jetzt müßten sie vor allem, wie sie sagten, „Berge und Flüsse sich unterwürfig machen". Im Ganzen fand ich den Zustand der Rebellen viel besser,

[1] Obschon die Literatur über die Insurrection der Tai-ping bereits ziemlich bedeutend ist, so ist es doch erst in der allerletzten Zeit gelungen, sich über das eigentliche Wesen der Bewegung genaue Kenntniß und Gewißheit zu verschaffen und über die religiöse und politische Bedeutung und Zukunft dieses merkwürdigen Aufstandes klarer zu sehen. Die wichtigsten bisher über die Tai-ping-Rebellion erschienenen Schriften sind: The nese and their Rebellion, by P. T. Meadows. — Insurrection in China by Gallery and Yvans. — Account of Hung-Siu-tsluen's visions, by Rev. Th. Hamberg. — Religious



als ich vermuthete. Sie sind gut gekleidet und wohlgenährt. Die Bevölkerung von Nanking besteht ausschließlich aus Angestellten; Niemand, welcher nicht zur Armee oder Administration in Beziehung steht, wird innerhalb der Stadtthore zugelassen. Die Mehrzahl der Bewohner, welche ich auf 20.000 Seelen schätze, sind Gefangene und Sclaven aus allen Theilen des Reiches. Obschon zu den schwersten Arbeiten verwendet, erhalten sie doch keinerlei Sold, sondern werden blos verköstigt und gekleidet. Ich sah eine staunenswerthe große Anzahl hübscher junger Frauen, in eleganten Sutschauer Seidenstoffen. Es waren gleichfalls Kriegsgefangene aus Sutschau und anderen Orten, welche in der himmlischen Hauptstadt gerade nicht zum christlichsten Lebenswandel angehalten werden. Die Stadt Nanking sowohl als die Vorstädte, das schöne, alte Grabmal der Ming-Kaiser und die weltberühmte Porzellan-Pagode sind gänzlich zerstört; anstatt wie einst durch breite, gut gepflasterte Straßen, muß der Fremde nunmehr über Ziegelhaufen und Schutt seinen Weg nehmen. Die Paläste der Könige der Tai-ping-Dynastie stechen daher um so augenfälliger zwischen den Ruinen hervor. Sie mußten neu erbaut werden, denn die alten Yamuns und Tempel liegen gleich der ganzen Tán-tái-Stadt in Trümmern.

Das Oberhaupt bewohnt einen großen Palast. Seine Dienerschaft besteht in 300 weiblichen Aufwärtern. Außerdem sind ihm, seinem Range entsprechend, 68 Frauen zu halten gestattet. Niemand, außer die Könige, deren es im Ganzen 10 oder 11 giebt, von welchen aber in Nanking nur zwei residiren, darf sich seiner geheiligten Person nähern. Gleichwohl ist Hung mehr als eine bloße Puppe in den Händen seiner Minister; er ist es hauptsächlich, welcher die ganze Bewegung im Fluß erhält. Die Disciplin wird unter den langhaarigen Insurgenten weit mehr als unter den kaiserlichen Truppen aufrecht erhalten und viele der jüngeren Soldaten haben gewinnende Manieren.

Condition of the Chinese, by Rev. J. Edkins. — Medical Missionary in China, by D. Lockhart. — Twelve Years in China by a British Resident (John Scarth). — China in 1858, by J. Wingrove Cook. — Lord Elgin's Mission to China and Japan, by L. Oliphant. — China Mail. 1853—61. — North China Herald. 1853—61. — Hong-Kong Register. 1853—61. — Friend of China. 1853—61. — Chinese Missionary Gleaner. London 1853—54. — Calcutta Review. 1853—54. — Geschichte des englischen Reiches in Asien von Karl Fried. Neumann. Leipzig, Brockhaus. 1857. — Ostasiatische Geschichte vom ersten chinesischen Kriege bis zu den Verträgen von Peking (1840—1860). Von Karl. Fried. Neumann. Leipzig, W. Engelmann. 1861. — Geschichte von Ostasien für Freunde der Geschichte der Menschheit, dargestellt von Dr. J. E. R. Kaeuffer &c. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1860.

Die Könige oder Wangs sehen dagegen äußerst träg und liederlich aus, und machen, wenn sie in marktschreierisch gelbem Anzuge, eine Krone aus Flittergold auf dem Haupte, mit einem theatralischen Aufwand von Würde daherschreiten, einen höchst lächerlichen Eindruck. Kein einziger dieser sogenannten Könige versteht den, unter den gebildeten Classen so verbreiteten Mandarindialekt, keiner außer Hung und Kan-wang hat eine bessere Erziehung als die eines Kuli's genossen.[1] Sie haben Linguisten an ihrer Seite, welche das Geschäft des Lesens und Schreibens für sie verrichten.

Die Bewaffnung der Tai-ping ist höchst erbärmlich und der Umstand, daß sie über die kaiserlichen Truppen die Oberhand zu behaupten vermögen, beweist am deutlichsten die völlige Rathlosigkeit und Unfähigkeit der chinesischen Regierung. Ich habe nicht die geringste Hoffnung, daß aus der religiös-politischen Bewegung der Tai-ping jemals irgend ein Vortheil für Civilisation oder Christenthum erwächst. Kein Chinese will mit ihnen etwas zu thun haben. Ihre ganze Thätigkeit besteht in Sengen, Morden und Zerstören. Sie werden allenthalben vom Volke gehaßt, selbst diejenigen Bewohner der Stadt, welche nicht zur „Brüderschaft“ gehören, hassen sie. Seit acht Jahren behaupten sie sich in Nanking, das sie zerstörten, und noch haben sie nicht die geringsten Anstrengungen gemacht es wieder aufzubauen. Handel und Industrie sind verboten. Ihre Grundsteuern sind dreimal so hoch als jene der rechtmäßigen Regierung. Sie treffen keinerlei Maßregeln, die Wunden, welche sie dem Volke geschlagen, zu heilen, noch erscheint ihre Handlungsweise derart, als ob sie ein dauerndes Interesse am Boden hätten. Sie kümmern sich nicht, die langsamen aber sicheren Quellen der Staatseinnahmen zu öffnen und zu vermehren. Sie ziehen es vor, durch Plündern ihr Leben zu fristen. Nichts in ihrem ganzen Vorgehen giebt die Gewähr für eine Besserung und Consolidirung des dermaligen Zustandes, nichts in der ganzen Geschichte der Tai-ping flößt Vertrauen oder Sympathien für eine Bewegung ein, welche unter der Maske religiöser Reformen den häßlichsten Eigennutz und Terrorismus birgt und unter dem Vorwande, allgemeinen Frieden unter den Menschen zu verbreiten, die Geißel der Verheerung und Verwüstung über die Provinzen schwingt, die sie durchzieht.“[2]

[1] Nanking wird daher auch häufig die Stadt der „Kuli-Könige“ genannt

[2] Ganz ähnlich lautet das Urtheil der Engländer, welche Lord Elgin im December 1858 bei seiner Untersuchungsfahrt des Kiang begleiteten und längere Zeit mit den Tai-ping verkehrten. „Die Lehren

Am 11. August verließ die Novara ihren Ankerplatz vor Schanghai und benützte, den Schleppdampfer Meteor[1] an die Seite gebunden, die erste Hochfluth, um wieder in den Yang-tse-kiang zu gelangen. Vor Wusung erwarteten wir noch die fällige Post, und wurden, nachdem diese angekommen war, am 14. August von dem „Meteor" bis hinaus vor Gützlaff-Eiland geschleppt. Hier mußten wir in Folge von Windstille und Strömung neuerdings ankern, bis endlich am 15. eine frische Südostbrise aufsprang und uns in die offene See brachte.

Das Wetter hatte sich in den letzten Tagen merklich geändert. Auf drückend heiße Tage war in Folge wiederholter, äußerst heftiger Gewitter plötzlich eine beträchtliche Abkühlung der Atmosphäre eingetreten. Das Thermometer, welches, während wir vor Schanghai lagen, zwischen 30 bis 34° C. wies, zeigte jetzt des Morgens nur 20° C. und erhob sich im Laufe des Tages höchstens auf 25°. Die Zahl der Fieber-Kranken, welche bereits bis auf einige siebenzig gestiegen war, fing allmählig an sich zu vermindern. Auch bei einigen von der Dysenterie befallenen Kranken trat ein Schimmer von Besserung ein.

Der Barometerstand war für die Breite, in der wir uns befanden, und für die herrschende Jahreszeit ungemein hoch (30.100 englische Zoll), und obgleich derselbe den fortwährend wehenden östlichen Brisen zugeschrieben werden mochte, so näherten wir uns doch der Jahreszeit, in welcher die Monsune wechseln und der Stabilität des Südost nur wenig Vertrauen geschenkt werden durfte. In der That setzte schon am 17. der Wind nach NO. zu O. um, und unser Curs war jetzt im Mittel SO. In dieser Richtung

ihrer Religion bestehen in einem höchst sonderbaren Gemisch jüdischer Satzungen, christlicher Theologie und chinesischer Philosophie. Sie führen Vertilgungskriege wie die Juden im alten Testamente, leben wie die schlechtesten Namenschristen und glauben wie — Chinesen." Vergl. The Earl of Elgin's Mission to China and Japan. By Laurence Oliphant, London 1859. II, p. 463.

[1] Die Preise, welche der Eigenthümer des kleinen Räderdampfers „Meteor" für Schleppdienst fordert, und welche je nach dem Tiefgange des remorquirten Schiffes berechnet werden, sind:

		bis 15' Tiefg. und darunter	15'–17' Tiefgang	17'–18' Tiefgang	18'–19' Tiefgang	19' und mehr
		Taels	Taels	Taels	Taels	Taels
Von Schanghai nach Gützlaff-Eiland S. b. W.		300	350	400	450	500
Von Schanghai nach Wusung . . .	und vice-versa	150	175	200	225	250
Von Wusung nach Gützlaff-Eiland .		225	250	275	300	350

wäre es aber ohne Laviren nicht möglich gewesen, nördlich von der Lin-tschin-Gruppe zu passiren, während wir mit losen Bulinen und günstigem Wind gegen den südlichen Canal laufen konnten. Die Sonne ging in einer dichten Nebelhülle am Horizont unter. Der westliche Himmel war stark geröthet und die Sterne erglänzten ungewöhnlich in einem zitternden Lichte. Das Barometer fing langsam aber bedenklich zu fallen an. Die See war etwas bewegt. Es wurde nun der Curs SO. zu S. genommen.

Am folgenden Morgen frischte die Brise auf und räumte[1] ein wenig; der Himmel war mit Haufenwolken bedeckt, die gegen Nordost eine sehr dunkle, beinahe schwarze Farbe annahmen. Wind und Seegang nahmen an Stärke zu, die Luft trübte sich immer mehr, das Barometer fiel fortwährend, — es schienen sich alle Anzeichen eines nahenden Unwetters einzustellen.

Der 18. August, der Geburtstag unseres Kaisers, sollte auch im fernen Meere, in Mitte der chinesischen See feierlich begangen werden. Alles war für den Gottesdienst vorbereitet, welcher um zehn Uhr Morgens in der Batterie der Fregatte in Gegenwart des Stabes und der ganzen dienstfreien Mannschaft abgehalten werden sollte. Der Commodore hatte viele Herren des Stabes für diesen Tag zur Tafel geladen. Am Lande pflegt man die Elemente nicht erst viel zu consultiren, wenn es sich um ein ähnliches Fest handelt, und um Wind, Regen und hohe See kümmern sich die Gäste wenig, die bei einem derartigen Anlasse im geschmückten Saale sich versammeln. Zur See dagegen gestalten sich die Verhältnisse anders. Wind und Wellen sind hier die Herrscher, vor deren Machtgebot sich der Seemann beugen muß. Dies war auch beim Feste am 18. August der Fall.

Schon das Hochamt mußte unterbleiben, indem der Seegang zu heftig war und die Stückpforten der Batterie, wo diese religiöse Handlung gefeiert werden sollte, geschlossen bleiben mußten, um die hereinschlagenden Wellen abzuwehren. Als die Stunde des Festmahles nahte, hatten sich die Elemente in ihrer feindlichen Opposition bereits klar ausgesprochen — es blieb kein Zweifel mehr übrig, daß es einen Kampf mit einem der berüchtigten Tei-fune[2] des chinesischen Meeres zu bestehen galt. Diese Stürme, welche am häufigsten zur Zeit des Monsunwechsels im August, September und October

[1] Der Wind „räumt“ heißt in der Seemannssprache so viel als der Wind wird günstiger.

[2] Tei-fun (englisch Typhoon), starker Wind. Während einige Schriftsteller das Wort vom arabischen tufan, „heftiger Sturm“, ableiten, wollen andere darin das Ungeheuer (Typhos) der griechischen Mythe

loszubrechen pflegen, wenn der Nordostpassat plötzlich gegen den Südwestmonsun vordringt, sind, ähnlich wie die Tornados Westindiens, die Pamperos an der Ostküste Südamerika's und die Orkane in der Nähe von Mauritius, Wirbelwinde im größten Maßstabe und von der furchtbarsten Heftigkeit, bei welchen sich die Luft mit rasender Geschwindigkeit um einen nicht stille stehenden, sondern fortschreitenden, mehr oder weniger windstillen Mittelpunkt in kreisender Bewegung dreht, daher sie auch gemeiniglich Cyklonen oder Kreisstürme genannt werden, zum Unterschiede von anderen Stürmen, bei welchen der Wind vorherrschend nur aus Einer Richtung kommt. Der wissenschaftlichen Forschung ist es gelungen, die wunderbare Gesetzmäßigkeit zu ermitteln, nach welcher bei solchen Kreis- oder Drehstürmen in der südlichen Hemisphäre die Luftmassen eine Kreisbewegung wie die Zeiger einer Uhr haben, während sie in der nördlichen Hemisphäre gerade in umgekehrter Weise rotiren. Ganz ähnlich verhält es sich mit ihrer Bahn, nämlich mit der Richtung, in der das Centrum, um welches die Luft wirbelt, sich fortbewegt. Die Kenntniß und Berücksichtigung dieser sogenannten Cyklonengesetze macht es dem Seefahrer in den meisten Fällen nicht nur möglich, dem gefährlichen Centrum solcher Wirbelstürme, welches selbst die besten und stärksten Schiffe mit fast unvermeidlichem Untergange bedroht, auszuweichen, sondern den Sturmwind gleichzeitig am Rande der Cyklone (deren Durchmesser zuweilen 300 bis 1000 Seemeilen beträgt) zu einer raschen, günstigen Fahrt zu benützen.

Der Wind hatte um Mittag dermaßen an Kraft zugenommen, daß man die Segel theils bergen, theils reefen mußte. Die See bäumte sich und schüttete zeitweise ihre hochaufsteigenden Wellen über Bord. Das Schiff wurde so gewaltig hin und her geworfen, daß alles, was nicht festgeschraubt oder seefest gestaut war, von einer Seite auf die andere geschleudert wurde. Nichtsdestoweniger setzte man sich zur Tafel, band Stühle und Tisch fest, und wer von den Geladenen nicht am Seeübel litt, nahm heiter und lustig am Mahle Theil. Aber selbst diese Vorsichtsmaßregeln hinderten nicht manchen unliebsamen Zwischenfall. Von einem fürchterlichen Ruck des Schiffes überrascht, verschwand plötzlich ein Theil der Gesellschaft mit Gläsern, Flaschen und Teller vom Tische und lag im wilden Durcheinander auf

erblicken, welches die Erde mit dem Tartarus erzeugte, und von dem alles Schädliche und Verderbliche in der Natur herrührt. Wer jemals einen Teifun erlebte, wird sich bereitwilligst dieser Auslegung beigesellen.

dem nicht minder schwanken Boden. Stühle und Fauteuils hatten die Beine gebrochen, alles Zerbrechbare war in Trümmer und Scherben gegangen, aber die Gäste waren glücklicher Weise ohne Beschädigung davon gekommen. Man nahm neuerdings an der großen festgeschraubten Tafel Platz, auf welcher nichts mehr als das leere Tischtuch sicher war, und jeder suchte nun noch sorglicher wie zuvor seine Position zu behaupten. Als am Schlusse des Mahles der Befehlshaber der Expedition den üblichen Trinkspruch ausbrachte und die Gäste ihre Gläser auf das Wohl des erhabenen Regenten leerten, dessen Geburtsfest am Bord der Novara eben in so seltsamer Weise gefeiert wurde, spielte die Musikbande, so gut als es die heftige Schiffsbewegung zuließ, die Volkshymne und ein lautes „Hoch“ übertönte das Gekrache des Schiffes, das Heulen des Windes und das dumpfe Gebrülle der immer mächtiger gegen die Schiffsplanken rollenden Wogen.

Die Sonne versank in Wolken; wir fuhren mit dicht gereeftem Mars- und Sturmsegel über ein chaotisch aufgewühltes Meer, hinein in tiefhängende, schwere, graue Nebel- und Dunstmassen; das Barometer ging noch immer zurück und bei einbrechender Nacht heulte der Wind unheimlich in stürmischen Tönen sein trauriges Lied durch Masten und Tauwerk. Der Umstand, daß der Wind schralte[1] und bis NO. zu N. umsprang, war ein Zeichen mehr für die rückgängige Bewegung des Centrums der Cyklone; wir mochten nun sicher sein, uns auf der rechten Seite vom Mittelpunkte des Drehwindes zu befinden. Gegen Mitternacht räumte der Wind bis NO., blies nun beständig aus diesem Striche, nahm an Kraft noch zu und entwickelte sich zum heftigsten Orkan. Der Mittelpunkt der Cyklone mußte seine Bahn wieder geändert, einen Scheitel gebildet und eine Bewegung gegen uns gemacht haben.

Unsere Position (um Mittag 27° 25′ nördl. Br. und 125° 23′ östl. L. von Greenwich) war die ungünstigste, die es geben konnte. Wir hatten Nordostwind, befanden uns also im nordöstlichen Quadranten der Cyklone, deren Centrum, wenn es, wie gewöhnlich bei den Teifunen, sich nordwestlich oder westlich vorwärts bewegte, uns um so eher zu erreichen drohte, als unser Curs gegen Südost auf die breite Straße gerichtet war,

[1] Der Wind „schralt“, sobald er anfängt, der Fahrt des Schiffes ungünstig zu werden, und beinahe von vorne in die Segel fällt, wenn das Schiff seinen Curs behalten will. Schralen ist also das Gegentheil von „räumen“.

welche zwischen den Liu-tschiu-Inseln und der Meiacosima-Gruppe aus dem chinesischen Meere in den stillen Ocean führt. Es blieb kein anderer Ausweg übrig, als sich in der Richtung W. zu S. von dem wahrscheinlich nach Nordwest vorschreitenden Centrum des Drehwindes zu entfernen, mit welchem Curse wir gegen das Nordende der Insel Formosa steuerten.

Die Nacht vom 18. auf den 19. August war im vollsten Sinne des Wortes eine Sturmnacht. Gegen Mitternacht wurde das tiefgereefte Vormarssegel wieder in die Schoten gesetzt, um im Curse West zu Süd einigen Weg zurückzulegen. Hatten wir den Gang des Cyklonen-Centrums richtig berechnet, so mußte der Wind, sobald wir vorwärts kamen, schralen, da wir uns nun wieder auf der linken Seite seiner Bahn befanden.

Der anbrechende Tag (19. August) zeigte uns einen düstern, trüben, nebelgrau umzogenen Himmel, die Wolken hingen bis tief herab und vermischten sich fast mit dem, vom heftigsten Sturme wild aufgeregten Meere. Das Auge des Auslugers reichte kaum auf eine Kabellänge vom Schiffe. Regen und über Bord gepeitschte Wolkenspitzen, die der Orkan mit Wuth verstreute, hüllten uns in ein unheimliches Halbdunkel. Gegen Nordost bezeichnete die bleigraue Färbung compacterer Wolkenbänke die Lage des Cyklonen-Centrums. Die Bewegung des Schiffes war eine so gewaltige, daß die Seitenboote beständig Wasser schöpften und dieses beim Rollen der Fregatte wieder stromweise aufs Verdeck gossen. Zuweilen füllten sie sich dermaßen mit Wasser, daß durch ihr Gewicht die Krahne zu zerbrechen drohten, an welchen sie festgemacht sind. Die Batterie war von den Sturzwellen überschwemmt, welche an der Schiffswand zerschellten und deren Schaum der Sturmwind bis hoch in die Masten jagte. Die Wellen kreuzten sich in allen Richtungen, fast konische Wellenberge erhoben sich plötzlich, so weit man es zu schätzen vermochte, bis zu 25 und 30 Fuß Höhe und versanken wieder eben so schnell. Es war die wahre pyramidale See der Cyklonen, von welcher die Schiffe, welche im Bereich dieser Wirbelstürme kommen, fast noch mehr zu fürchten haben, als von der Heftigkeit und Gewalt des Orkanes selbst.

Der Wind, welcher nunmehr westlicher wehte, zeigte, daß bisher richtig manövrirt worden und die Bahn der Cyklone nach NW. gerichtet war. Unter solchen Verhältnissen schien es am gerathensten, unsere Reise nach den Mariannen fortzusetzen und den Orkan zugleich zu einer schnellen Fahrt

zu benützen. Wohl mußten wir uns demselben etwas nähern, folglich heftigeren Wind erfahren, aber die Fregatte hatte sich bisher als ein gutes, starkes, seetüchtiges Schiff bewährt, der Sturm war unserer Fahrt günstig und ein weiteres Verbleiben an Ort und Stelle aus dem Grunde nicht gerathen, weil wir noch mehr gegen die Klippen der Meiacosima-Gruppe getrieben worden wären. Der Curs wurde also SO. zu O. gerade auf die



Die Fregatte Novara im Teifun.

Mitte des Canals südlich von den Liu-tschiu-Inseln genommen. Bei dem beinahe 120 Seemeilen breiten Fahrwasser dieses Canals war zu hoffen, daß wir trotz den Fehlern, welche sich bei so verschiedenen Manövern, bei dem Mangel astronomischer Beobachtungen und bei der etwaigen Strömung, von denen ähnliche Orkane meist begleitet sind, eingeschlichen haben konnten, dennoch sicher und ungefährdet durchsegeln würden.

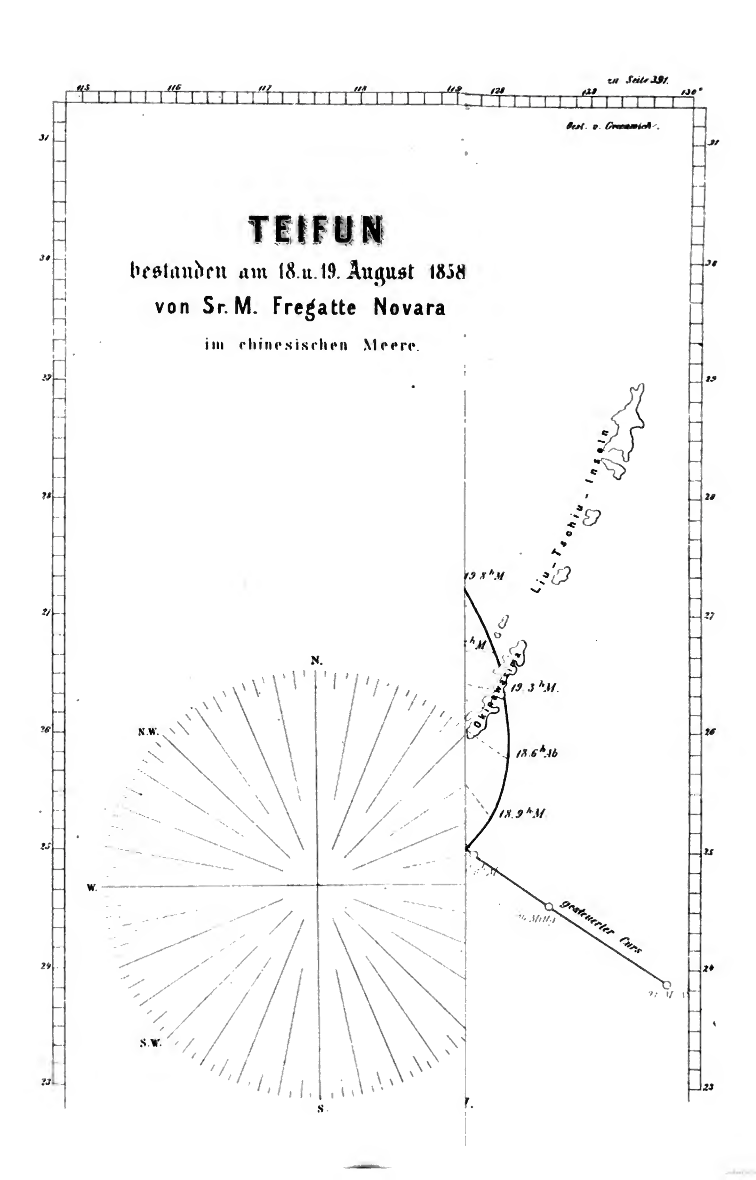
Der Wind blieb anfänglich auf Backbord und war NW.; gegen Mittag setzte er NW. zu W. um, so daß wir gerade vor dem Winde fuhren. Das doppelt gereefte Focksegel wurde noch beigesetzt, um schnellere Fahrt zu machen. Gegen sechs Uhr Abends tobte der Orkan mit aller Wuth, Böen folgten auf Böen, die einzige Wolke, welche den Himmel bedeckte, schien bis ins Meer zu reichen, die ganze Luft war erfüllt von Wasserstaub, man vermochte vom Hintertheil des Schiffes kaum das Vordertheil zu sehen. Der Sturm, über die schäumende Wasserfläche hinfahrend, erzeugte einen tiefen, fast metallisch klingenden Ton, der sich von dem Sausen und Pfeifen im Tau- und Segelwerk deutlich unterscheiden ließ. Mit vierfach gereeftem Groß- und Vormarssegel und doppelt gereeftem Focksegel schoß die Fregatte mit einer Geschwindigkeit von 14 Meilen per Stunde in düsterer Nacht durch die Straße zwischen den Liu-tschiu- und Meiacosima-Inseln aus dem chinesischen Meere in den pacifischen Ocean, und wurde mit so grauenvoller, fast unwiderstehbarer Heftigkeit auf den Wogen herumgeworfen, daß es selbst für den geübten Seemann nicht mehr möglich war zu stehen und sich fortzubewegen, ohne sich an den, zu diesem Zwecke von einem Ende des Schiffes zum andern gezogenen Tauen festzuhalten.[1] Um vier Uhr Nachmittags hatte das Barometer seinen niedersten Stand (29.302 engl. Zoll bei 19.9° C.) erreicht, auf dem es mehrere Stunden lang hartnäckig verblieb. Erst gegen neun Uhr Abends fing es wieder langsam zu steigen an, eine Erscheinung, in welcher wir den sichersten Beweis begrüßten, daß wir uns vom Cyklonen-Mittelpunkte entfernten. Gegen elf Uhr Abends hoben sich einige dunkle Wolken in SSO., der Horizont vergrößerte sich; es trat entschieden eine Wendung zum Bessern ein.

Am 20. bei Tagesanbruch zeigten sich Masten und Tauwerk der Fregatte bis hoch hinauf mit einer Kruste von Seesalz überzogen, und gaben Zeugniß von der gewaltigen Höhe, zu welcher der Wasserstaub der tobenden Fluthen emporgetrieben worden war. Der Wind war bereits WSW., das Barometer bis auf 29.500 englische Zoll gestiegen, wir hatten es nur mehr

[1] Wir machten während des Sturmes die in physiologischer Beziehung nicht uninteressante Bemerkung, daß gerade als der Orkan am heftigsten wüthete, selbst minder seetüchtige Naturen, wahrscheinlich in Folge der Aufregung, von der Seekrankheit verschont blieben. Aus einem ähnlichen Grunde scheinen Menschen, welche durch einen Schlangenbiß verwundet wurden, und die man als Antidot mit Branntwein zu betäuben sucht, das vier- und selbst fünffache jenes Quantums zu vertragen, welches sie im gewöhnlichen Zustande bereits vollständig berauschen würde.

mit einem gewöhnlichen Sturme zu thun, und mochten die Cyklone als überwunden betrachten. Die Wissenschaft hatte uns den Weg gezeigt, dem Mittelpunkt des Drehsturmes glücklich auszuweichen und den Orkan zugleich mit Vortheil zur Beschleunigung unserer Reise nach den Mariannen zu benützen.

Um acht Uhr Morgens erschien die Sonne, zwar nur auf wenige Augenblicke, aber doch lange genug, um eine Beobachtung anstellen zu können. Nach dieser erwies sich in der Länge kaum eine Meile Unterschied mit der gegißten (d. h. der, mit Bordmitteln annähernd bestimmten) Rechnung. Wir hatten binnen vierundzwanzig Stunden (die Zeit mitgerechnet, welche wir beiliegen mußten) im Generalcurse SO. zu O. 218 Meilen zurückgelegt. Nachmittags heiterte sich der Himmel auf. Der Seegang war noch sehr heftig, aber die Luft wurde nach und nach reiner und durchsichtiger und selbst die Wolkenbank in NO., die noch immer das Centrum der Cyklone bezeichnete, lichtete sich allmählig und verschwand gänzlich vor Sonnenuntergang. Die Fregatte hatte sich während dieses wüthenden Orkans als ein sehr tüchtiges Seeschiff erwiesen, keinerlei erhebliche Havarie war bei Gelegenheit der Musterung zu bemerken, die man, sobald es das Wetter erlaubte, am ganzen Schiffe, an Masten und Tauwerk mit großer Sorgfalt und Aufmerksamkeit vornahm. Masten und Segel, welche bei ähnlichen Kämpfen gegen die Elemente so leicht eingebüßt werden, zeigten sich unversehrt, nur einige Kupferplatten an der sogenannten Spickerhaut (der äußeren Bekleidung des Schiffskörpers unter Wasser) hatten sich in Folge des heftigen Wellenschlages abgelöst, während die noch vorhandenen durch den Widerstand, den das Schiff bei seinem Vorwärtstreiben fand, wie dünnes Papier aufgerollt erschienen. Sogar die Gallerie am Hintertheil, die besonders, während die Fregatte vor dem Winde lief, in großer Gefahr schwebte, hatte nur wenig gelitten. Das Gleiche war leider nicht mit einer kleinen Menagerie seltener Vögel und Affen der Fall, welche sich auf dieser Gallerie (unter gewöhnlichen Umständen der geschützteste Ort am ganzen Schiff) in kleinen, mit getheerter Leinwand bedeckten Käfichen untergebracht befanden. Die Leinwanddecke wurde vom Orkane weggerissen, der Sturm drang in die Käfiche und rupfte die armen Vögel so arg, daß sie völlig entfiedert und nackt im erbarmungswürdigsten Zustande umkamen. Auch die vierfüßigen Thiere, deren Gestöhne und Gejammer schon während des Sturmes


zu Seite 391.
Oestl. v. Greenwich.
TEIFUN
bestanden am 18. u. 19. August 1858
von Sr. M. Fregatte Novara
im chinesischen Meere.
Liu-Tschiu-Inseln
Okinawa
19. 8 h M.
19. 3 h M.
18. 6 h Ab
18. 9 h M.
gesteuerter Curs
N.
N.W.
W.
S.W.
S.

ihre Qualen zu erkennen gab, hatten sehr stark gelitten. Zwei Ochsen und mehrere Schafe verendeten schon am 19. Die meisten der überlebenden Thiere magerten binnen achtundvierzig Stunden entsetzlich ab, und selbst die erst noch so wilden und unbändigen unter ihnen, zeigten sich jetzt zahm und zutraulich.

Aus der beiliegenden Karte, welche alle gesteuerten Curse während des Orkans vom 18. und 19. August und die aus den Barometer-Beobachtungen entnommene Bahn des Centrums der Cyklone darstellt, dürfte der Leser wohl zur Genüge den jedesmaligen Einfluß der Nähe des Centrums ersehen und es erklärlich finden, daß bei dem letzten, um acht Uhr Morgens am 19. absichtlich gewählten Curse SO. zu O. die Heftigkeit des Sturmes doch noch durch einige Stunden zunehmen mußte, indem wir factisch dem Centrum der Cyklone näher kamen, bis endlich am 19. gegen Abend, theils durch die Fahrt des Schiffes gegen SO., theils durch das Vorschreiten des Cyklonen-Centrums gegen NW. die Entfernung vom Mittelpunkte dermaßen vergrößert wurde, daß sich die atmosphärischen Verhältnisse für uns wieder freundlicher gestalteten und auch das Barometer wieder zu steigen begann.

Am 18., beiläufig um sechs Uhr Abends, bildete die Cyklone, wie man auf der Karte sieht, ihren Scheitel und begegnete der ziemlich hohen und großen Insel Okinawasima der Liu-tschiu-Gruppe, wodurch eine Störung der Windrichtung stattfinden mußte. Durch den in den nördlichen Gewässern China's eingebrochenen Nordostpassat, welcher in dieser Jahreszeit vorzudringen sucht, um später den Südwestmonsun gänzlich zu verdrängen, so wie durch den Südwestmonsun, der südlich von Formosa wehte, bildete sich am nördlichen Theile dieser Insel, wahrscheinlich auch durch besondere Temperatur-Verhältnisse des Bodens begünstigt, ein geschlossener Raum niederen Barometerdruckes, und indem dieser die zunächst von SW. und NO. eindringende Luft nöthigte, sich zu beugen und eine Drehung in der entgegengesetzten Richtung, wie jene eines Uhrzeigers, zu machen, gab er Veranlassung zur Bildung einer Cyklone.

So lange der SW. an Stärke überwiegend war, bewegte sich das Centrum der Cyklone ostwärts und zog in die Gegend des geringeren Luftdruckes. Allein die auf ihrem Wege angetroffenen Inselgruppen, so wie der sich mehrende Luftdruck in SO. und O. müssen die Cyklone, dem erzeugten Widerstande gemäß, zur Bildung des Scheitels gezwungen haben, worauf

dieselbe wieder nordwestlich gegen die chinesische Küste zog, um sich daselbst, wahrscheinlich in Folge des sich mehrenden Druckes der umgebenden Luft, aufzulösen. Wir befanden uns gerade 48 Stunden, nämlich vom 18. August sechs Uhr Abends bis 20. August sechs Uhr Abends im Bereiche des eigentlichen Teifuns und waren am 19. dessen Centrum am nächsten; doch dürften wir, nach dem niedersten, von uns beobachteten Barometerstand zu urtheilen, immerhin noch 100 Seemeilen vom eigentlichen Centrum entfernt gewesen sein. Es war der erste Teifun des Jahres 1858, welchen die in Schanghai erscheinende Zeitung „North China Herald" schon mehrere Wochen vorher prophezeit, und der tausendjährige chinesische Kalender für den 10. August angesetzt hatte.

Unser Curs war nun nach dem Mariannen-Archipel gerichtet. Das Wetter blieb noch mehrere Tage hindurch unstät und der Seegang sehr stark fühlbar, als am 26. August die Insel Guam oder Guaham, die südlichste der Mariannen, in Sicht kam. Wir hatten in 12 Tagen 1860 Meilen zurückgelegt, freilich mit der ungestümen Hülfe eines Teifuns, aber der Weg war gemacht, und um das Wie? kümmert sich der Seemann wenig, wenn er sein Ziel nur schnell und ohne Schaden erreicht.

Am Morgen des 27. August steuerten wir gegen die Umáta-Bucht, obschon es bei den gerade wehenden Südwestwinden, gegen welche diese Rhede offen steht, ziemlich zweifelhaft war, einen gesicherten Ankerplatz zu finden. In der That überzeugten wir uns, als wir dem Lande näher kamen, bald von der Unmöglichkeit in der herrschenden Jahreszeit daselbst zu ankern, während es andrerseits eben so wenig gerathen schien, in den guten, aber sehr schwierigen Hafen von San Luis de Apra einzulaufen, indem man, so lange der Südwestmonsun dauert, mit einem großen Schiffe nicht leicht wieder herauszusegeln vermag und zuweilen 3 bis 4 Wochen darin gefesselt bleibt. Es wurde daher der Befehl zum „Anluven"[1] gegeben, um gegen den auffrischenden Westwind aus der von zahlreichen Korallenriffen begrenzten Bucht zu laviren, was viel Zeit und Mühe in Anspruch nahm, so daß die Riffe erst nach mehreren sorge- und beschwerdevollen Stunden umsegelt werden konnten.

Die Insel Guam mit ihren hohen grünen Gebirgsrücken, ihren zahlreichen Thälern und dicht bewaldeten Schluchten hatte ein freundliches,

[1] Anluven heißt, die Richtung des Schiffes derart verändern, daß der bis dahin auf das Hintertheil oder auf die Seite des Schiffes treffende Wind mehr von vorne in die Segel fällt.

heiteres Ansehen, scheint aber nur wenig bebaut zu sein. In Umáta, von dem man einige Häuser ausnahm, wehte von einem kleinen Fort in der Nähe der Ansiedlung die spanische Flagge, welche bei Annäherung der Fregatte erst gehißt worden war.

Am 30. August, in 149° 53′ östl. Länge erreichten wir die östliche Grenze des Südwestmonsuns, und, obwohl kaum mehr als vier Tagereisen von unserem nächsten Reiseziel, der Insel Puynipet entfernt, wenn eine günstige Brise unsere Segel geschwellt und weiter geholfen hätte, kamen wir doch erst am 15. September in Sicht dieser herrlichen Waldinsel; denn so stürmisch und aufregend unsere Fahrt begonnen, eben so trostlos und ermüdend wirkten jetzt die Windstillen, in welchen wir Tage, ja Wochen lang mit schlaffen Segeln lagen. Ein qualvoller, unerquicklicher Zustand der Trostlosigkeit, den nur derjenige zu beurtheilen vermag, welcher jemals selbst am Bord eines Segelschiffes, mitten auf offener See, in bedenklicher Stille festgebannt war, —

„Wenn Welle ruht und jedes Luftgeflüster,
Wenn Meer und Himmel schweigend sich umschlingen
Und fromm, fast wie zwei betende Geschwister!“ —



Insel Guam im ~~Karolinen-~~ Marianen-Archipel.



Die Insel Puynipet.

18. September 1858.

Boote der Eingeborenen in Sicht. — Ein Pilot kommt an Bord. — Erzählungen eines weißen Ansiedlers. — Noch ein Pilot. — Trostloses Laviren angesichts der Insel. — Roankiddi-Hafen. — Große Schwierigkeiten mit einem Boote zu landen. — Ansiedlung Net — Dr. Cook. — Wanderung durch den Wald. — Fahrt am Roankiddi-Fluß. — Nordamerikanische Missionäre und ihre Erfolge. — Besuch beim König des Roankiddi-Stammes. — Kawatrank. — Das Innere der königlichen Behausung. — Die Königinn. — Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Eingeborenen. — Ihre Gebete und Religion. — Ihre Feste und Tänze. — Alte Baudenkmale und deren muthmaßlicher Ursprung. — Culturhistorische und geologische Bedeutung derselben. — Rückkehr an Bord. — Verdächtiges Benehmen der weißen Ansiedler. — Ein Asyl für gefallene Sünder. — Unter Segel nach Australien. — Weitere Notizen über Puynipet und die benachbarten Inselgruppen. — Windstillen-Zone. — Simpson Island. — „Es spukt". — Beadley-Riffe. — Ein Komet. — Salomons-Inseln. — Verkehr mit den Eingeborenen von Malayta. — In Sicht von Sikayana.

Als wir am 16. September 1858 nur noch fünf bis sechs Seemeilen von der, erst im Jahre 1828 durch den russischen Admiral Lütke entdeckten Insel Puynipet[1] entfernt waren, und uns in der Nähe des sogenannten „Middle Harbour" befanden, wurde ein Boot von europäischer Construction bemerkt, das gegen die Fregatte steuerte. Erst zwei Stunden später legte

[1] Zuweilen auch Bonabe, Bonibet, Funopet (von den Franzosen Ascension) genannt, unterm 6° 58' nördl. Br. und 158° 20' östl. L. von Greenwich gelegen und mit den beiden benachbarten niederen Atoll-Inseln Andema und Paykenema (Ants und Pakeen der Engländer) von Capitän Lütke nach dem Namen seines Schiffes als die Gruppe der Senjawin-Inseln bezeichnet.

dasselbe mit vier braunen Eingeborenen und einem Weißen an, der aufs Deck kam und dem Commandanten seine Dienste als Pilot anbot. Es war ein Nordamerikaner Namens Alexander Jellet, welcher bereits seit zwanzig Jahren als Schmied und Zimmermann auf der Insel lebte und nebenbei auch das Geschäft eines Piloten für den Hafen, in dem er wohnte, versah. Bald darauf umschwärmte uns eine große Anzahl von Eingeborenen in zierlichen roth angestrichenen Canoes aus ausgehöhlten Baumstämmen mit Auslegern, welche ganz eigenthümliche, gerüstartige Stützen haben, so daß in der Mitte des Canoes eine Art Plattform entsteht, auf der gewöhnlich der Häuptling sitzt und welche bei festlichen Anlässen sogar als ein kleiner Tanzboden benützt werden soll. Die aus Matten verfertigten Segel waren dreieckig und zwar im Winkel zwischen zwei Bambusstangen aufgespannt, indeß eine dritte den Mast ersetzte und von Einem aus der Bemannung, dem herrschenden Winde gemäß, bald an diesem, bald an jenem Ende des Fahrzeuges aufgestellt wurde. Während einige in ihren schmalen Fahrzeugen trotz unserer ziemlich schnellen Fahrt an die Fregatte anzulegen versuchten, wie Parasiten sich an einen Hai festsetzen, folgten andere in einiger Entfernung gleich Delphinen, diesen treuen Begleitern der Schiffe, bis zum nächsten Hafen. Die Eingeborenen waren, mit Ausnahme eines Röckchens aus den Blättern der Kokospalme, nackt und sahen ziemlich gutmüthig aus. Am Kopfe trugen sie eine Art weit vorstehenden Schirm, ebenfalls aus Palmenblättern verfertigt, welcher offenbar nur dazu diente, das Gesicht vor den Sonnenstrahlen zu schützen, und in der Form vielleicht am besten mit jenen Schirmen verglichen werden mag, welche bei uns das Alter oder die schwachäugige Jugend zum Schutze gegen grelles Lampenlicht zu tragen pflegt. Unter den Eingeborenen, die uns in ihren Canoes das Geleite gaben, befanden sich zwei, welche durch ihre schöne Gestalt, ihre lichte Hautfarbe und ihre völlig europäischen Züge besonders auffielen. Es waren die Söhne eines Engländers Namens Hadley, welcher seit vielen Jahren auf der östlich von Puynipet gelegenen Mudock-Insel als Pilot und Fischer lebte und sich mit einer Eingeborenen verheiratet hatte. Vor kurzem erst war Hadley mit einigen hundert Pfund Schildpatt und etwas Barschaft nach Hongkong gesegelt und wollte von dort nach England gehen. Seine beiden Söhne hatte er der Sorge eines europäischen Ansiedlers vertraut, welcher auch seinen Posten als Pilot auf der Mudock-Insel übernahm, und

allem Anschein nach dürfte Hadley trotz den Banden der Familie, welche ihn an dieses Eiland knüpfen, nicht wiederkehren.

Während wir nun an der Westseite der Insel in einer Entfernung von 1 bis 1½ Meilen von den Korallenriffen segelten, wurde Jellet von allen Seiten mit Fragen der verschiedensten Art bestürmt und wir erfuhren jetzt unter anderem, daß der meiste Verkehr fremder Schiffe mit dem 15 bis 20 englische Meilen entfernten Roankiddi- oder Leehafen und dem 6 bis 7 Meilen östlich von Roankiddi gelegenen Metelenien- oder Wetterhafen bestehe. Zur Zeit des Nordostpassates (von November bis April) kommen gegen 50 bis 60 nordamerikanische Walfänger nach Puynipet, um daselbst Wasser und Holz einzunehmen, und sich mit Lebensmitteln, namentlich mit Yams, Taro, süßen Kartoffeln, Hühnern und Schweinen, zu versehen. Auch Schiffe, welche von Sidney nach China bestimmt sind, ziehen in dieser Jahreszeit die Fahrt durch den stillen Ocean der südlichen Route um Australien und durch die Sundastraße, oder der gefährlichen Passage durch die Torresstraße vor und machen dadurch in der Regel eine schnelle Fahrt. So hat die schwedische Kriegscorvette Eugenie auf ihrer Reise um die Erde im November 1852 den nicht weniger als 5000 Meilen langen Weg von Sidney nach Hongkong in der überraschend kurzen Frist von 37 Tagen zurückgelegt.

Die Zahl der Eingeborenen der 60 Meilen umfassenden Insel schätzte Jellet auf ungefähr 2000 Seelen. In früheren Jahren betrug sie über 5000 Seelen,[1] aber die Blatternseuche hatte seither furchtbare Verheerungen unter der Bevölkerung angerichtet. Die Umstände, unter welchen diese schauerliche Krankheit zum ersten Male auf Puynipet auftrat, liefern zur Geschichte der Verbreitung von Seuchen im Allgemeinen sowohl, wie zur Frage der Vaccination einen höchst lehrreichen Beitrag.

Im Jahre 1854 war das englische Barkschiff Delta mit einem, an bösartigen Blattern leidenden Kranken nach dem Roankiddi-Hafen gekommen.

[1] Capitän Andrew Cheyne, von der englischen Handelsmarine, dem die Schiffahrt eine sehr ausführliche Beschreibung der Inseln des west-pacifischen Oceans verdankt, und welcher Puynipet das letzte Mal im Jahre 1846 besuchte, schätzte zu jener Zeit die Bevölkerung der Insel auf 7 bis 8000 Seelen. Vergleiche: A description of islands in the Western Pacific Ocean, North and South of the Equator, with Sailing direction etc. London, J. D. Potter. 1852, p. 94. — Sailing directions from New South Wales to China and Japan. Compiled from the most Authentic Sources. By Andrew Cheyne, first Class Master, mercantile Navy. London, J. D. Potter. 1855, p. 136.

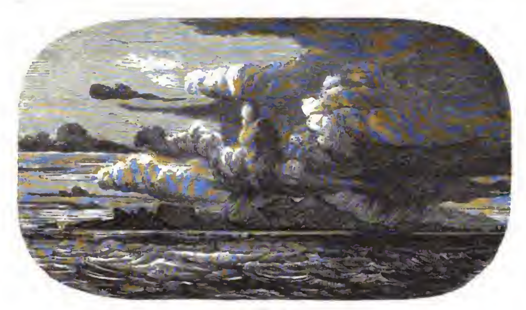
Die weißen Ansiedler, welche zu jener Zeit daselbst lebten und die Furchtbarkeit jener Krankheit kannten, drangen in den eingeborenen Häuptling, dem Capitän den Aufenthalt zu verweigern und ihn zu zwingen, sogleich wieder unter Segel zu gehen. Dieser aber schien entschlossen den Kranken auf der Insel zurückzulassen. Als er die feindselige Stimmung der Bevölkerung gegen ihn und die Mannschaft seines Schiffes erfuhr und merkte, daß die Bevölkerung den Kranken weder freiwillig aufnehmen noch ihm und seiner Mannschaft Lebensmittel verabreichen würde, benützte er die Ruhe und Dunkelheit der Nacht, um den blatternkranken Matrosen nebst dessen Habseligkeiten am Ufer auszusetzen und bei Tagesanbruch weiter zu segeln. Am nächsten Morgen fanden die Eingeborenen den armen Matrosen leidend und hülflos am Ufersande hingestreckt, während das Barkschiff wieder verschwunden war. Der Unwille gegen den Capitän verwandelte sich jetzt in Mitleid und Theilnahme für den hülflosen Kranken; man bereitete in einer benachbarten Hütte ein Lager und pflegte ihn so gut, als es eben die Umstände gestatteten; seine Habseligkeiten aber, größtentheils in Wäsche und Kleidungsstücken bestehend, wurden von dem diebischen Volke rasch über die Insel verschleppt. Wenige Wochen nach diesem Vorfalle brach die Blatternseuche mit grauenerregender Heftigkeit aus und wüthete fünf Monate hindurch auf die entsetzlichste Weise. Fast jeder Eingeborene wurde davon befallen und von 5000 Bewohnern erlagen 3000 der Wuth der Epidemie. Der Matrose aber, welcher die erste Veranlassung zu all diesem Unheil gab, genas vollkommen. Unstreitig hatten seine, nach allen Theilen der Insel verstreuten Kleidungsstücke wesentlich zur schnellen Verbreitung des Contagiums beigetragen. Von den 30 weißen Ansiedlern, welche zu jener Zeit auf Puynipet lebten und sämmtlich geimpft waren, erkrankte blos ein Einziger an den Blattern und auch dieser genas rasch wieder. Im August 1854 verschwand die Seuche eben so schnell als sie erschienen war und hat seither Puynipet mit einem zweiten Besuche verschont; aber allenthalben sieht man noch in den Gesichtern und an den Körpern der Eingeborenen zahlreiche Spuren ihrer Verheerungen.

Während dieser Mittheilungen waren wir dem Roankiddi-Hafen an der Süd-Südwestseite der Insel bereits ziemlich nahe gekommen und Jellet meinte nun, er könne uns nicht mehr weiter führen, nachdem daselbst ebenfalls ein Pilot wohne, den er ungern um einen Erwerb bringen möchte.

In der That näherte sich jetzt ein zweites Boot der Fregatte, welches den eigentlichen Piloten des Roankiddi-Hafens, einen Neger aus Virginien Namens Johnson, an Bord hatte. Der wackere alte Jellet verabschiedete sich und kehrte in seinem Boote nach dem Middle Harbour zurück. Sehnsüchtig blickten wir dem Lande entgegen, wo es uns zum ersten Male vergönnt sein sollte, die Wunder oceanischer Korallenbauten zu schauen. Denn Puynipet ist eines der schönsten Beispiele unter den, von „Wallriffen" regelmäßig umschlossenen hohen Inseln des großen Oceans, während die Mehrzahl der übrigen Eilande meist nur aus niederen Atoll-Inseln besteht. Leider blieb der Wind schwach und veränderlich; der Himmel sah so finster und drohend aus, daß wir uns wieder von Puynipet entfernen und gegen Südost steuern mußten, um im Laufe der Nacht den Riffen nicht zu nahe zu kommen. Gegen Morgen näherten wir uns wieder mit einer Brise aus West langsam der Insel, von welcher wir uns 15 Meilen entfernt hatten. Allmählig wurden die kleinen Wald- oder Felsinseln wieder sichtbar, welche nördlich von der bis zu 2860 Fuß ansteigenden, centralen Hauptmasse noch innerhalb des, die hohe Insel ringförmig in einem Abstande von 1 bis 2 Meilen einschließenden Wallriffes liegen. Mit leichter, wechselnder Westbrise den ganzen Tag lavirend, hatten wir uns gegen Abend bereits so weit dem Ankerplatze genähert, daß alle Aussicht vorhanden war, mit einem letzten Gang denselben noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen, als plötzlich die Brise schralte, schwächer wurde und uns neuerdings zwang, die Nacht in geziemender Entfernung von der Insel unter Segel zuzubringen. Endlich am 18. September schien eine frische, westliche Brise unser Einlaufen begünstigen zu wollen.

Die erloschene Vulcaninsel lag ganz wolkenfrei vor uns, dicht mit üppigstem Grün bedeckt. Nur an der nordöstlichen Ecke zeigte sich ein weit vorspringender, vielleicht 1000 Fuß hoher, castellförmiger, nackter Fels, mit senkrechten Wänden aufsteigend und oben horizontal abgeschnitten, welchen man uns als ein kleines, durch einen schmalen Canal von der Hauptinsel getrenntes Eiland (Dochokoits) bezeichnete. Allmählig wurden zu beiden Seiten der Insel am Horizonte einzelne dunkle Punkte sichtbar, die, nach und nach sich mehrend und näher an einander rückend, gleich einer dicht über dem Horizont in der Luft ausgespannten Perlenschnur sich ausnahmen; und daneben erhoben sich plötzlich und verschwanden wieder eben so schnell feine weiße Wölkchen über der dunklen, schwarzblauen Meeresfläche, hier

und da aufflackernd wie Flammen. Es war dies das erste Erscheinen der Riff-Inseln und der brandenden Korallenriffe, wie sie sich durch den Effect der Luftspiegelung überall zeigen, wo, wie in den tropischen Meeren fast gewöhnlich, die Temperatur des Wassers an der Oberfläche und in Folge dessen auch jene der zunächst darüber liegenden Luftschichte eine größere ist, als die der höheren Schichten. Als wir uns bis auf ungefähr zwei Meilen genähert hatten, waren die dunklen Punkte zu grünen Kokos-Hainen zusammengeflossen, welche stellenweise das erstere Riff zieren und die Wölkchen erschienen jetzt als ein zusammenhängender Streifen einer furchtbar aufschäumenden, blendend weißen Brandung, welche den auf- und abwogenden Ocean von dem lichteren, ruhigen Wasserspiegel des breiten Canals



Insel Puynipet.

trennte, der innerhalb des ringförmigen Korallenriffes jene merkwürdige, natürliche Wasserstraße bildet, auf welcher die Eingeborenen selbst mit ihren gebrechlichen Fahrzeugen, geschützt vor dem Wogendrange des Oceans, rings um die Insel segeln können, und der an jener Stelle, wo er tief genug ist und eine Oeffnung des Riffes die Einfahrt von außen gestattet, sogar größeren Schiffen einen sicheren Hafen bietet. (Nach unseren, von Bord aus gemachten Beobachtungen 6° 47′ nördl. Br., 158° 13′ 3″ östl. L.)

Wir versuchten nun zwischen den kleinen, mit Kokospalmen und Brotfruchtbäumen üppig bewachsenen Nahlap-Inseln im Westen und den heftig

brandenden, nur mit niederem Gebüsch bedeckten Korallenfelsmassen des Sandy-Eilandes im Osten die Einfahrt zu gewinnen. Allein bald ward uns neuerdings „Halt" geboten. Um in die eigentliche Hafenbucht, welche wie ein künstlich ausgemauertes, riesiges Wasserbecken mitten zwischen den bis ans Niveau des Meeres reichenden Korallenbänken lag, zu gelangen, mußten wir einen sehr schmalen, kaum 300 Fuß breiten Canal durch die Riffe passiren, welcher zwar durch die Färbung des vollkommen ruhigen Wassers und durch ausgesteckte Marken deutlich bezeichnet ist, aber zuerst west-, dann nordwärts führt und daher bei dem eben wehenden westlichen Winde für uns unzugängig war. Es blieb nichts anderes übrig als auf dem Flecke, auf dem wir uns befanden, in 35 Faden, auf nacktem Korallenfels zu ankern. Die Sorge für die Sicherheit des Schiffes gestattete nicht in dieser Position zu verbleiben. Während die Fregatte wieder versuchte unter Segel zu setzen, wurde mit einem Boote die Recognoscirung des Hafens und der Insel unternommen.

Gegen neun Uhr früh fuhr der Commodore, begleitet von einigen Mitgliedern der wissenschaftlichen Commission, in einer schlanken, flachen, für solche Zwecke ungemein vortheilhaften venetianischen Gondel ans Land. Wenn man die beiden Nahlap-Inseln und das sogenannte sandige Eiland passirt hat, gelangt man in einen 100 Klafter langen, kaum 80 Klafter breiten Canal, welcher ins Innere dieses großartigen, von Schalthieren aufgebauten und von dreifachen Korallenmauern umgebenen Beckens führt, ein unabsehbarer spiegelglatter Teich, in dem ein Schiff still und ruhig liegt wie in einem Dock. Eine schwimmende Boje bezeichnet im Südwesten des Canals eine, durch einen gesunkenen Fels gefährliche Stelle. Jenseits der Korallenriffe erblickt man die Gruppe der sehr niederen aber dicht mit Bäumen bedeckten Ants-Inseln. Obschon unser venetianisches Fahrzeug sehr geringen Tiefgang hatte, so fanden wir doch, in dem Maße als wir dem Ufer näher kamen, große Schwierigkeiten weiter vorwärts zu gelangen. Die Ebbe, welche eben herrschte, trug noch mehr bei die Fahrt zu erschweren. Jeden Augenblick berührte die Gondel Sandboden oder Felsen. Wir mußten daher die ursprüngliche Absicht aufgeben, in der Richtung nach den Hütten zu steuern, welche ganz nahe am Ufer unter Kokospalmen sichtbar wurden. Tiefere, fahrbare Canäle aufsuchend, gelangten wir in eine östlicher gelegene Flußmündung, welche zu beiden Seiten auf niederem, sumpfigem Boden

dichter Mangrovewald umgiebt; aber unsere Versuche, durch das Dickicht nach den Hütten zu dringen, blieben vergeblich, indem der ganze Boden von den eigentlichen Wurzelauswüchsen der Mangroven wie mit spitzen Pflöcken ausgeschlagen erschien. Nachdem wir eine kurze Strecke in dem Mangrove-Canal, von dem mehrere kleine Seitencanäle, zum Theil wie künstlich angelegt, abzweigten, aufwärts gerudert waren, kehrten wir, da sich die Landschaft nicht veränderte und keine weiteren Spuren einer Ansiedlung sich zeigten, wieder um und bemühten uns nun dicht am Lande hin, wo das Wasser etwas tiefer war, zu den bereits erwähnten Hütten zu gelangen. In diesem Beginnen wurden wir durch einen weißen Ansiedler unterstützt, welcher uns vom Ufer aus mit den Händen die einzuschlagende Richtung durch dieses Korallen-Labyrinth andeutete, um in einem minder seichten Fahrwasser einen der wenigen Punkte zu erreichen, wo eine Landung möglich war. Denn fast allenthalben am Ufer verhinderten oder erschwerten die Mangroven mit ihren eigenthümlichen Gestalten von Luftwurzeln das Anlegen von Booten, und selbst die Eingeborenen sind in dieser Beziehung auf jene Stellen beschränkt, wo Flüsse oder andere natürliche Canäle einen Zugang öffnen. Dicht am Strande standen drei Hütten aus Holz und Bambusrohr mit Palmenstroh gedeckt. Es war eine kleine Ansiedlung von Weißen, welche ein gar seltsames Geschick nach dieser einsamen Insel geschleudert zu haben schien und die sich nun als Holzfäller, Schmiede, Fischer u. s. w. nährten. Die Ansiedler hießen den Ort Réi. Die erste Hütte, in die wir eintraten, war von einem Schottländer bewohnt, der sich „Doctor Cook" nannte und ärztliche Praxis übte. Derselbe lebte bereits seit 26 Jahren auf der Insel; seine Hütte bestand aus drei großen Räumen, welche blos bis zu einer gewissen Höhe durch dünne Holzwände abgetheilt waren, so daß oberhalb die Luft frei durch die ganze Hütte zu streichen vermochte. Diese war nett und wohnlich eingerichtet; im ersten Raume, der dem Aussehen nach als Ordinationszimmer diente, stand eine Anzahl etiquettirter Medicinflaschen und Tiegel, welche gleich im ersten Augenblick das Geschäft des Eigenthümers verriethen. Der alte Cook, hoch in die Fünfzig, mit bleichen, fahlen, abgelebten Zügen und silberweißem, langem Bart, in eine grobwollene Jacke gekleidet, den großen breitkrämpigen, abgenützten Strohhut tief in die gefurchte Stirn gedrückt, hatte ganz die träge, unbewegliche Haltung der Eingeborenen angenommen. Nichts störte, nichts überraschte ihn;

es bedurfte stets geraumer Zeit, um eine an ihn gerichtete Frage beantwortet zu erhalten. Auch die weißen Bewohner der benachbarten Hütten waren nicht viel mittheilsamer, sie zeigten alle in ihrem Benehmen eine gewisse Befangenheit, welche gerade nicht auf ein sehr tadelloses Vorleben schließen ließ. Die meisten von ihnen waren von einer Anzahl weiblicher Eingeborenen umgeben, welche den ganzen Körper mit einem, aus der intensivgelben Curcuma longa bereiteten Pulver bestreut hatten und blos ein Stück bunten Calico um die Lenden trugen, während ihr langes schwarzes Haar schöne, gelbe Blüthen schmückten.

Wir verfolgten einen kleinen Fußpfad, welcher hinter den Ansiedlerhütten einen sanft ansteigenden Hügel hinan führt, und sahen uns bald von nichts als Brotfruchtbäumen und Pisangsträuchen umgeben, während da und dort ein schwarzer Basaltblock aus der rothen, lehmigen Erde hervorragte und zierliche kleine Eidechsen mit metallisch schimmerndem, saphirblauem Schweife pfeilschnell über die Steine hinschossen. Das vorherrschende Gestein ist, wie bei fast allen vulcanischen Inseln des pacifischen Oceans, eine olivin- und augitreiche Basaltlava in verschiedenen Structurabänderungen. Auf der Höhe des Hügels angelangt, trafen wir eine einsame ärmliche Hütte. Ein Hund, einige Hühner und ein phlegmatisch im Schatten hingestreckter Eingeborener, den die fremde Europäergestalt, welche plötzlich vor ihm stand, kaum zum Aufstehen zu bewegen schien, waren die einzigen lebenden Wesen der Umgebung. Auf unser Ersuchen um Feuer kroch ein altes runzliches Mütterchen aus der Hütte hervor und reichte ein glühendes Holzstück. Die braune Alte wurde dafür mit einer Cigarre beschenkt, welche sie auch sogleich anzündete und mit sichtbarem Vergnügen rauchte. Als wir hierauf junge Kokosnüsse begehrten, um mit deren flüssigem Inhalt unseren Durst zu stillen, rief der Eingeborene, ohne sich von der Stelle zu rühren, einige Worte in den Wald hinein, aus dem rasch eine Antwort zurückschallte, und nun kamen kichernd und scherzend einige junge Mädchen und brachten das Gewünschte, frisch vom schlanken Palmenstamm geholt, nebst einem Zuckerrohrstengel und einer Ingwerwurzel (Zingiber officinalis). Alle diese Erfrischungen wurden uns unter vielem Lachen von den wenig scheuen, jungen aber keineswegs hübschen Evastöchtern gereicht, welche ein Geschenk von zwei kleinen Spiegeln in einen Zustand der ausgelassensten Freude versetzte. Als wir zu Dr. Cook's Hütte am Ufer

zurückkamen, hatten mehrere Eingeborene Muscheln und frische Früchte zum Austausch gegen Tabak, den sie allen Gegenständen vorzogen, herbeigebracht, und besonders viel junge Weiber hatten sich eingefunden, welche aus kleinen, umgehängten Säckchen auskramten, was sie am Morgen während der Ebbezeit auf den Korallenriffen an verschiedenen Seethieren gesammelt hatten.

Einer der weißen Ansiedler bot sich uns als Führer an, um den Roankiddi-Fluß hinauf nach dem, zwei Meilen landeinwärts gelegenen eigentlichen Dorfe der Eingeborenen zu rudern, wo der Häuptling des Roankiddi-Stammes haust und wo sich auch einige nordamerikanische Missionäre niedergelassen haben. Bevor wir in den Hauptfluß gelangten, welcher ungefähr 100 Fuß breit und zu beiden Seiten dicht bewaldet ist, mußten wir verschiedene Zweigarme und Canäle passiren, die künstlich gegraben zu sein



Hütte der Eingeborenen.

schienen und sich zwischen einer knorpeligen Decke von konisch in die Höhe ragenden Mangrovewurzeln in einem wunderlichen Zickzack durchschlangen. Bis ungefähr eine Meile landeinwärts dauerte der traurige, unschöne, sumpfige Mangrovewald, dann gewann die Vegetation an beiden Ufern des Flusses ein ungemein mannigfaltiges wahrhaft tropisches Aussehen. Palmen, Brotfruchtbäume, Pandanusse, Bananen, Papayas, Caladien und Barringtonien bildeten die Hauptrepräsentanten dieser reizenden Waldflora. Das Thierleben der Insel schien minder reich und mannigfaltig. Größere Thiere fehlten ganz. Von Tauben, so wie von Strandläufern und Papageien sahen wir einige äußerst zierliche Arten, von welchen auch die Flinten

der Jäger mehrere Exemplare für die zoologische Sammlung erwarben. Ueberall am Flußufer und auf den Hügeln rings umher lagen im Schatten der herrlichsten, reichsten Vegetation malerisch zerstreut die Behausungen der Eingeborenen. In der Nähe, wo der schöne Roankiddi-Fluß sich ins Meer ergießt, erhebt sich am linken Ufer das stattliche Missionshaus, eine Holzbaute, welche zugleich Kirche, Schule und Wohnung der Missionäre umschließt. Daneben steht ein kleines, gemauertes Häuschen aus Stein, das zur Aufbewahrung von Provisionen dient. Leider befand sich der eigentliche Missionär, Mr. Sturges aus Pennsylvanien, gerade auf einer Inspectionsreise und blos dessen geistlicher Assistent (ein Eingeborener von den Sandwichinseln, welcher in den Vereinigten Staaten seine Erziehung genossen hatte) war mit seiner Familie anwesend. Ein dritter Missionär, ebenfalls ein Eingeborener der Sandwichinseln, lebt im sogenannten „Weather harbour" und soll sich daselbst auch fleißig mit meteorologischen Beobachtungen beschäftigen.

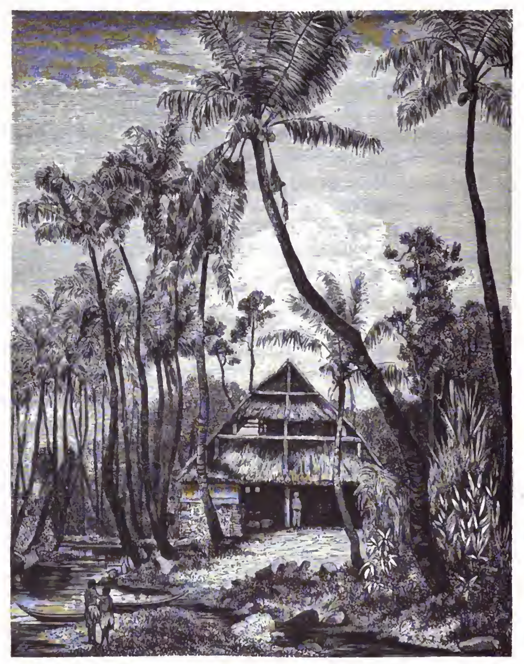
Die Mission, welche erst seit dem Jahre 1851 auf der Insel besteht, wird mit großem Aufwande erhalten. Ein eigener Schooner, Eigenthum der amerikanischen Missionsgesellschaft, verkehrt regelmäßig mit den Stationen der benachbarten Inselgruppen und den Sandwichinseln und versieht die Missionäre mit Provisionen und anderen Bedürfnissen. Diese rührigen, industriösen Männer haben in neuester Zeit Versuche gemacht, mehrere Gemüsearten, dann Tabak und Zuckerrohr in der Nähe ihrer Wohnhütten zu pflanzen, in der Absicht, durch die Erfolge die Eingeborenen zu einer ähnlichen Thätigkeit aufzumuntern. Die großartigen Mittel, über welche die protestantischen Missionäre verfügen, so wie der Umstand, daß sie sich nicht blos um das ewige, sondern auch um das zeitliche Wohl ihrer braunen Neophyten kümmern, in Krankheitsfällen ihnen Arzenei reichen und sie pflegen, ihre Kinder unterrichten und in allen Nöthen ihnen mit Rath und That an die Hand gehen, müssen als die Hauptursachen der raschen Verbreitung des Protestantismus unter den Volksstämmen des stillen Oceans betrachtet werden. Wir haben Missionen gesehen, wo man Schule, Bethaus und Wohngebäude, aus Eisen construirt, aus den Vereinigten Staaten einführte und der Missionär jährlich 2000 Dollars (4.400 Gulden) aus dem Missionsfonde bezieht. Was für ein erfreulicher Unterschied, verglichen mit der kummervollen Weise, in welcher katholische Mönche in überseeischen Missionen ihre Existenz zu fristen gezwungen sind! Unsäglichen Entbehrungen und

Mühsalen ausgesetzt, ja oft selbst der größten Noth preisgegeben, müssen die Hingebung und der Glaubenseifer dieser frommen Männer eben so unsere innigste Bewunderung erregen, als der Anblick dieser Zustände geeignet erscheint, uns zum Nachdenken zu veranlassen über die großartige Opferwilligkeit der Bekenner des evangelischen Glaubens und den religiösen Indifferentismus, welcher sich unter der römisch-katholischen Christenheit von Tag zu Tag immer augenfälliger ausbreitet. —

Wir landeten an der Stelle, wo der Roankiddi-Fluß aufhört für andere Fahrzeuge als die ausgehöhlten Baumstämme der Eingeborenen schiffbar zu sein, und legten den Rest des Weges zum Wohnsitze des Häuptlings auf einem schmalen Waldpfade zu Fuß zurück. Dicht an diesem Landungsplatze steht ein sehr großes hallenartiges Gebäude, welches zum Versammlungsort der Eingeborenen bei besonderen Feierlichkeiten bestimmt ist. Zu beiden Seiten im Innern desselben sind für die Familien von Rang Schlafstellen angebracht und mit Strohgeflechten abgetheilt, den Cabinen am Bord eines Passagierschiffes nicht ganz unähnlich. Der mittlere Raum der Halle wird gewöhnlich von Sclaven und Dienern eingenommen, welche während dieser wilden Meetings geschäftig Trank und Speisen für die fremden Besucher bereiten. So oft eine Versammlung nöthig erscheint, werden zu den verschiedenen Häuptlingen Boten entsendet, um deren Theilnahme nachzusuchen. In ganz dringenden Fällen geschieht dies, indem von den Boten in große Seemuscheln geblasen wird. Sind die Häuptlinge versammelt, so setzt ihnen der König Zweck und Gegenstand der Berathung auseinander und jedem Anwesenden steht es hierauf frei, seine Meinung auszusprechen. Manchmal sollen derartige Discussionen sehr belebt sein, besonders wenn die Theilnehmer zu viel Kawa genossen haben, und dann ist es nur dem Dazwischentreten minder aufgeregter Häuptlinge zu danken, wenn die verschiedenen Sprecher in der Hitze des Streites nicht handgemein werden. Gegenwärtig war in dieser Art Gerichtshalle eine Anzahl von großen, langen, zierlichen, röthlich angestrichenen Canoes untergebracht, welche der Baute vielmehr das Ansehen einer Scheune, als das einer Festhalle gaben.

Der Pfad zum Wohnsitze des Häuptlings führte durch eine prachtvolle Tropenlandschaft. Das Besitzthum des Nannekin (in der Sprache der Eingeborenen so viel wie Herrscher) war ganz nach europäischer Weise eingezäunt und der Zugang zu demselben durch einen hölzernen Thorweg

bezeichnet. Die große Wohnhütte, aus Holz und Rohr, ein längliches Viereck mit einem Dach aus Palmenblättern, auf zwei bis drei Fuß hohen steinernen



Berathungshalle der Eingeborenen.

Unterlagen erbaut, und mit zahlreichen, großen Fensteröffnungen versehen, machte von außen einen sehr angenehmen, fast imposanten Eindruck; aber im Inneren sah es leer, dürftig, unordentlich aus. Eine Reihe hölzerner,

unregelmäßig behauener, theilweise mit zierlichem Geflechte bedeckter Säulen, parallel mit den dünnen Rohrwänden hinlaufend, bildete einen kleinen Gang, in welchen jedoch ausgespannte Baumwollzeuge den Einblick verwehrten. Alle die verschiedenen Habseligkeiten der Familie hingen nachlässig an Stricken und Schnüren im weiten Raume rings umher, und in der Mitte desselben befand sich in der Erde eine Vertiefung, welche als Feuerherd diente. Von den Einrichtungsstücken fiel uns eine größere hölzerne Kiste mit Eisenwerkzeugen und ein höchst eigenthümlicher, kleiner Webestuhl auf, an dem sich gerade ein buntes Band in Arbeit befand. Der Häuptling war eben abwesend und mußte erst gerufen werden. Dieser Umstand gab uns Gelegenheit, die Umgebung des Wohnhauses etwas näher zu besichtigen. In unmittelbarer Nähe desselben stand eine große Anzahl von Brotfruchtbäumen (Dongdong), deren Früchte bekanntlich die Hauptnahrung der Eingeborenen ausmachen und welche letztere auf eine ganz eigenthümliche Art längere Zeit aufzubewahren verstehen.

Die Brotfrüchte werden nämlich, sobald sie reif sind, der äußeren Schale entledigt und in kleine Stücke geschnitten. Hierauf graben die Eingeborenen Gruben bis zu einer Tiefe von drei Fuß in die Erde und füttern diese wohl mit Bananenblättern aus, um das Eindringen von Wasser zu verhindern. Nach dieser Vorbereitung werden dieselben bis auf wenige Zoll von der Oberfläche mit den geschnittenen Brotfrüchten angefüllt, mit Bananenblättern zugedeckt und mit Steinen beschwert, um das Ganze gleichsam zu pressen. Dies macht die Gruben luft- und wasserdicht. Nach einer Weile tritt Gährung ein, und die Masse wird jungem Käse ähnlich. Die Hauptursache, warum die Eingeborenen die Brotfrüchte aufbewahren, ist, um Hungersnoth zu verhüten, indem im Munde des Volkes die Sage lebt, daß vor undenklicher Zeit einmal ein heftiger Orkan wehte, der alle Brotfruchtbäume mit der Wurzel aus der Erde riß, wodurch ein großer Nahrungsmangel entstand. Die Früchte lassen sich auf diese Weise mehrere Jahre genießbar erhalten, und trotz ihrem saueren Geschmacke und sehr üblen Geruche, wenn sie wieder aus der Erde genommen werden, gelten sie dennoch bei den Eingeborenen als eine sehr angenehme und nahrhafte Speise, wenn sie wohl geknetet, in Bananenblätter gehüllt, zwischen heißen Steinen gebacken sind. Außer Brotfrucht besteht die Nahrung der Eingeborenen in Kokosnüssen, Zuckerrohr, Yamswurzeln, Tauben, Schildkröten, Fischen und Trepang, der schon erwähnten Seegurkenart, welche die Eingeborenen roh essen.

Auch Taro (Caladium esculentum), jenes schöne knollenwurzelige Gewächs aus der Familie der Aroideen mit seinen breiten, prächtigen Blättern, ferner der wilde Ingwer, so wie die theils zur Nahrung, theils zur Färbung der Körperhaut und der Baststoffe verwendete Gelbwurz (Curcuma longa) und die Kawapflanze (Piper methysticum) waren in der Besitzung des Nanuekin zahlreich vertreten.

Gleichwie auf den Südsee-Inseln wird auch auf Puynipet der aus der Kawa gewonnene Saft zu einem berauschenden Getränk verwendet, das namentlich bei Festlichkeiten eine wichtige Rolle spielt. Aber die Bereitungsweise ist eine appetitlichere, indem hier die Wurzel nicht wie auf den erwähnten Inseln im Frauenmunde gekaut, sondern auf einem großen Steine zerrieben, befeuchtet und sodann der Saft in kleine Kokosschalen ausgedrückt wird. Die erste Schale Kawa erhält der höchststehende Häuptling, oder, wenn er zugegen ist, der Oberpriester, welcher einige Gebete murmelt, bevor er davon trinkt.

Die aus der Wurzel dieser Pfefferart gewonnene Flüssigkeit hat eine bräunlich-gelbe Farbe, ungefähr wie Kaffee, in den man etwas Milch gegossen hat. Der Kawatrank schmeckt süß und angenehm, erhitzt den Magen und verursacht eine Art von Trunkenheit, die sich jedoch völlig von jener unterscheidet, welche alkoholisirte Getränke zur Folge haben. Dem Kawagenuß ergebene Menschen taumeln weder wie Betrunkene, noch sprechen sie viel und laut, wenn sie berauscht sind. Zwar ergreift sie ein Zittern am ganzen Körper und ihr Gang wird langsam, aber sie bewahren vollkommen das Bewußtsein. Ist die Wirkung des Kawa in ihr letztes Stadium getreten, so fühlen sie eine außerordentliche Schwäche in allen Gelenken; Kopfweh, so wie eine unwiderstehliche Neigung zu schlafen stellen sich ein und vollständigste Ruhe wird zur unabweisbaren Nothwendigkeit.

Die Sitte des Kawatrinkens ist über alle Inseln des stillen Oceans verbreitet. Es scheint den Völkern Polynesiens eben so zum Bedürfniß geworden zu sein, wie das Betelkauen und der Palmwein den Malayen und Hindus, das Opiumrauchen und der Samschú den Chinesen, die Chicha den mexicanischen Volksstämmen und die Coca den südamerikanischen Indianern.

In früheren Zeiten besaßen auf einigen Inseln die Häuptlinge eigene Wächter, deren Hauptdienst darin bestand, die Umgebung des schlafenden Häuptlings in der vollkommensten Ruhe zu erhalten. Ein Hund, welcher

zu bellen sich unterfing, ein Hahn, der zufällig krähte, wurde sogleich getödtet. Ein zu häufiger oder fortgesetzter Genuß des Kawatrankes soll eine ganz eigenthümliche Hautkrankheit zur Folge haben. Die alten Kawatrinker sehen düster oder trübsinnig aus, ihre Augen sind eingefallen, ihre Zähne stark gelb, ihre Haut ist trocken und schuppig und der ganze Körper mit Geschwüren bedeckt; aber diejenigen, deren Wunden wieder heilen, zeigen mit Stolz die Narben davon. Je mehr ein Kawatrinker deren besitzt, desto höher steht er im Ansehen. Außer der Betäubung soll der Genuß des Kawa auch höchst erotische Träume hervorbringen.

Nach der Bodenbeschaffenheit Puynipets und den Mittheilungen zu urtheilen, welche uns weiße Ansiedler über das Klima dieser Insel machten, dürften Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Reiß, Tabak u. s. w. ganz gut auf derselben gedeihen. Zuckerrohr kommt schon jetzt in wildem Zustande vor und dient den Eingeborenen theilweise zur Nahrung, indem sie dessen Saft aussaugen.

Der Chef des Roankiddi-Stammes ist ein schöner junger Mann von hoher Gestalt, kräftigem Körperbau, dunkelbrauner, fast bronzener Hautfarbe und freundlichem, einnehmendem Aeußern. Er war bis auf die übliche Schürze aus Palmenblättern und einen breiten rothen Gürtel nackt und trug einen grünen Kranz im schlichten, glänzend schwarzen Kopfhaar und einen langen Stengel frischen Zuckerrohres in der rechten Hand. An Armen und Beinen war er sehr zierlich tättowirt. Von einem rothen türkischen Fez mit einer blauen Quaste, das wir ihm schenkten, verstand er ganz gut Gebrauch zu machen, und die schmucke Kopfbedeckung nahm sich auf seinem Haupte höchst malerisch aus. Als er die friedlichen Absichten unseres Besuches erfahren hatte, bat er uns, in sein Wohnhaus zu treten, was indeß nicht so leicht auszuführen war, als man glauben sollte, indem das Innere desselben nur durch eine der zwei bis drei Fuß hohen parapetartigen Fensteröffnungen zugängig ist. Aber Nannekin zeigte uns den Weg und wir folgten. Er hieß uns hierauf auf europäischen Stühlen niedersetzen und befahl seinem jungen hübschen Weibchen, uns Kokosmilch zu bringen. Es war das erste Mal, daß man uns diesen vortrefflichen Naturtrank in einem geschliffenen Trinkglase der Civilisation credenzte. Wie ganz anders mundet dieser köstliche Saft in der frischen, grünen Nußschale, als im künstlichen Gefäß fremdländischer Cultur! Die Eingeborenen von Puynipet verstehen es nicht, die

jungen Kokosnüsse mit derselben Geschicklichkeit durch einen Hieb zu öffnen, wie die Bewohner der Nikobaren. Hier wird die Frucht abgeschält und mit großer Anstrengung ein Loch in dieselbe gebohrt, aus dem endlich das Wasser herausfließt — ein so weitläufiges, unbeholfenes Vorgehen, wie man es weit eher von einem Europäer, welcher zum ersten Male in seinem Leben eine Kokosnuß öffnet, als von einem Kinde des Tropenwaldes erwarten würde. Nachdem die Königinn des Roankiddi-Stammes den fremden Gästen mit ihren zierlich kleinen Händchen das Kokoswasser gereicht hatte, setzte sie sich scherzend und lachend neben dem Häuptling auf die Erde nieder und versteckte sich zuweilen mit viel natürlicher Grazie hinter den Rücken ihres jungen Ehemannes, wenn sie ein Lächeln über das Interesse nicht zu unterdrücken vermochte, welches wir an gewissen Gegenständen ihres einfachen



Nannekins Behausung.

Hausrathes zu nehmen schienen. Nichts erregte mehr ihr Erstaunen, als daß uns einzelne Geflechte, Körbe, Fächer u. dgl. dermaßen gefallen konnten, daß wir dieselben im Tausch gegen europäische Industrieartikel erwerben wollten. Auch die junge Königinn trug gleich den übrigen weiblichen Eingeborenen nur ein ungefähr 5 Fuß langes Stück gelben Zeuges (likú) um die Lenden gewunden, das bis zu den Knieen reichte und mit dem einen Ende an der Hüfte befestigt war. Ihr schönes schwarzes Kopfhaar schmückte ein Kranz aus gelben Blüthen, und ihr mit Kokosnußöl gesalbter Körper war reich mit dem Pulver der Gelbwurz[1] bestreut. Füße und Vorderarme waren zierlich tättowirt.

[1] Curcuma longa, von den Eingeborenen kitschl-uéang genannt.

Der Anzug oder vielmehr das Röckchen (goál) der männlichen Eingeborenen ist aus den grünen Blättern der Kokospalme verfertigt, welche, gebleicht und in schmale Streifen geschlitzt, am oberen Ende mit einer Schnur befestigt und mit zahlreichen rothen Tuchläppchen verziert werden. Ein solches Röckchen reicht gewöhnlich von den Hüften bis auf die Knie und ist ungefähr zwei Fuß lang. Ein Mann muß, um vornehm und elegant gekleidet zu sein, wie es die Mode von Puynipet will, mindestens sechs solcher Blätterröckchen um den Leib tragen. Die Frauen Puynipets färben den weißen Calico mit der Gelbwurz, deren Farbe ihnen besonders zu gefallen scheint. Den Oberkörper bedeckt meist ein buntes, leicht hingeworfenes Halstuch. Ihre schönen schwarzen Kopfhaare zieren sie mit den zarten Blüthen der Kokospalme. An Feiertagen tragen die Frauen rothe Kleider mit weißem Calico eingefaßt. Die zum Christenthume bekehrten Eingeborenen sind jedoch nach europäischer Sitte gekleidet, obwohl auch hier noch manches Kleidungsstück fehlt, um einen Eingeborenen von Puynipet oder seine Ehehälfte salonfähig zu machen.

Sowohl Männer als Frauen sind gewöhnlich von den Lenden bis zu den Knöcheln und von den Ellbogen bis zu den Handgelenken tättowirt. Diese seltsame Sitte wird an beiden Geschlechtern in einem Alter von zehn bis zwölf Jahren durch alte Weiber vorgenommen, welche ein eigenes Geschäft daraus machen. Den dazu nöthigen bläulichen Färbestoff gewinnen die Eingeborenen aus der häufigen, nußartigen Frucht der Aleurites triloba, welche sie am Feuer erhitzen und hierauf die dadurch sich bildende harzige Kruste abschaben. Die Operation wird mittelst eines, aus den spitzen Nadeln einer Pinusart oder aus Fischknochen verfertigten Instrumentes ausgeführt, indem dasselbe auf die Haut angesetzt und sodann mit einem Stäbchen darauf geschlagen wird,[1] bis die ganze Zeichnung auf dem Körper vollkommen vollendet ist. Außer der bereits erwähnten Gelbwurz sahen wir nur noch einen rothen Färbestoff, welcher wahrscheinlich von der weit verbreiteten Bixa orellana herrührt und von den Eingeborenen zum Anstreichen ihrer Canoes benützt wird.

Viele Eingeborene sind durch einen häßlichen, fischschuppenartigen Hautausschlag (Ichthyosis) entstellt, scheinen aber davon keinerlei Unbehagen

[1] Die Eingeborenen der Engano-Inseln, westlich von Sumatra, besitzen ganz dieselben Tättowir-Instrumente.

zu fühlen. Einige Reisende wollen diesen Umstand dem übermäßigen Genusse von rohen, ungekochten Fischen zuschreiben. Merkwürdig ist, daß diese Krankheit auf allen Inseln in der Nähe des Aequators vorkommt und von Capitän Cheyne sogar auf den Pelew-Inseln getroffen wurde. Dieser scharfsinnige Beobachter hatte einmal einen Eingeborenen aus Puynipet vier Monate hindurch als Diener, dessen ganzer Körper mit diesem Ausschlage bedeckt war und der angeblich jede Spur davon verlor, nachdem er sich eine Zeit hindurch hauptsächlich von Salzfleisch und Vegetabilien genährt hatte. Außer dieser Hautkrankheit sind die Eingeborenen am häufigsten dem Scorbut und Wechselfieber unterworfen. Dagegen sollen die meisten Säuglinge von einer häßlichen, den „Yaws" (framboesia) ähnlichen, aussatzartigen Krankheit befallen werden, welche die Eingeborenen „Kentsch" nennen, und die sich wieder verliert, wenn das Kind das vierte oder fünfte Jahr erreicht. Die durch diese Uebel entstehenden Wunden lassen, wenn sie heilen, auf der Haut Narben zurück, welche mit jenen durch Impfung verursachten leicht verwechselt werden können.

Nannekin, obschon König seines Stammes, schien gleichwohl im Allgemeinen keinen besondern Einfluß auf den Willen des Einzelnen zu besitzen. So z. B. waren wir Augenzeugen, wie derselbe ein paar junge Eingeborene nicht vermögen konnte, einige Fruchtstöcke von Bananen, die wir eingetauscht hatten, bis zum Landungsplatze zu tragen. Dagegen scheint er in Allem, was den Handel mit Fremden betrifft, die ausschlaggebende Stimme zu haben. Ein jeder Eingeborene, der an uns etwas verhandelte, war stets mit dem Werthe einverstanden, den Nannekin für die einzelnen Gegenstände bestimmte.

Geld ist auf Puynipet noch ein wenig bekanntes Verkehrsmittel. Nur die daselbst lebenden Weißen und die Häuptlinge nehmen englische und nordamerikanische Münzen an; aber im Allgemeinen würde einem Eingeborenen für einen blanken Dollar nicht feil sein, was er leicht und gern für ein Stück Kautabak oder ein Taschenmesser hingiebt. Die vortheilhaftesten Tauschartikel im Verkehre mit den Eingeborenen sind buntfarbige Calicotücher, rothe Hemden, Hacken, Messer, Aexte, lange Säbelklingen, Musketen, Munition, Zwieback, alte Kleider und Tabak. [1]

[1] Capitän Cheyne fügt zu diesen noch folgende vortheilhafte Tauschgegenstände hinzu: Fischangel, Fleischermesser, Meißel, Handsägen, Krummhauen, Hobel, Bohrer, Feilen, eiserne Töpfe, Scheren,

Von letzterem ist der amerikanische Kautabak (der sogenannte Cavendish oder Negro-head) in länglichen Stücken der beliebteste. Die Puynipetaner besitzen weder eine besondere Vorliebe für Cigarren, noch bedienen sie sich der Pfeife, sie kauen blos leidenschaftlich Tabak, während ihnen Betel fremd ist, daher sie auch alle schöne, blendend weiße Zähne haben.

Im Ganzen leben auf der Insel fünf von einander völlig unabhängige Stämme: der Roankiddi-, der Metelenien-, der Nót-, der Tschokóits- und der Awnák-Stamm, welche indeß zusammen kaum viel mehr als 1500 Seelen ausmachen dürften. Der verhältnißmäßig zahlreichste und wichtigste unter ihnen ist der Roankiddi-Stamm.

Jeder König hat, wie man uns erzählte, seinen Minister, dessen Macht fast der des Häuptlings gleichkommt. Dem Minister im Range zunächst stehen die Adeligen, welche folgende seltsam klingende Titel führen: Talk, Waschy, Nanaby, Noatsch, Schn-Schabert, Groen-wani; nach ihnen kommen solche, welche nicht von adeliger Geburt sind, sondern sich diese Titel erst durch tapfere Thaten erworben und Land zum Geschenke erhalten haben. Beim Ableben des Häuptlings folgt ihm der Adelige, der den Rang eines „Talk" hat, in der Regierung, und die andern Adeligen rücken um eine Stufe hinauf. Der Häuptling hat das Recht, bei seinem Tode frei über sein Land zu verfügen. In der Regel hinterläßt er es seinen Söhnen, hat er keine, so erbt es der im Range ihm nächststehende Häuptling. Zwischen dem Könige und den Häuptlingen bestehen äußerst zarte patriarchalische Sitten. So z. B. werden die ersten reifen Brotfrüchte dem Könige zum Geschenke dargebracht. So oft ein Häuptling ein neues Schildkröten- oder Fischnetz dem Meere vertraut, wird die Ausbeute während einer gewissen Anzahl von Tagen dem Könige gesandt. Ein anderes Zeichen der Achtung, welches man dem Könige, so wie alle Niederen den Höheren zollen, besteht darin, daß, wenn ein Eingeborener in seinem Canoe einem Höheren begegnet, der erstere sich niedersetzt, bis letzterer vorbei zog, und mit der dem Ausleger entgegengesetzten Seite des

Nadel, Zwirn, Drill, bunte, hellfärbige Baumwolltücher, Baumwollhosen, Wolldecken, kleine Geschmeide, Glasperlen, Strohhüte, Kisten mit Schlössern und Handhaben, geistige Getränke. Als Tauschäquivalente giebt Capitän Cheyne an:

12 Stück Hühner = 21 Stück Kautabak (sticks of Negro-head) oder 4 Ellen Calico.
100 „ Yamswurzeln = 10 Stück Kautabak.
100 „ Brotfrüchte = 10 „ „
100 „ Kokosnüsse = 10 „ „
1 Fruchtstock Bananen = 2 „ „

Canoes sich nähert, um die Standesperson in das Fahrzeug aufnehmen zu können, für den Fall, als dieselbe dies wünschen sollte.

Die Awuáks und Tschokoits lebten zur Zeit unseres Besuches bereits seit sechs Monaten in Krieg mit einander, und es ist bezeichnend für den Muth und die Kühnheit beider Parteien, daß noch kein Einziger der Krieg-führenden auch nur leicht verwundet worden war. Ihre Waffen bestehen hauptsächlich aus Speeren von hartem Holze und 6 Fuß Länge, an deren oberem Ende statt der üblichen eisernen Spitze, Fischknochen, Dornen oder scharfgespitzte Muscheln befestiget sind und die sie mit großer Geschicklichkeit mit der Hand zu werfen verstehen; ferner aus Hacken, langen Messern und alten Musketen, welche sie von Walfischfängern gegen Yams und Schildpatt eintauschen. Es sollen dermalen an 1500 Stück Musketen auf der ganzen Insel vorhanden sein, und jeder Eingeborene mindestens eine, manche Häuptlinge sogar drei Musketen mit reichlicher Munition besitzen. Seltsamer Weise sind seit der Einführung dieser gefürchteten Waffe die Kriege unter ihnen viel seltener geworden und die tödtliche Wirkung der Feuerwaffe hat nicht wenig zur Förderung der Eintracht und des Friedens zwischen den verschiedenen Stämmen beigetragen. Ihre Krieger werden aus den kräftigsten Männern des Stammes gewählt, sie handeln in der Regel gegen Frauen und Kinder ziemlich rücksichtsvoll, indem sie dieselben fast immer schonen. Wünscht einer der streitenden Theile Frieden zu schließen, so schickt er durch eine neutrale Person einige Kawawurzeln an den König des feindlichen Stammes. Werden diese angenommen, so ist der Krieg als beendet zu betrachten und eine Reihe freundschaftlicher Besuche wird hierauf zwischen den Häuptlingen der beiden Stämme gewechselt, welche gemeiniglich mit Festlichkeiten und Kawagelagen verbunden sind.

Was die Angabe früherer Reisenden betrifft, daß die Insel von zwei völlig verschiedenen Racen, nämlich von einer gelben und einer schwarzen bewohnt werde, haben wir nichts gesehen oder erfahren, wodurch diese Vermuthung bestätiget würde. Vielmehr scheint der Unterschied der Eingeborenen in Hautfarbe und Form der Haare ausschließlich nur durch die vielfachen Kreuzungen verursacht zu sein, welche daselbst vorkommen, und die in früheren Zeiten noch weit häufiger stattgefunden haben müssen. Die dermalige Bevölkerung der Insel besteht aus Weißen, Negern und gelblich-braunen Urbewohnern, welche, gleichwie sie einen, dem polynesischen

verwandten Dialekt sprechen, auch dem malayo-polynesischen Stamme anzugehören scheinen. Die weißen Ansiedler sind gegenwärtig Engländer und Nordamerikaner; früher waren es Spanier und Portugiesen, welche mit den Eingeborenen Handel trieben. Negersclaven und freie Schwarze haben sich gleichfalls zu verschiedenen Zeiten auf der Insel aufgehalten, oder gar daselbst völlig niedergelassen. Diese Umstände sind hinreichend, um gewisse auffallende Erscheinungen unter den Eingeborenen, wie braune oder gelbe Hautfarbe mit gekräuseltem, wollichtem Haar und aufgeworfenen Lippen, ohne andere, die äthiopische Race kennzeichnende Merkmale zu erklären. Wir sahen einen Eingeborenen mit röthlichem, wollartigem Kopfhaar, sonst aber völlig der malayischen Race ähnlich, und fragten nach dessen Abstammung. Sein Vater, antwortete man uns, war ein Portugiese (d. h. ein portugiesischer Neger), seine Mutter eine Eingeborene.

Die Tochter des bereits erwähnten Schottländers Dr. Cook, aus dessen Ehe mit einer Eingeborenen der Insel hervorgegangen, eine schöne, wohlgeformte Mestizin von völlig lichtgelbem Teint, welche uns die imposanten weiblichen Quadronengestalten Neu-Orleans und St. Domingo's lebhaft ins Gedächtniß zurückrief, heiratete einen Vollblutneger aus dem Districte Columbia in den Vereinigten Staaten, wodurch neuerdings eine ganz eigenthümliche Mischung zu Stande kam. Ihre Kinder haben die Gesichtsform der Mutter und das Wollhaar des Vaters.

Jedenfalls kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß die Eingeborenen, wie überhaupt die Bewohner des Karolinen-Archipels keine „pelagischen Mongolen", kein Zweig der mongolischen Race vom Continente Asiens sind, wie Lesson wähnte, so wie daß Puynipet nicht von der Race der Papuas bevölkert ist; das wollartige, gekrauste Haar zahlreicher Eingeborener dürfte hauptsächlich von dem häufigen intimen Contacte der weiblichen Bevölkerung mit der schwarzen Mannschaft von Walfängern herrühren,[1] von denen jährlich 50—60 die Insel besuchen und oft viele Wochen daselbst bleiben, um sich mit Proviant aller Art zu versehen oder nöthig gewordene Schiffsausbesserungen vorzunehmen.

Puynipet ist seit vielen Jahren der Hauptsammelplatz der Walfänger im Karolinen-Archipel, weil es von allen Inseln am leichtesten zugänglich,

[1] Ein großer Theil der Mannschaft namentlich der nordamerikanischen Walfänger besteht bekanntlich aus Negern.

die besten und sichersten Häfen besitzt und Brennmaterial und gutes Trinkwasser daselbst stets in reichlicher Menge vorhanden sind.

Die Gesichtsfarbe der Eingeborenen Puynipets ist eine helle Kupferfarbe. Die Durchschnittshöhe der Männer beträgt 5 Fuß 8 Zoll. Die Frauen sind viel kleiner als die Männer, mit zarten Zügen und schwächlichen Formen. Die Söhne der Häuptlinge sind meistentheils wohlgebaut und von lichterer Hautfarbe als die Mehrzahl der Eingeborenen, weil sie sich nicht so



Eingeborene der Insel Puynipet.

sehr der Unbill des Wetters aussetzen, und würden in allen Theilen der Erde für hübsche Männer gelten. Die Nase ist gebogen, der Mund breit mit starken Lippen und blendend weißen Zähnen. Die Ohrläppchen sind bei beiden Geschlechtern durchbohrt, aber selten künstlich stark vergrößert. Männer und Frauen haben schöne schwarze Haare, welche sie sorgfältig pflegen.

Die Männer tragen weder Schnurr- noch Backenbart; sie reißen sich mittelst Muscheln oder zweier Stückchen scharfrändigen Schildpatts die Haare

aus, sobald welche auf den Wangen sichtbar werden. Die Mehrzahl des weiblichen Geschlechtes ist hübsch; da die Mädchen aber sehr frühzeitig heiraten, so verlieren sie bald ihre jugendliche Schönheit. Ihre Farbe ist weit heller als die der Männer. Die Ursache dieser Erscheinung liegt wohl hauptsächlich in dem Umstande, daß sie eine Art von Ueberwurf aus Calico tragen: ein großes Tuch mit einer Oeffnung in der Mitte, um es über den Kopf ziehen zu können, was ihre Haut mehr vor dem directen Einflusse der Sonne schützt.

Die Eingeborenen sind sehr regelmäßig und pünktlich in ihren Lebensgewohnheiten. Sie stehen bei Tagesanbruch auf, baden sich im Flußwasser, nehmen einige vegetabile Nahrung zu sich, salben ihren Körper mit Kokosnußöl und beschmieren ihn sodann mit dem gelben Färbestoff der Curcuma longa. Hierauf geben sie sich einer allerdings sehr einfachen Beschäftigung hin und setzen diese bis gegen Mittag fort, wo sie wieder nach ihren Hütten zurückkehren, sich neuerdings baden und ein zweites nicht minder frugales Mahl einnehmen. Der Rest des Tages wird in Vergnügungen und gegenseitigen Besuchen verbracht. Gegen Sonnenuntergang halten sie eine dritte Mahlzeit, und da sie weder Fackel noch andere Erleuchtungsmittel besitzen, so geben sie sich (wenn sie nicht fischen oder beim Mondschein tanzen) in der Regel sehr frühzeitig der nächtlichen Ruhe hin.

Viele Achtung und Aufmerksamkeit wird auf der Insel dem weiblichen Geschlechte erwiesen, das zu keinerlei Beschäftigung verhalten ist, welche ihm nicht ordnungsmäßig zukommt. Alle Arbeit außerhalb des Wohnsitzes wird von den Männern besorgt, welche Hütten und Canoes bauen, Yams- und Kawawurzeln pflanzen, fischen, die Naturproducte von den Pflanzungen nach Hause befördern und sogar kochen.

Die Frauen beschäftigen sich außer ihrer Behausung höchstens damit, zu fischen oder die Pflanzungen von Unkraut zu reinigen und verbringen ihre meiste Zeit, indem sie Kopfputze anfertigen, Gürtel weben, Decken aus Palmen- oder Pandanusblättern zusammennähen, zierliche Körbe flechten und Kinder und Haus hüten.

Von jeher nicht gerade Musterbilder der Tugend und Keuschheit, hat die Einführung europäischer Putzsachen und Luxusartikel aller Art noch mehr beigetragen, die Unsittlichkeit unter den weiblichen Eingeborenen der Insel zu vermehren, welchen für alle Gegenstände der europäischen Cultur

die größte Versuchung und die unwiderstehlichste Sucht, sie zu besitzen, innewohnte.

Wünscht ein Eingeborener eine Frau zu nehmen, so macht er dem Vater des Mädchens, das er zu heiraten beabsichtiget, ein Geschenk; wird dieses nicht zurückgewiesen, so gilt sein Antrag als angenommen. Hierauf geschehen Vorbereitungen zu einem Feste mit Schmaus und Tanz, worauf der Bräutigam seine Braut mit sich in seine Behausung führt. Im Falle ihres Todes muß der Wittwer ihre Schwester ehelichen, eben so ist beim Tode des Mannes dessen Bruder gesetzlich genöthigt, die Wittwe, beziehungsweise Schwägerin zur Frau zu nehmen, selbst wenn derselbe schon verheiratet ist. Einem Manne steht unter gewissen Bedingungen frei, seine Frau zu verlassen und eine andere zu nehmen; einer Frau dagegen ist nicht dasselbe Recht gestattet, außer wenn sie von höherem Rang ist. Die Häuptlinge haben gewöhnlich mehrere Frauen, wie überhaupt Polygamie, ähnlich wie bei den Mormonen, nur durch die Mittel, die Frauen ernähren zu können, beschränkt ist. Die weiblichen Eingeborenen der Insel sind ungemein schwatz- und tratschhafter Natur, sie vermögen nicht einmal ihre eigenen Geheimnisse zu bewahren, und selbst ein Verbrechen soll oft fast im Momente, wo es begangen wurde, auch schon allgemein bekannt sein.

Die Leichenfeierlichkeiten scheinen seit dem Verkehr der Eingeborenen mit den Europäern einige Veränderungen erlitten zu haben. In früheren Zeiten wurden ihre Todten in Strohmatten eingehüllt und geraume Zeit in der Hütte aufbewahrt; wahrscheinlich durch den Einfluß der Missionäre haben sie die europäische Sitte angenommen, ihre Verstorbenen an einem besondern Orte zu begraben. Beim Tode eines Häuptlings oder irgend einer hohen Person versammeln sich die weiblichen Angehörigen des Verstorbenen während einer gewissen Zeitdauer und drücken ihren Schmerz durch lautes Seufzen und Weinen bei Tag und durch Tänze bei Nacht aus. Die Verwandten des Verstorbenen schneiden sich als Zeichen ihrer Trauer die Kopfhaare ab. Alle beweglichen Güter und Habseligkeiten des Todten werden von wem immer weggetragen, der sich zufällig in der Nähe befindet und sich ihrer zuerst bemächtigt, und dieser Gebrauch ist derart allgemein, daß Gegenstände, auf solche Weise erbeutet, vollkommen als gesetzliches Eigenthum betrachtet werden.

Ihre Gebete richten die Puynipetaner gemeiniglich an den Geist eines verstorbenen Häuptlings, indem sie um günstigen Fischfang, reiche Ernte an

Brotfrüchten und Yams und die Ankunft zahlreicher fremder Schiffe mit schönen Tauschartikeln, so wie um eine Fülle angenehmer Dinge zu ihm flehen. Ihre Götzenpriester geben vor, künftige Ereignisse vorhersagen zu können, und die Eingeborenen setzen in solche Prophezeiungen das unbegrenzteste Vertrauen. Sie glauben, daß ihre Priester durch den Geist irgend eines angesehenen, verstorbenen Häuptlings inspirirt werden, und daß alles, was dieselben in diesem vermeintlichen Zustande der Inspiration aussagen, ihnen vom Geiste des Todten dictirt wurde. Trifft nun eine dieser Wahrsagungen nicht ein (was oft genug der Fall sein soll), so behaupten die schlauen Götzenpriester, ein anderer mächtiger Geist sei dazwischen getreten und habe die Erfüllung ihrer Prophezeiung gewaltsam zu verhindern gesucht.

Die Religion dieses primitiven Völkchens ist sehr einfach. Sie haben weder Götzenbilder noch Tempel, und obwohl sie an ein Fortleben nach dem Tode glauben, scheinen sie doch keinerlei religiöse Gebräuche und Feste zu begehen. Ihre Vorstellung von einem künftigen Zustande ist äußerst wunderlich.

Der künftige Aufenthalt scheint ihnen ringsum von einer kolossalen Mauer und einem bodenlosen Abgrund umgeben, also eine Art Festung zu sein. Das einzige Thor in diesem Wonneort wird durch ein altes Weib gehütet, dessen Aufgabe es ist, die Schatten der Verstorbenen, welche über den Abgrund zu springen gezwungen sind, in die gähnende Tiefe zu stürzen. Gelingt es dem Schatten, die böse Hüterinn zu bewältigen und seinen Eingang zu erzwingen, so ist er für immer glücklich, stürzt ihn dagegen das tückische Weibsgespenst in den Abgrund, so sinkt er in eine Kluft endlosen Unglücks und Jammers.

Die Feste der Eingeborenen gehen in der Regel allen andern, selbst dringenden Beschäftigungen vor. Der König besucht jedes Jahr die einzelnen Dörfer und Ansiedlungen seines Stammes, zu welcher Zeit die größten Festlichkeiten stattfinden, indem die einzelnen Häuptlinge in der Bewirthung desselben mit einander wetteifern. Ungeheuere Quantitäten Brotfrüchte und Yams werden bei diesen, gewöhnlich zwei Tage in jedem Dorfe dauernden Festlichkeiten gekocht und das Kawatrinken wird dann bis zum Exceß getrieben.

Ihre Tänze sind nichts weniger als unanständig und nicht von jenen ausgelassenen Gesten begleitet, wie man sie zuweilen auf anderen Inseln der Südsee bei Volksfesten zu sehen bekommt. Die Tänzer sind meist

unverheiratete Burschen und Mädchen, welche sich in einer langen Reihe gegenüber aufstellen. Während sie mit den Füßen zum Gesange Tact halten, begleiten sie denselben mit graciösen Bewegungen der Arme und des Oberkörpers. Zuweilen werfen sie die Arme nach vorwärts, schnalzen mit den Fingern und schlagen dann klatschend die Hände zusammen. Jede einzelne Bewegung wird mit außerordentlicher Pünktlichkeit ausgeführt und zwar im nämlichen Momente von allen Tänzern. Das einzige musikalische Instrument ist eine kleine, aus Bambusrohr verfertigte Flöte, welcher sie dadurch Töne zu entlocken versuchen, indem sie das eine Ende derselben in das Nasenloch stecken und langsam blasen, während sie mit den Fingern abwechselnd die kleinen Oeffnungen an der Seite berühren.

Ihre Trommel ist ein ausgehöhltes Stück Holz mit Haifischhaut überzogen, in der Form einer Sanduhr. Sie schlagen auf dasselbe mit den Fingern der rechten Hand, während das Instrument auf der linken Seite ruht. Es hat einen ähnlichen Ton wie der Tamtam der Hindu's. Der Trommler sitzt mit über das Kreuz geschlagenen Beinen auf dem Boden und begleitet die Trommelschläge mit eigenthümlichen Gesangsweisen.

Ueber die Baudenkmale im Innern von Puynipet, welche noch niemals von wissenschaftlichen Reisenden besucht und beschrieben worden sind, erfuhren wir, daß sich dieselben auf eine große Anzahl kolossaler behauener Basaltblöcke im Walde, in der Nähe des Metelenien-Hafens beschränken. Die naïve Einbildung der Eingeborenen erblickt in ihnen, aus Mangel an einer natürlichen Erklärung, die steinernen Geistergestalten verstorbener Häuptlinge. Kundige Reisende dagegen sind der Meinung, daß auf der Urwaldstelle, wo gegenwärtig nur Felstrümmer zerstreut umher liegen, einst starke Befestigungen gestanden, welche jedoch nicht von einem wilden Volke ausgeführt worden waren, indem der Charakter der Ruinen den überzeugenden Beweis einer höhern Cultur ihrer Erbauer liefert. Einige der Felsblöcke sind 8 bis 10 Fuß lang, sechsseitig und augenscheinlich aus einem civilisirten Lande hierher gebracht worden, da es außer denselben keine Steine von ähnlicher Beschaffenheit auf der ganzen Insel giebt. Straßen waren an verschiedenen Punkten angelegt und die ganze Ansiedlung scheint eine fortgesetzte Reihe befestigter Häuser gewesen zu sein.[1]

[1] Aehnliche Ruinen sollen nach Capitän Cheyne auch in den Wäldern von Ualán im Karolinen-Archipel (Strong Island der Engländer), 5° 21′ 30″ nördl. Br. und 163° 0′ 42″ östl. L. angetroffen werden.

Aber nicht blos in culturhistorischer auch in geologischer Beziehung besitzen diese Säulen und Blöcke hohes Interesse, indem sich ein Theil derselben gegenwärtig unter Wasser befindet, und nur in einem Canoe erreichbar ist, ein Zustand, der unmöglich zur Zeit ihrer Herstellung bestanden haben kann. Was einst Wege waren, sind dermalen Passagen für Canoes, und wenn man die, aus großen Basaltquadern aufgebauten Wälle niederreißen möchte, würde das Wasser in die ummauerten Höfe eindringen. Aus dieser Wahrnehmung wollen neuere Geologen eine Senkung der ganzen Inselgruppe ableiten, und vielleicht ist Puynipet der einzige Punkt der Erde, wo sich die scharfsinnige Theorie Darwin's von der Bildung von Wallriffen und Atollen durch Senkung des Bodens, auf welchem der Korallenpolyp seinen Bau begonnen, auch historisch an verschiedenen, von Menschen aufgeführten Bauwerken nachweisen läßt.

Da selbst die ältesten Eingeborenen über diese Ruinen nicht die geringste Auskunft zu geben vermögen, und Ursprung und Geschichte derselben in völliges Dunkel gehüllt sind, so scheint es nicht unwahrscheinlich, daß diese steinernen Felsblöcke einst das befestigte Asyl von Piraten waren, und von spanischen Freibeutern vor ungefähr 200 bis 300 Jahren erbaut wurden. Diese Vermuthung wird noch durch den Umstand bekräftigt, daß vor 12 bis 14 Jahren auf einem der Berge im Innern eine kleine messingene Kanone gefunden wurde, welche das englische Kriegsschiff Larne als Curiosum mitnahm. Zugleich befinden sich auf verschiedenen Punkten der Insel gelichtete Stellen, von denen einige viele Acres Ausdehnung haben. Auf einer solchen Ebene in der Nähe vom Roankiddi-Hafen erblickt gegenwärtig der Reisende einen großen künstlichen Hügel von ungefähr 20 Fuß Breite, 8 Zoll Höhe und 1/4 Meile in der Länge, welcher augenscheinlich zur Vertheidigung oder deßhalb aufgeworfen worden war, um nach einem ernsten Gefecht als Begräbnißplatz für die Gefallenen zu dienen.

Schenkt man aber dieser Annahme Glauben, so ist die Geschichte der gegenwärtigen Bevölkerung der Insel verhältnißmäßig noch sehr jung und die Sage von einer schwarzen Race, welche im Innern leben soll, nimmt völlig den Charakter der Mythe an.

Während dieser Unterredungen und Aufzeichnungen war es bereits ziemlich spät geworden und wir konnten nicht länger mehr auf der Insel verweilen, wollten wir noch vor Einbruch der Nacht auf die Fregatte

zurückgekehrt sein, welche unterdessen wieder unter Segel gegangen war und in einer Entfernung von ungefähr drei bis vier Meilen von der Insel kreuzte. Was besonders zur Rückkehr drängte, war unser schwankes, kielloses Fahrzeug, das bei einigermaßen bewegter See sich nur schwer durch die andrängenden Wellen Bahn brach. Hätte der Wind, während wir uns auf der Rückfahrt befanden, nur etwas aufgefrischt, so würden wir uns in ernster Verlegenheit befunden haben. Zahlreiche Reiher, weiß, schwarz und scheckig, fischten auf den seichten Riffen, der „Tölpel" flog in ganzen Schwärmen über die Lagune, und hoch oben schwebten die graciösen Fregattvögel, schnell herabschießend, sobald sie Beute erblickten.

Einer der weißen Ansiedler, welchen wir als Führer auf der Insel benützten, begleitete uns an Bord und erhielt jetzt für seine Mühe Kautabak und Kleider zum Geschenk, worüber er höchlich erfreut schien. Auch an ihm bemerkten wir eine eigenthümliche Schüchternheit, besonders als er die Fregatte selbst betrat. Es schien, als fürchtete er eine rächende Hand. Sein Blick ward scheu, sein Gang und seine Bewegungen wurden unsicher, und fast mochte man ihn für einen gefallenen Sünder halten, der in Folge irgend einer bösen That die civilisirte Welt floh und dieses ferne Asyl aufsuchte, wo ihn höchstens noch sein Gewissen verfolgte. Schwerlich aber kann es einen passenderen Ort geben, ein Vergehen zu sühnen, als diese weltabgeschiedene Insel, wo der weiße Ansiedler, einer fremden, ungewohnten Natur ausgesetzt, der Gnade eines wilden Volkes preisgegeben, oft Monate lang jeglichen Trostes und Beistandes der Civilisation entbehrend, einsam und verlassen genug Ursache findet, über die Größe seiner Schuld nachzudenken und sein Unglück zu beweinen. —

Da der herrschende Westwind das Einlaufen der Fregatte in den Roankiddi-Hafen mindestens gewagt erscheinen ließ, ein Umschlagen desselben aber nicht so bald zu erwarten stand, so wurde die anfängliche Absicht eines mehrtägigen Aufenthaltes auf der Insel völlig aufgegeben und noch in der nämlichen Nacht die Fahrt nach Australien fortgesetzt.

Da bei einem kaum fünfstündigen Aufenthalte unsere persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen über Puynipet und seine Bewohner nur äußerst lückenhaft ausfallen konnten, andrerseits aber die Insel in maritimer wie in commercieller Beziehung in den letzten Jahren außerordentlich an Bedeutung gewonnen hat, so wollen wir im Nachfolgenden noch einige interessante

Daten aus Capitän Cheyne's umfassender Schilderung der Insel zur Ergänzung beifügen.

„Nächst dem Roankiddi-Hafen bietet der im Nordosten gelegene Metelenien-Hafen größeren Schiffen den meisten Schutz. Der beste Ankerplatz in letzterem liegt in 158° 20′ östl. L. Der Hafen wird vom Hauptlande gebildet und hat die Form eines Hufeisens. Starke Nordostwinde mit nebligem Wetter und Regenböen sind hier von December bis April vorherrschend. Während dieser Monate werden zugleich häufig starke westliche Strömungen beobachtet. Von April bis August dagegen ist der Wind schwach und veränderlich, aber hauptsächlich östlich mit schönem Wetter. Im September, October, November, wo in der Regel heftige Westwinde mit Regenböen vorkommen, sind starke östliche Strömungen bemerkbar. Im Ganzen ist das Klima von Puynipet feucht; fast kein Tag, besonders während der Wintermonate, vergeht ohne Regen. Diese häufigen Regenschauer befördern aber das Wachsthum der Pflanzen und sind zugleich Ursache, daß der Zufluß an frischem Wasser niemals aufhört."

„Puynipet ist im Allgemeinen gebirgig, dicht bewaldet und liefert eine große Menge werthvoller Bauhölzer. Der Boden besteht zum größten Theile aus einem röthlichen und schwarzen Lehm, welcher, wenn gehörig gebaut, jede Art Tropenfrüchte und eßbare Knollengewächse produciren würde."

„Die Eingeborenen leben ausschließlich an der Küste. Außer Ratten giebt es kein einziges eingeborenes vierfüßiges Thier auf der Insel. Der fliegende Fuchs oder Vampyr kommt häufig vor und ist für die Brotfrüchte äußerst zerstörend. Wilde Tauben sind überaus zahlreich, namentlich von December bis April. Schiffe, welche sich einige Zeit auf Puynipet aufhalten, können sich leicht jeden Tag ihren Bedarf davon verschaffen, wenn sie den Bewohnern Flinten oder Musketen und Munition leihen. Die Eingeborenen sind vortreffliche Schützen und werden binnen wenigen Stunden eine Jagdbeute heimbringen, welche für die Nahrung einer ganzen Schiffsmannschaft ausreicht. Ein Stück Kautabak (negro headtabacco) ist vollkommen hinreichend, um die Jäger für ihre Mühe zu belohnen, von denen ganze Schaaren täglich ihre Dienste anbieten."

„Die Insel liefert jährlich an 500 Pfund Schildpatt. Diese ganze Quantität wird den Eingeborenen von den angesiedelten Weißen um einen sehr geringen Betrag abgekauft und sodann von letzteren an die Walfänger

mit 500 Procent Nutzen verkauft. Die weißen Ansiedler nehmen an Zahlungsstatt Schießpulver, Musketen, Tabak und geistige Getränke, welch letzterer Einfuhrartikel nicht wenig zur Demoralisirung der Eingeborenen beigetragen hat. Schildpatt und Trepang sind dermalen die alleinigen Exportartikel. Indeß könnten ohne große Anstrengung auch Kaffee, Zucker, wilder Ingwer, Pfeilwurz und kostbares Bau- und Schmuckholz gewonnen und ausgeführt werden."

„Die Walfänger verschaffen sich auf der Insel jährlich an 50 Tonnen (100.000 Pfund) Yams, außerdem ihren ganzen Bedarf an Brotfrüchten, Bananen und Geflügel. Schweine können nur von weißen Ansiedlern erhalten werden, indem die Eingeborenen dieser Zucht niemals große Aufmerksamkeit schenkten, und dieselbe in den letzten Jahren sogar wieder völlig aufgaben, weil sie allzu nachlässig und träge sind, um ihr Anwesen gehörig einzuzäunen und die Schweine sich daher meistentheils im Walde verliefen. Eine Folge davon war, daß sie alle Schweine, deren sie wieder habhaft werden konnten, schlachteten, und seither bei festlichen Anlässen anstatt Schweine, wie sonst, Hunde verzehren."

„Die Eingeborenen sind im Allgemeinen gutmüthig, gefällig und außerordentlich gastfrei, und namentlich sind ihre zärtliche Liebe zu ihren Kindern und ihre hohe Achtung vor dem Alter Eigenschaften, welche bei den Bewohnern der meisten andern Südseeinseln nicht gerühmt werden können."

„In der Regel sind sie streng redlich in ihren Transactionen, pünktlich die Waare bezahlend, welche ihnen auf Borg gegeben wird. Aber in Folge des mächtigen Einflusses, welchen die weißen Ansiedler in der neuesten Zeit über die Eingeborenen dadurch gewonnen, daß sie deren Sprache geläufig sprechen, ihre Sitten, Gebräuche und sogar ihre Lebensgewohnheiten angenommen und ihnen aus dem Safte der Kokosnuß ein berauschendes Getränk bereiten gelernt haben, hat der Charakter der Eingeborenen wesentlich von seiner Naturwüchsigkeit eingebüßt.[1] Sie sind bereits Meister im Lügen, und bald wird — wenn diese Subjecte nicht von der Insel entfernt werden — jede Art von Laster und Unsittlichkeit ihnen zur Gewohnheit geworden sein."

[1] Man kann sich leicht vorstellen, daß bei dem wenig moralischen Charakter der weißen Ansiedler, ihre Beziehungen zu den Missionären nicht gerade die allerbesten sind, und es befremdete uns daher durchaus nicht, als einer der Ansiedler gesprächsweise äußerte: die Missionäre seien zwar ein „godly", aber kein „goodly" people.

„Die Ants-Inseln (auch Frazer's Island genannt) liegen in einer südwestlichen Richtung vom Roankiddi-Hafen und sind von demselben circa 12 Seemeilen entfernt."

„Dieselben bilden eine Gruppe von vier niederen Koralleninseln, bedeckt mit Kokospalmen und Brotfruchtbäumen und verbunden durch ein Korallenriff, das im Innern eine Lagune bildet. Zwischen den beiden größeren Inseln an der Ostseite der Gruppe führt ein Canal nach denselben. Die ganze Gruppe hat von Nordost nach Südost sieben Meilen in der Breite, wird blos vom Mai bis September, zur Zeit des Schildkrötenfanges bewohnt und ist das Besitzthum des Häuptlings des Roankiddi-Stammes. Indeß werden die Inseln zu allen Zeiten des Jahres von den Eingeborenen Puynipets besucht, welche von dort Kokosnüsse und Brotfrüchte holen. Der nordöstliche Theil der Gruppe liegt 6° 42′ nördl. Br. und 158° 3′ östl. L."

„Nebst den Ants-Inseln ist Pakin (Pakeen) die einzige benachbarte Inselgruppe. Dieselbe befindet sich ungefähr zweiunddzwanzig Meilen westlich von Tschokóits, während ihr Mittelpunkt in 7° 10′ nördl. Br. und 157° 43′ östl. L. liegt. Sie besteht aus fünf kleinen Koralleninseln, rings um mit einem Riff umgeben, das im Innern eine Lagune bildet, welche aber nicht zugängig ist."

„Die ganze Gruppe ist von Osten nach Westen ungefähr fünf Meilen lang und von Norden nach Süden drei Meilen breit. Die einzelnen Inseln sind sehr niedrig, bringen aber eine große Menge Kokosnüsse und Brotfrüchte hervor, während die Lagune reich an köstlichen Fischen ist. Die westlichste Insel wird von einem Häuptling von Puynipet, welcher die ganze Gruppe als sein Eigenthum beansprucht, nebst seiner Familie und Dienern, zusammen von ungefähr 30 Personen bewohnt. Diese kleine Bevölkerung beschäftigt sich hauptsächlich mit der Verfertigung von Matten und Canoesegeln aus Pandanusblättern. Bei schönem Wetter besuchen die Bewohner von Pakin häufig die Insel Puynipet, um daselbst gegen ihre Erzeugnisse Tabak und andere fremde Artikel einzutauschen."

„Die auf den Karten verzeichnete Bottomley's-Gruppe und St. Augustins-Inseln existiren nicht. Pakin und die Ants-Inseln sind die einzigen benachbarten Gruppen westlich von Puynipet."

Unsere Fahrt ging diesmal nur sehr langsam von Statten und die Aequatorialzone mit ihren berüchtigten Windstillen, welche nur mit leichten,

veränderlichen Brisen oder sehr heftigen Böen wechseln, stellte unsere Geduld auf eine harte Probe. Eine unausgesetzt drückende Hitze, gegen die man vergebens Schutz suchte, tropischer Regen, der oft viele Stunden ununterbrochen in Strömen fiel und das Tageslicht durch ein plötzliches Umwölken des Himmels zuweilen beinahe in Finsterniß verwandelte; eine bewegte, „lange“ See, welche unser Schiff in eine höchst unangenehme, fortwährende Schwankung versetzte, ohne daß wir dadurch auch nur Eine Meile binnen 24 Stunden vorwärts gekommen wären; das nervenaufregende Klatschen und Schlagen der Segel, welche durch das Rollen und Stampfen der Fregatte bald voll trugen, bald nach hinten gebläht, an die Masten und Raaen, an das Tau- und Takelwerk anschlugen und einen unbeschreiblich widerlichen, peinlichen Lärm verursachten, — das ist das Bild der zeitweiligen Lage eines Reisenden auf einem Segelschiffe in der Aequatorialzone! Wie sehnt man sich da selbst nach einem heftigen Sturme, blos um einmal aus dieser wahrhaft unheimlichen Zone herauszukommen; wie nimmt unter solchen monotonen Verhältnissen selbst eine an und für sich geringfügige Erscheinung gleich den Charakter eines wichtigen Ereignisses an! Der unbedeutendste Vorfall am Bord, der unscheinbarste Gegenstand, welcher in der Luft oder im Wasser sichtbar wird, zieht sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und giebt oft Anlaß zu stundenlanger Debatte. Eines Tages sah man in der Ferne einen dunklen Gegenstand schwimmen; als er der Fregatte näher kam, zeigte es sich, daß es ein beinahe 100 Fuß langer Baumstamm war und obschon wir denselben höchstens als Brennholz verwenden konnten, so wurde doch ein Boot bemannt und ausgesendet, um darnach zu fahnden. Einige schwarze Albatrosse ließen sich friedlich vom schwimmenden Stamm mit forttragen und überraschten uns durch ihre Erscheinung, so nahe dem Aequator. Nur mit großer Anstrengung gelang es aber das lange, schwere Stück Holz an Bord zu bringen, wo die Zoologen eine hübsche Lese an Schalthieren machten, welche sich an demselben in großer Menge angesetzt hatten, während es den Matrosen Freude und Beschäftigung gewährte, den Holzkoloß in brauchbare Stücke zu zerhacken.

Am 29. September gegen halb sieben Uhr Abends durchschnitten wir zum sechsten Male den Aequator im 161° 57′ östl. L. und hatten auch in der südlichen Hemisphäre mit Windstillen und ungünstigen Winden zu kämpfen. Tag um Tag verging, ohne daß wir einen erheblichen Weg zurückgelegt

hätten. Als wir uns im 4° 15′ südl. Br. und 160° 24′ östl. L. befanden, brachte der Umstand einige Abwechslung in die Einförmigkeit unseres Lebens, daß wir nach der von uns benützten Curskarte der englischen hydrographischen Anstalt vom Jahre 1856[1] ganz nahe bei einigen Korallenriffen, Simpson's Island genannt, vorüber segeln sollten. Allein obwohl wir uns nach unseren Beobachtungen, die Strömung mit eingerechnet, am 5. October um vier Uhr Nachmittags an der nordwestlichen Spitze der Inselgruppe befanden, so war doch selbst von den Ober-Bramraaen aus weit und breit keine Insel sichtbar und es tauchte die Vermuthung auf, daß Capitän Simpson, nach dem diese Gruppe benannt wurde, vielleicht jene von Le Maire Island oder Tasmann, welche 40 Meilen westlicher und 10 Meilen nördlicher liegen, gesehen und in Folge ungenauer Rechnung eine neue Gruppe entdeckt zu haben wähnte; denn auch am folgenden Tage, wo gegen sechs Uhr Abends bei südöstlichem Curse die Insel in WNW. in einer Entfernung von 8 bis 10 Meilen liegen sollte, konnte weder vom Deck noch selbst vom Topp der Masten aus eine Spur irgend eines Landes wahrgenommen werden und wir erhielten dadurch die Gewißheit, daß sich die Simpson-Gruppe weder an dem, auf der englischen General-Curskarte bezeichneten Orte, noch 10 Meilen davon in westlicher oder östlicher Richtung befinde.[2]

Wenige Tage nach diesem Intermezzo nahm ein Vorfall ganz eigenthümlicher Art die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch und brachte namentlich abergläubische Gemüther in große Aufregung. Es handelte sich um nichts weniger, als daß es am Bord „spukte". Von Zeit zu Zeit ließ sich nämlich ein dumpfes, kollerndes Getöse vernehmen, das die Einen über sich, die Andern unter sich, die Einen vorne, die Andern hinten am Schiffe zu hören glaubten. Es war ein Getöse wie rollender Donner, oder sich fortbewegende Kanonenkugeln. Man untersuchte das Kugeldepot, fand aber daselbst, wie es schien, alles in der alten Ordnung. Das Geräusch wiederholte sich an den folgenden Tagen, wo es am Himmel so schwarz und düster über uns hing,

[1] Vom 1. October 1856, auf welcher überdies alle Verbesserungen bis 1857 verzeichnet waren.

[2] Vergleiche Capitän Cheyne, Sailing directions p. 68: „Capt. Simpson of Sydney reported to me in 1845 that a group of low coral Islands covered with Cocoanut-trees and inhabited, had been seen in lat. 4° 52′ S. long. 160° 12′ E. This may probably be the same group seen by Capt. Wollings in 1824, which is laid down in Mr. Arrow Smith's Chart in lat. 4° 29′ S. long. 159° 28′ E." — Ueberraschend bleibt jedenfalls, daß bei der Ungewißheit, welche noch über die eigentliche Lage dieser Riffe herrscht, der Position auf der englischen Admiralitätskarte nicht wenigstens das übliche doubtful (zweifelhaft) beigefügt ist.

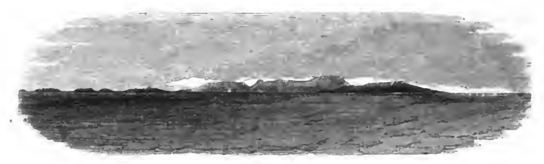
und der Regen so massenhaft herabstürzte, als wollten sich alle Wolken des Luftmeeres gerade über unserem Haupte entladen. Man stellte nun die verschiedensten Hypothesen auf, und erschöpfte sich in Vermuthungen. Einige behaupteten sogar, einer der Vulcane der Salomons-Inseln, in deren Nähe wir uns befanden, sei thätig geworden und verursache diesen unterseeischen Donner; das Matrosenvolk aber ließ sich's nicht nehmen, es seien Geister im Spiel, und die Diener wollten nicht mehr im Steuerraum bleiben, weil es ihrer Meinung nach dort nicht geheuer war. Als aber der Aufbewahrungsort der Kanonenkugeln ein zweites Mal untersucht wurde, da fand man, daß nicht weniger als achtzig schwere, dreißigpfündige eiserne Kanonenkugeln die hölzerne Wand des Depots durchgedrückt hatten, aus diesem in das sogenannte Brotdepot gerollt waren, und auf dem mit Blech ausgefütterten Boden den eigenthümlichen, metallisch klingenden Lärm verursachten. So löste sich denn mit Einem Male auf die natürlichste Weise das düstere Geheimniß, und die Spukgeschichten, welche in den letzten Tagen von Mund zu Mund gegangen waren, verstummten wieder. In ähnlicher Weise würde gar manche Wundererscheinung eine ganz gewöhnliche Gestalt annehmen, wenn man sich nur die Mühe geben möchte, ihre natürliche Ursache zu ergründen, anstatt bei allen Dingen, für welche uns das Verständniß und die Erklärung fehlt, sogleich in einem überirdischen Einfluß die Auskunft zu suchen.

Am 7. October Mittags, in 6° 37′ südl. Br. und 161° 8′ östl. L., waren wir nach unserer Curskarte nur 12 Meilen von den sogenannten Bradley-Riffen entfernt. Allein obschon Matrosen und Cadeten auf die Bramraae gesendet wurden, um von dieser Höhe aus dieselben leichter zu erspähen, so wurde doch nicht das geringste was einem Felsen oder einer Untiefe gleich sah wahrgenommen, und wir segelten ungehindert über den Punkt, auf welchem sich nach der englischen Karte die Bradley-Riffe aus der Meerestiefe erheben sollten. Diese Riffe wurden durch Capitän Hunter im Mai 1791 entdeckt, zwei Tage nachdem er die Stuarts-Insel passirt hatte, und sie sind doppelt gefährlich in einem Klima, wo selten die See so hoch geht, um dieselben durch ihre Braudung leicht bemerkbar zu machen. Nach unseren Beobachtungen, verglichen mit jenen des Capitän Cheyne, dürften die Bradley-Riffe ungefähr in 160° 48′ östl. L. liegen.[1]

[1] A. Cheyne, Sailing directions from New South Wales to China and Japan. Lond. 1855, p. 68.

Am selben Tage gegen sieben Uhr Abends, als wir ungefähr noch 120 Meilen vom nordwestlichsten Theile der Salomons-Gruppe entfernt waren, erschien plötzlich und ganz unerwartet ein glänzender, großer Komet mit gelbem, hellleuchtendem Kern und ungeheuerem 15 bis 20° langem Schweife am westlichen Himmel. Derselbe mochte ungefähr 8 bis 10° am Horizont stehen, als er von uns bemerkt wurde.

Dieses seltene Phänomen bildete durch die vierzehn Tage, während welchen es uns sichtbar blieb, einen höchst willkommenen Gegenstand sorgfältigster astronomischer Beobachtungen. Auf die im Allgemeinen so abergläubischen Matrosen machte diese Himmelserscheinung einen minder gewaltigen Eindruck als wir vermutheten. Nur wenige unter ihnen befürchteten, daß der Weltuntergangstag nahe sei, während sich die meisten im Stillen der freudigen Hoffnung hinzugeben schienen, der Wein werde in diesem Jahre gut gerathen.



Insel Carteret.

Am 8. October kamen wir endlich in Sicht der Salomons-Inseln. Einige Riffe, welche etwas nördlicher, in der Nähe von Ontong Java liegen sollen, suchten wir in den, auf den Karten angegebenen Positionen vergebens. Dagegen lag das hohe, waldige Carteret Island gerade vor uns. Gower Island,[1] wurde nahezu westlich in einer Entfernung von 4 Meilen sichtbar. Diese flache, niedere Insel, deren Position gleichfalls auf der englischen Curskarte nicht ganz recht verzeichnet steht, dürfte ungefähr 8 Meilen lang sein, und selbst mit dem Gipfel ihrer höchsten Kämme kaum mehr als 180 Fuß aus dem Meere hervorragen. Ihre südöstliche und nordwestliche Spitze, an welche eine heftige Brandung schlägt, treten eine halbe Meile weit ins Meer hinaus. Nirgends bemerkten wir Hütten oder Eingeborene.

[1] Sprich: Gauer Eiland.

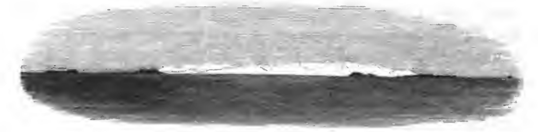
Indeß erscheint es höchst wahrscheinlich, daß, wenn die Insel überhaupt bevölkert ist, ihre Bewohner sich an der westlichen Seite angesiedelt haben, welche gegen Wind und Wetter mehr geschützt ist.

Auf den Bergen von Carteret stieg an verschiedenen Punkten Rauch auf, aber die Eingeborenen ließen sich in ihren Booten nicht sehen, obschon die Fregatte am 8. October Nachmittags nur wenige Meilen vom Lande in Windstille lag. Nachdem wir die, durch Korallenriffe eingeengten „Indispensable Straits“ bei den vorherrschenden Südostwinden, welche mit Windstillen und Regenböen aus Nordost wechselten, nicht passiren konnten, so wurde beschlossen, die Nordostküste der Inselkette entlang zu segeln, um die freie Fahrstraße zwischen San Cristoval (der südöstlichsten der Salomons-Inseln) und der Nitendi-Gruppe zu erreichen. Wir mußten mühsam gegen Südostwind und eine starke Strömung hinaufkreuzen und gewannen daher täglich kaum 15 Meilen Weg.

Am 13. October gegen Abend befanden wir uns ungefähr in der Mitte der umfangreichen hohen Gebirgsinsel Malayta. Dieselbe besitzt herrliche, reich bewaldete Berge, aber ohne alle vulcanische Formen. Die Eingeborenen schienen nicht an der Küste, am Ufer zu wohnen, sondern auf den Höhen, wo wir an den verschiedensten Stellen waldfreie, wiesenähnliche Plätze und Hütten bemerkten. Seltsamer Weise heißt der höchste, 3900 Fuß hohe Berg der Insel Kolowrat, ein berühmter österreichischer Name, obschon schwerlich ein österreichischer Seefahrer diesen Berg getauft haben dürfte. Auch mehrere Inseln tragen deutsche Namen, wennschon die meisten Bezeichnungen von den Franzosen Bougainville, Surville und Dumont d'Urville herrühren, welchen die seefahrende Welt die ersten Aufnahmen dieser interessanten Gruppe verdankt. In den Nachmittagsstunden drohte eine heftige Böe aus SSO. loszubrechen, wir legten um und steuerten Ost zu Süd, doch kaum befanden wir uns in diesem Curse, so entlud sich eine Böe aus NNO. mit so furchtbarer Gewalt, daß die schon etwas schadhafte Baginraae in Stücke zerbrach und die Schote des Großmarssegels entzwei riß. Es war die heftigste Böe, welche wir auf der ganzen Reise erlebt hatten. Die Baginraae war glücklicher Weise bereits vorsichtshalber unterbunden gewesen und so blieben die beiden Stücke in der Luft hängen. Dadurch wurde großes Unglück verhütet und die Folgen des Unfalls beschränkten sich auf das mühevolle Wegschaffen der schweren, zerbrochenen Raae. Gegen Abend

fiel heftiger Regen bei abnehmendem Winde. Während der darauf folgenden windstillen Nacht trug uns die Strömung so nahe ans Land, daß wir des Morgens nur zwei bis drei Meilen davon entfernt waren. Einige kleine Boote mit Eingeborenen wurden sichtbar, welche sich uns zu nähern versuchten, aber nur einem gelang es, die Fregatte zu erreichen. Die Fahrzeuge waren nicht gewöhnliche Canoes mit Auslegern, sondern gezimmerte, weitbäuchige Boote mit hohem Vorder- und Hintersteven, welche einige Aehnlichkeit mit den auf der Insel Madeira gebrauchten hatten.

Das Fahrzeug, das uns erreichte, führte fünf bräunlich-schwarze, völlig nackte Männer mit dichtem, krausem, perrückenähnlichem Kopfhaar, das durch Eisenocher roth gefärbt zu sein schien. Als besonderen Schmuck trugen einige in den Haaren an der Seite ein gelbrothes, wahrscheinlich aus gefärbten Baststreifen verfertigtes quastenähnliches Büschel. Einer hatte im Ohrläppchen einen Eberzahn stecken, zwei andere trugen in den durchbohrten



Insel Malaÿta

Nasenflügeln kleine, aus einer Muschelschale zierlich geschliffene Cylinder, eben so am Oberarme und unter dem Knie Ringe aus demselben Materiale. Als uns das Boot bis auf Schußweite nahe gekommen war, richtete sich einer der Eingeborenen auf und rief uns mit voller, starker Stimme einige unverständliche Worte zu, indem er gleichzeitig mit sehr lebhaften, energischen Geberden nach dem Lande deutete. Er schien uns auffordern zu wollen, die Insel zu besuchen. Den Schluß seiner Worte bildeten eigenthümlich aufjauchzende Töne, wie man sie eher in den steirischen Alpen, als auf den Salomons-Inseln von einem Papua zu hören erwartet hätte! Hierauf erhoben sich auch die andern rudernden Genossen im Boote und streckten mit ihren langen Armen ein Stück Schildpatt in die Höhe, indem sie unzählige Male Mátte-mátte! schrien. Kein einziger unter ihnen sprach auch nur ein Wort Englisch, noch gelang es uns, sich ihnen mit Hülfe

von Vocabularien der benachbarten Inselgruppen verständlich machen zu können. Obschon in nordöstlicher Richtung nur ungefähr sechzig Meilen von den Stewarts-Inseln (Sikayana) und deren Bewohnern entfernt, sprachen sie doch ein völlig verschiedenes Idiom und waren von den letzteren auch in Bezug auf Farbe, Structur und Gesichtsbildung gänzlich verschieden. Trotz unseren wiederholten und dringenden Aufforderungen an Bord zu kommen, konnten sie doch weder die verlockendsten Versprechungen, noch selbst Geschenke von Tüchern, Kautabak, Kleidungsstücken u. s. w. bewegen, das Deck der Fregatte zu betreten. Sie schienen noch sehr wenig im Verkehre mit Schiffen gestanden zu haben. Zögernd und scheu näherten sie sich auf unser Zuwinken endlich so weit, daß ihnen ein Tau zugeworfen werden konnte. Die Herzhaftesten unter ihnen setzten den Fuß auf das Fallreep, wagten aber keinen Schritt weiter zu thun. Wenigstens vermochten wir dadurch die wilden Erscheinungen etwas näher zu betrachten. Alle hatten ovale Gesichter, breite, flache, lange Nasen. Zwei waren völlig erwachsene Männer, hohe, kräftige Gestalten, während die übrigen kaum vierzehn bis sechzehn Jahre alt schienen. Kein einziger war tättowirt, aber die Beölung des Körpers und der geringe Grad von Reinlichkeit brachte manche bunte Schattirung auf der Haut hervor. Einer der jüngeren Eingeborenen litt an einem schuppenartigen Hautausschlage. Außer den erwähnten Schildpattstücken, und dem abenteuerlichen Schmucke, den sie am nackten Leibe trugen, hatten sie nicht das Geringste bei sich, nicht einmal Früchte oder andere Naturproducte. Leeren Flaschen, ins Meer geworfen und von der Fluth fortgetragen, ruderten sie bis auf große Entfernung nach, und einer der Eingeborenen schien an deren Besitz so großen Gefallen zu haben, daß er sich sogar ins Wasser stürzte, um denselben nachzuschwimmen und sie desto sicherer zu ereilen.

Leider blieb unter den herrschenden Umständen unser Verkehr mit den Salomons-Insulanern auf die eben erzählte kleine Episode beschränkt, und als von neuem eine, unserer Fahrt günstige Brise aufsprang, verloren wir die Insel und ihre Bewohner rasch wieder aus dem Gesichte. Aber einstimmig war diesmal das Urtheil der Expeditionsmitglieder (was bei persönlichen Eindrücken nicht immer der Fall zu sein pflegt), daß die Bewohner von Malayta die wildesten, uncivilisirtesten Menschen seien, welche wir während unserer bisherigen Kreuz- und Querzüge um die Erde zu Gesicht bekommen hatten.

Des Nachts wurden vom Bord aus auf den Höhen von Malaÿta zahlreiche Wachtfeuer bemerkt. Waren sie angefacht zum Schutze schlummernder Waldbewohner gegen die Kühle und Feuchtigkeit der Nacht, oder sollten sie für die ganze Bevölkerung der Insel Alarmzeichen sein, sich zu waffnen gegen die ihr drohende Gefahr? — Bestand unter den Eingeborenen von Malaÿta wirklich die Befürchtung, daß wir in feindlicher Absicht vor der Insel erschienen, so war dieselbe jedenfalls nur von kurzer Dauer, denn der nämliche Wind, welcher uns den Besuch des Port Adam versagte, brachte uns bereits am folgenden Morgen — es war der 16. October 1858 — in Sicht von Sikayana.



Eingeborene der Salomons-Inseln.



Die Koralleninsel Sikayana.

17. October 1858.

Eingeborene kommen an Bord. — Gute Aussichten auf frische Provisionen. — Ein Begräbniß an Bord. — Nachtscene. — Besuch der Inselgruppe. — Skole. — Fahrt nach Sikayana. — Erzählungen eines englischen Matrosen. — Grausamkeit von Kauffahrern auf den Südsee-Inseln. — Sage über den Ursprung der Bevölkerung auf Sikayana. — Auch ein König. — Tauschhandel. — Notizen über die Eingeborenen. — Trepang. — Bereitungsweise dieser Seeschnecke für den chinesischen Handel. — Ein Wörterverzeichniß der Sprache der Eingeborenen. — Unter Segel. — Insel Contrariété. — Stürmisches Wetter. — Ein Leck im Schiff. — Bampton-Riff. — Smoky-Cape. — Ankunft in Port Jackson, dem Hafen von Sidney. — Verläumderische Gerüchte. — Die Mitglieder der Novara-Expedition in Anklagestand versetzt. — Entgegnungen. — Wichtigkeit einer imponirenden Vertretung im Auslande, im Interesse Oesterreichs und des gemeinsamen deutschen Vaterlandes.

Die geringe Entfernung, in welcher wir uns von dieser, von den Eingeborenen Sikayana, von den Engländern Stewarts-Inseln[1] genannten Gruppe befanden, so wie die Aussicht vielleicht frische Provisionen für unsere Mannschaft zu erhalten, unter welcher nach einer 66tägigen Seereise bereits einzelne Fälle von Scorbut auftraten, bestimmten den Chef der Expedition einen Tag daran zu wenden, um eine Landung daselbst zu versuchen. In den Nachmittagsstunden, als wir ungefähr noch 4 bis 5 Seemeilen von der westlichsten Insel entfernt waren, näherten sich der Fregatte zwei schöne, große Canoes, in denen sich fünfzehn, bis auf einen Lendengürtel gänzlich nackte Menschen befanden. Es waren sämmtlich hohe, stämmige, kräftige Männer von 5½ bis 6 Fuß Höhe, mit theils länglichen, theils breiten

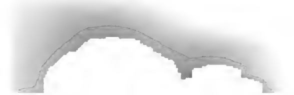
[1] Sprich: Stuarts-Inseln.

Gesichtern, langen Nasen, von lichtbrauner Hautfarbe und der Mehrzahl nach schlichtem Kopfhaar. Mit Ausnahme eines Einzigen, der einen Backenbart trug, waren sie alle bartlos; an den Oberarmen vom Ellenbogen bis zur Achsel zeigten fast Alle Tättowirungen. Sie sprachen ein gebrochenes Englisch und besaßen ebenso englische Namen. Wir sahen niemals unter halb wildern Völkern einen so schön gestalteten, wohlproportionirten, gesundheitsstrotzenden Menschenschlag, wie die Bewohner des Korallenriffs von Sikayana. Wahrhaft staunenswerth war ihr freies, ungezwungenes, gewandtes Benehmen. Aber unsere Ueberraschung erreichte den Gipfelpunkt, als einer dieser scheinbar wilden Natursöhne zufällig auf einem der Tische in der Batterie ein Damenbrett aufgeschlagen fand und sogleich einem der Umstehenden eine Partie anbot. Ja derselbe verstand dieses Spiel in so vortrefflicher Weise, daß er von drei Partien zwei gewann. Später erfuhren wir, daß die Eingeborenen von Sikayana das Brettspiel sowohl als auch ein englisches Kartenspiel (the odd fourth), dem sie mit besonderer Leidenschaft ergeben scheinen, von einem Engländer gelernt haben, der sich vor mehreren Jahren auf dieser Inselgruppe fünf Monate lang aufhielt, um Trepang für den chinesischen Markt zu bereiten, welche Seeschneckenart früher in großen Massen daselbst gefunden wurde.

Auf die Frage, ob und welche Art von frischen Provisionen sie zu liefern im Stande seien, erwiederten die Bewohner von Sikayana, daß es auf der Insel Taro, Kokosnüsse, Bananen, Schweine und Hühner in Menge gebe und sie dagegen gerne im Tausche Fischangeln, Kautabak, Calico, Schießpulver, Munition, Zwieback, Spielkarten und Schmuckgegenstände für ihre Frauen nehmen würden. Nach Geld trugen sie nicht das geringste Verlangen, und der Werth des Goldes schien den meisten sogar noch völlig unbekannt. Das größte Begehren zeigten sie nach Spielkarten und Putzsachen (fúlani).

Wir erfuhren jetzt zugleich, daß sich ein einziger weißer Ansiedler, ein englischer Matrose, auf der Insel befinde. Derselbe bemühte sich in einem kleinen Canoe die Fregatte zu erreichen, konnte uns aber vor Einbruch der Nacht nicht mehr einholen. Als uns die gutmüthigen Leute wieder verließen, versprachen wir ihnen, sie am nächsten Morgen auf der Insel zu besuchen, worüber sie große Freude zu empfinden schienen.

Noch blieb den Novara-Reisenden am selben Abend eine ernste Pflicht zu erfüllen übrig. Ein Matrose, der Nachmittags nach langen Leiden an



den Folgen der Dysenterie gestorben war, sollte aus Sanitätsrücksichten noch am nämlichen Abend feierlich eingesegnet und in den Ocean versenkt werden. Es war bereits dunkel, als Officiere und Mannschaft sich auf dem Deck versammelten, um dem Scheidenden die letzte Ehre zu erweisen. Der Capellan sprach das übliche Gebet, die Schiffsglocke läutete, das schmale Brett, auf dem, in seine Hängematte eingenäht, der Todte ruhte, wurde ans Fallreep gebracht, dort ein eisernes Gewicht an den Füßen der Leiche befestigt und endlich mit einem Ruck geneigt; der schwere Körper fiel mit einem dumpfen, hohlen Ton hinab ins Meer und öffnete sich selbst sein Wellengrab!

Wir blickten in die Tiefe und sahen, wie die Myriaden Lichter des gestirnten Himmels in strahlender Pracht wiederglänzten im glatten Meeresspiegel, und die tiefblaue unermeßliche Fluth zu einem zweiten Himmel wurde! Nichts in der uns umgebenden Natur ließ die Schauer jenes tragischen Actes ahnen, welchen eben die stille Christengemeinde am Bord der Novara beging. Jegliche Erscheinung um uns her: die hellschimmernden Gestirne, die sanfte Wasserfläche, die liebliche Atmosphäre, trug den Charakter heiteren Wohlbehagens und friedlichen Glückes, und schien uns daran zu mahnen, daß Alles im Weltraume, wie der eben ins Meer versenkte Todte, nur einem ewigen, ehernen Gesetze gehorche! —

Am Morgen des 17. October segelten drei Boote der Novara mit einigen Officieren und den Naturforschern der Expedition nach der, ungefähr drei bis vier Seemeilen entfernten Insel Sikayana, während die Fregatte inzwischen in der Nähe kreuzte.

Das Stewarts-Atoll (8° 22′ südl. Br. und 162° 58′ nördl. L.) ist ein halbmondförmiges Korallenriff von 16 Seemeilen Umfang mit einer tiefen Lagune in seiner Mitte und fünf kleinen, bewaldeten Inseln auf dem Riffe selbst, welche vom Deck eines Schiffes aus in einer Entfernung von ungefähr 12 Meilen sichtbar sind und zuerst von Capitän Hunter im Mai 1791 entdeckt wurden. Diese Inseln heißen: Sikayana, Fáole, Mandúiloto, Baréna und Maduáwe, und sind dermaßen reich mit Kokospalmen bewachsen, daß sie wohl eine Bevölkerung von tausend Seelen (mit den Bedürfnissen und Anforderungen des tropischen Menschen) ernähren könnten.

Die zwei größeren Inseln Sikayana und Fáole liegen gerade auf den spitzen Ecken des halbmondförmigen Atolls; es bestätigt sich also auch hier wieder die Thatsache, für welche alle genauer bekannten Atolle bereits

Beweise liefern, daß derlei Inseln hauptsächlich an vorspringenden Ecken der Riffe liegen, wo die Brandung von zwei Seiten anstürmt, und daher die Umstände zur Anhäufung von Korallentrümmern und Sand am günstigsten sind. Die Oberfläche des bewohnbaren, trockenen Landes verhält sich zu der des ganzen Riffes wie 1 zu 21. Wie aus der physischen Beschaffenheit der Inseln leicht erklärlich, findet sich auf denselben kein trinkbares Wasser; der Saft der frischen Kokosnuß ist fast das einzige Getränk der Bewohner, darum war auch das Erste, was die Insulaner begehrten, als sie zu uns an Bord kamen, Trinkwasser, weil dies für sie — außer in der nassen Jahreszeit, wo sie das Regenwasser auffangen — eine Seltenheit, wir möchten fast sagen, ein Gegenstand des Luxus ist.

Die östlichste und größte der Inseln, Sikayana (Big Island der Engländer), hat ungefähr eine Seemeile Ausdehnung, und liegt im 8° 22′ 24″ südl. Br. und 163° 1′ östl. L. Das Korallenriff, welches diese Insel umgiebt, fällt an allen Punkten steil ab, so daß sich ein Schiff demselben ringsum bis auf Kabellänge ungescheut nähern kann. Geraume Zeit mußten wir längs des Korallenriffes segeln, welches die fünf Inseln umschließt und eine sehr heftige Brandung verursachte, bis wir an der Nordwestseite des Riffes jene Stelle erreichten, wo es allein möglich ist, mit einem Boote über das Atollriff in die, von demselben eingeschlossene ruhige Lagune zu gelangen. Ueberall sonst tobt, auch bei ruhigstem Wetter, eine furchtbare Brandung gegen das Riff, und selbst diese Stelle ist unzugänglich, wenn etwas frische Brise weht. Hier erwarteten uns bereits einige Eingeborene mit ihren Canoes und kamen nun, als sie unser ansichtig wurden, theils in ihren kleinen Fahrzeugen, theils schwimmend auf uns zu, um zu erklären, daß bei der eben herrschenden Ebbe die Einfahrt in die Lagune schwer gelingen dürfte, daß man aber bei Hochwasser, selbst mit größeren Booten als den unsrigen, über die Korallenriffe anstandlos hinwegrudern könne. Es wurde nun beschlossen, zwei Boote außerhalb der Riffe ankern und blos eines für unseren weiteren Gebrauch an einem Tau in die Lagune ziehen zu lassen. Aber selbst dies gelang erst, nachdem dasselbe vorher durch die Entfernung aller Gepäcksstücke und die Ausschiffung der Bemannung möglichst leicht gemacht worden war.

Die Passage zwischen den Korallenriffen und der Lagune hat bei Hochwasser circa vier Fuß Tiefe, bei niederem Wasserstand ist sie kaum einen

Fuß tief und drei bis vier Fuß breit, so daß die Riffe an den meisten Stellen herausragen und einem gewandten Equilibristen, wenn schon nicht zum Vortheil seiner Ledersohlen, gestatten, trockenen Fußes bis ins Innere der Lagune zu gelangen. Hat man aber einmal diese schmale, ungefähr 300 Fuß lange Einfahrt glücklich hinter sich, so gelangt man wieder in bequemeres Fahrwasser. Der Anblick des Riffes war überraschend. Korallen von allen Formen, Asträen, Mäandrinen, Madreporen wuchsen wie Buschwerk auf einer Wiese. Dazwischen schwammen buntfärbige Fische, und prachtvoll indigoblaue Seesterne und Muscheln der seltsamsten Art bevölkerten den Grund.

Das Atoll bietet einige höchst bemerkenswerthe geologische Eigenthümlichkeiten. An seiner Nordwestseite stehen auf dem Riff und mit diesem fest verwachsen zwei merkwürdige, vasenförmige, 8 bis 10 Fuß hohe Felsen. Während ihr Fuß von Seewasser unterspült ist, zeigt deren oberer Theil (ungefähr 20 Fuß im Durchmesser) eine üppige Vegetation, Gebüsche und früchtetragende Kokospalmen, so daß die beiden Felsen in der That wie zwei riesige, am Riff aufgestellte Blumentöpfe aussehen. Sie scheinen die Reste einer Insel zu sein, welche der Ocean, gleichwie er sie einst gebildet, nun zum größten Theil wieder zerstört hat.

Eine andere geologische Eigenthümlichkeit ist das Vorkommen von Bimssteingeröllen. Man findet dieselben von der Größe von Wallnüssen über die ganze innere Fläche der Insel Fáole an Stellen, wohin der Wellenschlag selbst bei den heftigsten Stürmen nicht mehr reicht, in so großer Menge verbreitet, während sich keine Spur davon im Sande und Gerölle des jetzigen Strandes findet, daß man das Ereigniß, welches den Bimsstein hierher geführt, als ein längst vergangenes bezeichnen mag, und zwar um so mehr, als das Bimssteingeschütt von augenscheinlichem Einflusse auf den Vegetationscharakter der Insel ist. So weit ihr Boden aus Anhäufungen von Korallen- und Muschelfragmenten besteht, erscheinen fast ausschließlich nur Kokospalmen, während dort, wo die Bimssteine beginnen, auch ein überaus üppiger Hochwald von hochstämmigen Laubbäumen und einer im Vergleich zu ähnlichen Atoll-Inseln an Species überraschend reichen Flora seinen Anfang nimmt. Der englische Naturforscher Jukes, welcher Capitän Blackwood bei dessen Aufnahmen in der Torresstraße begleitete, hat Bimssteingerölle unter genau den nämlichen Umständen —

überall auf Flächen, ungefähr 10 Fuß über der jetzigen Hochwasserlinie, mehr oder weniger entfernt vom Strande, nie im Ufersande selbst — längs der ganzen Ost- und Nordostküste von Australien in einem Gebiete von 2000 Meilen Länge beobachtet. Das Vorkommen von Bimsstein in so kolossaler Ausdehnung erweckt ein nicht unbedeutendes geologisches Interesse. Es muß ein gewaltiges Naturereigniß, ein mächtiger Vulcanausbruch gewesen sein, welcher diese Bimssteine lieferte und ausbreitete, eine plötzliche Erdbebenwelle von ungewöhnlicher Größe, welche sie an der Küste allenthalben in einer gleichen Höhe über die Hochwasserlinie ablagerte. Seit jenem Phänomen können sich die Niveauverhältnisse der Küsten und Inseln, über welchen die Bimssteine ausgebreitet liegen, kaum merklich verändert haben, wenn man nicht über das ganze Gebiet eine völlig gleichmäßige Hebung oder Senkung annehmen will.

Die ganze Reisegesellschaft war die Korallenriffe entlang bis zu jener Stelle gewandert, wo wir uns wieder einschiffen konnten, um nach der nächsten Insel Fáole zu rudern, welche indeß die Eingeborenen nur zeitweise besuchen, um Kokosnüsse und Pandanusfrüchte zu sammeln. Nachdem aber einer der Zwecke unserer kleinen Expedition die Erwerbung frischer Lebensmittel war, so fuhren einige Mitglieder nach der Hauptansiedlung auf der Insel Sikayana, um daselbst im Austausch gegen mitgebrachte Waaren so viel Provisionen einzuhandeln, als im Fahrzeuge untergebracht und fortgeschafft werden konnten.

Während uns die Eingeborenen in ihren schönen Canoes nach Sikayana das Geleite gaben, hatten wir dem einzigen Weißen, den wir auf der Insel trafen, dem bereits erwähnten englischen Matrosen, einen Platz in unserem Fahrzeug angeboten. Derselbe hieß John Davis, war vierzig Jahre alt, aus Greenwich gebürtig und war von Capitän Roß, einem Sandelholzer, welcher mit der Barke New-Forest im April 1858 diese Inselgruppe besuchte, angeblich unfreiwillig zurückgelassen worden. Er erzählte, zuletzt mit Capitän Roß auf einer der Tonga-Inseln gewesen zu sein, wo der Capitän zwei Matrosen ans Land schickte, um Sandelholz zu schlagen. Diese geriethen aber mit den Eingeborenen, welche sich ihr Eigenthum nicht rauben lassen wollten, in Streit und wurden von denselben getödtet. Hierauf begab sich der Capitän selbst mit einigen bewaffneten Leuten nach der Insel; sie griffen die wehrlosen Eingeborenen an, erschossen fünf von ihnen und segelten

dann wieder weiter. Davis war dem Capitän zur Last geworden, weil ersterer in Folge angestrengter Arbeit am Wechselfieber litt und nicht arbeiten konnte, daher suchte sich dieser des nutzlos gewordenen Matrosen zu entledigen, indem er ihn auf der nächsten Insel, die er in Sicht bekam, gewaltsam aussetzte. Welch eine schauderhafte Lage! Krank, hülflos, auf einer vom Weltverkehr abgeschiedenen Insel, wo nur sehr selten Schiffe anlegen, mitten unter einem wilden Volke, der Sprache unkundig, zurückgelassen zu werden! Ja man wäre fast geneigt, die Möglichkeit eines solchen Verfahrens in Zweifel zu ziehen, fände nicht dasselbe durch viele ähnliche Vorgänge eine traurige Bestätigung. Besonders berüchtigt sind in dieser Beziehung in den Gewässern der Südsee die sogenannten „Sandelwooder" oder Sandelholzer, d. h. die Mannschaft von Kauffahrern, welche die verschiedenen Inseln der Südsee besuchen, um das kostbare Sandelholz zu gewinnen, und die bei der Erwerbung desselben häufig von der Ansicht auszugehen scheinen, daß ein Farbiger kein Eigenthum habe und über die Naturschätze dieser Inseln der Weiße nach Belieben verfügen könne!

Commandant Erskine vom englischen Kriegsschiffe „Savannah" erzählt einen Fall, wo ein englischer Kauffahrer, der mit Sandelholz Handel trieb, mit seiner ganzen Mannschaft einen wilden Volksstamm zur Unterdrückung einer andern benachbarten Tribus unter der Bedingung unterstützte, daß ihm aus Dankbarkeit für die geleistete Hülfe gewisse Punkte bezeichnet würden, wo das mit Gier gesuchte Sandelholz noch in reicher Quantität vorkommt. Ein Gefecht fand statt und eine Anzahl Gefangener wurde an Bord des Kauffahrers geschleppt, wo dieselben, während der Ueberfahrt nach einer sandelholzreichen Insel, von ihren Feinden, Anthropophagen der Fidschi-Inseln, angesichts der europäischen Schiffsmannschaft förmlich geschlachtet und gegessen wurden!

Davis, den die Eingeborenen kurzweg „the white man" nannten, konnte nicht genug die herzliche Behandlungsweise und Theilnahme rühmen, welche er von den Bewohnern von Sikayana während seines Aufenthaltes erfuhr. Seit April hatte kein Schiff mehr auf der Insel angelegt, oder war auch nur in Sicht gekommen. Derselbe bat um die Gunst einer Passage nach Sidney, welche demselben auch unter der Bedingung bewilligt wurde, daß er vorher seinen Verpflichtungen gegen die Eingeborenen nachgekommen sei und von dieser Seite aus seiner Entfernung kein Hinderniß im Wege

stehe. Bei unserer Ankunft in Sidney erfuhren wir, daß Capitän Roß, welcher Davis auf Sikayana zurückgelassen hatte, wegen Mord in Anklagestand gesetzt worden war; derselbe hatte nämlich Lynch-Justiz geübt und einen Eingeborenen von Neu-Caledonien am Mast seines Schiffes aufhängen lassen. Roß wurde zwar später von den Richtern in Sidney freigesprochen, aber das Strafurtheil der öffentlichen Meinung blieb aufrecht.

Nach einer Fahrt von anderthalb Stunden erreichten wir endlich die Insel Sikayana, nachdem wir noch früher drei Canoes begegnet hatten, von denen das eine mit 12 Ruderern bemannt war, die nun mit unserem Boote eine Art Regatta eröffneten. Diese kaum anderthalb Fuß breiten Canoes gleiten ungemein schnell durch die Wellen, aber trotz ihren Auslegern sind sie nicht geeignet, größere Quantitäten von Lebensmitteln zu transportiren. Wir konnten diesmal mit unserem Boote bequem landen und zogen dasselbe sodann aus sandige Ufer.

Die ganze Welt dieser Insulaner, alles trockene und bewohnbare Land des Korallenriffes, dürfte etwa $^1/_3$ Quadrat-Meile betragen; kein Fluß, kein Berg, kein Hügel zieren die Insel, deren höchster Punkt gerade nur so hoch ist, als Wellen und Wind Sand und Trümmer aufzuhäufen vermögen; ringsum endloses Meer, der ganze Mineralreichthum auf ein einziges Mineral zusammengeschrumpft, kohlensauren Kalk, den Milliarden von Korallenthierchen aus der Salzfluth abscheiden. In außerordentlichen Fällen führt der Ocean noch schwimmende Steine her, Bimssteine, welche den Boden etwas verbessern, oder es kommen zuweilen in dem Wurzelwerk angeschwemmter Baumstämme andere Steine an, auf welchen der Bewohner dieser kleinen Welt Muschelschalen schleifen kann, die ihm als Schneidewerkzeug, als Messer und Axt dienen.

Die Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt hat hier nur 20 bis 30 Repräsentanten, deren Samen das Meer von üppigeren, reicheren Gestaden hergeführt und auf dem Korallensand aufgeworfen hat. Noch beschränkter ist die Thierwelt. Einige Seevögel und Insecten bilden die ganze Fauna der Gruppe. Die einzige Fleischnahrung liefert das Meer in Fischen, Krabben und Schalthieren. Man fragt mit Recht, zu welcher Stufe geistiger und sittlicher Entwicklung es die Menschen bringen können, welchen die beschränkte Welt einer einsamen Koralleninsel zum Wohnplatze angewiesen ist! Und doch leben die Stuarts-Insulaner nicht mehr in den ursprünglichsten, einfachsten

Verhältnissen; durch den zeitweiligen Besuch von Schiffen wurde ihnen vieles zugeführt, was ihre Lage wesentlich verbessert. Sie besitzen Schweine, Hühner, Knollengewächse, die vortrefflich auf der Insel fortkommen, und für welche sie wieder andere Dinge eintauschen, die zu ihren Bedürfnissen gehören.

Von der ganzen Inselgruppe ist Sikayana allein beständig bewohnt, und zwar von einer äußerst gastlichen, freundlichen Bevölkerung. Der Ursprung derselben wurde uns verschieden erzählt.

Unter den Eingeborenen bewahrt sich eine dunkle Sage, daß Capitän Cook die ersten Ansiedler auf diese Gruppe versetzt hat. Eine andere Tradition berichtet, daß die ersten Bevölkerer von South Island, 130 Meilen westlich von Stewarts Island, hieher kamen, und zwar, daß sie mit ihren Weibern von Walfängern ausgesetzt worden waren, welche letztere, nachdem sie den Dienst dieser armen Leute nicht länger mehr bedurften, ihrer auf leichte Weise wieder los werden wollten. Zugleich dürften englische und amerikanische Matrosen, welche zu verschiedenen Zeiten in Folge von Erkrankung, Mangel weiterer Verwendung oder Streitigkeiten mit ihren Capitänen auf dieser Insel von Walfängern zurückgelassen wurden, zu der gegenwärtigen eigenthümlichen Mischung nicht wenig beigetragen haben. Das Verfahren, Eingeborene von den verschiedenen Südsee-Inseln, welche bei englischen und amerikanischen Walfängern Dienst genommen, auf einem beliebigen Eilande zurückzulassen, ist ziemlich gewöhnlich, und eine Erscheinung, welche bei der Untersuchung der ersten Besiedlung gewisser Inseln Oceaniens wohl in Betracht gezogen zu werden verdient.

Als Capitän Cheyne, der sich viele Verdienste um die nähere Kenntniß der westpacifischen Inseln erworben, auf Sikayana im September 1847 verweilte, betrug daselbst die Bevölkerung 171 Seelen, nämlich 48 Männer, 73 Weiber und 50 Kinder, welche ein kleines, an der Lagune gelegenes Dorf auf der östlichen Insel bewohnten. Obschon wir diese einsame Gemeinde elf Jahre später besuchten, so schien ihre Zahl gleichwohl nicht zugenommen zu haben.

Bei dem kräftigen gesunden Aussehen der Eingeborenen dürfte aber die Ursache der Stagnation in der Zunahme der Bevölkerung weniger den Einflüssen des Klimas, als den Verheerungen der von Zeit zu Zeit durch fremde Schiffe eingeschleppten Seuchen zugeschrieben werden. So z. B. sahen wir ein Weib, welches von Blatternarben am ganzen Körper arg entstellt



Hütten der Eingeborenen auf Sikayana.

war und den lebendigen Beweis lieferte, daß die Pockenkrankheit, jene furchtbare Geißel der wilden Völkerstämme, auch auf Sikayana nicht länger mehr unbekannt ist.

Am Landungsplatze trafen wir den König der Inselgruppe, einen hochbetagten Greis mit grauen Haaren und Silberbart. Er saß dicht am Ufer im Grase unter dem Schatten von Kokospalmen, mit der Hand Fliegen erschlagend, die seinen nackten Körper belästigten. Nach einer kurzen Begrüßung lud er uns ein, auf dem grünen weichen Naturteppich neben ihm uns niederzulassen.

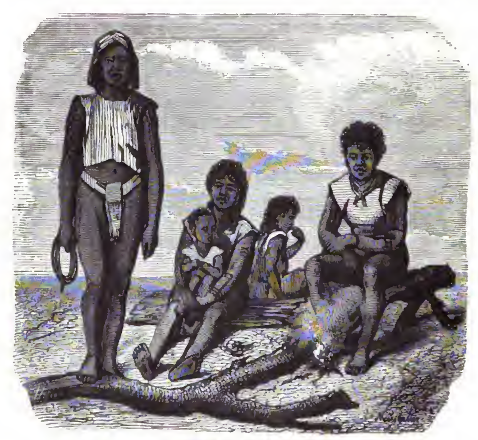
Die Eingeborenen, die wir hier trafen, waren alle schöne, große Männer, mit vollkommen regelmäßigen Gesichtern von europäischem Schnitt. Ihr Haar war schwarz, stark gekraust, aber keineswegs wollicht. Manche hatten es derart abgeschoren, daß blos hinten ein fliegender Schopf blieb; die meisten waren an Armen und Beinen tättowirt, trugen aber keine Ohren- oder Nasenverzierung wie die Salomons-Insulaner. Um die Lenden hatten sie eine Art Schamgürtel gewunden, ein handbreites, von ihren Weibern aus Pflanzenfasern geflochtenes Band. Außerdem trugen die meisten noch irgend ein Stück europäischer Kleidung: Hosen, alte Kappen, hauptsächlich aber eine Art Jacke ohne Aermel aus Calico, welche nur Rücken und Brust bedeckt. Gleich den Nikobarern waren sie außerordentlich neugierig unsere Namen zu hören, und wiederholten dieselben fortwährend, wahrscheinlich um sie leichter in Erinnerung zu behalten. Ihre eigenen Namen hatten sie unzweifelhaft von Matrosen und Schiffscapitänen angenommen, mit denen sie einmal in Verkehr waren.

In der Nähe des Ufers standen, zwischen Palmen zerstreut, einige armselige Hütten, gegen welche die bienenkorbähnlichen Wohnungen der Nikobarer als wahre Paläste erschienen. Dieselben bestanden eigentlich nur aus einem, aus Kokosblättern geflochtenen Dach, welches unmittelbar auf den Sandboden gestellt und vorne und hinten durch ähnliche Matten geschlossen war. Nicht minder ärmlich wie das Aeußere, war das Innere dieser Hütten. Wir sahen keine anderen Einrichtungsstücke, als einige Körbe und hölzerne Behälter, in denen die Insulaner ihre wenigen Habseligkeiten aufbewahrten.

Es wurden nun die Kisten mit den mitgebrachten Tauschwaaren von den Matrosen ans Land geschafft, ein Kreis von Neugierigen zog sich um die Fremdlinge, und der Tauschhandel begann.

Die Eingeborenen hatten Schweine, Hühner, etwas Eier, Taro, Papayas, Kokosnüsse und Bananen zu bieten, wir brachten unsrerseits Messer, Hacken, Sägen, Flinten, Fischangeln, Calico, Leinwand, blaues Tuch, Bänder, Zwirn, Nähnadeln, Kautabak, Zwieback, rothe Korallen, Glasperlen, leere Flaschen u. s. w.

Dieser Handel war mehr als ein gewöhnliches Tauschgeschäft, er bot zugleich ein psychologisches Interesse. Nützliche Waaren und Werkzeuge fanden weit weniger Nachfrage als Tand und Schmuckgegenstände; und für einige



Eingeborene von Sikayana.

Schnüre Glasperlen, die keinen anderen Werth hatten, als den Hals des Weibes flüchtig zu zieren, oder einem braunen, nackten Töchterlein als Armband zu dienen, waren Lebensmittel feil, welche eine ganze Familie mehrere Tage hindurch wohl genährt hätten.

Die rothe und grüne Farbe fand besonderen Anwerth, so wie feine Glasperlen mehr gesucht wurden, als große und schwere, selbst wenn letztere kostspieliger und schöner waren. Den Frauen schien nicht erlaubt zu sein,

am Tauschmarkt sich zu zeigen, und das mußte mancher von ihnen schwer genug fallen; aber häufig baten die Männer, bevor sie den Handel schlossen, sich mit den ausgewählten Sachen entfernen zu dürfen, indem sie ihren Tauschgegenstand als Pfand zurückließen, offenbar in der zarten Absicht, vorher den Rath und die Einwilligung ihrer Ehehälfte einzuholen. Aus diesem Grunde geschah es auch zuweilen, daß der erst gewählte Artikel gegen einen völlig verschiedenen umgewechselt wurde, oder der Tausch gar nicht zu Stande kam.

Die Frauen, welche wir später in den Hütten sahen, waren alle groß und kräftig gebaut, aber sehr häßlich und schienen meist frühzeitig gealtert. Ihre einzige Kleidung war ein breites Stück buntfarbiger Calico, das sie um die Lenden gewunden trugen. Auf den Unterschenkeln und im Gesichte waren sie tättowirt, in letzterem indeß nur mit einigen Querstrichen.

Die beiden Kisten mit Tauschartikeln, die wir mitgenommen hatten, waren bald zum größten Theil geleert, und nachdem die Matrosen schon Mühe fanden, die eingehandelten Provisionen in unserem kleinen Boote unterzubringen, so wurde beschlossen, den improvisirten Markt abzubrechen und mit unseren Schätzen an frischen Lebensmitteln nach Fáole zurückzukehren.[1]

Während dieser Tauschhandel stattfand, bemühten sich einige Expeditionsmitglieder, anthropometrische Messungen anzustellen und zugleich einige Notizen über dieses interessante Völkchen niederzuschreiben.

Die Hauptnahrung der Bewohner von Sikayana besteht in Fischen, Kokosnüssen, Taro und Pandanusfrüchten (dawa); nur zuweilen genießen

[1] Da es nicht uninteressant sein dürfte, das Werthverhältniß zu kennen, welches auf Sikayana zwischen europäischen Industrieerzeugnissen und einheimischen Natueproducten besteht, so lassen wir einige der wichtigsten Tauschäquivalente folgen:

Für	5 Pfund Kautabak	ein Schwein.
„	20 Fischangeln von Stahl	do.
„	5 Schnüre rothe Korallen	do.
„	5 Schnüre grüne und rothe Glasperlen	do.
„	5 Packete Nadeln und Zwirn	do.
„	10 Ellen Calico	do.
„	3 Fischangeln	10 Eier.
„	5 Fischangeln	2 Hühner.
„	10 Fischangeln	30 Stück Taro.
„	2 Packete Nadeln und Zwirn	do.
„	1 Packet alter Spielkarten	4 Hühner.

sie Schweinefleisch oder Hühner. Die Zucht von Schweinen und Hühnern geschieht hauptsächlich für den Verkehr mit fremden Schiffen, um sich dafür verschiedene Erzeugnisse der Civilisation zu verschaffen. Ihre Fischnetze verfertigen sie aus Baumrinde. Einige Webestühle, die sie besitzen, haben sie von Walfängern erhalten. Der Lendengürtel (schít), das einzige Kleidungsstück, welches sie tragen, ist ebenfalls aus Baumrinde verfertigt.

Stirbt der König, so wählen sie den ältesten unter ihnen zu seinem Nachfolger. Bei ihren Festen singen sie im Chor monotone Weisen und blasen aus Muscheln dazu.

Für ihre Todten malen sie ihr Gesicht mit dem Samen der Bixa orellana roth und tragen eine kapuzenähnliche Kopfbedeckung aus weißem Calico, die bis über die Achsel reicht. Ein Eingeborener, der einen ähnlichen Kopfputz trug, wagte nicht etwas zu verhandeln, noch dem Orte, wo der improvisirte Tauschmarkt stattfand, sich auch nur zu nähern, weil, wie er sagte, kürzlich erst ein Verwandter von ihm gestorben war. Im Allgemeinen erschienen uns die Einwohner von Sikayana als ein noch völlig urwüchsiges, sittliches und ehrliches Völkchen, und es betrübte uns beinahe, daß diesen braven Leuten die Segnungen des Christenthums vorenthalten bleiben sollten. Zu unserer großen Verwunderung erfuhren wir jedoch, daß sich die Eingeborenen der Niederlassung von Missionären irgend eines christlichen Bekenntnisses ernstlich widersetzten, weil, wie sie sagen, „den Missionären sodann all ihr Kai-kai, d. h. ihre Nahrung gehören würde". Es erinnerte uns diese naïve Antwort an eine ähnliche Wahrnehmung unter den Quiché-Indianern im Hochlande von Guatemala, in deren Sprache Missionär oder Pfarrer Ki-sol-re-le-ak-úch heißt, was auf deutsch so viel als „Aufesser aller Hühner" bedeutet. Und gleichwie jene moderne communistische Gemeinde in den Vereinigten Staaten, die Mormonen, einzelne Stände von ihrer Gemeinschaft auszuschließen bemüht ist, wie z. B. den Arzt, um sich Krankheiten, und den Advocaten, um sich Processe vom Leibe zu halten, eben so scheinen die Eingeborenen von Sikayana in ihrer Einfalt von dem Irrthume befangen, als sei ein Missionär, jener sittigende Arzt, nur dort erwünscht und wichtig, wo es bereits geistige und sittliche Uebel zu heilen giebt.

Europäische Spirituosen sind den Eingeborenen von Sikayana bisher wenig bekannt geworden. Wir sahen deren weder in irgend einer Hütte auf

der Insel, noch hat ein einziger Eingeborener jemals den Wunsch nach einer geistigen Flüssigkeit gegen uns geäußert. Selbst beim Tauschhandel, wo doch alles zur Sprache kam, wonach die Bewohner irgend ein Gelüste trugen, war niemals von geistigen Getränken auch nur mit einem Worte die Rede, während bisher alle wilden und halbwilden Völker, mit denen wir verkehrten, zuerst nach „Brandy“ fragten, und sogar nicht selten sich in berauschtem Zustande befanden. Daß man auf Sikayana noch keine Neigung zu Spirituosen hat, beweist allein schon den geringen Verkehr der Eingeborenen mit der Civilisation. In früheren Jahren wurde diese Gruppe zuweilen wegen ihres Reichthumes an Trepang von amerikanischen und englischen Kauffahrern besucht. Seitdem aber im Jahre 1845 ein einziger amerikanischer Capitän 250 chinesische Pikuls[1] und zwei Jahre später Capitän Cheyne im Laufe von 9 Monaten 265 Pikuls Trepang sammelte, ist die Ausbeute nicht mehr lohnend, und gegenwärtig vergehen zuweilen Jahre, ehe ein Schiff auf Sikayana anlegt.

Da diese wurmähnlichen Thiere,[2] welche im getrockneten Zustande in China und Japan ähnlich wie die Nester der Salanganschwalbe als kostbare Leckerbissen theuer bezahlt werden, einen bedeutenden Handelsartikel ausmachen und jährlich eine große Anzahl von Schiffen beschäftigen, so theilen wir einige Notizen über die sehr mühsame Zubereitungsweise des Trepang mit.

Von den vielen Trepang-Arten, welche an den Korallenriffen im pacifischen Ocean gefunden werden, giebt es nur zehn, die für den chinesischen Markt taugen und durch besondere Namen genau unterschieden sind. Da dieselben je nach ihrer Qualität einen Preis von 6 bis 35 Dollars per Pikul erzielen, so ist es eine Sache von großer Wichtigkeit, sich die besten Qualitäten zu verschaffen.

Die vier beliebtesten Sorten sind auf den chinesischen Märkten unter folgenden Namen bekannt: Bangkolungan, Kiskisan, Talipan und Munang, von denen jede ein anderes Aussehen hat, und in verschiedenen Tiefen an den Korallenriffen gefunden wird.

[1] Ein chinesischer Pikul = 133⅓ Pfund engl., während der holländische Pikul zu 125 holl. Pfunde (= 135.61 engl. Pfund) gerechnet wird.

[2] Von den Malayen Trepang, von den Chinesen hái-schin, von den Engländern biche de mar (bitch de mar), von den Franzosen biche de mer genannt. Von dieser Holothurien- oder Seegurkenart (Holothuria edulis) werden jährlich an 8000 Centner von den verschiedenen Südsee-Inseln nach China ausgeführt.

Bangkolungan ist, wenn gefangen, 11 bis 15 Zoll lang, von ovaler Form, am Rücken braun, am Bauche weiß, mit Kalk incrustirt, und mit einer Reihe von Wärzchen an jeder Seite. Diese Gattung ist hart, steif und besitzt kaum einige Fortbewegungsfähigkeiten, dagegen die willkürliche Ausdehnung und Zusammenziehung. Sie wird am innern Rande der Korallenriffe in einer Tiefe von 2 bis 10 Faden Wasser auf koralligem und sandigem Grunde gefunden und kann blos mittelst Tauchen erhalten werden. — Kiskisan ist 6 bis 12 Zoll lang, oval, völlig schwarz, am Rücken glatt, mit einem dunkelgrauen Bauche und einer Reihe Wärzchen an jeder Seite. Diese Gattung wird in seichtem Wasser gefunden, an den obersten Theilen der Korallenriffe und auf einem Grund von Korallen und Sand. — Talipan wechselt in der Länge von 9 Zoll bis 2 Fuß, und hat von allen Trepang-Arten das eigenthümlichste Aussehen. Diese Gattung wird an allen Theilen der Riffe gefunden, aber hauptsächlich in Tiefen von 2 bis 3 Faden Wasser. Sie ist von dunkelrother Farbe und kleiner wie die bereits erwähnten Sorten. Der ganze Rücken ist mit großen rothen Stacheln bedeckt, was dieselbe leicht von allen anderen Gattungen unterscheidet. Sie ist weicher als die schwarze Art, und schwieriger zu bereiten. — Munang ist oval, klein, ganz schwarz, glatt und mißt selten mehr als 8 Zoll in der Länge. Er hat weder Wärzchen noch andere Auswüchse, und wird in seichtem Wasser auf Korallenflächen, oft auch zwischen Seetang in der Nähe des Ufers gefunden. Diese Sorte ist es, welche die amerikanischen Schiffe hauptsächlich auf den Fitschi-Inseln gewinnen. Auf den chinesischen Märkten werthet der Pikul Munang 15 bis 25 Dollars. Außer diesen vier Hauptsorten giebt es noch mehrere mindere Qualitäten, wie z. B. Zapatos-China, Lowlowan, Balatiblanco, Matan, Hangenan und Zapatos grande.

Um die gefangenen Trepangsorten für den Handel zu bereiten, werden sie in einem großen eisernen Kessel in heißem Wasser fünf bis zehn Minuten lang gesotten und erst aus demselben herausgenommen, wenn sie wohl durchhitzt sind. Der aufgeschnittene Theil des Thierchens muß, wenn gut gekocht, eine bläuliche, amberähnliche Farbe haben und wie Kautschuk sich anfühlen.

Es bedarf einer gewissen Geschicklichkeit und Uebung, um Trepang gehörig zu sieden und gut zu trocknen. Während derselbe durch allzu große Hitze Blasen bekommt und porös wie Schwamm wird, verdirbt er andrerseits durch allzu geringe Hitze und wird vierundzwanzig Stunden nach dem

Sieden faul. In der Sonne getrockneter Trepang ist werthvoller als der über Holzfeuer getrocknete. Gleichwohl würde sich das erstere Verfahren bei einer ganzen Schiffsladung nicht lohnen, indem mindestens zwanzig Tage erforderlich sind, um Trepang an der Sonne zu trocknen, während mittelst Holzfeuer der nämliche Zweck in vier Tagen erreicht wird.

Im Ganzen ist das Verfahren, den Trepang gehörig zu bereiten, dermaßen schwierig, und erfordert eine so lange Erfahrung, daß es nur denjenigen, welche sich mehrere Jahre hindurch ausschließlich mit diesem Erwerb beschäftigen, gelingt, ein vollkommen günstiges Resultat zu erzielen. Dafür ist der Handel ungemein lohnend, und zahlreiche Schiffscapitäne haben es durch die Bereitung des Trepang für den chinesischen Markt binnen wenigen Jahren zu Reichthum und Ueberfluß gebracht.

Die Zeit, während unser Boot nach der Insel Fáole zurücksegelte, benützten wir noch, um ein kleines Wörterverzeichniß der Sprache der Bewohner der Stewarts-Gruppe zu beendigen, was uns auch mit dem letzten Ruderschlage, der unser schwer beladenes Boot nach Fáole zurückbrachte, wo die übrige Reisegesellschaft bereits mit Sehnsucht auf uns harrte, glücklich gelang. Wir bewunderten dabei die Ausdauer und das Auffassungsvermögen eines Eingeborenen, Namens Károsi, dessen Hülfe wir allein die Abfassung dieses interessanten Vocabulariums verdanken.

Nach einem kaum vierstündigen Aufenthalte auf der Insel kehrten wir gegen halb fünf Uhr Nachmittags wieder auf die Fregatte zurück und befanden uns bei Sonnenuntergang bereits unter Segel nach Sidney.[1]

Waren die Bewohner der Salomons-Gruppe die wildesten Menschen, mit denen wir auf der ganzen Reise zusammentrafen, so machten dagegen die biederen Bewohner von Sikayana auf uns den Eindruck des sittlichsten und friedlichsten Urvolkes, das wir kennen gelernt, und noch jetzt gehören die flüchtigen aber interessanten Stunden, welche wir unter diesen primitiven Menschen zubrachten, zu den eigenthümlichsten und wohlthuendsten Erinnerungen unserer Erdfahrt.

[1] Während dieses Besuches wurden am Bord der Fregatte, welche inzwischen in kleinen Gängen vor den Inseln kreuzte, von 50 zu 50 Faden gegen 200 Temperatur-Messungen des Wassers vorgenommen. Die Absicht, Tieflothungen auszuführen, scheiterte an der Unbeständigkeit des Wetters, indem sich beständig Böen bildeten und der drohende Zustand des Himmels nicht gestattete, ein Boot in See zu verwenden. Indeß wurde bis auf eine Entfernung von 400 Klaftern vom Riff mit 200 Faden (1000 Fuß) Lothlein kein Grund erreicht.



Ein frischer Wind führte uns in der Nacht auf den 18. October rasch gegen Süden, aber bald traten wieder Böen[1] und Windstille ein, und wir lagen am 19. und 20. October fünfzehn Seemeilen östlich von der auf den Karten als Sesarga oder Contrariété bezeichneten Insel[2] (9° 49' südl. Br. 162° 13' öst. L.) im Norden von San Cristoval festgebannt. Wir mochten uns nun selbst überzeugen, daß jene Insel ganz unrichtig mit der, von Pedro de Ortega im Jahre 1567 gesehenen Insel von runder Form, mit einem hohen, beständig Rauch und Dampf ausstoßenden Feuerberg in ihrer Mitte, identificirt wurde. Die Contrariété-Insel präsentirte sich uns, vom Bord der Fregatte aus, als ein mäßiger, höchstens 800 Fuß hoher, waldiger langgestreckter Bergrücken, während einige der 3000 bis 4000 Fuß hohen Gipfel der Insel San Cristoval ganz die Formen vulcanischer Kegelberge zeigten; namentlich war dies bei einem äußerst regelmäßigen Kegel von circa 2000 Fuß Höhe der Fall, welcher sich unmittelbar bei Cap Surville erhebt. Und es hat fast die Ansicht Burney's die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, daß der 8000 Fuß hohe Lammat-Berg auf Guadalcanar (9° 50' südl. Br. und 160° 20' östl. L.) Ortega's Sesarga sei.

Erst am 21. October vermochten wir Cap Surville zu passiren. Es waren nun nach Seemannssprache auch die Salomons-Inseln „gelegt", und wir durften auf einen baldigen Schluß der bis dahin überaus langsamen und ungünstigen Fahrt hoffen. Einen Monat lang hatten wir uns nördlich von den Salomons-Inseln vergeblich nach frischer Brise gesehnt und jetzt blies mit einem Male der Südostpassat so kräftig, daß die Fregatte nur mit verminderten Segeln ihren Curs gegen Süden, scharf am Winde, zu verfolgen im Stande war und sich mühsam durch die hohe See, welche die steife Brise uns entgegenwälzte, hindurch arbeiten mußte. Am 25. und 26. October wuchs der Südost zu wahrer Sturmesstärke an; wir fuhren mit doppelt gereeften Marssegeln und fast schien es, daß sich das Ende der Reise eben so stürmisch gestalten wolle, als ihr Anfang in den chinesischen Gewässern. Die Wände des Schiffskörpers knisterten und krachten, als wollte derselbe in tausend Stücke zerbrechen, und das Pfeifen und Sausen des

[1] Die Menge des in diesen Gegenden fallenden Regens grenzt ans Unglaubliche. Während einer Böe aus Nordwest betrug die Regenmenge binnen fünf Stunden beinahe 3 Zoll, während die Höhe der ein ganzes Jahr hindurch fallenden Regenmenge zusammenaddirt, z. B. in Wien nur 16½ Zoll beträgt.

[2] Von den Eingeborenen Ulakua genannt.

Windes, das Toben und Brausen der See, das heftige Anschlagen der gewaltigen Wellen an die Bordwand, ließen auch die „Non combattants", wie man die, nicht zur gewöhnlichen Bemannung gehörigen Passagiere am Bord eines Kriegsschiffes zu nennen pflegt, Tag und Nacht zu keiner Ruhe kommen. Um das Unheimliche der Lage zu vermehren, ereignete es sich, daß die Fregatte ungewöhnlich viel Wasser zog, so daß dasselbe vorn im Raume, in einem verhältnißmäßig zwar kleinen Theile desselben, im Laufe von vier Stunden eine Höhe von fünfzig Zoll erreichte. Man vermuthete, daß während des Teifuns im chinesischen Meere einige Kupferplatten vom Schiffsbeschlag verloren gegangen waren, und das Wasser durch einen Sprung in einer Außenplanke eindrang, konnte aber den eigentlichen lecken Punkt trotz der genauesten Untersuchung nicht entdecken. Jedenfalls befand sich derselbe an oder oberhalb der Wasserlinie, indem bei hochgehender See, oder wenn die Fregatte stampfte, mehr Wasser sich sammelte. Wir waren dadurch gezwungen, vom ursprünglichen Curse auf der freien Fahrstraße längs der Westküste von Neu-Caledonien abzufallen, und durch das mit Riffen übersäete Korallenmeer zwischen Neu-Caledonien und „Sandy-Cape" an der Küste von Australien zu steuern, indem auf dieser, allerdings sehr gefährlichen Fahrt wenigstens ruhigere See und günstigerer Wind getroffen werden mochte. Indessen wurden alle, während des Segelns möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um eine Vergrößerung des Leckes zu verhindern, und Segel bereit gehalten, um im Nothfalle die Fregatte damit an der leckvermutheten Stelle von außen umgürten zu lassen.

Am 28. October hatten wir das große hufeisenförmige Bampton-Riff in Sicht erwartet. Aber von der Mastspitze aus war nirgends eine Brandung zu entdecken, und nur das ruhige Wasser, in welches wir mit Einem Male kamen, war ein deutlicher Beweis, daß das Riff existire und wir uns im Lee desselben befanden. Die Position ist auf den Karten so verschieden verzeichnet, daß, während wir uns nach der einen Karte gerade auf dem Riffe selbst befinden mußten, nach einer zweiten dasselbe vier, und nach einer dritten vierzehn Seemeilen östlich vor uns lag. Die Angabe der letzteren Karte scheint die richtigste; denn auf vier Meilen hätte man die Brandung vom Maste aus sehen müssen, während dies auf vierzehn Meilen unmöglich war.

Am 30. October hatten wir die Breite von Sandy-Cape passirt und konnten nun im freien Meere gerade auf Sidney, die Hauptstadt der

Colonie Neu-Südwales (sprich: Wäls) in Australien lossteuern. Am selben Tage durchschnitten wir auch den südlichen Wendekreis. Die Temperatur der Luft, von den Salomons-Inseln weg in fortwährendem Fallen, betrug jetzt, auf 28° südl. Br., nur mehr 18° C., so daß die Tuchkleider wieder hervorgeholt wurden.

Zehn Monate hatten wir in den Tropen, in den heißesten Meeren der Erde zugebracht, und es war uns jetzt, an einem heiteren lieblichen Novembermorgen in der südlichen Hemisphäre zu Muthe, wie an einem herrlichen Frühlingstage in der Heimat. Am 4. November kam zuerst die australische Küste bei Smoky-Cape in Sicht, ein frischer Ostwind schwellte alle Segel und mit 10 Meilen Fahrt in der Stunde näherten wir uns rasch dem nächsten Reiseziel. Am 5. November gegen zwei Uhr Mittags wurde das wenig erhöhte Land bei Port Jackson sichtbar; wir segelten in der berechneten Zeit gerade auf den Hafen zu, so daß unsere Chronometer eine gute Probe abgelegt hatten. Die Küste ist im Allgemeinen ziemlich niedrig und gleichförmig, doch erkennt man bald die Einfahrt in den Hafen an dem senkrecht abfallenden Nordcap, wo wir auch einen Piloten fanden und an Bord nahmen. Den etwa 420 Fuß über dem Wasserspiegel sich erhebenden Leuchtthurm erblickt man vom Deck einer Fregatte bereits in einer Entfernung von 15 Meilen. Wir hatten auf der ganzen Reise nur ein einziges Schiff gesehen, einen amerikanischen Klipper bei den Mariannen, und waren namentlich überrascht, auch vor Port Jackson nirgends ein Segel zu entdecken. Erst als wir uns schon dicht vor der Einfahrt befanden, bemerkten wir einige Dampfer und kleine Fahrzeuge, die sich unmittelbar an der Küste hielten. Um sechs Uhr Abends wurden in der Nähe von Garden-Eiland, nach einer 83tägigen Seefahrt, während welcher wir 5930 Seemeilen zurückgelegt hatten, in dem großartigen Port Jackson,[1] im Nordosten der Stadt Sidney die Anker geworfen. Wir waren glücklich im fünften Erdtheil angekommen! —

Ein Jahr war bereits seit unserem Aufenthalte auf Sikayana verschwunden, als plötzlich, wie ein Donnerschlag aus wolkenloser Höhe, die

[1] Die große Menge leerer Flaschen, welche man im Hafen von Sidney herumschwimmen sieht, sind, wie man uns sagte, keine zufällige Erscheinung. Sie rühren von bekehrungseifrigen Missionären her, welche dieselben mit religiösen Tractätchen vollstopfen, sodann wohl verkorken und ins Wasser werfen, damit ihre Lehren auch zur schwimmenden Menschheit dringen mögen.

Anklage von Grausamkeiten in die Oeffentlichkeit drang, welche sich die Mannschaft der Novara auf den Stewarts-Inseln habe zu schulden kommen lassen. Das Gerücht, von böswilliger Hand zuerst im Sydney-Herald veröffentlicht, fand rasch Verbreitung, und ohne viel Bedenken über die Wahrheit desselben, wurde es von dem österreichfeindlichen Theile der ausländischen Presse mit Hast ergriffen und mit Freude benützt, um als Anlaß zu den schimpflichsten, schamlosesten Ausfällen nicht blos auf die Novara-Expedition, sondern auf ganz Oesterreich und die österreichische Regierung zu dienen. Ja man ging so weit zu behaupten, mehrere unserer Matrosen hätten nicht nur die armen Eingeborenen auf der einsamen Koralleninsel ihres Eigenthums ohne Ersatz gewaltthätig beraubt, sondern sogar, zum großen Ekel der Insulaner, die Schweine vor deren Augen geviertheilt und gleich im rohen Zustande verzehrt!

Wir erwähnen dieses Vorfalles nicht, um die Mitglieder der Novara-Expedition gegen jene aus Gehässigkeit, Lüge und Neid zusammengebackene Anklage zu vertheidigen, welche bereits längst durch Sidney-Blätter selbst entkräftet wurde,[1] sondern um zu zeigen, wie wenig noch unser Oesterreich in jenen überseeischen Ländern und Staaten gekannt und geachtet ist. Nimmer würde man ohne ernste, triftige Veranlassung es wagen, Engländer, Amerikaner oder Franzosen eines solchen schweren Vergehens zu beschuldigen und gleichsam des Raubes anzuklagen. Denn diese Nationen sind in allen Theilen der Erde durch ihre Consuln vertreten und wissen sich durch das zeitweilige Erscheinen einer imposanten Kriegsmacht Achtung und Ansehen zu verschaffen. Und aus diesem Grunde glauben wir fast, daß das eben erzählte Ereigniß vielleicht die entgegengesetzte Wirkung von der beabsichtigten haben, und anstatt zur Schmähung und Verunglimpfung, gerade zur Hebung des Ansehens des österreichischen Namens beitragen werde. Denn immer dringlicher stellt sich die Nothwendigkeit einer mächtigen Vertretung in überseeischen Ländern heraus, immer klarer tritt eine der schönsten

[1] Die glänzendste Genugthuung war die tiefe Entrüstung, welche diese verläumderisch-böswillige Anklage bei Allen hervorrief, die mit den Mitgliedern der Expedition während ihres Aufenthaltes in Sidney in Verkehr standen. Sowohl Engländer als Deutsche zeigten die wärmste Theilnahme für die so unverdient Geschmähten; besonders der preußische Consul, Herr W. Kirchner, so wie der Redacteur der deutschen Zeitung in Sidney, Herr J. Degotardi, ein geborener Gratzer, ließen es nicht an öffentlichen Erwiederungen fehlen und nahmen die Abwesenden auf dankenswertheste Weise gegen jene gemeinen Anfeindungen in Schutz.

Aufgaben der kaiserlichen Kriegsmarine hervor: die materiellen und geistigen Interessen des eigenen, wie des gemeinsamen deutschen Vaterlandes in allen Theilen der Erde zu schützen und zu fördern! Und wenn einmal die österreichische Flagge nicht mehr blos als Unbekannte oder Gast, sondern regelmäßig und dauernd an den fernsten Gestaden weht, dann wird auch die österreichische und mit ihr die ganze deutsche Nation jene achtunggebietende Stellung in der großen Völkerfamilie einnehmen, welche ihr vermöge ihrer Intelligenz, ihrer Tüchtigkeit, ihres redlichen Strebens und ihres Einflusses auf die Culturgeschichte der Menschheit gebührt! —



Canoe mit Auslegern der Eingeboerenen von Sikayana.

Ende des zweiten Bandes.

Beilagen.

Beilage I.

Verzeichniß

derjenigen Punkte des Nikobaren-Archipels, deren geographische Position durch die Novara-Expedition bestimmt wurde.

Beobachtungsort	Breite	östliche Länge von Greenwich
Sáui-Bucht	9° 14′ 8″ N.	92° 44′ 46″
Komios-Bucht	9° 7′ 32″ „	92° 43′ 12″
Morrock-Bai	8° 32′ 30″ „	93° 34′ 10″
Kauláha	8° 2′ 10″ „	93° 29′ 40″
Kondúl	7° 12′ 17″ „	93° 39′ 57″
Galathea-Bucht	6° 48′ 26″ „	93° 49′ 54″

Eine auf dem Beobachtungspunkte in Sáui sorgfältig gemessene Mond-Jupiter-Distanz ergab: Länge 6^h 11^m 2^s oder 92° 15.5′ Ost.

Beilage II.

Wörterverzeichniß

(nach Galatin's System)

der Sprachen der Eingeborenen des Nikobaren-Archipels.[1]

Gegenstand	Kar-Nikobar (Pub der Eingeborenen). Nördlichste Insel. 9° 10' nördl. Br. 92° 36' östl. L.	Mittlere Gruppe, umfassend die Inseln: Nangkauri, Kamorta, Pulo Milú, Kondúl u. Klein-Nikobar.	Malayisch der Eingeborenen von Pulo Pináng. 5° 25' nördl. Br. 100° 21' östl. L.
Gott	—	—	—
böser Geist	—	iwi	hontú
Mensch, Mann	kigonje	báhju	orang
Volk	tarik	—	—
Weib	kigána	angána	purampúan
altes Weib	—	angana-umiáha	—
Knabe	lúenda	kaniúm	buda-kitschí
erwachsener Jüngling	maréngla	ilúh	—
Mädchen	niá-kukána	kaniúm-angána	buda-purampúan
Kind	niá	pon	ana-kitschi
Vater	jong	tschía	bápa
mein Vater	jong-tiú	—	—
Mutter	kamioján	tschía-angána	ma, mák
Ehemann	jong-niá	angónje	tschandán
Ehefrau	kamioján	gan	tschandán-purampúan
schwangere Frau	—	kumhúis	
Sohn	kúan	góan oder ilúh	ana-tschandán

[1] In der Orthographie der Worte ist die deutsche Aussprache zur Norm genommen, die Silbe, worauf der Ton fällt, wurde mit einem Accent bezeichnet.

Gegenstand	Kar-Nikobar (Puh der Eingeborenen). Nördlichste Insel. 9° 10' nördl. Br. 92° 36' östl. L.	Mittlere Gruppe, umfassend die Inseln: Naugkauri, Kamorta, Pulo Milú, Kondúl u. Klein-Nikobar.	Malayisch der Eingeborenen von Pulo Pináng. 5° 25' nördl. Br. 100° 21' östl. L.
Tochter	kúan	kaniúm-angána	ana-puram-púan
Bruder	kanán-kesána	tscháo	abán
Schwester	kanána	tscháo-angána	kaká
Kopf	kúi	góch	kapalá
Haar	kuiá	jógh	ramút
Gesicht	gúa	matscháka	muká
Stirn	mal	lál	dái
Ohr	nang	nang	telenga
Ohrgehänge der Eingeborenen	nang	itiéi	—
Auge	mat	oal-mát	mattá
Augenbrauen	—	ok-mát	—
Nase	elmé	moáh	idóng
Nasenlöcher	—	ol-moáh	lo bang-idóng
Kinn	—	enkóin	dagú
Wange		tapóah	pipi
Brust	—	alendája	dáda
Kehlkopf		ungnóka	kronkóngan
Waden		kanmoána	jantong-bútis
Mund	minú	manóing	mulót
Zunge	litág	kaletág	lidá
Zahn	kanáp	kunáp	gigí
Bart	máin-kúa	inhóing	bulo-báo
Nacken	likún	unlóngha	tinkó
Hals	likún	nulóngha	tinkó
Arm	kel	koál	langán
Hand	kunti	oktái	tangán
die flache Hand	—	oal-tái	—
Finger	häng	kani-tái	tschari
Nagel	kinsó	kaischúa	kukú
Körper	aláha	okáha	badán

Gegenstand	Kar-Nikobar (Puh der Eingeborenen). Nördlichste Insel. 9° 10′ nördl. Br. 92° 36′ östl. L.	Mittlere Gruppe, umfassend die Inseln Nangkauri, Kamorta, Pulo Milú, Kondúl u. Klein-Nikobar.	Malayisch der Eingeborenen von Pulo Pinang. 5° 25′ nördl. Br. 100° 21′ östl. L.
Bauch	áik	wuiáng	barút
Nabel	—	fón	busát
Schenkel	kaldrán	buló	pahá
Fuß	eldrán	lah	tapa-kakí
Zehen	kundrán	kanéch-lah oder ok-lah	dalugnu-kakí
Bein, Knochen	tangáe	ung-éjing	tuláng
Haut	—	ihé	kulít
Knie	—	kochanoáng	lutót
Herz	fancíula	kiójen	hangát
Blut	mahám	wuáh	dará
Dorf	panám	mattái	kampong
Häuptling	máh	umiáh-mattái	capitan, capitan-kampong
Krieger	hól	—	tumóh
Freund	muwí	jól	bái, bánia-bái
Freundschaft	hóldra	—	—
Haus, Hütte	patí	njí	rumá
Kessel	tzitúm	punhágua	balanga, panél
Pfeil	alindräng	bél	ana-paná
Bogen	lindräng	dóna	paná
Hacke, Axt	haniäng	enlóin	kapá
Flinte	—	hindél	sanapáng
Kanone	—	hin-wáu	mariám
schießen	—	hadíl	pasang-búdil
Messer	surita	kahánáp	pisóh
Canoe, Boot	ap	düéh	sampán
rudern	—	duende-dol-düéh	—
Schuhe	kundróka	zapatos (Corrupt. d. Portugies.)	kasút, supátu
Brot	pekó	puáng (Corrupt. d. Port. pan)	rotí

Gegenstand	Kar-Nikobar (Buh der Eingeborenen). Nördlichste Insel. 9° 10' nördl. Br. 92° 36' östl. L.	Mittlere Gruppe, umfassend die Inseln. Nangkauri, Kamorta, Pulo Milú, Kondúl u. Klein-Nikobar.	Malayisch der Eingeborenen von Pulo Pináng. 5° 25' nördl. Br. 100° 21' östl. L.
Pfeife	ripa	tanóp	hundtschúe
rauchen		top-umhói	asap
Tabak	tobaccó	umhói	tumbáko
Tabaksbüchse aus Bambus	uráug		—
Himmel	haliäng	oal-galahája	langit
Sonne	tawné	häng	matahari
Mond	tschingát	kahaé	bulán
Vollmond	sohó		—
Sterne	tanusamát	schokmaléitscha	bintang
Tag	tahéi	häng	hari
heute	tasakam-tahéi		—
Licht	hát	häng	tsará
Nacht	átam	hatám	malám
Finsterniß	sangúla	dutschúl	bania-galáp
der Morgen	huréi	hagéi	pagí
Uebermorgen	—	tschaiesláng	hiso-pagi-pagi
Abend	haráp	ladiéje	patang
Sommer (d. i. trocken, schöne Zeit)	talák	koi-kapá (Nordostmonsun)	pulan-nám
Winter (d. i. Regenzeit)	kúmra	sohóng (Südwestmonsun)	barát
Wind	kufót	hásch	angin
Blitz	nieinúka	máit	kilát
Donner	kunróka	komtúgna	guróh
Regen	kúmra	améh	usáu
Wolken	talúl	galahája	awáu
Osten	—	hasch-füle	tímor
Westen	—	hasch-soháng	barát
Süden	—	hasch-láchna	slatán
Norden	—	hasch-kapá	utára
Feuer	tamóia	hiója	ápi

Gegenstand	Kar-Nikobar (Puh der Eingeborenen). Nördlichste Insel. 9° 10' nördl. Br. 92° 36' östl. L.	Mittlere Gruppe, umfassend die Inseln: Nangkauri, Kamorta, Pulo Milú, Kondúl u. Klein-Nikobar.	Malayisch der Eingeborenen von Pulo Pinang. 5° 25' nördl. Br. 100° 21' östl. L.
mit Bambus Feuer machen	kiséit	—	—
Wasser	mak	dák	ajèr
Salzwasser	—	kamaléh	aja-massín
Sand	tumlát	píet	pasír
Erde, Land	panám	oal-mattái	kampong
Meer	mái	oal-kamaléh	aja-massín
Fluth	—	hejáu	ajèr-báh
Ebbe	—	tschóh	surút
Fluß	tit-mak	hiajarák	sungué
Thal	—	alhodá	lémbah
Hügel	jógle	kohindjúan	bugét (bukít)
Berg, Wald	kutschión	—	bugét-bassá
Insel	panám, pulgna	pulgna, mattái	púlo
Stein, Fels	chóng	mangáh	batú
Messing	mas	kalahéi	tamagá
Eisen	wert	kadáo	basí (busí)
Baum	kaha-tschión	koy-unjíha	atas-kajú
Holz	tschión	umnóit	kajú
Blatt	drói-tschión	da-unjíha	daéin-kajú
Rinde	uk-tschión	ok-unjiha	kule-kajú
Gras	kéi-op	ubjúab	rumbót
Fleisch (am menschlichen Körper)	aláha	—	—
Fleisch im Allgem.	kiriní	okaúha	kulét
Schweinfleisch	naún	—	—
Papagei	sakáha	katók	buron-baján nóri, kastúri
Maina-Vogel (Gracula indicus)	katschaláo	sitschúa	buron-tión
Kokospalme	kahataúka	uijáu	nión

Gegenstand	Kar-Nikobar (Puh der Eingeborenen). Nördlichste Insel. 9° 10' nördl. Br. 92° 36' östl. L.	Mittlere Gruppe, umfassend die Inseln: Nangkauri, Kamorta, Pulo Milú, Kondúl u. Klein-Nikobar.	Malayisch der Eingeborenen von Pulo Pináng. 5° 25' nördl. Br. 100° 21' östl. L.
grüne Kokosnuß	taúka	njáu	nión-mudá
alte Kokosnuß	tuwuéka	gnoát	massá
Banane	taniúnga	hibúh	pisang
Zuckerrohr	lamúa	—	túbu
Yamswurzel	taúla / takenia		úbi-búnggala
süße Kartoffel	toltatschióng		kuntang, / ubi-búnggala
Ananas		tschudú	ananas
Carica Papaya	popáy	popáy	papáya
Pandanus		laróhm	—
Palmenwein (toddy)		doágh	túak
Palmenwein ausheben		senoch-doágh	
Schwein		nót	babi
Affe	ointschí	duéin, kéin	gráh
Hund	áhm	áhm	antsching
Hahn	hayám	kamúe-kóep	ajam-tschantán
Henne	kúan-hayám	kon-kamúe / tschi-kamúe	ajam-butina
Ratte	komét	—	tíkus
Katze	kumeáo	—	kutsching
Schlange	pétsch	páitje, tulán	uláh
Vogel	tschi aitschón	sitschúa	burón
Ei, im Allgemeinen	úha	húija	tulo
Hühnerei	—	húija-kamúe	tulo-ajám
Taube	makúka	mumúh	pregám / murpáti
Fisch	káh	gah	ikán
Papier	—	léiberi	kúrtas

Gegenstand	Kar-Nikobar (Pub der Eingeborenen). Nördlichste Insel. 9° 10' nördl. Br. 92° 36' östl. L.	Mittlere Gruppe, umfassend die Inseln: Nangkauri, Kamorta, Pulo Milú, Kondúl u. Klein-Nikobar.	Malayisch der Eingeborenen von Pulo Pinang. 5° 25' nördl. Br. 100° 21' östl. L.
Bleistift	—	anet-léiberi	halam-tímah
Schlüssel	—	tenuán	anak-kúntschi
Kette	—	maláo	rantík
weiß	tesó	ténjia	puté
schwarz	turing	óil	itám
schwarzes Kleid	—	loehm-óil	—
roth	sakalát	ák	méra
blau	turing	tschungóa	kalabú
dunkelblau	turing	—	—
lichtblau	tatúka	—	—
gelb	tangáo	láom	kuning
grün	faiál	tschungóa	itschó
groß	maróle	kadú	loás
klein	kijilóng	umpéitsche	kitschí
stark	takale-aláh	koáng	prát
alt	máh	bumúasche, umiáha	túa
jung	nié	ilúh	mudá
gut	talák	lapó	bagús
schlecht	atlák	hadlapá	tabái
hübsch	taláka-kúa	lapóa	bái
sehr hübsch	—	ilote-lapóa	bánia-bái
häßlich	atláka-kúa	júh	hang
lebendig	atkápa	áhn	diá
todt	kúpa	kapá	mattí
kalt	lijít	kaé	sitschú
warm	wuáng oder wéi-lon	kiójan	hang-át
ich	tiúa	tiúa	sajá
du	méh	muéh	ang
er	kna	áhn	diá

Gegenstand	Kar-Nikobar (Buch der Eingeborenen). Nördlichste Insel. 9° 10' nördl. Br. 92° 36' östl. L.	Mittlere Gruppe, umfassend die Inseln: Nangkauri, Kamorta, Pulo Milú, Kondúl u. Klein-Nikobar.	Malayisch der Eingeborenen von Pulo Pináng. 5° 25' nördl. Br. 100° 21' östl. L.
wir	—	tiói	kita, kámi
ihr	—	ifoé	angkáu
sie	—	ifoé-baju-umtólım	dia-orang oder marikaítu
dieses	iné	néae oder nina	sini, ini
jenes	umú	anáe	sitú
alle, alles	róchere	umtóhm	samuá
viele, vieles	marónga	utóhatsche	baniá, baniák
wer?	akia?	tschi?	sapai? (siápa)
wer ist er?	—	tschik-áhn?	—
nahe	raéta	meéhoa	dakát
ferne	—	hói	tschaó
sehr weit	—	hói-kah	—
heute	tahéi	lenhäng	arini, harí
gestern	wahé	mandiój	kumarin (klamarin)
morgen	huréik	hakéi	híso (bisok)
ja	hoán	aón	ijá
nein	draháwa	uát	tidá
eins	häng	heáng	satú
zwei	anát	áh	duá
drei	lueh	lóeh	tíga
vier	fön	fuán	umpát
fünf	tanéi	tanéi	líma
sechs	tafúl	tafúel	njam
sieben	sat	ischiát	tutschó
acht	háware	oenfoán	lapán
neun	matiútare	héang-hata	sambilán
zehn	som	som	sibuló
elf	kaúk-sien	som-héang	sebelás
zwölf	ah-sien	som-áh	duabelás
dreizehn	luéh-sien	som-lóeh	tíga-belás

Gegenstand	Kar-Nikobar (Bud der Eingeborenen). Nördlichste Insel. 9° 10' nördl. Br. 92° 36' östl. L.	Mittlere Gruppe, umfassend die Inseln: Nangkauri, Kamorta, Pulo Milú, Kondúl u. Klein-Nikobar.	Malayisch der Eingeborenen von Pulo Pináng. 5° 25' nördl. Br. 100° 21' östl. L.
zwanzig	kaúk-matiáma	häng-umtschóma	dua-puló
ein und zwanzig	kaúk-matiama-häng	häng-umtschoma-heang	dua-puló-satú
zwei und zwanzig	kaúk-matiama-anát	häng-umtschóma-ah	dua-puló-duá
dreißig	luéh-kaniü	häng-umtschóma-tóktay	tíga-puló
vierzig	fön-kaniü	áhm-umtschóma	ampát-puló
fünfzig	tanéi-kaniü	ahm-umtschóma-tóktay	lima-puló
sechzig	tafúl-kaniü	lueh-umtschóma	njám-puló
hundert	häng-ohn	som-umtschóma	saratus
tausend	sóm-óhn	—	siribú
essen	niá	náok	makán
Einer der ißt	—	ug-náok	—
trinken	kön	táup	minúng
Einer der trinkt	—	ug-táup	—
laufen	kayän	dián	larí
tanzen	küliám	katáoga	máen, murari
gehen	kirángare	tschúh	bigí
langsam gehen	át-kayän	—	—
singen	tingóka	aekáscha	magnáni
schlafen	lúm	itéak	tidó
sprechen	róa	ollióla	sakáp
sehen	múak	hadáh, ug-hadáh	téngo
lieben	hanganlón	sujónghién	bánia-kesien
tödten	sap	urrí	botón, bunóh
sich schneiden, verwunden	—	ottáh	—
sitzen	rát	katö	dudó
sich niedersetzen	—	búja	—
stehen	talán	okschíaga	badlrí

Gegenstand	Kar-Nikobar (Puh der Eingeborenen). Nördlichste Insel. 9° 10' nördl. Br. 92° 36' östl. L.	Mittlere Gruppe, umfassend die Inseln: Nangkauri. Kamorta, Pulo Milú, Kondúl u. Klein-Nikobar.	Malayisch der Eingeborenen von Pulo Pinang. 5° 25' nördl. Br. 100° 21' östl. L.
kommen	jíhi	káetere	marí
gähnen	—	häng-áp	mungwáp
lachen	—	ití	turtáwa
weinen	—	tíum	munángis
einheimisches Saiten-Instrument	—	dänang	—
Arecanuß	tissáh	hijáh	pinang
Korallen-Kalk	sunám	schón	kapur
Betelblatt	kuránia	hakéi, aréh	sirí
Schildkröte	káp	—	kulet-kará
Fliege	inluéi	júeh	lapát
Mosquito	musóka	mihója	njamó
Feder (Bleistift)	kanuitsch	anet léiberi	kalám
Flügel	—	danóen	saját
Name	mináni	lérme	namá
wie ist Ihr Name?	—	kin-lérme?	apa-namá
Gewehr	hinwót	hindél	budíl
Kuhpocken	mallók	—	tscha-tschar,
(Varicelli)	—	—	katum-bohán
ein Weißer	isohokúa	báhju-tatän-hamát	orang-buté
ein Malaye, gelber Mensch	—	kolog-hamát	orang-méra
der schwarze Mensch	—	taóln-hamát	orang-itám
Reise	—	johatéha	blajár
Doctor	manlúena	manlúena	bomó
Honig	—	—	lapá
Flöte	—	hinhél	bangsí

Beilage III.

Wörterverzeichniß

(nach Galatin's System)

der Sprachen der Eingeborenen der Inseln Puynipet (Karolinen-Archipel) und Sikayana (Stewarts-Gruppe).

Gegenstand	Puynipet 6° 48' nördl. Br. 158° 14' östl. L.	Sikayana 8° 24' 24'' südl. Br. 163° östl. L.	Gegenstand	Puynipet 6° 48' nördl. Br. 158° 14' östl. L.	Sikayana 8° 24' 24'' südl. Br. 163° östl. L.
Mensch, Mann	ulín	tanáta	Ohr	—	káutalina
Mannskleidung	koál	—	Auge	—	karimata
Menschen, Volk	aramás	—	Nase	—	kái-júsu
Weib	li	fafíne	Mund	—	moájesu
Frauenkleid	li-kuti	—	Zunge	—	áledo
Knabe	tschirri-	tamali-	Zahn	—	nítscho
	máun	kiriki	Bart	—	bábai
Mädchen	tschirripéin	tama-fíne	Nacken	—	teúwa
Vater	paba	tamána	Arm	—	límah
Mutter	nono	tinána	Hand, Finger	—	motikáo
Ehemann	—	tiluitánata			
Ehefrau	boút	tama	Nagel	—	pádde
Sohn	—	aríki	Körper	—	fuáitino
Bruder	riéje	táina	Bauch	—	manáwa
Schwester	riéje-li	káwe	Schenkel	—	kunawái
Arbeiter	aramás a-	—	Fuß	—	sapuwái
(Sclave)	mal		Zehen	—	motikáo-wái
Kopf	—	debosóulu	Bein, Knochen	—	téiwi
Haar	—	ládu	Herz	—	wagga-
Gesicht	—	lofímáta			wagga
Stirn	—	móa-lái	Blut	—	tóto

Gegenstand	Pupnipet	Sikayana
Dorf	—	takáina
Häuptling	tschobiti	alikí
großer Häuptling	tschobiti-lappilap	—
ein König	nanamaríki	—
Minister	nanikan	—
Krieger	—	patua
Freund	—	tosóah
Haus, Hütte	nanúm	tamafáli
Pfeil Bogen	katschin-kotén	—
Muskete	kotschák	—
Kanone	kotschák-lappilap	—
Speer	kotéu	—
Säge	ratsch-a-ratsch	—
Messer	kaput	neif (Corrupt. des engl. knife)
junger Bambus	aleck	—
Kokospalme	erríng	niú
alte Kokosnuß	erríng	mata-sili
junge "	péin	kamátu
Jams	kaáp	—
Gelbwurz	katschin-jong	—
Zuckerrohr	katschin-tschú	—
Brotfrucht	mahi	—
Banane	út	—
Ingwer	gunapella	—
Nahrung	munga	—
Tau	scháal	—

Gegenstand	Pupnipet	Sikayana
Koralle	paína	—
Riff	mát	—
Schiffsmast	kow	—
Schiff	tschób	—
Großsegel	tscherrik	—
Kanonenboot	wuár	wakka
großes Schiff	—	wakka-wakka
geh, hole mir ein Canoe	kowa-gola-wata-ny-wuár	—
kleines Canoe	wuar-ma-digedig	—
Kriegs-Canoe	wuar-ma-lút	—
Schuhe	—	takka
Brot	—	papay (von Papaya)
Pfeife	pípo	míti-míti
Tabak	—	tobacco
Rauch	atí-niéje	—
Himmel	—	telán
Sonne	katerpin	teláh
die Sonne brennt (wörtl. die Sonne ist böse)	katerpin-ban-karakara	—
Mond	tschovna-búng	maláma
Sterne	utschú	fatú
Tag	—	trasonéi
Licht	—	taijáo
Nacht	bong	tepóh
Finsterniß	—	poúri-táu
Morgen	raán	tapa-táijáo

Gegenstand	Puynipet	Sikayana
Abend (kleine Nacht)	—	afi-afi
Wind	katschi niáng	—
Blitz	—	wuíla
Donner	—	mána
Regen	katow	tamaki-téuwa
der Regen naht	katow-ban-koto	—
Korb	kiám	—
destillirter Spiritus	Jako-in-wái	—
Feuer	katschiniéje	áfi
Wasser	piil	wuái
heißes Wasser (oder Thee)	piil-kara-kara	—
Erde, Land	tschaáp	fanúa
Meer	nantschít	wuái-tái
Berg	—	faka-maúna
Insel	—	tama-fanúa
Stein, Fels	táki	fátu
Sand	píg	—
Eisen	—	kíla
Baum, Holz	túi oder túka	lágáu
Sandelholz	túka-pomow	—
Trepang	menika	—
rother Trepang	lekapasina, menika-waitata	—
mindere Sorte	lognan	
beste Sorte	meín	—
schwarze Sorte	matap	—

Gegenstand	Puynipet	Sikayana
gesprengter Trepang	penapen	—
Perlauster	pái	—
Fleisch	—	teího
Menschenfleisch	—	takíri
Hund	—	kurih
Schwein (Corrupt. des engl. pig)	piig	—
Vogel	—	luppi
Ei	—	tafúa
Taube	múri	—
Haushuhn	malík	—
Fisch	maám	íka
Narr	bui-buí	—
Hut	tschorúp	—
Meißel	tschíla	—
Flasche	júg	—
Flaschenkürbiß	e-júg	—
Buch	e-ting	—
Koffer	kóba	—
Gürtel der Eingeborenen	túr	—
Schürze	goál	—
Fischangel	katschín-mata	—
Musikinstrument	katscháng	—
Lügner	lakumpót	—
Schildkröte	katschínipút	masána
Mosquito	—	namu
Name	—	koái-to máre
wie ist Ihr Name?	idiatum?	—
wer sind Sie?	itsch-kowa?	—

Gegenstand	Puynipet	Sikayana	Gegenstand	Puynipet	Sikayana
Reise	—	mamao	wir	—	kohutóha
weiß	but-a-but	mah	du	—	akói
ein Weißer	ulyn-way	tamamáh	er	—	támala
schwarz	tontol	úri	ihr	num	akói
ein Schwarzer	—	lama-úri	sie	kowa	—
roth	witáta	éula	alle, alles	karutschia	kohu-tóhu
blau, grün	—	éui	viel (Menge)	matóto	—
gelb	—	kekána	viele, vieles	—	tama-ki
groß	lappiláp	naniu	selten	malólo	—
klein	madigídig	líki-líki	wo?	éa?	—
stark	—	fai-máfi	wer?	—	séa?
jung	—	táne	wer ist da?	—	séa-té?
junger Mann	—	tama-táne	welches, welchem	itsch	—
gut	mamó	eláui	was?	tá?	—
lang	mariri	—	was kostet das?	tá-ban-pyn?	—
kurz	mutamút	—	heute	raánawit	tai-jáu
alt	—	matúa	heute Nacht	nibung	—
weit	maloút	ma-máo	nahe	—	táu-primái
erschrocken, ängstlich	matschek	—	gestern	ijéo	na-náfi
			vor langer Zeit	kelanéjo	—
schlecht	metschiwate	fa-kino-kino	morgen	lo-kúp	tea-sóake
hübsch	katschalell	eláui	ja	—	oh
häßlich (schlecht)	—	fa-kino-kino	ich weiß	niejerira niki	—
krank	tschú-mó	éisu	nein	tschó	séai
lebendig	—	eláui	ich weiß nicht	ni-tyraniki	—
todt	metschilár	kumáte	wie heißt dies?	togata met?	—
ein Todter	hóni	—	genug, das ist genug	ári	—
übel riechen	—	puráu			
kalt	—	makalili	es giebt nichts mehr davon	allatscher	—
warm	kara	mafána			
heiß	kara-kara	—	schnell	bit-a-bit	—
ich, mir	nej	enáu	eins	aát	táhi

Gegenstand	Puynipet	Sikayana
zwei	ári	rúah
drei	tschil	tórah
vier	abáng	fáh
fünf	eliim	límah
sechs	oán	ono
sieben	etsch	fitu
acht	ewál	wáru
neun	atúu	siwo
zehn	katingúl, etschak	katáwa
elf	katingúl-aát	katáwa-táhi
zwölf	katingúl-ári	katáwa-rúah
dreizehn	katingúl-etschil	katáwa-tórah
zwanzig	ri-etschak	mata-rúah
dreißig	tschíl-etschak	mata-tórah
vierzig	pa-etschak	mata-fáh
fünfzig	liím-etschak	mata-líma
sechzig	oán-etschak	mata-ono
hundert	a-búki	low
200	ri-a-búki	ruah-low
300	tschil-a-buki	—
1000	ket	katawa-low
5000	liím-a-ket	—
2.505	ri-a-ket-liím-a-bú-ki-eliím	—
5.090	liím-a-ket-atúu-etschak	—

Gegenstand	Puynipet	Sikayana
4.440	pa-a-ket-pa-a-búki-pa-etschak	—
3.030	tschil-a-ket-tschil-etschak	—
9.740	atúu-a-ket etsch-a-búki, pa-etschak	—
10.990	núu-atúu-a-búki-atúu-etschak	—
essen	namenám	kái
trinken	—	únu
laufen	—	sáiré
tanzen	—	ánu
gehen	gota	anáu
aus Land gehen	gota-nan-tscháp	—
hinaufgehen	gota-wái	—
hinabgehen	goti-wái	—
ich gehe an Bord	—	anáu-gafáno
ich gehe fort	ny-ban-tschumelá	—
wo gehen Sie hin?	go-lija?	—
geh fort!	hugo-wái!	—
steh auf!	húta!	—
warte!	huti-mas!	—
setzen Sie sich	mónti	—
legen Sie sich	wenti	—
schreiben (tättowiren)	ting	—

Gegenſtand	Puynipet	Sikayana	Gegenſtand	Puynipet	Sikayana
ſingen	—	bésse	ſtehen	—	masáni
ſchlafen	merilák	mói	kommen	tongata	harrimái
ſprechen	lokía	tala-tála	komm zurück!	broto	—
ſehen	kalang	tóka	komm her!	ky-to	—
lieben	bukka-bukka	anáu-fifái-kiákoi	baden	tú-tu	—
			bringen	wáta	—
ich liebe es nicht	íkah	—	nehmen	wáwai	—
tödten	kumméla	likí-tía	ſchlafmüde	loátsch	—
es riecht übel	—	pur áu	geben	kiáng	—
ſtehlen	lyppiráp	—	gebt mir!	kitá	—
ſitzen	—	nófo	ihr gebt	kowa-kiáng	—

Condiman


Canto.
Piano.
Sa la cad n͠g u so
la sin sa câ ta tac ni an ni-ong mu so li na sa ri
ha los ma loua na ang dib dib at ba toc ba quin mai clí na

tagalisches Volkslied.

II.



Formular und Uebersetzung des von d
in chinesischer u

止而主人不得藉
到亞灣拿照
但我將來受主人
允肯將立此合同

Nombre .... Provincia..........
Edad .... Profesion.. .....

DIGO YO.. natural.........
en China, de edad de............años, que he convenido co
se espresa en las clausulas siguientes:

1ª. — Quedo comprometido desde ahora á embarcarr
la Isla de Cuba en el buque que me señale dicho Señor.

2ª. — Quedo igualmente comprometido y sugeto por
á trabajar en dicho pais de la Isla de Cuba á las orden
COLONIZADORA ó á las de la persona á quien traspasare
cual la faculto, en todas las tareas alli acostumbradas, en
ciones, ó en donde quiera que me destinen, sea en casas
mientos de cualquiera clase de industria y artes, ó bien e
tales, sitios, potreros, estancias y cuanto concierne á las la
sea de la especie que fueren.

3ª. — Los ocho años de compromiso que dejo cont
espresados en la clausula anterior, principiarán á contar
siguiente al de mi llegada al puerto citado de la HABANA,
en buena salud, y desde el octavo dia siguiente al de m
enfermeria, caso de llegar enfermo ó incapaz de trabajar
barco.

4ª. — Las horas en que he de trabajar dependerán de
se me dé, y segun las atenciones que dicho trabajo requi
arbitrio del patrono á cuyas ordenes se me ponga, siem
horas seguidas de descanso cada 24 horas, y el tiempo p
comida y almuerzo, con arreglo á lo que en estas necesi
mas trabajadores asalariados en aquel pais.

5ª. — Ademas de las horas de descanso, en los dia
hacerseme desempeñar en los Domingos mas lavores que
ticadas en tales dias segun la indole de los que haceres e

6ª. — Me sugeto igualmente al orden y disciplina que
cimiento, taller, finca ó casa particular adonde se me d
sistema de correccion que en los mismos se impone por
constancia en el trabajo, de obediencia á las ordenes de
representantes, y por todas aquellas, cuja gravedad no hag
de las leyes.

7ª. Por ninguna razon ó por ningun pretesto podré,
por los cuales quedo comprometido en este Contrato, nega
que me tome, ni á evadirme de su poder, ni á intentarlo siqu
ni mediante ninguna indemnizacion, y para significar mas
necer bajo su autoridad en los limites que en este Contrato
ahora el derecho de rescision de Contrato que otorgan á l
27 y 28 de las Ordenanzas sobre colonizacion promulgadas
YSABEL 2ª. en 22 de Marzo de 1854, y el que pudieran ot
ley ó disposiciones que en lo sucesivo se publicasen.

8ª. — En cuanto á casos de enfermedad convengo
escede de una semana se me suspenda el salario, y que
rerme hasta mi restablecimiento ó lo que es igual, hasta
ocuparme en el servicio de mi patrono, no obstante el ten
44 y 45 del Reglamento citado, pues tambien renuncio al
otorgarme para ninguna otra ecsigencia que solo á fuerza
largos pudiera llegar á justificarse ó á ser reprovada.

Dn. F. VELEZ se obliga por su parte para conn

1ª. — Áque desde el dia en que principien á contar
compromiso, principie tambien á correrme el salario de c

119° 12′ O. von Gr. erhalten wurd dtung so wie die Stärke des Windes sind das Resultat
für 1h — 0·004, 2h + 0·005 gischen Journals und des Tagebuches des Commodore.

)inesischen Auswanderern vor ihrer Einschiffung in Macao unterzeichneten, id spanischer Sprache ausgefertigten Dienstvertrages.

Name .... Provinz ....

Alter .... Handwerk ....

, taga

II. n Dn. F. VELEZ lo que

ne para la HABANA en

el termino de ocho años
es de la SOCIEDAD LA
este Contrato para lo
si nong el campo, en las pobla-
particulares, estableci-
n ingenios, vegas, cafe-
bores urbanas y rurales

raidos en los terminos
se desde el octavo dia
siempre que yo llegare
salida del hospital ó
al tiempo de mi desem-

la clase de trabajo que
era, lo cual queda al
pre que se me dén mis
eciso a demas para la
dades inviertan los de

sa ring s de trabajo, no podrá
las de necesidad prac-
n que me ocupen.
e observe en el estable-
estino, y me someto al
faltas de aplicacion y
los patronos ó de sus
precisa la intervencion

durante los ocho años
mis servicios al patron
iera por ninguna causa,
mi voluntad de perma-
le doy, renuncio desde
os colonos los Articulos
por S. M. la Reina DA.
orgarle cualquiera otra
ma

y estipulo, que si esta
este no vuelva á cor-
que mi salud permita
or de los Articulos 43,
derecho que pudiesen
de tramites costosos y

nigo:
se los ocho años de mi
atro pesos al mes.

Ich Unterfertigter ...., gebürtig aus .... in China, ...Jahre alt, bin mit Don F. Velez über die nachfolgenden Bedingungen übereingekommen:

1. Verpflichte ich mich von heute an, mich nach der Havana auf der Insel Cuba einzuschiffen, und zwar in jenem Schiffe, welches mir genannter Herr bestimmen wird.

2. Verpflichte und unterwerfe ich mich gleichfalls für den Zeitraum von acht Jahren in genanntem Lande auf der Insel Cuba nach den Befehlen der Colonisations-Gesellschaft oder jenen der Person, in deren Hände dieser Vertrag übergehen sollte, zu arbeiten und mich allen den daselbst gebräuchlichen Beschäftigungen im Felde, in den Ansiedlungen, oder wohin man mich sonst bestimmen mag, zu unterziehen, sei es in Privathäusern oder bei irgend welchen industriellen Unternehmungen, oder auch in Fabriken, Pflanzungen, Kaffeegärten, auf Landsitzen, Weideplätzen, kurz allen wie immer Namen habenden städtischen und ländlichen Arbeiten, was immer für einer Art sie auch wären.

3. Die acht Jahre, während welchen ich mich unter den im vorgehenden Paragraph ausgedrückten Bedingungen zu arbeiten verpflichte, werden acht Tage nach meiner Landung im genannten Hafen der Havana beginnen, immer vorausgesetzt, daß ich in guter Gesundheit anlange, oder am achten Tage nach meiner Entlassung aus dem Krankenhause, im Falle ich zur Zeit meiner Ausschiffung krank oder arbeitsunfähig sein sollte.

4. Die Stunden, während welchen ich zu arbeiten verpflichtet bin, hängen von der Art der Arbeit ab, die mir zugewiesen werden wird, und von der Sorgfalt, welche dieselbe erfordert, was dem freien Willen (arbitrio) des Herrn überlassen bleibt, unter dessen Befehle ich gestellt werde, vorausgesetzt, daß man mir alle 24 Stunden meine auf einander folgenden Stunden der Ausruhe gewährt und außerdem die nöthige Zeit zum Frühstück und Mittagsmahl, wie diese für die übrigen bezahlten Arbeiter in jenem Lande bestimmt ist.

5. Außer diesen Ruhestunden während den Arbeitstagen, kann ich auch an Sonntagen nicht zu mehr Arbeit verpflichtet werden, als die Nothwendigkeit an jenen Tagen, nach dem Ermessen meiner Arbeitgeber, erheischt.

6. Ich unterwerfe mich gleichfalls der Ordnung und Disciplin, welche in dem Etablissement, der Werkstätte, dem Pachthofe oder Privathause besteht, wohin man mich bestimmt, und unterziehe mich gleichfalls dem System der Bestrafung, welches in denselben wegen Mangel an Fleiß, Ausdauer bei der Arbeit, wegen Ungehorsam gegen die Befehle der Herren oder ihrer Stellvertreter, sowie für alle jene Vergehungen, deren Größe nicht die Intervention der Gesetze erfordert, in Anwendung ist.

7. Aus keinem Grunde und unter keinem Vorwande kann ich während der achtjährigen Dienstzeit, für welche ich mich in diesem Contracte verpflichte, meine Dienste dem Herrn verweigern, der mich nimmt, noch mich seiner Gewalt durch die Flucht entziehen, noch aus irgend einer Ursache oder für irgend eine Entschädigung gegen denselben klaghaft zu werden, und um noch ausdrücklicher meinen Willen kund zu geben, in den, in diesem Contracte vorgezeichneten Grenzen unter seiner Autorität zu bleiben, entsage ich von jetzt an dem Rechte der Umstoßung des Contractes, welche den Auswanderern die Artikel 27 und 28 der von Ihrer Majestät der Königinn Donna Isabella am 22. März 1854 erlassenen „Ordonnanzen über Colonisation" gewähren, sowie auch jenen Rechten, welche den Auswanderern irgend ein anderes in der Folge publicirtes Gesetz oder officielle Verfügungen gewähren könnten.

8. Was Krankheitsfälle betrifft, so bestimme ich und erkläre mich einverstanden, daß, wenn diese eine Woche überschreiten, mein Lohn eingestellt und so lange suspendirt bleiben soll, bis zu meiner Wiedergenesung, oder was das nämliche ist, bis zur Zeit, wo meine Gesundheit mir wieder im Dienste meines Herrn zu arbeiten gestattet, ohne Rücksicht auf die Artikel 43, 44 und 45 des erwähnten Gesetzes, 2c. 2c.

Don F. Velez verpflichtet sich seinerseits gegen mich:

1. Daß vom Tage an, wo meine achtjährige Dienstzeit anfängt, auch mein Lohn von monatlich 4 spanische Piaster zu zählen beginnt.

2. Daß mir an Nahrungsmitteln täglich acht Unzen gesalzenes Fleisch und 21/.

Map ... en Teifun.

Die Bahn des Teifuns ist er Entstehung des Teifuns gemäß nach dem Gesetze der
demselben ziemlich gut, wenn man Drehung nothwendig voraussetzen lassen. Indeß, weil
punkte liegen, von der Voraussetzu bei der Bildung einer Cyklone thätig sind, so müssen
der That nicht sein kann, indem d ttelpunkte, welche für dieselben als Theile eines Kreises
erklärt sich, daß die in der Zeichnu he der entstehenden Cyklone angehört.
folgen, während ein solches je na Unterschied in der Temperatur der Luft fühlbar; das
sind die Fehler, welche in der Auf 6° C. gesunken; östliche Brisen traten ein und der
dieser Beziehung und vorzüglich in Jahreszeit. Am 17. August war noch schönes Wetter,
Winkel mit dem gezogenen Halbme

In der Wirklichkeit war a Himmel; schwärzer in der Richtung NO. Um 8h nehmen
Zeichnung andeutet und als im All N. zu O., der Himmel umwölkt sich mehr, die Wolken
Drehung des Windes sich ergiebt, punktes. Um Mitternacht zwischen 18. und 19. August

In unserem Falle sind die a zuweichen und an deren südliche Seite zu gelangen.
Beobachtungen der Windrichtungen r Himmel mit beschränktem Horizonte; der ganze Him-
ganz sicher, wenn schon die relativer Wolke. Blos in der Richtung des Mittelpunktes ist ein

Die Beobachtungen der Wi h 4h bis 8h hüllt uns die Nebelwolke vollkommen ein,
geben verkehrte Resultate, nämlich twährende Windstöße, feiner Regen oder aufgelöstes
einen Mittelpunkt ergeben würde, de n vom Winde völlig enthauptet, sobald sie sich erheben.
Windrichtung für 6h Nachmittags d O. ab, der Horizont vergrößert sich.
nahezu parallel mit dem gehaltenen e Wolkenbänder, welche Kreisabschnitte bilden. Masten
sich ergeben konnten. Zudem bildete
und großen Insel Okinawa-Sima, d die Richtungen des Windes am jeweiligen Orte des
Es sind bei Bestimmung der Bah g des Windes während des Orkans.

		20. August.		
Stunden	Mittlerer Luftdruck	erer ruck	Windrichtung	Wind-stärke
1	29·908	51	W. z. S. 1/2 S.	9
2	912	68	W. z. S.	9
3	915	75	W. z. S.	9
4	917	13	W. z. S.	9
5	914	37	WSW.	7·5
6	913	57	SW. z. W.	7
7	909	57	SW. 1/2 W.	6
8	899	71	SW.	6
9	886	89	SW. 1/2 S.	6·5
10	878	05	SW. 1/2 S.	6·5
11	869	12	SW. 1/2 S.	6·5
12	860	15	SW. 1/2 S.	6·5
1	852	20	SW. z. S.	5·7
2	858	82	SW.	5·5
3	848	48	SW.	5·5
4	834	44	SW.	5·5
5	817	89	SW. z. S.	5·5
6	808	82	SW. z. S.	5·5
7	810	42	SW. z. S.	5·5
8	812	54	SW. z. S.	5·5
9	812	67	SW. 1/2 W.	5·5
10	806	86	SW. 1/2 W.	5·5
11	795	75	SW. 1/2 W.	5·5
12	784	81	SW.	5·5

Die Barometerangaben sind , $1^h - 0·008$, $2^h + 0·007$, $3^h + 0·021$, $4^h + 0·025$,
so wie auf den Meeresspiegel redu ·008, $10^h - 0·014$, $11^h - 0·015$, $12^h - 0·011$. Die
wie solche aus den Beobachtungen n an die Beobachtungen angebracht, zu den hier bereits
119° 12′ O. von Gr. erhalten wurd chtung so wie die Stärke des Windes sind das Resultat
für $1^h - 0·004$, $2^h + 0·005$ gischen Journals und des Tagebuches des Commodore.

Unterschieden und nach der entworfenen Bahn.

Nach der entworfenen Bahn der Cyklone ergeben sich für die folgenden Zeiten nachstehende Entfernungen mit den aus der Beobachtung hervorgehenden Barometerhöhen und Unterschieden. Wie es für die Winde geschehen, so wurde auch hier das Mittel von drei auf einander folgenden stündlichen Barometer-Beobachtungen als der mittleren Stunde entsprechend angenommen.

			Entfernung	Luftdruck	Unterschied	Entfernung nach dieser Curve
1	17. August 1858	4^h a. m.	336 Meilen	29·915 engl. Zoll	—	336
2	„ „ „	Mittag	297 „	860 „	0·055	300
3	18. „ „	Mitternacht	265 „	783 „	132	257
4	„ „ „	6^h a. m.	230 „	737 „	178	233
5	„ „ „	9^h a. m.	205 „	667 „	248	205
6	„ „ „	6^h p. m.	153 „	438 „	477	153
7	19. „ „	3^h a. m.	140 „	335 „	580	138
8	„ „ „	5^h a. m.	148 „	364 „	551	142
9	„ „ „	8^h a. m.	146 „	373 „	542	143
10	„ „ „	Mittag	125 „	296 „	619	130
11	„ „ „	3^h p. m.	123 „	238 „	677	122
12	„ „ „	6^h p. m.	134 „	222 „	693	138
13	„ „ „	9^h p. m.	148 „	235 „	680	144
14	20. „ „	Mitternacht	183 „	296 „	619	183
15	„ „ „	6^h a. m.	313 „	29·450 „	465	313

Das Minimum des Druckes wäre nach der Curve 28·795, dürfte aber in der Wirklichkeit geringer gewesen sein. Bei dieser Curve wird angenommen, daß alle Halbmesser von der kürzesten Entfernung, so wie jene nach der kürzesten Entfernung, für eine und dieselbe Hälfte der Cyklone in allen Richtungen gleiche Werthe geben, was streng genommen nicht richtig ist, da eine Cyklone die Kreisform nur in großer Nähe des Mittelpunktes beibehalten dürfte. In größerer Entfernung nimmt sie eine Eiform an, wie schon die Barometer-Unterschiede beweisen, die, wenn die Cyklone kreisförmig wäre, für gleiche Entfernungen vom Mittelpunkte gleich sein müßten, was bekanntlich nie der Fall ist, da der Barometerstand für den vorderen Theil einer Cyklone immer schneller gegen den Mittelpunkt fällt, als er in der zweiten Hälfte wieder steigt.

Aus diesem Grunde dürften auch die Entfernungen, welche der Bahncurve entnommen wurden, zu groß sein, besonders aber jene, welche nahezu senkrecht auf die Richtung der Bahn sind, weil die auf die Windrichtungen errichteten Senkrechten sich in größerer Entfernung schneiden, als der Mittelpunkt liegt.


Stanford University Libraries
3 6105 020 090 739



